Werke

Johann Wolfgang von Goethe, Ludwig Geiger

KJ26805

Digitized by Google

Digitized by Google

Goethe's Werke.

Herausgegeben

von

Ludwig Geiger.

Neue Ausgabe.

Sechster Band:

Einleitung. — Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Sechste Auflage.

Digitized by Google

Digitized by Google

Goethe's Werke.

Herausgegeben

von

Ludwig Geiger.

Neue Ausgabe.

Sechster Band

bearbeitet von Moritz Ehrlich.

Sechste Auflage.

Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1893.

Digitized by Google

KD26405

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
REV. ELWOOD WORCESTER
OCT. 16, 1940

Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Einleitung.

Digitized by Google

Allen Erzeugnissen des Goethe'schen Genius, sie mögen dichterischer oder wissenschaftlicher Art sein, sie mögen in sich abgeschlossene persönliche Stimmungen oder stetig fortlaufende Lebensoffenbarungen enthalten, sie mögen Menschenschicksal und Weltwesen zum Gegenstand haben, körperlose Gebilde der Phantasie zur Darstellung bringen, Betrachtungen über Denken und Handeln zur Weisheit abklären oder die flüchtigen Erscheinungen der lebendigen wie der leblosen Natur auf die Nothwendigkeiten feststehender Gesetze zurückführen, ihnen allen ist ein gemeinsames Merkmal aufgeprägt, welches sie von den Werken aller anderen Dichter und Denker unverkennbar unterscheidet. Es ist dies die vollständigste gegenseitige Durchdringung von Geist und Natur, der reinste Zusammenklang des Menschen und der Welt, die vollkommene Uebereinstimmung des Bewußtseins mit der Empfindung, die untrennbare Einheit des Dichtens und Lebens. Ihr Wesen ist wie ihr Ursprung. Sie behandeln keine willkürlich aus der Geschichte oder der umgebenden Wirklichkeit aufgegriffene Ereignisse, noch berechnete Erfindungen des allein auf Wirkung zielenden Verstandes; sie haben ihre Wurzeln nicht in dem Kopf, sondern in dem Herzen des Dichters. Die Außenwelt giebt die Anregung, aber ihr voran schon ging eine innere Stimmung des Gemüthes, welche nur jener Ergänzung bedurfte, um sich zum Ausdruck zu gestalten. Der Keim entspringt aus der Empfindung, aus der Erfahrung saugt er den Nährstoff, und im Hervorsprossen bildet die Pflanze sich selbst die ihr gemäße nothwendige Form. So steckt in jeder seiner Gestalten der Dichter, ohne doch mit ihr identisch zu sein; so sind die Empfindungen und Ideen, die er ausspricht, seine eigenen, aber aus der Enge der Persönlichkeit befreit und zur allgemeinen Geltung erhoben; so ist

Digitized by Google

die Welt, die er ſchildert, die von ihm wirklich geſehene, aber ihres alltäglichen Gewandes entkleidet und als reine Wahrheit in den Schleier der Dichtung gehüllt.

Dieſes Doppelverhältniß ſeiner Werke zu ſeinem Innern und zur Welt bezeichnet Goethe ſelbſt, wenn er von ſeinen Liedern ſagt, ſie ſeien „Gelegenheitsgedichte", wenn er die Mittheilungen aus ſeinem Leben „Wahrheit und Dichtung" nennt, wenn er vom „Werther" geſteht, er enthalte eine „Beichte".

Auch vom erſten Buche des „Wilhelm Meiſter" ſpricht Goethe in einem Briefe an Herder vom 13. Juni 1794 als von einer „Pſeudoconfeſſion", die er ſich vom „Herzen und Halſe" ſchaffen wolle, wie er denn auch gegen Schiller mit Bezug auf daſſelbe Werk äußert, daß er „nichts ſchreiben könne, als was ihm auf dem Herzen brenne". Freilich tritt in dieſem Romane, je weiter er fortrückt, immer mehr des Dichters Beſtreben auf, den perſönlichen Antheil ſeines Weſens zu verdecken und abzuſchwächen. Er nennt dies in dem Briefe vom 9. Juli 1796 „einen gewiſſen realiſtiſchen Tic, durch den er ſeine Exiſtenz, ſeine Handlungen, ſeine Schriften den Menſchen aus den Augen zu rücken behaglich finde". „So werde ich", heißt es dort weiter, „immer gerne incognito reiſen, das geringere Kleid vor dem beſſern wählen und in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutendern Gegenſtand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtſinniger betragen, als ich bin, und mich ſo, ich möchte ſagen, zwiſchen mich ſelbſt und zwiſchen meine eigene Erſcheinung ſtellen.

So ſehr dies nun auch im „Wilhelm Meiſter", mitunter ſogar zum Schaden der Verſtändlichkeit des Einzelnen, geſchehen iſt, ſo iſt doch der Zuſammenhang des Werkes mit dem eigenſten Innern des Dichters überall durchzufühlen; zumal der Beginn deſſelben, die Wurzel der Pflanze, zeigt ſogar noch deutliche Ueberreſte des Erdreiches, aus welchem ſie hervorgeſproßt iſt.

Um die Geſtalt des „Wilhelm Meiſter" in der Einbildung des Dichters hervorzurufen, mußten der Drang ſeines eigenen Buſens und die Richtung des Zeitgeiſtes zuſammentreffen. Beide gingen auf reine Menſchlichkeit, auf Befreiung des Individuums von den Feſſeln, welche ihm die Vorurtheile des Standes und der Sitte auferlegen, auf Bethätigung des natürlichen Rechtes der Selbſt-

Digitized by Google

bestimmung, auf Entfaltung und Durchbildung der vollen Persönlichkeit. In der Wirklichkeit stellten die gesellschaftlichen Zustände der damaligen Zeit diesem Bestreben des Einzelnen die stärksten Hindernisse entgegen. Noch waren die verschiedenen Stände durch die strengsten Schranken von einander getrennt und jeder für sich in bestimmte Kreise gebannt. Von dem Bürger verlangte man wie von dem Bauern gewisse allgemeine Tugenden seiner Klasse; was der Mensch an sich war, danach wurde bei ihnen wenig gefragt. Der Handwerker, der Kaufmann, selbst der Gelehrte galten nur so viel, als sie leisteten. Thätigkeit und Besitz, Amt und Beruf gaben dem Einzelnen seinen Werth in der Gesellschaft; eine harmonische Ausbildung seines Geistes und Herzens wurde ihm weder zugemuthet noch ermöglicht. Einzig die Angehörigen des Adels, welcher in einer Art höhern, von den nächsten Bedürfnissen des Erwerbes unabhängigen Daseins lebte, hatten das Vorrecht, die Anlagen ihrer menschlichen Natur ohne Rücksicht auf die Forderungen der Nützlichkeit in schönem Gleichgewicht heranzubilden und eine eigene Persönlichkeit in sich zur Geltung zu bringen. Waren die Meisten derselben auch innerlich weit davon entfernt, das Wesen dieses Vorrechts zu erkennen und zu bewähren, so stellten sie doch wenigstens in der Form ihres Lebens und Verkehrs das Ideal einer freien, in sich selbst beruhenden Individualität dar, welches zu erreichen der minder begünstigte Bürgerliche durch Geburt und Erziehung, durch einseitige Thätigkeit und beschränkte Berufspflichten von vornherein verhindert war.

Diese Schranken zu durchbrechen, den starren Ueberlieferungen der Convention das lebendige Recht der Natur gegenüberzustellen, dem Individuum seine Selbstbestimmung wiederzugeben und den menschlichen Kern aller Lebensverhältnisse aus den verdorrten Hüllen gesellschaftlicher Vorurtheile herauszuschälen, waren schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bedeutende Geister, namentlich in Frankreich, durch ihre Schriften bemüht gewesen, am erfolgreichsten Rousseau, dessen Gedanken auf die Literatur der Sturm- und Drangperiode und besonders auf Goethe's geistige Entwicklung von nachhaltigem Einfluß gewesen sind. Dieser allein von den modernen Franzosen sagte ihm während seines Aufenthaltes in Straßburg wahrhaft zu, aber zugleich bewahrte ihn schon damals die eifrige

Beſchäftigung mit Shakeſpeare, deſſen ganzen Hamlet er ſogar ſeinen Seſenheimer Gäſten an einem Abend ununterbrochen vorlas, vor der Hingabe an die rohe Natur, indem ſie ihn zu höheren, freieren und ebenſo wahren als dichteriſchen Weltanſichten vorbereitete.

In Goethe traf jene Richtung der Zeit mit einem mächtigen Drange ſeiner eigenen Natur zuſammen. Seine erſten großen Werke: „Götz", „Werther", „Stella", die Anfänge des „Fauſt", legen hierfür das beredteſte Zeugniß ab. In des Dichters Perſönlichkeit wie in dem Zuſtande der Geſellſchaft war damals „ein unbedingtes Beſtreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, bemerkbar". Aber je mehr ſeine eigene Natur ſich abklärte, um ſo mehr nahmen auch ſeine Schöpfungen eine harmoniſche Geſtalt an. An die Stelle eines ſchroffen Gegenſatzes zu den geſellſchaftlichen Zuſtänden trat das Beſtreben, dieſelben allmählich mit den berechtigten Forderungen des Individuums in Uebereinſtimmung zu bringen. Wie Goethe ſpäter ſich in der wiſſenſchaftlichen Betrachtung der Natur als ein Feind alles Gewaltſamen erwies, ſo ſah er auch die Möglichkeit, das Verhältniß des Menſchen zu ſeiner Umgebung zu vervollkommnen, nur auf dem naturgemäßen Wege ſtetiger Entwicklung und Umwandlung. Das Beſtehende behielt ſein Recht, nur wurde „an deſſen Verbeſſerung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verſtändigen gewirkt"; dem Individuum blieb die freie Selbſtbeſtimmung, aber es hatte dieſelbe erſt durch volle Selbſterkenntniß und weiſe Selbſtbeſchränkung zu erkaufen.

Mußten in den Erſtlingswerken des Dichters ſeine Helden an der Ueberſpannung ihrer perſönlichen Anſprüche, an dem Mißverhältniß zwiſchen den Forderungen ihrer Natur und den Satzungen der Welt zu Grunde gehen, ſo konnte „Fauſt" an dieſer Klippe vorübergeführt und durch Läuterung ſeines Strebens ans erwünſchte Ziel gebracht werden, ſo konnte in ähnlicher Art, wenn auch in einem untergeordnetern Kreiſe „Wilhelm Meiſter" durch Irrthum zur Erkenntniß, durch Fehl zur Vervollkommnung, durch Beſchränkung zur Freiheit gelangen. Die Grundanſchauungen dieſer beiden Werke zeigen eine unverkennbare innere Verwandtſchaft; man könnte eine Parallele zwiſchen ihnen bis in manche Einzelheiten durchführen; nur daß bei der Vergleichung das Uebermenſchliche des „Fauſt" auf die ſehr menſchlichen Dimenſionen des „Wilhelm Meiſter" reducirt

werden müßte. Um nur Eines zu berühren, so haben Faust und Wilhelm dieses Bedeutsame mit einander gemein, daß sie, um zur Befriedigung des Lebens zu gelangen, ihren Durchgang durch die Kunst nehmen müssen. Was am Faust symbolisch vollbracht wird, das erfährt Wilhelm an sich in der Wirklichkeit. In Beiden wird die ethische Erziehung durch die ästhetische vermittelt. Wie Faust, von der Sehnsucht nach dem Schönheitsideal hingerissen und durch unabläßiges Streben in den Besitz desselben gelangt, dennoch nicht in ruhigem Genuß bei demselben verweilen darf, sondern den Begriff der schönen Menschlichkeit, den er dadurch errungen, in edler Thätigkeit zum Besten eines freien Volkes bewähren muß, so läßt auch Wilhelm die Welt des schönen Scheins, in der er das Ziel seiner Ausbildung gesucht, hinter sich, um als Mitglied einer frei organisirten gemeinnützigen Gesellschaft die Befriedigung seines menschlichen Strebens in der wirklichen Welt zu finden.

Bot sich so für „Wilhelm Meister", um den Uebergang vom Bild des Lebens in das Leben selbst zu vermitteln, die Schauspielkunst als innerlicher Anknüpfungspunkt von selbst dar, so gab sie dem Dichter nicht minder die äußere Anregung zu seinem Werke. Dasselbe weist auch darin eine Aehnlichkeit mit dem „Faust" auf, daß seine Keime in eine frühe Zeit zurückreichen und seine Ausführung mit verschiedenen Unterbrechungen eine beträchtliche Anzahl von Jahren in Anspruch nahm. Wenn wir hier von den „Wanderjahren" noch absehen, so liegen zwischen der Vollendung des eigentlichen Romans, Ende 1796, und der Niederschrift des Anfanges, welcher in den Beginn des Jahres 1777 fällt, nicht weniger als volle zwei Jahrzehnte. Als Goethe im Jahre 1775 nach Weimar übersiedelte, war die deutsche Schauspielkunst, deren Geburt kaum über dreißig Jahre zurückdatirte, in voller kräftiger Jugendblüthe. Ihr Begründer Eckhof kam zu derselben Zeit in des Dichters Nähe nach Gotha; Schröder stand auf dem Gipfel seines Ruhmes; Iffland und Fleck verließen aus Liebe zur Kunst beide im Jahre 1777 das Studium der Theologie und betraten, Jener ebenfalls in Gotha, Dieser in Leipzig, die Bühne. Andere unterrichtete Jünglinge fühlten sich, mehr durch den Drang nach Ruhm und freierer Bewegung als durch wahres Talent, begeistert, ihrem Beispiele zu folgen. Goethe selbst empfand von Jugend auf eine lebhafte Neigung

für das Theater und wurde gleich in der ersten Zeit seines Weimarer Aufenthaltes veranlaßt, auf der herzoglichen Liebhaberbühne, für die er als Dichter thätig war, auch als Schauspieler aufzutreten. Er hatte sich mit allen Einzelheiten der Schauspielkunst genau bekannt gemacht, nicht weil er sich einen Beruf zu deren Ausübung zuschrieb, sondern um seine Erfahrungen gelegentlich zur dichterischen Darstellung dieses Wesens zu verwenden. Dies wollte er denn in seinem „Wilhelm Meister" thun. In einem Briefe vom 5. Juni 1778 bittet er seinen Freund Merck, welcher eben in seiner „Geschichte des Herrn Oheims" das Wirthschaftswesen des Landedelmannes behandelt hatte, ihm „weder mittelbar noch unmittelbar ins theatralische Gehege zu kommen", da er selbst das Theaterwesen in einem Roman vorzutragen gedenke, dessen erstes Buch bereits fertig sei. Den Anfang desselben hatte er Merck schon im September des vorangegangenen Jahres gezeigt. Vom Theater muß also damals darin noch nicht die Rede gewesen sein. In der That geht aus einer Aeußerung Herder's hervor, daß der Beginn des Romans, abweichend von seiner jetzigen Fassung, mit der Erzählung von Wilhelms früherm Leben weiter ausholte. „Man lernte den jungen Menschen von Kindheit an kennen, interessirte sich für ihn allmählich und nahm an ihm Theil, auch da er sich verirrte." Aus Rücksichten der künstlerischen Form wurde dieser Eingang dann verändert, der Leser gleich mitten in das Verhältniß Wilhelms zu Marianen versetzt und aus dessen Kinderleben, so viel nöthig schien, nachgeholt. Wenn eine Andeutung, die von Goethe's Mutter herrührt, zuverlässig ist, so sollte nach dem ursprünglichen Plane der Roman mit einer Heirath Wilhelms und Marianens abschließen. Sei dem, wie ihm wolle, so ist doch soviel gewiß, daß der Dichter von vornherein nicht die Absicht hatte, sein Werk auf den engen Kreis des Theaterwesens allein zu beschränken und Wilhelm etwa nur durch den Dilettantismus zur wahren Kunstübung zu führen. Vielmehr bezeugt Goethe in seinen Annalen 1781—86 ausdrücklich, daß schon die Anfänge des „Wilhelm Meister", die lange geruht hatten, mit der Tendenz angelegt waren, daß der Held seine Theaterlaufbahn später als eine falsche Richtung erkennen sollte. „Sie entsprangen", heißt es dort, „aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit, daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der

Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn, abzustehen, er kann aber mit sich nicht ins Klare kommen und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht."

Aber stand auch diese Absicht schon damals im Allgemeinen fest, so bot doch die Ausführung im Einzelnen so große Schwierigkeiten, daß der Roman vier Jahre lang nur sehr wenig gefördert wurde, obwohl Frau von Stein den Dichter unablässig zur Fortsetzung des Werkes mahnte. In einem Briefe an sie vom 7. Juni 1780 sagt er von einer „Lieblingssituation", deren ganzen Detail er unterwegs auf einer Reise nach Gotha in sich hatte entstehen lassen: „Ich wollt gern Geld drum geben, wenn das Capitel von Wilhelm Meister aufgeschrieben wär'; aber man brächte mich eher zu einem Sprung durchs Feuer." Wahrscheinlich handelte es sich um das Schlußcapitel des jetzigen ersten Buches, welches wohl auch das damalige zweite Buch mit umfaßt. Erst im August 1782 ward dieses zweite Buch vollendet. Doch hatte der Dichter inzwischen auch schon für spätere Theile Studien nach der Natur gemacht, wie ebenfalls aus seinen Briefen an Frau von Stein hervorgeht.

So hatte er in dem Grafen und in der Gräfin Werthern, die er in Begleitung des Herzogs Karl August zuerst im Februar 1780 und dann wieder im März 1781 auf ihrem Schloß Neunheiligen besuchte, die Vorbilder zu seinem gräflichen Ehepaar gefunden, auf dessen Schloß die Handlung des dritten Buches spielt. Der Graf Werthern, welcher früher Gesandter in Spanien war, trug bei reichen Kenntnissen eine selbstgefällige Weisheit und Vornehmheit zur Schau, hatte in seinem Hause ein seltsam ceremonielles Wesen eingeführt und machte sich oft durch paradoxe Grillen lächerlich. „Seine Narrheit", schreibt Goethe am 7. März 1781, „nehm' ich für bekannt, und toll ist er noch nicht gewesen." Seine bedeutend jüngere Gemahlin, eine Schwester des preußischen Ministers von Stein, „ein zierliches Wesen", dabei „krank und für dies Leben verloren", hatte, „an den leidigsten Narren geschmiedet", in ihrer Ehe das Glück, das sie verdiente, nicht gefunden und flößte dem Herzog durch die großen Eigenschaften ihrer Seele eine tiefe Neigung ein. „In ihr", heißt es in einem Briefe Goethe's an seine Freundin

vom 10. März, „ist eine Richtigkeit der Beurtheilung, ein unzerstörliches Leben und eine Güte, die mir täglich neue Bewunderung und Freude machen. Sie ist dem Herzog sehr nützlich.“ Und am folgenden Tage: „Wie oft habe ich die Worte Welt, große Welt, Welt haben u. s. w. hören müssen und habe mir nie was dabei denken können ..... Dieses kleine Wesen hat mich erleuchtet. Diese hat Welt oder vielmehr sie hat die Welt, sie weiß die Welt zu behandeln (la manier) .... Sicher ihres Werths, ihres Rangs, handelt sie zugleich mit einer Delicatesse und Aisance, die man sehen muß, um sie zu denken. Sie scheint Jedem das Seinige zu geben, wenn sie auch nichts giebt .... sie lebt nur unter den Menschen hin, und daraus entsteht eben die schöne Melodie, die sie spielt, daß sie nicht jeden Ton, sondern nur die auserwählten berührt ..... es kleidet sie Alles, was sie sich von Jedem zueignet, und was sie Jedem giebt, thut ihm wohl ... Ich habe noch drei Tage und nichts zu thun, als sie anzusehen; in der Zeit will ich noch manchen Zug erobern.“ Ueber den Grafen fügt er nur hinzu: „So viel kann ich sagen, er macht mir meine dramatische und epische Vorrathskammer um ein Gutes reicher.“ Endlich am 30. März 1782, nachdem das Ehepaar längere Zeit in Weimar zu Besuch gewesen, berichtet er: „Die schöne Gräfin ist heute früh weg. Sie sieht aus und ist wie eine schöne Seele, die aus den letzten Flammenspitzen eines nicht verdienten Fegefeuers scheidet und sich nach dem Himmel sehnend erhebt“. Man wird aus diesen Aeußerungen die Aehnlichkeit mit den Gestalten des Romans leicht wiedererkennen.

Das dritte Buch, nicht ganz bis zur Hälfte des jetzigen zweiten reichend, wurde am 12. November, dem Geburtstag der Frau von Stein, fertig, der Goethe versprach, von da an jedes Jahr zu demselben Tage ein neues Buch zu vollenden. Auch gelang es ihm in der That, mit den nächsten drei Büchern diese Fristen einzuhalten. Dabei fuhr er eifrig fort, aus dem wirklichen Leben neuen Stoff für sein Werk zu gewinnen. Während eines Aufenthaltes in Leipzig im December 1782 sammelte er „recht schöne Data“ und ergänzte „verschiedene Lücken, die ihm fehlten“. Eine abenteuerliche Liebschaft, welche der Prinz Constantin, der jüngere Bruder des Herzogs, in Paris mit einer schönen Französin, Namens Darsaincourt, ange-

knüpft hatte, gab im Frühjahre 1783 die Grundzüge zu dem viel ſpäter geſchilderten Verhältniſſe zwiſchen Lothario und Lydie. Die Franzöſin, welche der Prinz nach Weimar vorausgeſchickt hatte, war vorläufig in der Oberförſterei Tannroda untergebracht worden, wo Goethe, von ihr um Rath und Beiſtand angerufen, ſie anfangs Mai beſuchte. Sie kehrte ſpäter, von ihren Hoffnungen enttäuſcht, nach Frankreich zurück. — Im nächſten Jahre kam der Prinz Heinrich von Preußen, welcher am 5. Juli 1784 mit Gefolge in Eiſenach eintraf und über Tafel verweilte, eben zurecht, um dem Dichter für das fünfte, jetzt dritte Buch, an welchem er gerade arbeitete, zu einer raſchen Skizze ſeines Prinzen zu ſitzen.

Als er das ſechste Buch, welches dem jetzigen vierten entſpricht, am 11. November 1785 abgeſchloſſen ſeiner Freundin überſandte, ſchrieb er ihr: „Möge es Euch ſo viel Freude machen, als es mir Sorge gemacht hat, ich darf nicht ſagen Mühe; denn die iſt nicht bei dieſen Arbeiten, aber wenn man ſo genau weiß, was man will, iſt man mit der Ausführung niemals mit ſich ſelbſt zufrieden.“ Wie weit ausſehend die Ausführung des Ganzen in ſeinem Geiſte war, zeigen ſeine weiteren Worte: „wenn es ſo fort geht, werden wir alt zuſammen, ehe wir dieſes Kunſtwerk beendet ſehen“. Das Werk war auf zwölf Bücher berechnet; den Plan zu den ſechs noch ausſtehenden ſchrieb Goethe noch am 8. December deſſelben Jahres auf und begann die Ausführung des ſiebenten, zu dem er die Hamletſtudien bereits im Sommer beendet hatte, im Mai 1786. Bald aber wurde der Dichter neben dem „zerſtreuten Leben“ und „tauſendfach zerſtückelten Arbeiten“, worüber er gegen Knebel klagte, noch von einer Durchſicht ſeiner früheren Werke für eine Geſammtausgabe ganz in Anſpruch genommen; die Fortſetzung des Romans gerieth ins Stocken, und kurz darauf brachte die italieniſche Reiſe vollends eine Unterbrechung auf mehrere Jahre. Zwar nahm Goethe außer den Manuſcripten von „Fauſt“, „Iphigenie“, „Egmont“ und „Taſſo“ auch das des „Wilhelm Meiſter“ in das gelobte Land mit, nach welchem ihn ſelbſt jene heiße Sehnſucht zog, die er in Mignons Lied: „Kennſt du das Land“ wohl zu gleicher Zeit ſo unwiderſtehlich ausſprach; allein der Aufenthalt daſelbſt, ſo große Bedeutung er in der Folge namentlich durch die Läuterung der Anſchauungen über Kunſt auch für die letzten Bücher des Romans ge-

wonnen, brachte demselben doch keine unmittelbare Förderung. Seine dramatischen Arbeiten waren es, welchen Goethe in Italien seine volle Kraft zuwandte. Dem Herzog, der sich theilnehmend bei ihm nach „Wilhelm Meister" erkundigte, antwortet er am 10. Februar 1787 aus Rom: „Ich habe das Wunderbarste vor. Ich möchte ihn endigen mit dem Eintritt ins vierzigste Jahr; da muß er auch geschrieben sein. Daß es auch nur der Zeit nach möglich werde, lassen Sie uns, wenn ich wieder komme, zu Rathe gehn." Es wurde nicht möglich. Auch nach der Rückkehr aus Italien lag dem Dichter vor Allem die Vollendung des „Tasso" und das „Fragment" des „Faust" am Herzen.

Erst Anfang 1791 nahm er auf Bitten der Herzogin Amalie und Herder's auch den „Wilhelm Meister" wieder auf; allein noch ganze drei Jahre hinderten die von dem Dichter übernommene Leitung des herzoglichen Theaters, seine Theilnahme an der Campagne in Frankreich, sowie die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Arbeiten die energische Fortsetzung des Werkes. Endlich schuf Goethe sich selbst einen äußern Zwang, indem er den Roman dem Buchhändler Unger als Fortsetzung seiner neuen Schriften zusagte. Vorerst mußten nun die vorhandenen sechs ersten Bücher druckfertig gemacht werden. Sie wurden zusammengedrängt, fast um ein Drittel verkürzt, zum Theil ganz umgeschrieben. Aus den früheren sechs Büchern wurden die jetzigen vier. Der Anfang erhielt eine neue, den Gesetzen künstlerischer Composition gemäße Gestalt, eine Aenderung, über welche Herder von seinem sittlichen Standpunkte aus mißliebig bemerkte: der Held erschiene jetzt gleich da, wo wir ihn nicht sehen möchten, und wir könnten uns seine Verirrungen nur durch den Verstand erklären. Im Juni 1794 wurde der erste Band, zwei Bücher enthaltend, zum Druck abgesendet.

Die kurz darauf erfolgende Bekanntschaft des Dichters mit Schiller sollte bald, wie für seine Produktion überhaupt, so besonders für seinen „Wilhelm Meister" eine Erfrischung und Erneuerung bedeuten. Dem rasch gewonnenen Freunde wurden die ersten beiden Bücher des Romans im Druck, die nächsten beiden in der Handschrift mitgetheilt und die folgenden vier, so wie sie nun rasch hintereinander in weniger als zwei Jahren der Vollendung nahe rückten, zur künstlerischen Beurtheilung und Berathung vor-

gelegt. Wie innig Schiller von dem bereits Fertigen entzückt wurde und mit welch hingebender Wärme er an dem noch Werdenden Antheil nahm, dafür sind in dem Briefwechsel der beiden so einzigen Freunde die erschöpfendsten und lehrreichsten Zeugnisse aufbewahrt. Von Allem, was über den Roman gesagt und geschrieben wurde, ist nichts so eindringend, klar und der Einsicht in seine künstlerische Gestaltung förderlich als dieser Briefwechsel, den Jeder nachlesen muß, dem es um ein tieferes Verständniß des Werkes zu thun ist. Namentlich Schiller's ausführliche Erörterungen in den Briefen vom 28. Juni bis 11. Juli 1796 nebst Goethe's Entgegnungen auf des Freundes Einwürfe und Rathschläge bleiben eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung nicht blos über den „Wilhelm Meister" selbst, sondern auch über die allgemeinen Principien, welche bei allen dichterischen Werken ähnlicher Art immer wieder in Frage kommen müssen. Ueber die philosophischen Ideen des Werkes wie über dessen künstlerische Composition, über deutliche Motivirung des Einzelnen wie über befriedigende Zusammenstimmung des Ganzen, über Entwicklung der Ereignisse wie über besondere Charakterzüge der Personen, über das nothwendige Verhältniß der Theile zu einander wie über den erforderlichen Eindruck auf den Leser wurde während der Arbeit selbst zwischen den Freunden mündlich und schriftlich auf das Unablässigste verhandelt. Mit liebevollstem Eingehen auf die Eigenthümlichkeit des Goethe'schen Genius, mit rückhaltloser Bewunderung für die schöne Harmonie seiner Darstellung machte Schiller den Dichter aufmerksam auf die Lücken, welche zu ergänzen, auf die Unzuträglichkeiten, welche zu beseitigen seien; mit freudigem Dank und bereitwilliger Zustimmung nahm Goethe die trefflichen Winke seines Freundes entgegen und benutzte dieselben zum Vortheil seines Werkes, soweit er sie mit der Individualität seines eigenen Wesens in Einklang bringen konnte. Schiller drang überall auf deutlichere Pronunciation der Hauptidee, auf folgerichtigen Zusammenhang, auf Durchsichtigkeit für den Verstand; Goethe's Sinn war auf dichterische Anschauung, auf reine Stimmung der Situation, auf die innere Bedeutung des Vorgangs gerichtet. Die spiegelnde Betrachtung des Kritikers durchleuchtete die intime Empfindung des Dichters und das zurückgestrahlte Bild forderte strenge Rechenschaft über seine Einheit und Vollständigkeit.

Ueber das erste Buch des Romans, dessen Aushängebogen Schiller am 6. December 1794 erhielt, äußert er sich im vollen Entzücken des ersten Eindrucks. „Mit wahrer Herzenslust", schreibt er am 9. December, „habe ich das erste Buch Wilhelm Meisters durchlesen und verschlungen, und ich danke demselben einen Genuß, wie ich lange nicht, und nie als durch Sie gehabt habe ..... Alles hält sich darin so einfach und schön in sich selbst zusammen, und mit Wenigem ist so viel ausgerichtet .... Die kühnen poetischen Stellen, die aus der stillen Fluth des Ganzen wie einzelne Blitze vorschlagen, machen eine treffliche Wirkung, erheben und füllen das Gemüth ..." Aehnlich schreibt er, nachdem ihm der ausgedruckte erste Band, der auch das zweite Buch enthielt, am 3. Januar 1795 zugekommen war. „Ich kann das Gefühl, das mich beim Lesen dieser Schrift, und zwar im zunehmenden Grade, je weiter ich darin komme, durchdringt und besitzt, nicht besser als durch eine süße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit ausdrücken, und ich wollte dafür bürgen, daß es dasselbe bei allen Lesern im Ganzen sein muß. Ich erkläre mir dieses Wohlsein von der durchgängig darin herrschenden ruhigen Klarheit, Glätte und Durchsichtigkeit, die auch nicht das Geringste zurückläßt, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig läßt, und die Bewegung desselben nicht weiter treibt, als nöthig ist, um ein fröhliches Leben in dem Menschen anzufachen und zu erhalten." Das dritte Buch, welches Goethe dem Freunde am 7. Januar in der Handschrift mittheilte, besprach er kurz darauf mündlich mit ihm und hatte, als er es hierauf vor der Absendung zum Druck nochmals durchsah, des Freundes Bemerkungen dabei vor Augen. In dem vierten Buch machte Schiller nur, wo er einigen Anstoß fand, einen Strich am Rande. Zwei wichtigere Bemerkungen dazu, in dem Briefe vom 22. Februar enthalten, ließ Goethe nicht unbenutzt.

Von der zweiten Hälfte des Romans, deren erst noch zu leistende Ausarbeitung neue Kraft und Stimmung erforderte, hatte der Dichter, durch Schiller's warme Theilnahme ermuntert, schon am 18. Februar das Schema zum fünften und sechsten Buche entworfen, nahm jedoch die Ausführung des letztern, die „Bekenntnisse einer schönen Seele", zuerst vor. „Vorige Woche", heißt es in dem Briefe vom 18. März, „bin ich von einem sonderbaren Instincte befallen worden, der

glücklicherweiſe noch fortdauert. Ich bekam Luſt, das religiöſe Buch meines Romans auszuarbeiten, und da das Ganze auf den edelſten Täuſchungen und auf der zarteſten Verwechſelung des Subjectiven und Objectiven beruht, ſo gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu als vielleicht zu einem andern Theile. Und doch wäre, wie Sie ſeiner Zeit ſehen werden, eine ſolche Darſtellung unmöglich geweſen, wenn ich nicht früher die Studien nach der Natur dazu geſammelt hätte.“ Dieſe Studien beſtanden, wie Goethe im achten Buch von „Wahrheit und Dichtung“ berichtet, in Unterhaltungen und Briefen ſeiner mütterlichen Freundin Suſanne Katharine von Klettenberg, deren „in ihre Seele verfaßte Schilderung“ die „Bekenntniſſe“ darſtellen. Nicht nur entſpricht der ſich darin offenbarende Charakter im Allgemeinen der in „Wahrheit und Dichtung“ von ihr gezeichneten Skizze, auch die Hindeutungen auf Vorgänge in ihrem Leben und auf Perſonen ihrer Umgebung beruhen wenigſtens in ihren Grundzügen auf thatſächlichen Verhältniſſen. Am 19. December 1723 geboren, war ſie die älteſte Tochter des Frankfurter Arztes Remigius Seiffart von Klettenberg. Ihr in den „Bekenntniſſen“ mit Anſpielung auf ſeine wohlgefällige Erſcheinung „Narciß“ genannter Verlobter war der berühmte Rechtsgelehrte Dr. Johann Daniel von Olenſchläger, „ein ſchöner, behaglicher, ſanguiniſcher Mann“, deſſen Goethe im vierten Buche von „Wahrheit und Dichtung“ als eines Gönners ſeiner Knabenjahre ausführlich gedenkt. Er hatte ſich 1737 in Frankfurt niedergelaſſen und erlangte zu ſeiner Bewerbung um die Hand des Fräuleins von Klettenberg die Zuſtimmung ihrer Eltern. Sie aber, obgleich ihm zärtlich zugethan, erkannte bald die Unzuverläſſigkeit ſeines Weſens und ſagte ihm voraus, daß er ſich von ihr zurückziehen werde. Er betheuerte feierlich, daß er es ihr nicht verhehlen wolle, wenn er eine Neigung zu einer Andern fühlen ſollte, blieb aber von dieſer Zeit an ihrem Hauſe fern und machte in der Folge ihre Prophezeiung wahr, indem er, ohne vorher ſein Verſprechen gehalten zu haben, ſich 1748 mit der Tochter des Frankfurter Rechtsgelehrten Dr. Johann Philipp Orth vermählte. — Unter dem auf Freundſchaft und Liebe deutenden Namen Philo iſt in gewiſſem Sinne der ſpätere heſſendarmſtädtiſche Kanzler Friedrich Karl von Moſer eingeführt, der 1751 nach Frankfurt kam, ſich dem dortigen Kreiſe der Frommen anſchloß und in

der That zum Fräulein von Klettenberg in ein inniges Verhältniß trat. — Der Oberhofprediger der „Bekenntniſſe“ iſt der ebenfalls im vierten Buch von „Wahrheit und Dichtung“ erwähnte Senior des Miniſteriums Johann Philipp Freſenius, „welcher von ſeiner Gemeinde, ja von der ganzen Stadt als ein exemplariſcher Geiſtlicher und guter Kanzelredner verehrt ward, der aber, weil er gegen die Herrnhuter aufgetreten, bei den abgeſonderten Frommen nicht im beſten Rufe ſtand“; unter dem adeligen Apoſtel iſt ein Herr von Bülow gemeint, der zu jener Zeit in Frankfurt ſonntägliche Erbauungsſtunden hielt und in einer beſondern Verbindung einiger guten Chriſten aus den höhern Ständen auch mit Fräulein von Klettenberg in Berührung kam. Auch die Daten, welche die Familienmitglieder dieſer Dame betreffen, entſprechen ziemlich genau den Angaben in den „Bekenntniſſen“. Die Mutter des Fräuleins von Klettenberg ſtarb im Jahre 1756, ihre nächſte, ledige Schweſter 1765, ihr Vater 1766, ihre jüngſte Schweſter, die an einen Herrn von Trümbach verheirathet war, 1768. Ganz wie die „ſchöne Seele“ beſuchte Fräulein von Klettenberg unmittelbar nach dem Tode ihres Vaters die Brüdergemeinde in Marienborn und lernte dort den Herrnhuter Biſchof Friedrich Wenzel Neißer kennen. Sie ſtarb 1774. Was ſich an Briefen, Aufſätzen und Liedern von ihr erhalten hat, wurde in den „Reliquien des Fräuleins S. K. von Klettenberg“ 1849 von J. M. Lappenberg herausgegeben.

„Durch dieſes ſechste Buch“, berichtet der Dichter während deſſen Ausführung, „bin ich ganz unvermuthet in meiner Arbeit ſehr gefördert, indem es vor und rückwärts weiſt und, indem es begrenzt, zugleich leitet und führt.“ Mit deſto friſcherm Muthe konnte er nun auch an das fünfte Buch gehen, deſſen erſte Hälfte er am 11. Juni an Schiller ſandte. Dieſer las das Manuſcript „mit einer ordentlichen Trunkenheit und mit einer einzigen ungetheilten Empfindung“. „Das Einzige, was ich gegen dieſes fünfte Buch zu erinnern habe“, ſchreibt er am 17., „iſt, daß es mir zuweilen vorkam, als ob Sie demjenigen Theile, der das Schauſpielweſen ausſchließend angeht, mehr Raum gegeben hätten, als ſich mit der freien und weiten Idee des Ganzen verträgt.“ Goethe nutzte dieſe „Erinnerungen wegen des theoretiſch-praktiſchen Gewäſches“ und ließ noch „bei einigen Stellen die Scheere wirken“, obgleich er das erſte Manu-

ſcript bereits faſt um ein Drittel verkürzt hatte. Ueber die zweite Hälfte dieſes Buches, die Schiller im Auguſt erhielt, aber bald zurückliefern mußte, bemerkte er nur in Eile: „Die Erwartung ſteigt noch immer, aber man ſieht doch ſchon von ferne, daß der Wald anfängt, lichter zu werden. Die Erinnerung an Marianen thut viel Wirkung und Mignon wächſt mit jedem Buch mehr heran. Der düſtere Harfenſpieler wird immer düſterer und geiſterhafter und Philine gefällt mir noch immer trefflich wohl.“

Am ſechsten Buch, deſſen Anfang ihm kurz darauf zuging, fand Schiller, daß der Dichter den Gegenſtand von keiner glücklichern Seite hätte faſſen können, als die Art ſei, wie er den ſtillen Verkehr der Perſon mit dem Heiligen in ſich eröffne. „Dieſes Verhältniß iſt zart und fein, und der Gang, den Sie es nehmen laſſen, äußerſt übereinſtimmend mit der Natur. Der Uebergang von der Religion überhaupt zu der chriſtlichen, durch die Erfahrung der Sünde, iſt meiſterhaft gedacht. Ueberhaupt ſind die leitenden Ideen des Ganzen trefflich, nur, fürchte ich, etwas zu leiſe angedeutet.“ Goethe giebt zu, daß er freilich ſehr leiſe aufgetreten ſei und vielleicht dadurch, daß er jede Art von Dogmatiſiren vermeiden und ſeine Anſichten völlig verbergen wollte, den Effect aufs große Publikum etwas geſchwächt habe. Die chriſtliche Religion in ihrem reinſten Sinne wolle er indeß erſt im achten Buche in einer folgenden Generation erſcheinen laſſen. Es iſt damit Natalie gemeint, welche, wie Schiller ſelbſt ſpäterhin äußert, mit noch größerem Rechte als ihre Tante den Namen einer „ſchönen Seele“ verdient. Der Schluß des ſechsten Buches wurde im October zum Druck abgeſandt. Sobald Schiller den neuen Band erhalten hatte, beeilte er ſich, auch Urtheile Anderer darüber einzuziehen, und meldete am 20. November: „Jedermann findet das ſechste Buch an ſich ſelbſt ſehr intereſſant, wahr und ſchön, aber man fühlt ſich dadurch im Fortſchritt aufgehalten. Freilich iſt dieſes Urtheil kein äſthetiſches; denn beim erſten Leſen, beſonders einer Erzählung, dringt mehr die Neugierde auf den Erfolg und das Ende, als der Geſchmack auf das Ganze.“

Nun war noch der letzte Band zu bewältigen, in welchem das Facit alles Vorangegangenen gezogen werden ſollte. Obwohl das ſiebente Buch inzwiſchen ſchon weit gediehen war, ſo erſchienen die Schwierigkeiten des Abſchluſſes doch ſo groß, daß zuvor das Ganze

noch einmal reiflich durchgedacht werden mußte. „Die Forderungen", meint Goethe am 29. November „wozu der Leser durch die ersten Theile berechtigt wird, sind wirklich, der Materie und Form nach, ungeheuer. Man sieht selten eher, wie viel man schuldig ist, als bis man wirklich einmal reine Wirthschaft machen und bezahlen will." Doch hatte er guten Muth, brauchte die Zeit wohl und versäumte keine Stimmung. Im December fing „der lange zusammengetragene und gestellte Holzstoß endlich an zu brennen". Anfangs Februar 1796 arbeitete Goethe das siebente Buch nur aus dem Gusse des Dictirens ins Reine; was weiter daran zu thun wäre, sollte sich finden, wenn das achte Buch ebenso weit sein und er mit dem Freunde das Ganze recht lebhaft und ernsthaft durchgesprochen haben würde. Dies geschah während Goethe's Aufenthalt zu Jena von Mitte Februar bis Mitte März. Vom 8. Mai ab rückte dann auch das achte Buch ununterbrochen fort, so daß es im Juni der Vollendung nahe war und Goethe äußerte, er möchte beinahe abergläubisch werden, wenn er die zusammentreffenden Umstände bedenke, wodurch etwas beinahe Unmögliches, auf einem ganz natürlichen Weg, noch endlich wirklich werde. Am 26. Juni endlich schickte er dem Freunde das „große Werk", das nun auf alle Fälle noch einmal durchgearbeitet und abgeschrieben werden sollte. Schiller fand sich von dem Eindruck, den dieses Buch auf ihn gemacht, zugleich beunruhigt und befriedigt. Verlangen und Ruhe seien wunderbar gemischt. Das Merkwürdigste an dem Totaleindruck schien ihm dieses zu sein, daß Ernst und Scherz durchaus wie ein Schattenspiel versinken und der leichte Humor vollkommen darüber Meister wird. „Das Pathetische erinnert an den Roman, alles Uebrige an die Wahrheit des Lebens. Die schmerzhaftesten Schläge, die das Herz bekommt, verlieren sich schnell wieder, so stark sie auch gefühlt werden, weil sie durch etwas Wunderbares herbeigeführt wurden und deswegen schneller als alles Andere an die Kunst erinnern. Wie es auch sei, so viel ist gewiß, daß der Ernst in dem Roman nur Spiel und das Spiel in demselben der wahre und eigentliche Ernst ist, daß der Schmerz der Schein, und die Ruhe die einzige Realität ist." Nachdem er dann alle acht Bücher des Romans noch einmal durchlaufen, rühmt er daran vor Allem die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes und erörtert darauf in den Briefen

vom 2., 3. und 5. Juli ausführlich die einzelnen Schönheiten des letzten Buches: die Zusammenstellung der zugehörigen und die Ablösung der fremden Elemente, die zweckmäßige Verknüpfung der Begebenheiten, die Natürlichkeit der Lösung, die Consequenz jedes einzelnen Charakters und die schöne Nuancirung der einander ähnlichen. Die wenigen Ausstellungen, die er dabei macht, betreffen die strengere Motivirung im Verhältniß der Personen zu einander, die Verschärfung oder Milderung einzelner Züge, die chronologische Uebereinstimmung der Thatsachen. Goethe bezeichnet diese Briefe als Stimmen aus einer andern Welt, auf die er nur horchen könne. Er habe schon fast für alle Desideria des Freundes eine Auskunft, derselbe möge nur nicht müde werden, ihm durchaus seine Meinung zu sagen. In Folge dessen bespricht Schiller in den weiteren Briefen vom 8. und 9. Juli Idee und Composition des Ganzen, die nicht genügend begründete Bedeutsamkeit der Mächte des Thurms, den philosophischen Begriff der Lehrjahre und der Meisterschaft; er wünscht einen rückschauenden Aufschluß über die Zweckmäßigkeit derjenigen Anstalten, welche im Frühern gleichsam nur als ein theatralisches Spiel behandelt worden, er dringt überall auf eine deutlichere Offenbarung des innern Zusammenhanges.

Goethe gab seine volle Uebereinstimmung mit allen diesen Bemerkungen zu erkennen und suchte die Fehler theils, wo es noch anging, zu beseitigen, theils aus seiner innersten Natur zu erklären, schickte jedoch das Werk zum Druck, ohne es seinem Freunde noch einmal zu zeigen; denn er meinte, es liege in der Verschiedenheit ihrer beiden Naturen, daß es dessen Forderungen niemals befriedigen könne. Doch fand dieser am 19. October, als ihm der letzte Band endlich gedruckt zugekommen war, die Veränderungen zureichend und vollkommen in dem Geiste und Sinne des Ganzen.

Hatte den Dichter die tiefeindringende, liebevolle und kunstsinnige Theilnahme Schiller's innig erfreut und in der Arbeit gefördert, so mußten gar mancherlei Urtheile, die er selbst von Freunden zu hören bekam, ihn desto unbehaglicher anmuthen. Herder hatte bereits nach dem ersten Bande sein Mißfallen über Wilhelms Liebesverhältnisse geäußert. „Die Marianen und Philinen", schrieb er damals an eine fromme Freundin, „diese ganze Wirthschaft ist mir verhaßt; ich glaube, der Dichter habe sie auch verächtlich machen wollen, wie

vielleicht die Folge zeigen wird; es ist aber schlimm, daß er diese Folge nicht mitgab und den ersten Theil hinstellte. Wie die Folge auch sein mag, so bleibt dem Helden des Stücks immer ein Flecken; seine erste Liebe ist — auf welch ein Geschöpf geworfen!" Nicht minder mißkennend war die Kritik F. H. Jacobi's. Ihm sowie seiner vornehmen Umgebung erschien das Reale, noch dazu eines niedern Kreises, nicht erbaulich. Den Damen seiner Bekanntschaft, welche an der Sittlichkeit des Buches Manches auszusetzen hatten, gab er Recht, daß ein gewisser unsauberer Geist darin herrsche. Stolberg nun gar verbrannte mit seinen Genossen feierlich den „Wilhelm Meister" bis auf das sechste Buch, welches er rettete und besonders binden ließ, weil er es in allem Ernste für eine Anempfehlung der Herrnhuterei hielt. Im Uebrigen brachten es auch die wohlwollendsten Leser meist nur zum Genuß des Einzelnen und suchten an den geahnten Geheimnissen herumzudeuteln, ohne daß sie vermochten, sich zu einer Anschauung des Ganzen zu erheben. Andere erklärten willkürlich einen ihrer eigenen Individualität zusagenden Ausspruch für den Mittelpunkt des Werkes und wußten nun mit dem, was sich damit nicht in Uebereinstimmung bringen ließ, auch nichts anzufangen.

Fruchtbar waren dem Dichter neben der innigsten und höchsten Theilnahme Schiller's nur noch die Urtheile W. v. Humboldt's und Körner's. In des Letztern Briefe, welchen ihm Schiller mittheilte, „that ihm besonders eine unterstrichene Stelle wohl, da er besonders auf diesen Punkt eine ununterbrochene Aufmerksamkeit gerichtet hatte und nach seinem Gefühl dieses der Hauptfaden sein mußte, der im Stillen Alles zusammenhält und ohne den kein Roman etwas werth sein kann." Die Stelle ist leicht zu erkennen an der genauen Uebereinstimmung mit jener Grundanschauung, welche Goethe selbst in wissenschaftlichen Betrachtungen wie in dichterischen Erzeugnissen als das Hauptgesetz alles organischen Lebens wiederholt zum Ausdruck bringt. Sie lautet: „Das Persönliche entwickelt sich aus einem selbstständigen unerklärlichen Keime, und die Entwicklung wird durch die äußern Umstände blos begünstigt. — Das Ganze nähert sich dadurch der wirklichen Natur, wo der Mensch, dem es nicht an eigener Lebenskraft fehlt, nie blos durch die umgebende Welt bestimmt wird, aber auch nie Alles aus sich selbst entwickelt." Goethe

ſelbſt äußerte ſich ſpäter über die Verſuche, die Idee des Romans in einem Satze auszuſprechen, zu Eckermann (Geſpr. I, 194): „Man ſucht einen Mittelpunkt, und das iſt ſchwer und nicht einmal gut. Ich ſollte meinen, ein reiches, mannichfaltiges Leben, das unſern Augen vorübergeht, wäre auch an ſich etwas, ohne ausgeſprochene Tendenz, die doch blos für den Begriff da iſt. Will man aber dergleichen durchaus, ſo halte man ſich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unſern Helden richtet: ‚Du kommſt mir vor, wie Saul, der Sohn Kis', der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und ein Königreich fand.' Denn im Grunde ſcheint doch das Ganze nichts Anderes ſagen zu wollen, als daß der Menſch trotz aller Dummheiten und Verirrungen, von einer höhern Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziel gelange.

Hält man dieſe beiden Ausſprüche noch mit den Aeußerungen des Abbé über das Schickſal (I, 19 und II, 9) zuſammen, ſo hat man in der That den Faden, welcher den Entwicklungsgang des Helden durch die mannichfaltigſten Lebensverhältniſſe zu einem erfreulichen Ziele hindurchleitet. Es iſt die Wechſelbeziehung von Nothwendigkeit und Zufall, das Gegeneinanderwirken eines innern Triebes und äußerer Umſtände, die Entfaltung der Individualität unter den Einflüſſen der umgebenden Welt, welche das beſonders dazu geeignete Weſen Wilhelms durch Um- und Abwege zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt und zum Beſitz des ihm gemäßen Lebensglückes bringt. Alle übrigen Perſonen, welche mit ihm in Berührung kommen, begünſtigen je nach ihrem Charakter den Gang ſeiner Entwicklung. Die Fertigen unter ihnen, der Abbé, Lothario, Jarno, der Oheim, der Arzt, fördern die Erziehung Wilhelms zum freien Bewußtſein ſeiner ſelbſt theils durch ihr bloßes vorbildliches Daſein, theils durch abſichtliche Winke und Anregungen; ſie ſpielen eine Art menſchliche Vorſehung, welche die Stelle des übermenſchlich waltenden Schickſals vertritt. Freilich bleibt uns der Grund verborgen, aus welchem die Mächte des Thurms an dem unbekannten Jüngling ſchon von ſeiner Kindheit an ſo lebhaften Antheil genommen. Aber ſie gemahnen hierin an das unbegreifliche Princip, deſſen irdiſche Erſcheinung gleichſam in ihnen perſonificirt iſt; ſieht man näher zu, ſo zeigt ſich, daß dieſe ihre Rolle überhaupt eine ſymboliſche Bedeutung hat und das ihr Auftreten nur ein Gefühl von der

Wirkung jener höhern geheimnißvollen Mächte geben soll, deren Wesen selbst in anschaulicher Gestalt einzuführen unmöglich ist. Es ist die Liebe von oben, welche im „Wilhelm Meister“ wie im „Faust“ an dem strebend sich Bemühenden theilnimmt, nur aus dem Himmlischen ins Irdische übersetzt. Und wie Faust ist auch Wilhelm in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt.

Ein frühzeitiger, immer wiederkehrender Hang nach dem Theater, unterstützt durch das Andenken an seine verschwundene Mariane und durch gelegentliche Verbindung mit Schauspielern, hat ihn aufs Theater getrieben. Er irrt, und die ihn überwachende höhere Einsicht läßt ihn seinen Irrthum recht auskosten, weil er nur durch eigene Erfahrung zur Erkenntniß gelangen kann. Aber der Irrthum selbst bringt ihm bald die Wahrheit, wenn auch verhüllt im Schleier der Dichtung, entgegen. Indem er im Schauspielwesen aus dem Dilettantismus zur wahren Kunstübung vorzudringen sucht, bereitet er sich vor, auch im Leben allmählich jede falsche Tendenz zu überwinden und sich nur den natürlichen Kern aller Weltverhältnisse anzueignen. Mit der trefflich folgerichtigen Entwicklung des ihm selbst gemäßen „Hamlet“, welche in einer für alle Zeiten mustergültigen Weise das Wesen der Kunst auf die Darstellung einer veredelten Natur zurückführt, kehrt er zugleich in sein eigenes Inneres ein und erfaßt im Bilde das Princip, welches Vervollkommnung des Menschen in der Wirklichkeit sichert.

Auch der Umgang mit den mannichfaltig gearteten Mitgliedern der Schauspielergesellschaft bleibt für die Ausbildung seiner Anlagen nicht ungenutzt. In den wechselnden Beziehungen zu ihnen prüft und läutert sich seine standhafte Gesinnung, erweitert und vertieft sich seine Erkenntniß der Charaktere. Die heiter-sinnliche Philine, der weiberfeindliche, wackere Laertes, der praktisch leichtlebige Serlo, die leidenschaftlich sich zerstörende Aurelie, selbst der geizige Melina und dessen schmeichlerisch anempfindende Frau, sie Alle gewinnen ihm neben dem künstlerischen auch ein menschliches Interesse ab und nöthigen ihn wechselsweise, sich mit den Anforderungen ihrer Naturen an die seinige abzufinden. Die übernommene Bürgschaft für die Wohlfahrt der Genossen, sein Eintritt in einen festen Bühnenverband, die Mitwirkung zu einem gemeinsamen Zweck lehren ihn schon jetzt Selbstbeschränkung und freiwillige Einordnung in einen abgemessenen Kreis.

Dagegen regen Mignon und der Harfner das tiefſte Mitgefühl ſeines Herzens auf. Die beiden Geſtalten, die aus einem fremden Lande, ja wie aus einer fremden Welt zu ihm herantreten, entſprechen ganz ſeinem irrigen Drang, das Spiel der Phantaſie auch ins Leben zu übertragen. Mignon und der Harfner in ihrem wie mit einem unſichtbaren Bann umgebenen Weſen erſcheinen ganz wie Gebilde der reinen Poeſie. Aber eben darum können ſie der Wirklichkeit des Lebens nicht Stand halten. Vor der Berührung der Welt ziehen ſie ſich ſcheu auf ihr eigenes Inneres zurück. In wunderbaren, himmliſchen Accorden bricht die tiefſte Empfindung aus dem geheimen Grunde ihres Buſens hervor, aber die unheilbaren Conflicte ihres Weſens müſſen ihr irdiſches Daſein vernichten. Die Conſequenz dieſer Erfahrung befreit Wilhelm von ſeiner eigenen falſchen Tendenz, aber zugleich hat die Sorge für den unglücklichen Greis ſeine Menſchenliebe geübt und geſtärkt, hat die freiwillig übernommene Vaterpflicht gegen Mignon ihn auf das natürliche Vatergefühl für ſeinen Felix vorbereitet.

Nicht minder hat der Aufenthalt Wilhelms auf dem Schloſſe des Grafen ſein Streben nach der freien Höhe des Lebens geklärt und gefördert. Das Benehmen der vornehmen Geſellſchaft zeigt ihm ſtatt des Weſens nur den Schein erhöhter Exiſtenz, aber in dem ſchöngeſtimmten Weſen der Gräfin tritt ihm der echte Adel des Gemüths entgegen, ihre Neigung giebt ihm das Gefühl ſeiner menſchlichen Gleichberechtigung und eine Vorahnung des Glücks, das ihm ſpäter durch Vereinigung mit ihrer harmoniſch ihm zugebildeten Schweſter Natalie zu Theil werden ſoll.

Und nun ſteigt, bevor er aus dem abgeſchloſſenen Kreiſe des Spiels in die weite Wirklichkeit hinaustritt, auf der Schwelle zwiſchen Kunſt und Leben vor ihm die abgeſchiedene Geſtalt der „ſchönen Seele“ auf, welche in ihren Bekenntniſſen hinweiſt auf das „Einzige, was Noth thut“, auf das Verhältniß des Menſchen zur Gottheit. Der innere Lebensgang dieſer Frau ſtellt die Befreiung des perſönlichen Gewiſſens vom Dogma dar, den Uebergang von den hiſtoriſchen Formen der Kirche zum freien menſchlichen Religionsgefühl. Wilhelm ſelbſt macht dieſen Proceß nicht vor unſern Augen durch. Er wird ihm nur im Spiegel vorgehalten. Auch dieſe Erfahrung iſt für ihn nur eine Vorſtufe. Sie macht ihn für die Empfindung

des reinen, wahren, praktischen Christenthums empfänglich, welches, ohne daß noch dieser Name ausgesprochen wird, erst am Ziele des Weges seiner harrt. Zugleich überliefern ihm die „Bekenntnisse", ohne daß er es weiß, die Jugendgeschichte derjenigen Personen, mit deren Leben sein Herz bereits durch feine Fäden verknüpft ist und in deren Gemeinschaft er die vollkommene Erfüllung seines Strebens finden soll.

So vorbereitet, aber immer noch mit Nachwirkung falscher Tendenzen, gelangt Wilhelm zu den Männern, die seine Entwicklung im Stillen beobachtet haben. Sie empfangen ihn mit herzlichem Willkommen. Mit ihrer Hülfe klärt sich allmählich die Dumpfheit, die seinen Sinn noch einhüllte. Mit der Uebernahme der Vaterpflichten gegen seinen Felix eröffnet sich ihm das Gebiet bürgerlich-sittlicher Thätigkeit. Seine Lehrjahre sind geendet. Die Natur hat ihn losgesprochen. Die Folgen seiner aus wahrer Empfindung hervorgegangenen Irrungen lösen sich von ihm ab. Marianens Tod hat er bereits von der alten Barbara erfahren. Auch der Harfner und Mignon sterben; die Gräfin zieht sich mit dem Grafen aus dem Leben zurück. Von dem letzten, verhängnißvollsten Irrthum, einer Heirath mit Theresen, wird Wilhelm durch die Freunde zurückgehalten, und das Kind Marianens, das Vermächtniß jener ersten, aus reiner, aber rücksichtsloser Empfindung der Natur hervorgegangenen Liebe, dient ihm endlich als Vermittlung für den schöneren, auf sittlicher Ebenbürtigkeit beruhenden Seelenbund mit Natalien. So schließt auch hier sich das Ende mit dem Anfang zusammen, und nachdem die Ahnung, daß alle die falschen Schritte Wilhelms zu einem unschätzbaren Guten hinführen, sich immer mehr entfaltet, aufgeklärt und bestätigt hat, scheiden wir von ihm nicht mit dem gesättigten Gefühl eines abgethanen Ereignisses, sondern mit der reizvollen Aussicht in ein neues, reiches, harmonisch durchgebildetes Leben.

Wenn von diesem Standpunkt aus ein flüchtiger Ueberblick über die Entwicklung des Helden gewonnen werden kann, so läßt sich mit demselben doch ebenso wenig wie der dichterische Inhalt des Romans auch nur die ganze Bedeutung des Ideencomplexes umfassen, dessen mannichfach verschlungene Strahlen ihn wie mit einem verborgenen Netzgewebe durchziehen. Eine Analyse desselben würde selbst wieder ein ganzes Buch erfordern, ohne daß es doch gelingen könnte, die

einzelnen Fäden und ihre Verknüpfung so klar auseinanderzulegen, daß den Forderungen des Verstandes vollkommen Genüge geleistet würde. „Freilich faßt der Kopf", nach Goethe's eigenem Ausspruch, „kein Kunstproduct als nur in Gesellschaft mit dem Herzen". Der Leser gebe sich also mit ganzem Gemüthe dem Eindruck des Werkes unbefangen hin, lasse die Situationen in seiner Einbildung lebendig werden, nehme Theil an den Erlebnissen der Personen, denke ihre Gedanken, fühle die Regungen ihres Herzens, und lebt er dann auch nur einige Stunden das erhöhte Leben, das jene Gestalten athmen, so ist er in das innerste Wesen der Dichtung eingedrungen und hat die Empfindung in sein Wesen aufgenommen, welche den Dichter selbst bei der Schöpfung seines Werkes beseelte.

Denn aus der warmen, vollen Empfindung, nicht aus einem kühlen, abstracten Begriff, quoll die einheitliche Anschauung reinen Menschenthums, welche sich auf die mannichfachste Weise in diesem Roman entfaltet. Wie der Organismus einer Pflanze in seiner ganzen Erscheinung mit Wurzel und Stamm, Blüthe und Frucht durch einen geheimnißvoll bestimmten Trieb sich ausbildet aus der fortwährenden Wiederholung, Verbindung und Umwandlung einer und derselben eigenthümlichen Blattform, so ist es jene Empfindung, welche alle Gestalten und Lebensverhältnisse, Betrachtungen und Lehren des Werkes hervortreibt als ebenso viele Metamorphosen einer und derselben Grundanschauung, derselben, welche auch den eigenen Lebens- und Bildungsgang des Dichters in allen seinen Phasen bestimmt hat.

So hat denn Goethe auch gar manche Seite seines persönlichen Wesens in einzelnen Personen des Romans gespiegelt. Er giebt Wilhelm sein weiches, empfängliches Herz, dem Oheim seine Lebenskunst, dem Abbé seine weise Anschauung des Weltganges; jedoch die tiefste Eigenthümlichkeit seiner dichterischen Natur hat er der äußerlich unscheinbarsten Person geliehen. Wie große Maler in figurenreichen Compositionen ihr eigenes Porträt bescheiden in einer Ecke als untergeordnete, aber still bedeutsame Persönlichkeit hinstellen, so auch hat der Dichter sich in die Schauspielergesellschaft mit bedeutsamer Symbolik unter der Figur des nur gelegentlich erwähnten Souffleurs eingeführt. Ihn läßt er im „Hamlet" den Schauspieler

darstellen, der die Stelle vom „rauhen Pyrrhus" zu sprechen hat und der auf unsern Bühnen nach einer alten Tradition in der Maske Shakespeare's auftritt. Wie hinter diesem Schauspieler der große William selbst, so steht hier Goethe, der sich als dessen Jünger bekennt, hinter dem Mann, der dieselbe Rolle gleichsam aus zweiter Hand zu vertreten bestimmt ist. Ihm giebt er das feinste ästhetische Gefühl, ihm seine eigene seelische Empfindung des Poetischen. „Er wird", heißt es von ihm V, 6, „bei gewissen Stellen so gerührt, daß er heiße Thränen weint und einige Augenblicke ganz aus der Fassung kommt. Und es sind eigentlich nicht die sogenannten rührenden Stellen, die ihn in diesen Zustand versetzen; es sind, wenn ich mich deutlich ausdrücke, die schönen Stellen, aus welchen der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen, offenen Augen hervorsieht, Stellen, bei denen wir Andern uns nur höchstens freuen, und worüber viele Tausende wegsehen." Und so sagt Schiller von Goethe's eigenem Wesen, nachdem er noch einmal den ganzen „Wilhelm Meister" hintereinander gelesen, in dem Briefe vom 2. Juli 1796: „Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie, oft bis zu Thränen, rühren könne." Und ist nicht dies Schöne und Wahre der ganze menschliche Charakter von Goethe's Persönlichkeit? dies nicht die tiefste Eigenthümlichkeit seines dichterischen Genius? dies die deutlichste Signatur auch grade des „Wilhelm Meister"? Besser läßt sie sich nicht aussprechen, als wieder mit den Worten Schiller's in demselben Briefe: „Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Gleichheit des Gemüths, aus welchem Alles geflossen ist."

Daß die Form eines solchen Romans nicht in jeder Beziehung den strengen Anforderungen entspricht, welche sonst der Verstand an die Erzeugnisse dieser Kunstgattung zu stellen pflegt, thut seinem Werthe wie seiner Wirkung keinen Eintrag. Wir brauchen daher die oft wiederholten Ausstellungen gegen die Composition um so weniger zu erneuern, als Goethe selbst sie eine problematische genannt hat. Das Beste und Kürzeste darüber findet man in den oben genannten Briefen Schiller's wie in dem vom 20. October 1797. In eben jenen Briefen sind auch die Aenderungsvorschläge Schiller's ent-

halten, deren Befolgung im Einzelnen nachzuweiſen wir unterlaſſen haben, um den unbefangenen Genuß des Leſers nicht zu beeinträchtigen.

Der Text der vorliegenden Ausgabe iſt nach der Ausgabe letzter Hand mit Hülfe der Hempel'ſchen Textreviſion ſorgfältig hergeſtellt, Rechtſchreibung und Zeichenſetzung, ſoweit es nöthig war, dem neuern Gebrauch angenähert. Die Anmerkungen blieben der Natur des Werkes gemäß auf die wenigen Stellen beſchränkt, welche einer unmittelbaren Erläuterung bedürftig ſchienen.

Berlin, März 1883.

M. E.

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Erſter Theil.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Das Schauspiel dauerte sehr lange. Die alte Barbara trat einigemal ans Fenster und horchte, ob die Kutschen nicht rasseln wollten. Sie erwartete Marianen, ihre schöne Gebieterin, die heute im Nachspiele, als junger Offizier gekleidet, das Publikum entzückte, mit größerer Ungeduld als sonst, wenn sie ihr nur ein mäßiges Abendessen vorzusetzen hatte; diesmal sollte sie mit einem Packet überrascht werden, das Norberg, ein junger reicher Kaufmann, mit der Post geschickt hatte, um zu zeigen, daß er auch in der Entfernung seiner Geliebten gedenke.

Barbara war als alte Dienerin, Vertraute, Rathgeberin, Unterhändlerin und Haushälterin im Besitz des Rechtes, die Siegel zu eröffnen, und auch diesen Abend konnte sie ihrer Neugierde um so weniger widerstehen, als ihr die Gunst des freigebigen Liebhabers mehr als selbst Marianen am Herzen lag. Zu ihrer größten Freude hatte sie in dem Packet ein feines Stück Nesseltuch und die neuesten Bänder für Marianen, für sich aber ein Stück Kattun, Halstücher und ein Röllchen Geld gefunden. Mit welcher Neigung, welcher Dankbarkeit erinnerte sie sich des abwesenden Norberg! Wie lebhaft nahm sie sich vor, auch bei Marianen seiner im besten zu gedenken, sie zu erinnern, was sie ihm schuldig sei und was er von ihrer Treue hoffen und erwarten müsse!

Das Nesseltuch, durch die Farbe der halbaufgerollten Bänder belebt, lag wie ein Christgeschenk auf dem Tischchen; die Stellung der Lichter erhöhte den Glanz der Gabe; Alles war in Ordnung, als die Alte den Tritt Marianens auf der Treppe vernahm und ihr

entgegen eilte. Aber wie sehr verwundert trat sie zurück, als das weibliche Offizierchen, ohne auf die Liebkosungen zu achten, sich an ihr vorbei drängte, mit ungewöhnlicher Hast und Bewegung in das Zimmer trat, Federhut und Degen auf den Tisch warf, unruhig auf und nieder ging und den feierlich angezündeten Lichtern keinen Blick gönnte.

„Was hast du, Liebchen?“ rief die Alte verwundert aus. „Ums Himmels willen, Töchterchen, was giebt's? Sieh hier diese Geschenke! Von wem können sie sein, als von deinem zärtlichsten Freunde? Norberg schickt dir das Stück Musselin zum Nachtkleide; bald ist er selbst da; er scheint mir eifriger und freigebiger als jemals.“

Die Alte kehrte sich um und wollte die Gaben, womit er auch sie bedacht, vorweisen, als Mariane, sich von den Geschenken wegwendend, mit Leidenschaft ausrief: „Fort! fort! Heute will ich nichts von allem Diesem hören; ich habe dir gehorcht, du hast es gewollt, es sei so! Wenn Norberg zurückkehrt, bin ich wieder sein, bin ich dein, mache mit mir, was du willst; aber bis dahin will ich mein sein, und hättest du tausend Zungen, du solltest mir meinen Vorsatz nicht ausreden. Dieses ganze Mein will ich Dem geben, der mich liebt und den ich liebe. Keine Gesichter! Ich will mich dieser Leidenschaft überlassen, als wenn sie ewig dauern sollte.“

Der Alten fehlte es nicht an Gegenvorstellungen und Gründen; doch da sie in fernerem Wortwechsel heftig und bitter ward, sprang Mariane auf sie los und faßte sie bei der Brust. Die Alte lachte überlaut. „Ich werde sorgen müssen“, rief sie aus, „daß sie wieder bald in lange Kleider kommt, wenn ich meines Lebens sicher sein will. Fort, zieht euch aus! Ich hoffe, das Mädchen wird mir abbitten, was mir der flüchtige Junker Leids zugefügt hat. Herunter mit dem Rock und immer so fort Alles herunter! es ist eine unbequeme Tracht, und für euch gefährlich, wie ich merke. Die Achselbänder begeistern euch.“

Die Alte hatte Hand an sie gelegt. Mariane riß sich los. „Nicht so geschwind!“ rief sie aus; „ich habe noch heute Besuch zu erwarten.“

„Das ist nicht gut“, versetzte die Alte. „Doch nicht den jungen, zärtlichen, unbefiederten Kaufmannssohn?“

„Eben Den", versetzte Mariane.

„Es scheint, als wenn die Großmuth eure herrschende Leidenschaft werden wollte", erwiderte die Alte spottend; „ihr nehmt euch der Unmündigen, der Unvermögenden mit großem Eifer an. Es muß reizend sein, als uneigennützige Geberin angebetet zu werden."

„Spotte, wie du willst. Ich lieb' ihn! ich lieb' ihn! Mit welchem Entzücken sprech' ich zum ersten Mal diese Worte aus! Das ist diese Leidenschaft, die ich so oft vorgestellt habe, von der ich keinen Begriff hatte. Ja, ich will mich ihm um den Hals werfen! ich will ihn fassen, als wenn ich ihn ewig halten wollte. Ich will ihm meine ganze Liebe zeigen, seine Liebe in ihrem ganzen Umfang genießen."

„Mäßigt euch", sagte die Alte gelassen, „mäßigt euch! Ich muß eure Freude durch Ein Wort unterbrechen: Norberg kommt! in vierzehn Tagen kommt er! Hier ist sein Brief, der die Geschenke begleitet hat."

„Und wenn mir die Morgensonne meinen Freund rauben sollte, will ich mir's verbergen. Vierzehn Tage! Welche Ewigkeit! In vierzehn Tagen, was kann da nicht vorfallen, was kann sich da nicht verändern!"

Wilhelm trat hinein. Mit welcher Lebhaftigkeit flog sie ihm entgegen! Mit welchem Entzücken umschlang er die rothe Uniform, drückte er das weiße Atlasweſtchen an seine Brust! Wer wagte hier zu beschreiben, wem geziemt es, die Seligkeit zweier Liebenden auszusprechen! Die Alte ging murrend bei Seite; wir entfernen uns mit ihr und lassen die Glücklichen allein.

Zweites Capitel.

Als Wilhelm seine Mutter des andern Morgens begrüßte, eröffnete sie ihm, daß der Vater sehr verdrießlich sei und ihm den täglichen Besuch des Schauspiels nächstens untersagen werde. „Wenn ich gleich selbst", fuhr sie fort, „manchmal gern ins Theater gehe, so möchte ich es doch oft verwünschen, da meine häusliche Ruhe durch deine unmäßige Leidenschaft zu diesem Vergnügen gestört wird. Der

Vater wiederholt immer, wozu es nur nütze sei? wie man seine Zeit so verderben könne?"

„Ich habe es auch schon von ihm hören müssen", versetzte Wilhelm, „und habe ihm vielleicht zu hastig geantwortet. Aber ums Himmels willen, Mutter! ist denn Alles unnütz, was uns nicht unmittelbar Geld in den Beutel bringt, was uns nicht den allernächsten Besitz verschafft? Hatten wir in dem alten Hause nicht Raum genug? und war es nöthig, ein neues zu bauen? Verwendet der Vater nicht jährlich einen ansehnlichen Theil seines Handelsgewinnes zur Verschönerung der Zimmer? Diese seidenen Tapeten, diese englischen Mobilien, sind sie nicht auch unnütz? Könnten wir uns nicht mit geringeren begnügen? Wenigstens bekenne ich, daß mir diese gestreiften Wände, die hundert Mal wiederholten Blumen, Schnörkel, Körbchen und Figuren einen durchaus unangenehmen Eindruck machen. Sie kommen mir höchstens vor wie unser Theatervorhang. Aber wie anders ist's, vor diesem zu sitzen! Wenn man noch so lange warten muß, so weiß man doch, er wird in die Höhe gehen, und wir werden die mannigfaltigsten Gegenstände sehen, die uns unterhalten, aufklären und erheben."

„Mach' es nur mäßig!" sagte die Mutter; „der Vater will auch Abends unterhalten sein; und dann glaubt er, es zerstreue dich, und am Ende trag' ich, wenn er verdrießlich wird, die Schuld. Wie oft mußte ich mir das verwünschte Puppenspiel vorwerfen lassen, das ich euch vor zwölf Jahren zum heiligen Christ gab, und das euch zuerst Geschmack am Schauspiel beibrachte!"

„Schelten Sie das Puppenspiel nicht, lassen Sie sich Ihre Liebe und Vorsorge nicht gereuen! Es waren die ersten vergnügten Augenblicke, die ich in dem neuen leeren Hause genoß; ich sehe es diesen Augenblick noch vor mir, ich weiß, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns, nach Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke, vor einer Thüre niedersitzen hieß, die aus einem andern Zimmer herein ging. Sie eröffnete sich; allein nicht wie sonst zum Hin- und Wiederlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhang verdeckt war. Erst standen wir Alle von ferne, und wie unsere Neugierde größer ward, um zu sehen, was wohl Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle

verbergen möchte, wies man Jedem ſein Stühlchen an und gebot uns, in Geduld zu warten.

„So ſaß nun Alles und war ſtill; eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte eine hochroth gemalte Ausſicht in den Tempel. Der Hoheprieſter Samuel erſchien mit Jonathan, und ihre wechſelnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchſt ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Scene, in großer Verlegenheit über die Impertinenz des ſchwerlöthigen Kriegers, der ihn und die Seinigen herausgefordert hatte. Wie wohl ward es mir daher, als der zwerggeſtaltete Sohn Iſai mit Schäferſtab, Hirtentaſche und Schleuder hervorhüpfte und ſprach: ‚Großmächtigſter König und Herr Herr! es entfalle Keinem der Muth um deßwillen; wenn Ihre Majeſtät mir erlauben wollen, ſo will ich hingehen und mit dem gewaltigen Rieſen in den Streit treten.‘ — Der erſte Act war geendet, und die Zuſchauer höchſt begierig, zu ſehen, was nun weiter vorgehen ſollte; Jedes wünſchte, die Muſik möchte nur bald aufhören. Endlich ging der Vorhang wieder in die Höhe. David weihte das Fleiſch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde; der Philiſter ſprach Hohn, ſtampfte viel mit beiden Füßen, fiel endlich wie ein Klotz und gab der ganzen Sache einen herrlichen Ausſchlag. Wie dann nachher die Jungfrauen ſangen: ‚Saul hat Tauſend geſchlagen, David aber Zehntauſend!‘ der Kopf des Rieſen vor dem kleinen Ueberwinder hergetragen wurde, und er die ſchöne Königstochter zur Gemahlin erhielt, verdroß es mich doch bei aller Freude, daß der Glücksprinz ſo zwergmäßig gebildet ſei. Denn nach der Idee des großen Goliath und kleinen David hatte man nicht verfehlt, Beide recht charakteriſtiſch zu machen. Ich bitte Sie, wo ſind die Puppen hingekommen? Ich habe verſprochen, ſie einem Freunde zu zeigen, dem ich viel Vergnügen machte, indem ich ihn neulich von dieſem Kinderſpiel unterhielt.“

„Es wundert mich nicht, daß du dich dieſer Dinge ſo lebhaft erinnerſt; denn du nahmſt gleich den größten Antheil daran. Ich weiß, wie du mir das Büchlein entwendeteſt und das ganze Stück auswendig lernteſt; ich wurde es erſt gewahr, als du eines Abends dir einen Goliath und David aus Wachs machteſt, ſie Beide gegen einander peroriren ließeſt, dem Rieſen endlich einen Stoß gabſt

und ſein unförmliches Haupt auf einer großen Stecknadel mit wächſernem Griff dem kleinen David in die Hand klebteſt. Ich hatte damals eine ſo herzliche mütterliche Freude über dein gutes Gedächtniß und deine pathetiſche Rede, daß ich mir ſogleich vornahm, dir die hölzerne Truppe nun ſelbſt zu übergeben. Ich dachte damals nicht, daß es mir ſo manche verdrießliche Stunde machen ſollte."

„Laſſen Sie ſich's nicht gereuen", verſetzte Wilhelm; „denn es haben uns dieſe Scherze manche vergnügte Stunde gemacht."

Und mit Dieſem erbat er ſich die Schlüſſel, eilte, fand die Puppen und war einen Augenblick in jene Zeiten verſetzt, wo ſie ihm noch belebt ſchienen, wo er ſie durch die Lebhaftigkeit ſeiner Stimme, durch die Bewegung ſeiner Hände zu beleben glaubte. Er nahm ſie mit auf ſeine Stube und verwahrte ſie ſorgfältig.

Drittes Capitel.

Wenn die erſte Liebe, wie ich allgemein behaupten höre, das Schönſte iſt, was ein Herz früher oder ſpäter empfinden kann, ſo müſſen wir unſern Helden dreifach glücklich preiſen, daß ihm gegönnt ward, die Wonne dieſer einzigen Augenblicke in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Nur wenig Menſchen werden ſo vorzüglich begünſtigt, indeß die meiſten von ihren frühern Empfindungen nur durch eine harte Schule geführt werden, in welcher ſie nach einem kümmerlichen Genuß gezwungen ſind, ihren beſten Wünſchen entſagen, und das, was ihnen als höchſte Glückſeligkeit vorſchwebte, für immer entbehren zu lernen.

Auf den Flügeln der Einbildungskraft hatte ſich Wilhelms Begierde zu dem reizenden Mädchen erhoben; nach einem kurzen Umgang hatte er ihre Neigung gewonnen, er fand ſich im Beſitz einer Perſon, die er ſo ſehr liebte, ja verehrte; denn ſie war ihm zuerſt in dem günſtigen Lichte theatraliſcher Vorſtellung erſchienen, und ſeine Leidenſchaft zur Bühne verband ſich mit der erſten Liebe zu einem weiblichen Geſchöpfe. Seine Jugend ließ ihn reiche Freuden genießen, die von einer lebhaften Dichtung erhöht und erhalten wurden. Auch der Zuſtand ſeiner Geliebten gab ihrem Betragen

eine Stimmung, welche ſeinen Empfindungen ſehr zu Hülfe kam; die Furcht, ihr Geliebter möchte die übrigen Verhältniſſe vor der Zeit entdecken, verbreitete über ſie einen liebenswürdigen Anſchein von Sorge und Scham; ihre Leidenſchaft für ihn war lebhaft, ſelbſt ihre Unruhe ſchien ihre Zärtlichkeit zu vermehren; ſie war das lieblichſte Geſchöpf in ſeinen Armen.

Als er aus dem erſten Taumel der Freude erwachte und auf ſein Leben und ſeine Verhältniſſe zurückblickte, erſchien ihm Alles neu, ſeine Pflichten heiliger, ſeine Liebhabereien lebhafter, ſeine Kenntniſſe deutlicher, ſeine Talente kräftiger, ſeine Vorſätze entſchiedener. Es ward ihm daher leicht, eine Einrichtung zu treffen, um den Vorwürfen ſeines Vaters zu entgehen, ſeine Mutter zu beruhigen und Marianens Liebe ungeſtört zu genießen. Er verrichtete des Tags ſeine Geſchäfte pünktlich, entſagte gewöhnlich dem Schauſpiel, war Abends bei Tiſche unterhaltend und ſchlich, wenn Alles zu Bette war, in ſeinen Mantel gehüllt, ſachte zu dem Garten hinaus und eilte, alle Lindors und Leanders im Buſen, unaufhaltſam zu ſeiner Geliebten.

„Was bringen Sie?“ fragte Mariane, als er eines Abends ein Bündel hervorwies, das die Alte, in Hoffnung angenehmer Geſchenke, ſehr aufmerkſam betrachtete.

„Sie werden es nicht errathen“, verſetzte Wilhelm.

Wie verwunderte ſich Mariane, wie entſetzte ſich Barbara, als die aufgebundene Serviette einen verworrenen Haufen ſpannenlanger Puppen ſehen ließ. Mariane lachte laut, als Wilhelm die verworrenen Drähte aus einander zu wickeln und jede Figur einzeln vorzuzeigen bemüht war. Die Alte ſchlich verdrießlich bei Seite.

Es bedarf nur einer Kleinigkeit, um zwei Liebende zu unterhalten, und ſo vergnügten ſich unſere Freunde dieſen Abend aufs Beſte. Die kleine Truppe wurde gemuſtert, jede Figur genau betrachtet und belacht. König Saul im ſchwarzen Sammtrocke mit der goldenen Krone wollte Marianen gar nicht gefallen; er ſehe ihr, ſagte ſie, zu ſteif und pedantiſch aus. Deſto beſſer behagte ihr Jonathan, ſein glattes Kinn, ſein gelb und rothes Kleid und der Turban. Auch wußte ſie ihn gar artig am Drahte hin und her zu drehen, ließ ihn Reverenzen machen und Liebeserklärungen herſagen. Dagegen wollte ſie dem Propheten Samuel nicht die mindeſte Auf-

merkſamkeit ſchenken, wenn ihr gleich Wilhelm das Bruſtſchildchen anpries und erzählte, daß der Schillertafft des Leibrocks von einem alten Kleide der Großmutter genommen ſei. David war ihr zu klein und Goliath zu groß; ſie hielt ſich an ihren Jonathan. Sie wußte ihm ſo artig zu thun und zuletzt ihre Liebkoſungen von der Puppe auf unſern Freund herüber zu tragen, daß auch diesmal wieder ein geringes Spiel die Einleitung glücklicher Stunden ward.

Aus der Süßigkeit ihrer zärtlichen Träume wurden ſie durch einen Lärm geweckt, welcher auf der Straße entſtand. Mariane rief der Alten, die, nach ihrer Gewohnheit noch fleißig, die veränderlichen Materialien der Theatergarderobe zum Gebrauch des nächſten Stückes anzupaſſen beſchäftigt war. Sie gab die Auskunft, daß eben eine Geſellſchaft luſtiger Geſellen aus dem Italiänerkeller nebenan heraustaumle, wo ſie bei friſchen Auſtern, die eben angekommen, des Champagners nicht geſchont hätten.

„Schade", ſagte Mariane, „daß es uns nicht früher eingefallen iſt; wir hätten uns auch was zu gute thun ſollen."

„Es iſt wohl noch Zeit", verſetzte Wilhelm und reichte der Alten einen Louisd'or hin; „verſchafft Sie uns, was wir wünſchen, ſo ſoll Sie's mit genießen."

Die Alte war behend, und in kurzer Zeit ſtand ein artig beſtellter Tiſch mit einer wohlgeordneten Collation vor den Liebenden. Die Alte mußte ſich dazu ſetzen; man aß, trank und ließ ſich's wohl ſein.

In ſolchen Fällen fehlt es nie an Unterhaltung. Mariane nahm ihren Jonathan wieder vor, und die Alte wußte das Geſpräch auf Wilhelms Lieblingsmaterie zu wenden. „Sie haben uns ſchon einmal", ſagte ſie, „von der erſten Aufführung eines Puppenſpiels am Weihnachtsabend unterhalten; es war luſtig zu hören. Sie wurden eben unterbrochen, als das Ballet angehen ſollte. Nun kennen wir das herrliche Perſonal, das jene großen Wirkungen hervorbrachte."

„Ja", ſagte Mariane, „erzähle uns weiter! Wie war dir's zu Muthe?"

„Es iſt eine ſchöne Empfindung, liebe Mariane", verſetzte Wilhelm, „wenn wir uns alter Zeiten und alter unſchädlicher Irrthümer erinnern, beſonders wenn es in einem Augenblicke geſchieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns um-

ſehen und den zurückgelegten Weg überſchauen können. Es iſt ſo angenehm, ſelbſtzufrieden ſich mancher Hinderniſſe zu erinnern, die wir oft mit einem peinlichen Gefühle für unüberwindlich hielten, und dasjenige, was wir jetzt entwickelt ſind, mit dem zu vergleichen, was wir damals unentwickelt waren. Aber unausſprechlich glücklich fühl' ich mich jetzt, da ich in dieſem Augenblicke mit dir von dem Vergangenen rede, weil ich zugleich vorwärts in das reizende Land ſchaue, das wir zuſammen Hand in Hand durchwandern können."

„Wie war es mit dem Ballet?" fiel die Alte ihm ein. „Ich fürchte, es iſt nicht Alles abgelaufen, wie es ſollte."

„O ja", verſetzte Wilhelm, „ſehr gut! Von jenen wunderlichen Sprüngen der Mohren und Mohrinnen, Schäfer und Schäferinnen, Zwerge und Zwerginnen iſt mir eine dunkle Erinnerung auf mein ganzes Leben geblieben. Nun fiel der Vorhang, die Thüre ſchloß ſich, und die ganze kleine Geſellſchaft eilte wie betrunken und taumelnd zu Bette: ich weiß aber wohl, daß ich nicht einſchlafen konnte, daß ich noch etwas erzählt haben wollte, daß ich noch viele Fragen that, und daß ich nur ungern die Wärterin entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte.

„Den andern Morgen war leider das magiſche Gerüſte wieder verſchwunden, der myſtiſche Schleier weggehoben, man ging durch jene Thüre wieder frei aus einer Stube in die andere, und ſo viel Abenteuer hatten keine Spur zurückgelaſſen. Meine Geſchwiſter liefen mit ihren Spielſachen auf und ab, ich allein ſchlich hin und her: es ſchien mir unmöglich, daß da nur zwei Thürpfoſten ſein ſollten, wo geſtern ſo viel Zauberei geweſen war. Ach, wer eine verlorne Liebe ſucht, kann nicht unglücklicher ſein, als ich mir damals ſchien."

Ein freudetrunkener Blick, den er auf Marianen warf, überzeugte ſie, daß er nicht fürchtete, jemals in dieſen Fall kommen zu können.

Viertes Capitel.

„Mein einziger Wunsch war nunmehr", fuhr Wilhelm fort, „eine zweite Aufführung des Stücks zu sehen. Ich lag der Mutter an, und diese suchte zu einer gelegenen Stunde den Vater zu bereden; allein ihre Mühe war vergebens. Er behauptete, nur ein seltenes Vergnügen könne bei den Menschen einen Werth haben; Kinder und Alte wüßten nicht zu schätzen, was ihnen Gutes täglich begegnete.

„Wir hätten auch noch lange, vielleicht bis wieder Weihnachten, warten müssen, hätte nicht der Erbauer und heimliche Director des Schauspiels selbst Lust gefühlt, die Vorstellung zu wiederholen und dabei in einem Nachspiele einen ganz frisch fertig gewordenen Hanswurst zu produciren.

„Ein junger Mann von der Artillerie, mit vielen Talenten begabt, besonders in mechanischen Arbeiten geschickt, der dem Vater während des Bauens viele wesentliche Dienste geleistet hatte und von ihm reichlich beschenkt worden war, wollte sich am Christfeste der kleinen Familie dankbar erzeigen und machte dem Hause seines Gönners ein Geschenk mit diesem ganz eingerichteten Theater, das er ehmals in müßigen Stunden zusammengebaut, geschnitzt und gemalt hatte. Er war es, der mit Hilfe eines Bedienten selbst die Puppen regierte und mit verstellter Stimme die verschiedenen Rollen hersagte. Ihm ward nicht schwer, den Vater zu bereden, der einem Freunde aus Gefälligkeit zugestand, was er seinen Kindern aus Ueberzeugung abgeschlagen hatte. Genug, das Theater ward wieder aufgestellt, einige Nachbarskinder gebeten und das Stück wiederholt.

„Hatte ich das erste Mal die Freude der Ueberraschung und des Staunens, so war zum zweiten Male die Wollust des Aufmerkens und Forschens groß. Wie das zugehe, war jetzt mein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, hatte ich mir schon das erste Mal gesagt; daß sie sich nicht von selbst bewegten, vermuthete ich auch; aber warum das Alles doch so hübsch war, und es doch so aussah, als wenn sie selbst redeten und sich bewegten, und wo die Lichter und die Leute sein möchten: — diese Räthsel beunruhigten mich um desto mehr, je mehr ich wünschte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu sein, zugleich meine Hände

verdeckt im Spiel zu haben und als Zuſchauer die Freude der Illuſion zu genießen.

„Das Stück war zu Ende, man machte Vorbereitungen zum Nachſpiel, die Zuſchauer waren aufgeſtanden und ſchwatzten durch einander. Ich drängte mich näher an die Thüre und hörte inwendig am Klappern, daß man mit Aufräumen beſchäftigt ſei. Ich hub den untern Teppich auf und guckte zwiſchen dem Geſtelle durch. Meine Mutter bemerkte es und zog mich zurück; allein ich hatte doch ſo viel geſehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath und wie ſie Alle heißen mochten, in Einen Schiebkaſten packte, und ſo erhielt meine halbbefriedigte Neugierde friſche Nahrung. Dabei hatte ich zu meinem größten Erſtaunen den Lieutenant im Heiligthume ſehr geſchäftig erblickt. Nunmehr konnte mich der Hanswurſt, ſo ſehr er mit ſeinen Abſätzen klapperte, nicht unterhalten. Ich verlor mich in tiefes Nachdenken und war nach dieſer Entdeckung ruhiger und unruhiger wie vorher. Nachdem ich etwas erfahren hatte, kam es mir erſt vor, als ob ich gar nichts wiſſe, und ich hatte Recht; denn es fehlte mir der Zuſammenhang, und darauf kommt doch eigentlich Alles an.“

Fünftes Capitel.

„Die Kinder haben“, fuhr Wilhelm fort, „in wohleingerichteten und geordneten Häuſern eine Empfindung, wie ungefähr Ratten und Mäuſe haben mögen: ſie ſind aufmerkſam auf alle Ritzen und Löcher, wo ſie zu einem verbotenen Naſchwerk gelangen können; ſie genießen es mit einer ſolchen verſtohlnen wollüſtigen Furcht, die einen großen Theil des kindiſchen Glücks ausmacht.

„Ich war vor allen meinen Geſchwiſtern aufmerkſam, wenn irgend ein Schlüſſel ſtecken blieb. Je größer die Ehrfurcht war, die ich für die verſchloſſenen Thüren in meinem Herzen herumtrug, an denen ich Wochen und Monate lang vorbeigehen mußte, und in die ich nur manchmal, wenn die Mutter das Heiligthum öffnete, um etwas heraus zu holen, einen verſtohlnen Blick that, deſto ſchneller war ich, einen Augenblick zu benutzen, den mich die Nachläſſigkeit der Wirthſchafterinnen manchmal treffen ließ.

„Unter allen Thüren war, wie man leicht erachten kann, die Thüre der Speisekammer diejenige, auf die meine Sinne am schärfsten gerichtet waren. Wenig ahnungsvolle Freuden des Lebens glichen der Empfindung, wenn mich meine Mutter manchmal hineinrief, um ihr etwas heraustragen zu helfen, und ich dann einige gedörrte Pflaumen entweder ihrer Güte oder meiner List zu danken hatte. Die aufgehäuften Schätze über einander umfingen meine Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und selbst der wunderliche Geruch, den so mancherlei Spezereien durch einander aushauchten, hatte so eine leckere Wirkung auf mich, daß ich niemals versäumte, so oft ich in der Nähe war, mich wenigstens an der eröffneten Atmosphäre zu weiden. Dieser merkwürdige Schlüssel blieb eines Sonntag Morgens, da die Mutter von dem Geläute übereilt ward, und das ganze Haus in einer tiefen Sabbathstille lag, stecken. Kaum hatte ich es bemerkt, als ich etliche Mal sachte an der Wand hin und her ging, mich endlich still und fein andrängte, die Thüre öffnete und mich mit Einem Schritt in der Nähe so vieler langgewünschter Glückseligkeit fühlte. Ich besah Kasten, Säcke, Schachteln, Büchsen, Gläser mit einem schnellen zweifelnden Blicke, was ich wählen und nehmen sollte, griff endlich nach den vielgeliebten gewelkten Pflaumen, versah mich mit einigen getrockneten Aepfeln und nahm genügsam noch eine eingemachte Pomeranzenschale dazu; mit welcher Beute ich meinen Weg wieder rückwärts glitschen wollte, als mir ein paar nebeneinanderstehende Kasten in die Augen fielen, aus deren einem Drähte, oben mit Häkchen versehen, durch den übel verschlossenen Schieber heraushingen. Ahnungsvoll fiel ich darüber her; und mit welcher überirdischen Empfindung entdeckte ich, daß darin meine Helden- und Freudenwelt auf einander gepackt sei! Ich wollte die obersten aufheben, betrachten, die untersten hervorziehen; allein gar bald verwirrte ich die leichten Drähte, kam darüber in Unruhe und Bangigkeit, besonders da die Köchin in der benachbarten Küche einige Bewegungen machte, daß ich Alles, so gut ich konnte, zusammendrückte, den Kasten zuschob, nur ein geschriebenes Büchelchen, worin die Komödie von David und Goliath aufgezeichnet war, das oben aufgelegen hatte, zu mir steckte und mich mit dieser Beute leise die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete.

„Von der Zeit an wandte ich alle verstohlnen einsamen Stunden

darauf, mein Schauſpiel wiederholt zu leſen, es auswendig zu lernen und mir in Gedanken vorzuſtellen, wie herrlich es ſein müßte, wenn ich auch die Geſtalten dazu mit meinen Fingern beleben könnte. Ich ward darüber in meinen Gedanken ſelbſt zum David und Goliath. In allen Winkeln des Bodens, der Ställe, des Gartens, unter allerlei Umſtänden, ſtudirte ich das Stück ganz in mich hinein, ergriff ich alle Rollen und lernte ſie auswendig, nur daß ich mich meiſt an den Platz der Haupthelden zu ſetzen pflegte und die übrigen wie Trabanten nur im Gedächtniſſe mitlaufen ließ. So lagen mir die großmüthigen Reden Davids, mit denen er den übermüthigen Rieſen Goliath herausforderte, Tag und Nacht im Sinne; ich murmelte ſie oft vor mich hin, Niemand gab Acht darauf als der Vater, der manchmal einen ſolchen Ausruf bemerkte und bei ſich ſelbſt das gute Gedächtniß ſeines Knaben pries, der von ſo wenig Zuhören ſo Mancherlei habe behalten können.

„Hierdurch ward ich immer verwegener und recitirte eines Abends das Stück zum größten Theile vor meiner Mutter, indem ich mir einige Wachsklümpchen zu Schauſpielern bereitete. Sie merkte auf, drang in mich, und ich geſtand.

„Glücklicher Weiſe fiel dieſe Entdeckung in die Zeit, da der Lieutenant ſelbſt den Wunſch geäußert hatte, mich in dieſe Geheimniſſe einweihen zu dürfen. Meine Mutter gab ihm ſogleich Nachricht von dem unerwarteten Talente ihres Sohnes, und er wußte nun einzuleiten, daß man ihm ein paar Zimmer im oberſten Stocke, die gewöhnlich leer ſtanden, überließ, in deren einem wieder die Zuſchauer ſitzen, in dem andern die Schauſpieler ſein, und das Proſcenium abermals die Oeffnung der Thüre ausfüllen ſollte. Der Vater hatte ſeinem Freunde das Alles zu veranſtalten erlaubt; er ſelbſt ſchien nur durch die Finger zu ſehen, nach dem Grundſatze, man müſſe den Kindern nicht merken laſſen, wie lieb man ſie habe, ſie griffen immer zu weit um ſich; er meinte, man müſſe bei ihren Freuden ernſt ſcheinen, und ſie ihnen manchmal verderben, damit ihre Zufriedenheit ſie nicht übermäßig und übermüthig mache.

Sechstes Capitel.

„Der Lieutenant ſchlug nunmehr das Theater auf und beſorgte das Uebrige. Ich merkte wohl, daß er die Woche mehrmals zu ungewöhnlicher Zeit ins Haus kam, und vermuthete die Abſicht. Meine Begierde wuchs unglaublich, da ich wohl fühlte, daß ich vor Sonnabends keinen Theil an dem, was zubereitet wurde, nehmen durfte. Endlich erſchien der gewünſchte Tag. Abends um fünf Uhr kam mein Führer und nahm mich mit hinauf. Zitternd vor Freude trat ich hinein und erblickte auf beiden Seiten des Geſtelles die herabhängenden Puppen in der Ordnung, wie ſie auftreten ſollten; ich betrachtete ſie ſorgfältig, ſtieg auf den Tritt, der mich über das Theater erhub, ſo daß ich nun über der kleinen Welt ſchwebte. Ich ſah nicht ohne Ehrfurcht zwiſchen die Brettchen hinunter, weil die Erinnerung, welche herrliche Wirkung das Ganze von außen thue, und das Gefühl, in welche Geheimniſſe ich eingeweiht ſei, mich umfaßten. Wir machten einen Verſuch, und es ging gut.

„Den andern Tag, da eine Geſellſchaft Kinder geladen war, hielten wir uns trefflich, außer daß ich in dem Feuer der Action meinen Jonathan fallen ließ und genöthigt war, mit der Hand hinunter zu greifen und ihn zu holen; ein Zufall, der die Illuſion ſehr unterbrach, ein großes Gelächter verurſachte und mich unſäglich kränkte. Auch ſchien dieſes Verſehen dem Vater ſehr willkommen zu ſein, der das große Vergnügen, ſein Söhnchen ſo fähig zu ſehen, wohlbedächtig nicht an den Tag gab, nach geendigtem Stücke ſich gleich an die Fehler hing und ſagte, es wäre recht artig geweſen, wenn nur dies oder das nicht verſagt hätte.

„Mich kränkte das innig; ich war traurig für den Abend, hatte aber am kommenden Morgen allen Verdruß ſchon wieder verſchlafen und war in dem Gedanken ſelig, daß ich, außer jenem Unglück, trefflich geſpielt habe. Dazu kam der Beifall der Zuſchauer, welche durchaus behaupteten: obgleich der Lieutenant in Abſicht der groben und feinen Stimme ſehr viel gethan habe, ſo perorire er doch meiſt zu affectirt und ſteif, dagegen ſpreche der neue Anfänger ſeinen David und Jonathan vortrefflich; beſonders lobte die Mutter den freimüthigen Ausdruck, wie ich den Goliath herausgefordert und dem Könige den beſcheidenen Sieger vorgeſtellt habe.

„Nun blieb zu meiner größten Freude das Theater aufgeſchlagen, und da der Frühling herbeikam, und man ohne Feuer beſtehen konnte, lag ich in meinen Frei- und Spielſtunden in der Kammer und ließ die Puppen wacker durch einander ſpielen. Oft lud ich meine Geſchwiſter und Kameraden hinauf; wenn ſie aber auch nicht kommen wollten, war ich allein oben. Meine Einbildungskraft brütete über der kleinen Welt, die bald eine andere Geſtalt gewann.

„Ich hatte kaum das erſte Stück, wozu Theater und Schauſpieler geſchaffen und geſtempelt waren, etlichemal aufgeführt, als es mir ſchon keine Freude mehr machte. Dagegen waren mir unter den Büchern des Großvaters die deutſche Schaubühne[1]) und verſchiedene italiäniſch-deutſche Opern in die Hände gekommen, in die ich mich ſehr vertiefte und jedesmal nur erſt vorne die Perſonen überrechnete, und dann ſogleich, ohne Weiteres, zur Aufführung des Stückes ſchritt. Da mußte nun König Saul in ſeinem ſchwarzen Sammtkleide den Chaumigrem, Cato und Darius[2]) ſpielen; wobei zu bemerken iſt, daß die Stücke niemals ganz, ſondern meiſtentheils nur die fünften Acte, wo es an ein Todtſtechen ging, aufgeführt wurden.

„Auch war es natürlich, daß mich die Oper mit ihren mannigfaltigen Veränderungen und Abenteuern mehr als Alles anziehen mußte. Ich fand darin ſtürmiſche Meere, Götter, die in Wolken herabkommen, und, was mich vorzüglich glücklich machte, Blitz und Donner. Ich half mir mit Pappe, Farbe und Papier, wußte gar trefflich Nacht zu machen, der Blitz war fürchterlich anzuſehen, nur der Donner gelang nicht immer, doch das hatte ſo viel nicht zu ſagen. Auch fand ſich in den Opern mehr Gelegenheit, meinen David und Goliath anzubringen, welches im regelmäßigen Drama

1) Gottſched's „Deutſche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten". Die Sammlung enthielt neben eigenen Stücken Gottſched's, ſeiner Gattin und ſeiner Anhänger vornehmlich eine große Anzahl von Ueberſetzungen.

2) Chaumigrem heißt der Wütherich in dem Trauerſpiel „Baniſe", welches, von Friedrich Melchior Grimm nach H. A. von Ziegler's Roman „Die aſiatiſche Baniſe" bearbeitet, im vierten Bande der „Schaubühne" zu finden iſt. Dieſer Tyrann will die Prinzeſſin Baniſe von Pegu, deren ganze Familie er bereits ausgerottet, zuletzt auch noch dem Kriegsgott opfern, weil ſie ſeinen Bewerbungen widerſteht. „Der ſterbende Cato" von Gottſched nach Addiſon bearbeitet, und das Trauerſpiel „Darius" von Fr. Lebegott Pitſchel ſtehen im dritten Bande der Sammlung.

gar nicht angehen wollte. Ich fühlte täglich mehr Anhänglichkeit für das enge Plätzchen, wo ich so manche Freude genoß, und ich gestehe, daß der Geruch, den die Puppen aus der Speisekammer an sich gezogen hatten, nicht wenig dazu beitrug.

„Die Decorationen meines Theaters waren nunmehr in ziemlicher Vollkommenheit; denn, daß ich von Jugend auf ein Geschick gehabt hatte, mit dem Zirkel umzugehen, Pappe auszuschneiden und Bilder zu illuminiren, kam mir jetzt wohl zu Statten. Um desto weher that es mir, wenn mich gar oft das Personal an Ausführung großer Sachen hinderte.

„Meine Schwestern, indem sie ihre Puppen aus- und ankleideten, erregten in mir den Gedanken, meinen Helden auch nach und nach bewegliche Kleider zu verschaffen. Man trennte ihnen die Läppchen vom Leibe, setzte sie, so gut man konnte, zusammen, sparte sich etwas Geld, kaufte neues Band und Flittern, bettelte sich manches Stückchen Tafft zusammen und schaffte nach und nach eine Theatergarderobe an, in welcher besonders die Reifröcke für die Damen nicht vergessen waren.

„Die Truppe war nun wirklich mit Kleidern für das größte Stück versehen, und man hätte denken sollen, es würde nun erst recht eine Aufführung der andern folgen; aber es ging mir, wie es den Kindern öfter zu gehen pflegt: sie fassen weite Plane, machen große Anstalten, auch wohl einige Versuche, und es bleibt Alles zusammen liegen. Dieses Fehlers muß ich mich anklagen. Die größte Freude lag bei mir in der Erfindung und in der Beschäftigung der Einbildungskraft. Dies oder jenes Stück interessirte mich um irgend einer Scene willen, und ich ließ gleich wieder neue Kleider dazu machen. Ueber solchen Anstalten waren die ursprünglichen Kleidungsstücke meiner Helden in Unordnung gerathen und verschleppt worden, daß also nicht einmal das erste große Stück mehr aufgeführt werden konnte. Ich überließ mich meiner Phantasie, probirte und bereitete ewig, baute tausend Luftschlösser und spürte nicht, daß ich den Grund des kleinen Gebäudes zerstört hatte.“

Während dieser Erzählung hatte Mariane alle ihre Freundlichkeit gegen Wilhelmen aufgeboten, um ihre Schläfrigkeit zu verbergen. So scherzhaft die Begebenheit von einer Seite schien, so war sie ihr doch zu einfach, und die Betrachtungen dabei zu ernsthaft. Sie setzte

zärtlich ihren Fuß auf den Fuß des Geliebten und gab ihm scheinbare Zeichen ihrer Aufmerksamkeit und ihres Beifalls. Sie trank aus seinem Glase, und Wilhelm war überzeugt, es sei kein Wort seiner Geschichte auf die Erde gefallen. Nach einer kleinen Pause rief er aus: „Es ist nun an dir, Mariane, mir auch deine ersten jugendlichen Freuden mitzutheilen. Noch waren wir immer zu sehr mit dem Gegenwärtigen beschäftigt, als daß wir uns wechselseitig um unsere vorige Lebensweise hätten bekümmern können. Sage mir: unter welchen Umständen bist du erzogen? welche sind die ersten lebhaften Eindrücke, deren du dich erinnerst?"

Diese Fragen würden Marianen in große Verlegenheit gesetzt haben, wenn ihr die Alte nicht sogleich zu Hülfe gekommen wäre. „Glauben Sie denn", sagte das kluge Weib, „daß wir auf das, was uns früh begegnet, so aufmerksam sind, daß wir so artige Begebenheiten zu erzählen haben, und, wenn wir sie zu erzählen hätten, daß wir der Sache auch ein solches Geschick zu geben wüßten?

„Als wenn es dessen bedürfte!" rief Wilhelm aus. „Ich liebe dieses zärtliche, gute, liebliche Geschöpf so sehr, daß mich jeder Augenblick meines Lebens verdrießt, den ich ohne sie zugebracht habe. Laß mich wenigstens durch die Einbildungskraft Theil an deinem vergangenen Leben nehmen! Erzähle mir Alles! ich will dir Alles erzählen. Wir wollen uns womöglich täuschen und jene für die Liebe verlornen Zeiten wieder zu gewinnen suchen."

„Wenn Sie so eifrig darauf bestehen, können wir Sie wohl befriedigen", sagte die Alte. „Erzählen Sie uns nur erst, wie Ihre Liebhaberei zum Schauspiele nach und nach gewachsen sei, wie Sie sich geübt, wie Sie so glücklich zugenommen haben, daß Sie nunmehr für einen guten Schauspieler gelten können? Es hat Ihnen dabei gewiß nicht an lustigen Begebenheiten gemangelt. Es ist nicht der Mühe werth, daß wir uns zur Ruhe legen; ich habe noch eine Flasche in Reserve, und wer weiß, ob wir bald wieder so ruhig und zufrieden zusammensitzen."

Mariane schaute mit einem traurigen Blick nach ihr auf, den Wilhelm nicht bemerkte, und in seiner Erzählung fortfuhr.

Siebentes Capitel.

„Die Zerſtreuungen der Jugend, da meine Geſpannſchaft [1]) ſich zu mehren anfing, thaten dem einſamen, ſtillen Vergnügen Eintrag. Ich war wechſelsweiſe bald Jäger, bald Soldat, bald Reiter, wie es unſere Spiele mit ſich brachten; doch hatte ich immer darin einen kleinen Vorzug vor den Andern, daß ich im Stande war, ihnen die nöthigen Geräthſchaften ſchicklich auszubilden. So waren die Schwerter meiſtens aus meiner Fabrik; ich verzierte und vergoldete die Schlitten, und ein geheimer Inſtinct ließ mich nicht ruhen, bis ich unſre Miliz ins Antike umgeſchaffen hatte. Helme wurden verfertigt, mit papiernen Büſchen geſchmückt, Schilde, ſogar Harniſche wurden gemacht, Arbeiten, bei denen die Bedienten im Hauſe, die etwa Schneider waren, und die Nähterinnen manche Nadel zerbrachen.

„Einen Theil meiner jungen Geſellen ſah ich nun wohl gerüſtet; die übrigen wurden auch nach und nach, doch geringer, ausſtaffirt, und es kam ein ſtattliches Corps zuſammen. Wir marſchirten in Höfen und Gärten, ſchlugen uns brav auf die Schilde und auf die Köpfe; es gab manche Mißhelligkeit, die aber bald beigelegt war.

„Dieſes Spiel, das die Andern ſehr unterhielt, war kaum etlichemal getrieben worden, als es mich ſchon nicht mehr befriedigte. Der Anblick ſo vieler gerüſteten Geſtalten mußte in mir nothwendig die Ritteridеen aufreizen, die ſeit einiger Zeit, da ich in das Leſen alter Romane gefallen war, meinen Kopf anfüllten.

„Das befreite Jeruſalem, davon mir Koppens Ueberſetzung [2]) in die Hände fiel, gab meinen herumſchweifenden Gedanken endlich eine beſtimmte Richtung. Ganz konnte ich zwar das Gedicht nicht leſen; es waren aber Stellen, die ich auswendig wußte, deren Bilder mich umſchwebten. Beſonders feſſelte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Thun und Laſſen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daſeins thaten mehr Wirkung auf den Geiſt, der ſich zu entwickeln

---

1) Kameradſchaft, Geſpielen. — 2) Goethe hatte dieſe Ueberſetzung von Taſſo's berühmtem Epos als Knabe geleſen und theilweiſe memorirt. Vgl. „Wahrheit und Dichtung" III; wie denn überhaupt dieſe Erzählung Wilhelms zahlreiche Anklänge an Goethe's eigene Jugendgeſchichte enthält.

anfing, als die gemachten Reize Armidens, ob ich gleich ihren Garten nicht verachtete.

„Aber hundert und hundert Mal, wenn ich Abends auf dem Altan, der zwiſchen den Giebeln des Hauſes angebracht iſt, ſpazierte, über die Gegend hinſah, und von der hinabgewichenen Sonne ein zitternder Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten, aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang, und der klingende Ton der Grillen durch die feierliche Stille ſchrillte, ſagte ich mir die Geſchichte des traurigen Zweikampfs zwiſchen Tancred und Chlorinden vor.

„So ſehr ich, wie billig, von der Partei der Chriſten war, ſtand ich doch der heidniſchen Heldin mit ganzem Herzen bei, als ſie unternahm, den großen Thurm der Belagerer anzuzünden. Und wie nun Tancred dem vermeinten Krieger in der Nacht begegnet, unter der düſtern Hülle der Streit beginnt, und ſie gewaltig kämpfen — ich konnte nie die Worte ausſprechen:

Allein das Lebensmaß Chlorindens iſt nun voll,
Und ihre Stunde kommt, in der ſie ſterben ſoll!

daß mir nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich floſſen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Bruſt ſtößt, der Sinkenden den Helm löſt, ſie erkennt, und zur Taufe bebend das Waſſer holt.

„Aber wie ging mir das Herz über, wenn in dem bezauberten Walde Tancredens Schwert den Baum trifft, Blut nach dem Hiebe fließt, und eine Stimme ihm in die Ohren tönt, daß er auch hier Chlorinden verwunde, daß er vom Schickſal beſtimmt ſei, das, was er liebt, überall unwiſſend zu verletzen![1])

„Es bemächtigte ſich die Geſchichte meiner Einbildungskraft ſo, daß ſich mir, was ich von dem Gedichte geleſen hatte, dunkel zu einem Ganzen in der Seele bildete, von dem ich dergeſtalt eingenommen war, daß ich es auf irgend eine Weiſe vorzuſtellen gedachte. Ich wollte Tancreden und Reinalden ſpielen und fand dazu zwei Rüſtungen ganz bereit, die ich ſchon gefertigt hatte. Die eine von dunkelgrauem Papier mit Schuppen ſollte den ernſten Tancred, die andere von Silber- und Goldpapier den glänzenden Reinald zieren.

---

1) S. „Befreites Jeruſalem“ XII, 50—71 und XIII, 41—45.

In der Lebhaftigkeit meiner Vorstellung erzählte ich Alles meinen Gespannen, die davon ganz entzückt wurden und nur nicht wohl begreifen konnten, daß das Alles aufgeführt, und zwar von ihnen aufgeführt werden sollte.

„Diesen Zweifeln half ich mit vieler Leichtigkeit ab. Ich disponirte gleich über ein paar Zimmer in eines benachbarten Gespielen Haus, ohne zu berechnen, daß die alte Tante sie nimmermehr hergeben würde; eben so war es mit dem Theater, wovon ich auch keine bestimmte Idee hatte, außer daß man es auf Balken setzen, die Coulissen von getheilten spanischen Wänden hinstellen und zum Grund ein großes Tuch nehmen müsse. Woher aber die Materialien und Geräthschaften kommen sollten, hatte ich nicht bedacht.

„Für den Wald fanden wir eine gute Auskunft: wir gaben einem alten Bedienten aus einem der Häuser, der nun Förster geworden war, gute Worte, daß er uns junge Birken und Fichten schaffen möchte, die auch wirklich geschwinder, als wir hoffen konnten, herbeigebracht wurden. Nun aber fand man sich in großer Verlegenheit, wie man das Stück, ehe die Bäume verdorrten, zu Stande bringen könne. Da war guter Rath theuer! Es fehlte an Platz, am Theater, an Vorhängen. Die spanischen Wände waren das Einzige, was wir hatten.

„In dieser Verlegenheit gingen wir wieder den Lieutenant an, dem wir eine weitläufige Beschreibung von der Herrlichkeit machten, die es geben sollte. So wenig er uns begriff, so behilflich war er, schob in eine kleine Stube, was sich von Tischen im Hause und der Nachbarschaft nur finden wollte, an einander, stellte die Wände darauf, machte eine hintere Aussicht von grünen Vorhängen, die Bäume wurden auch gleich mit in die Reihe gestellt.

„Indessen war es Abend geworden, man hatte die Lichter angezündet, die Mägde und Kinder saßen auf ihren Plätzen, das Stück sollte angehn, die ganze Heldenschaar war angezogen; nun spürte aber Jeder zum ersten Mal, daß er nicht wisse, was er zu sagen habe. In der Hitze der Erfindung, da ich ganz von meinem Gegenstande durchdrungen war, hatte ich vergessen, daß doch Jeder wissen müsse, was und wo er es zu sagen habe, und in der Lebhaftigkeit der Ausführung war es den Uebrigen auch nicht beigefallen; sie glaubten, sie würden sich leicht als Helden darstellen, leicht so han-

deln und reden können wie die Perſonen, in deren Welt ich ſie verſetzt hatte. Sie ſtanden Alle erſtaunt, fragten ſich einander, was zuerſt kommen ſollte; und ich, der ich mich als Tancred vorne an gedacht hatte, fing, allein auftretend, einige Verſe aus dem Heldengedichte herzuſagen an. Weil aber die Stelle gar zu bald ins Erzählende überging, und ich in meiner eigenen Rede endlich als dritte Perſon vorkam, auch der Gottfried, von dem die Sprache war, nicht herauskommen wollte, ſo mußte ich unter großem Gelächter meiner Zuſchauer eben wieder abziehen: ein Unfall, der mich tief in der Seele kränkte. Verunglückt war die Expedition; die Zuſchauer ſaßen da, und wollten etwas ſehen. Gekleidet waren wir; ich raffte mich zuſammen und entſchloß mich kurz und gut, David und Goliath zu ſpielen. Einige der Geſellſchaft hatten ehemals das Puppenſpiel mit mir aufgeführt, Alle hatten es oft geſehn; man theilte die Rollen aus, es verſprach Jeder ſein Beſtes zu thun, und ein kleiner drolliger Junge malte ſich einen ſchwarzen Bart, um, wenn ja eine Lücke einfallen ſollte, ſie als Hanswurſt mit einer Poſſe auszufüllen: eine Anſtalt, die ich, als dem Ernſte des Stückes zuwider, ſehr ungern geſchehen ließ. Doch ſchwur ich mir, wenn ich nur einmal aus dieſer Verlegenheit gerettet wäre, mich nie, als mit der größten Ueberlegung, an die Vorſtellung eines Stücks zu wagen."

Achtes Capitel.

Mariane, vom Schlaf überwältigt, lehnte ſich an ihren Geliebten, der ſie feſt an ſich drückte und in ſeiner Erzählung fortfuhr, indeß die Alte den Ueberreſt des Weins mit gutem Bedachte genoß.

„Die Verlegenheit", ſagte er, „in der ich mich mit meinen Freunden befunden hatte, indem wir ein Stück, das nicht exiſtirte, zu ſpielen unternahmen, war bald vergeſſen. Meiner Leidenſchaft, jeden Roman, den ich las, jede Geſchichte, die man mich lehrte, in einem Schauſpiele darzuſtellen, konnte ſelbſt der unbiegſamſte Stoff nicht widerſtehen. Ich war völlig überzeugt, daß Alles, was in der Erzählung ergetzte, vorgeſtellt eine viel größere Wirkung thun müſſe; Alles ſollte vor meinen Augen, Alles auf der Bühne vorgehen.

Wenn uns in der Schule die Weltgeſchichte vorgetragen wurde, zeichnete ich mir ſorgfältig aus, wo Einer auf beſondere Weiſe erſtochen oder vergiftet wurde, und meine Einbildungskraft ſah über Expoſition und Verwicklung hinweg und eilte dem intereſſanten fünften Acte zu. So fing ich auch wirklich an, einige Stücke von hinten hervor zu ſchreiben, ohne daß ich auch nur bei einem einzigen bis zum Anfange gekommen wäre.

„Zu gleicher Zeit las ich, theils aus eigenem Antrieb, theils auf Veranlaſſung meiner guten Freunde, welche in den Geſchmack gekommen waren, Schauſpiele aufzuführen, einen ganzen Wuſt theatraliſcher Productionen durch, wie ſie der Zufall mir in die Hände führte. Ich war in den glücklichen Jahren, wo uns noch Alles gefällt, wo wir in der Menge und Abwechslung unſre Befriedigung finden. Leider aber ward mein Urtheil noch auf eine andere Weiſe beſtochen. Die Stücke gefielen mir beſonders, in denen ich zu gefallen hoffte, und es waren wenige, die ich nicht in dieſer angenehmen Täuſchung durchlas; und meine lebhafte Vorſtellungskraft, da ich mich in alle Rollen denken konnte, verführte mich, zu glauben, daß ich auch alle darſtellen würde; gewöhnlich wählte ich daher bei der Austheilung diejenigen, welche ſich gar nicht für mich ſchickten, und wenn es nur einigermaßen angehen wollte, wohl gar ein paar Rollen.

„Kinder wiſſen beim Spiele aus Allem Alles zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz zum Degen, jedes Bündelchen zur Puppe und jeder Winkel zur Hütte. In dieſem Sinne entwickelte ſich unſer Privattheater. Bei der völligen Unkenntniß unſerer Kräfte unternahmen wir Alles, bemerkten kein qui pro quo und waren überzeugt, Jeder müſſe uns dafür nehmen, wofür wir uns gaben. Leider ging Alles einen ſo gemeinen Gang, daß mir nicht einmal eine merkwürdige Albernheit zu erzählen übrig bleibt. Erſt ſpielten wir die wenigen Stücke durch, in welchen nur Mannsperſonen auftreten; dann verkleideten wir Einige aus unſerm Mittel und zogen zuletzt die Schweſtern mit ins Spiel. In einigen Häuſern hielt man es für eine nützliche Beſchäftigung und lud Geſellſchaften darauf. Unſer Artillerielieutenant verließ uns auch hier nicht: er zeigte uns, wie wir kommen und gehen, declamiren und geſticuliren ſollten; allein er erntete für ſeine Bemühung meiſtens wenig Dank,

indem wir die theatraliſchen Künſte ſchon beſſer als er zu verſtehen glaubten.

„Wir verfielen gar bald auf das Trauerſpiel; denn wir hatten oft ſagen hören, und glaubten ſelbſt, es ſei leichter, eine Tragödie zu ſchreiben und vorzuſtellen, als im Luſtſpiele vollkommen zu ſein. Auch fühlten wir uns beim erſten tragiſchen Verſuche ganz in unſerm Elemente; wir ſuchten uns der Höhe des Standes, der Vortrefflichkeit der Charaktere durch Steifheit und Affectation zu nähern und dünkten uns durchaus nicht wenig; allein vollkommen glücklich waren wir nur, wenn wir recht raſen, mit den Füßen ſtampfen und uns wohl gar vor Wuth und Verzweiflung auf die Erde werfen durften.

„Knaben und Mädchen waren in dieſen Spielen nicht lange beiſammen, als die Natur ſich zu regen, und die Geſellſchaft ſich in verſchiedene kleine Liebesgeſchichten zu theilen anfing, da denn meiſtentheils Komödie in der Komödie geſpielt wurde. Die glücklichen Paare drückten ſich hinter den Theaterwänden die Hände auf das Zärtlichſte; ſie verſchwammen in Glückſeligkeit, wenn ſie einander, ſo bebändert und aufgeſchmückt, recht idealiſch vorkamen, indeß gegenüber die unglücklichen Nebenbuhler ſich vor Neid verzehrten und mit Trotz und Schadenfreude allerlei Unheil anrichteten.

„Dieſe Spiele, obgleich ohne Verſtand unternommen und ohne Anleitung durchgeführt, waren doch nicht ohne Nutzen für uns. Wir übten unſer Gedächtniß und unſern Körper und erlangten mehr Geſchmeidigkeit im Sprechen und Betragen, als man ſonſt in ſo frühen Jahren gewinnen kann. Für mich aber war jene Zeit beſonders Epoche, mein Geiſt richtete ſich ganz nach dem Theater, und ich fand kein größer Glück, als Schauſpiele zu leſen, zu ſchreiben und zu ſpielen.

„Der Unterricht meiner Lehrer dauerte fort; man hatte mich dem Handelsſtand gewidmet und zu unſerm Nachbar auf das Comptoir gethan; aber eben zu ſelbiger Zeit entfernte ſich mein Geiſt nur gewaltſamer von Allem, was ich für ein niedriges Geſchäft halten mußte. Der Bühne wollte ich meine ganze Thätigkeit widmen, auf ihr mein Glück und meine Zufriedenheit finden.

„Ich erinnere mich noch eines Gedichtes, das ſich unter meinen Papieren finden muß, in welchem die Muſe der tragiſchen Dichtkunſt

und eine andere Frauengestalt, in der ich das Gewerbe personificirt hatte, sich um meine werthe Person recht wacker zanken. Die Erfindung ist gemein, und ich erinnere mich nicht, ob die Verse etwas taugen; aber ihr sollt es sehen, um der Furcht, des Abscheues, der Liebe und der Leidenschaft willen, die darin herrschen. Wie ängstlich hatte ich die alte Hausmutter geschildert mit dem Rocken im Gürtel, mit Schlüsseln an der Seite, Brillen auf der Nase, immer fleißig, immer in Unruhe, zänkisch und haushälterisch, kleinlich und beschwerlich! Wie kümmerlich beschrieb ich den Zustand Dessen, der sich unter ihre Ruthe bücken und sein knechtisches Tagewerk im Schweiße des Angesichtes verdienen sollte!

„Wie anders trat Jene dagegen auf! Welche Erscheinung ward sie dem bekümmerten Herzen! Herrlich gebildet, in ihrem Wesen und Betragen als eine Tochter der Freiheit anzusehen. Das Gefühl ihrer selbst gab ihr Würde ohne Stolz; ihre Kleider ziemten ihr, sie umhüllten jedes Glied, ohne es zu zwängen, und die reichlichen Falten des Stoffes wiederholten wie ein tausendfaches Echo die reizenden Bewegungen der Göttlichen. Welch ein Contrast! und auf welche Seite sich mein Herz wandte, kannst du leicht denken. Auch war nichts vergessen, um meine Muse kenntlich zu machen. Kronen und Dolche, Ketten und Masken, wie sie mir meine Vorgänger überliefert hatten, waren ihr auch hier zugetheilt. Der Wettstreit war heftig, die Reden beider Personen contrastirten gehörig, da man im vierzehnten Jahre gewöhnlich das Schwarze und Weiße recht nah an einander zu malen pflegt. Die Alte redete, wie es einer Person geziemt, die eine Stecknadel aufhebt, und Jene wie eine, die Königreiche verschenkt. Die warnenden Drohungen der Alten wurden verschmäht; ich sah die mir versprochenen Reichthümer schon mit dem Rücken an; enterbt und nackt übergab ich mich der Muse, die mir ihren goldnen Schleier zuwarf und meine Blöße bedeckte. —

„Hätte ich denken können, o meine Geliebte!“ rief er aus, indem er Marianen fest an sich drückte, „daß eine ganz andere, eine lieblichere Gottheit kommen, mich in meinem Vorsatz stärken, mich auf meinem Wege begleiten würde: welch eine schönere Wendung würde mein Gedicht genommen haben, wie interessant würde nicht der Schluß desselben geworden sein! Doch es ist kein Gedicht, es ist

Wahrheit und Leben, was ich in deinen Armen finde; laß uns das süße Glück mit Bewußtsein genießen!“

Durch den Druck seines Armes, durch die Lebhaftigkeit seiner erhöhten Stimme war Mariane erwacht und verbarg durch Liebkosungen ihre Verlegenheit; denn sie hatte auch nicht ein Wort von dem letzten Theile seiner Erzählung vernommen, und es ist zu wünschen, daß unser Held für seine Lieblingsgeschichten aufmerksamere Zuhörer künftig finden möge.

Neuntes Capitel.

So brachte Wilhelm seine Nächte im Genusse vertraulicher Liebe, seine Tage in Erwartung neuer seliger Stunden zu. Schon zu jener Zeit, als ihn Verlangen und Hoffnung zu Marianen hinzog, fühlte er sich wie neu belebt, er fühlte, daß er ein anderer Mensch zu werden beginne; nun war er mit ihr vereinigt, die Befriedigung seiner Wünsche ward eine reizende Gewohnheit. Sein Herz strebte, den Gegenstand seiner Leidenschaft zu veredeln, sein Geist, das geliebte Mädchen mit sich empor zu heben. In der kleinsten Abwesenheit ergriff ihn ihr Andenken. War sie ihm sonst nothwendig gewesen, so war sie ihm jetzt unentbehrlich, da er mit allen Banden der Menschheit an sie geknüpft war. Seine reine Seele fühlte, daß sie die Hälfte, mehr als die Hälfte seiner selbst sei. Er war dankbar und hingegeben ohne Grenzen.

Auch Mariane konnte sich eine Zeit lang täuschen; sie theilte die Empfindung seines lebhaften Glücks mit ihm. Ach! wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs ihr über das Herz gefahren wäre! Selbst an dem Busen Wilhelms war sie nicht sicher davor, selbst unter den Flügeln seiner Liebe. Und wenn sie nun gar wieder allein war, und aus den Wolken, in denen seine Leidenschaft sie emportrug, in das Bewußtsein ihres Zustandes herabsank, dann war sie zu bedauern. Denn Leichtsinn kam ihr zu Hülfe, so lange sie in niedriger Verworrenheit lebte, sich über ihre Verhältnisse betrog oder vielmehr sie nicht kannte; da erschienen ihr die Vorfälle, denen sie ausgesetzt war, nur einzeln: Vergnügen und

Verdruß löſten ſich ab, Demüthigung wurde durch Eitelkeit, und Mangel oft durch augenblicklichen Ueberfluß vergütet; ſie konnte Noth und Gewohnheit ſich als Geſetz und Rechtfertigung anführen, und ſo lange ließen ſich alle unangenehmen Empfindungen von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage abſchütteln. Nun aber hatte das arme Mädchen ſich Augenblicke in eine beſſere Welt hinübergerückt gefühlt, hatte, wie von oben herab, aus Licht und Freude ins Oede, Verworfene ihres Lebens herunter geſehen, hatte gefühlt, welche elende Creatur das Weib iſt, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt, und fand ſich äußerlich und innerlich um nichts gebeſſert. Sie hatte nichts, was ſie aufrichten konnte. Wenn ſie in ſich blickte und ſuchte, war es in ihrem Geiſte leer, und ihr Herz hatte keinen Widerhalt Je trauriger dieſer Zuſtand war, deſto heftiger ſchloß ſich ihre Neigung an den Geliebten feſt; ja, die Leidenſchaft wuchs mit jedem Tage, wie die Gefahr, ihn zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte.

Dagegen ſchwebte Wilhelm glücklich in höheren Regionen; ihm war auch eine neue Welt aufgegangen, aber reich an herrlichen Ausſichten. Kaum ließ das Uebermaß der erſten Freude nach, ſo ſtellte ſich das hell vor ſeine Seele, was ihn bisher dunkel durchwühlt hatte. „Sie iſt dein! Sie hat ſich dir hingegeben! ſie, das geliebte, geſuchte, angebetete Geſchöpf, dir auf Treu und Glauben hingegeben! aber ſie hat ſich keinem Undankbaren überlaſſen!“ Wo er ſtand und ging, redete er mit ſich ſelbſt; ſein Herz floß beſtändig über, und er ſagte ſich in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenſten Geſinnungen vor. Er glaubte den hellen Wink des Schickſals zu verſtehen, das ihm durch Marianen die Hand reichte, ſich aus dem ſtockenden, ſchleppenden, bürgerlichen Leben heraus zu reißen, aus dem er ſchon ſo lange ſich zu retten gewünſcht hatte. Seines Vaters Haus, die Seinigen zu verlaſſen, ſchien ihm etwas Leichtes. Er war jung und neu in der Welt, und ſein Muth, in ihren Weiten nach Glück und Befriedigung zu rennen, durch die Liebe erhöht. Seine Beſtimmung zum Theater war ihm nunmehr klar; das hohe Ziel, das er ſich vorgeſteckt ſah, ſchien ihm näher, indem er an Marianens Hand hinſtrebte, und in ſelbſtgefälliger Beſcheidenheit erblickte er in ſich den trefflichen Schauſpieler, den Schöpfer eines künftigen Nationaltheaters, nach dem er ſo vielfältig

hatte ſeufzen hören.[1]) Alles, was in den innerſten Winkeln ſeiner Seele bisher geſchlummert hatte, wurde rege. Er bildete aus den vielerlei Ideen mit Farben der Liebe ein Gemälde auf Nebelgrund, deſſen Geſtalten freilich ſehr in einander floſſen, dafür aber auch das Ganze eine deſto reizendere Wirkung that.

Zehntes Capitel.

Er ſaß nun zu Hauſe, kramte unter ſeinen Papieren und rüſtete ſich zur Abreiſe. Was nach ſeiner bisherigen Beſtimmung ſchmeckte, ward bei Seite gelegt; er wollte bei ſeiner Wanderung in die Welt auch von jeder unangenehmen Erinnerung frei ſein. Nur Werke des Geſchmacks, Dichter und Kritiker, wurden als bekannte Freunde unter die Erwählten geſtellt; und da er bisher die Kunſtrichter ſehr wenig genutzt hatte, ſo erneuerte ſich ſeine Begierde nach Belehrung, als er ſeine Bücher wieder durchſah und fand, daß die theoretiſchen Schriften noch meiſt unaufgeſchnitten waren. Er hatte ſich, in der völligen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ſolcher Werke, viele davon angeſchafft und mit dem beſten Willen in keines auch nur bis in die Hälfte ſich hineinleſen können. Dagegen hatte er ſich deſto eifriger an Beiſpiele gehalten und in allen Arten, die ihm bekannt worden waren, ſelbſt Verſuche gemacht.

Werner trat herein, und als er ſeinen Freund mit den bekannten Heften beſchäftigt ſah, rief er aus: „Biſt du ſchon wieder über dieſen Papieren? Ich wette, du haſt nicht die Abſicht, eins oder das andere zu vollenden! Du ſiehſt ſie durch und wieder durch, und beginnſt allenfalls etwas Neues."

„Zu vollenden iſt nicht die Sache des Schülers, es iſt genug, wenn er ſich übt."

---

1) Das erſte deutſche Nationaltheater war 1767 in Hamburg von zwölf dortigen Bürgern als „Hamburger Entrepriſe" gegründet worden. Aus Leſſing's Theilnahme an demſelben ging die „Hamburgiſche Dramaturgie" hervor. Doch zerfiel dies Inſtitut bereits wieder im Mai 1769. Aehnliche Pläne ſuchten in Wien 1776 Kaiſer Joſeph II., in Mannheim 1779 der Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz zu verwirklichen. In Berlin wurde Ende 1786 von Friedrich Wilhelm II. ein ſogenanntes „Nationaltheater" geſchaffen.

„Aber doch fertig macht, ſo gut er kann.“

„Und doch ließe ſich wohl die Frage aufwerfen: ob man nicht eben gute Hoffnung von einem jungen Menſchen faſſen könne, der bald gewahr wird, wenn er etwas Ungeſchicktes unternommen hat, in der Arbeit nicht fortfährt und an etwas, das niemals einen Werth haben kann, weder Mühe noch Zeit verſchwenden mag.“

„Ich weiß wohl, es war nie deine Sache, etwas zu Stande zu bringen; du warſt immer müde, eh' es zur Hälfte kam. Da du noch Director unſers Puppenſpiels warſt, wie oft wurden neue Kleider für die Zwerggeſellſchaft gemacht, neue Decorationen ausgeſchnitten! Bald ſollte dieſes, bald jenes Trauerſpiel aufgeführt werden, und höchſtens gabſt du einmal den fünften Act, wo Alles recht bunt durch einander ging, und die Leute ſich erſtachen.“

„Wenn du von jenen Zeiten ſprechen willſt: wer war denn Schuld, daß wir die Kleider, die unſern Puppen angepaßt und auf den Leib feſtgenäht waren, herunter trennen ließen, und den Aufwand einer weiläufigen und unnützen Garderobe machten? Warſt du's nicht, der immer ein neues Stück Band zu verhandeln hatte, der meine Liebhaberei anzufeuern und zu nutzen wußte?“

Werner lachte und rief aus: „Ich erinnere mich immer noch mit Freuden, daß ich von euren theatraliſchen Feldzügen Vortheil zog, wie Lieferanten vom Kriege. Als ihr euch zur Befreiung Jeruſalems rüſtetet, machte ich auch einen ſchönen Profit, wie ehemals die Venetianer im ähnlichen Falle. Ich finde nichts vernünftiger in der Welt, als von den Thorheiten Anderer Vortheil zu ziehen.“

„Ich weiß nicht, ob es nicht ein edleres Vergnügen wäre, die Menſchen von ihren Thorheiten zu heilen.“

„Wie ich ſie kenne, möchte das wohl ein eitles Beſtreben ſein. Es gehört ſchon etwas dazu, wenn ein einziger Menſch klug und reich werden ſoll, und meiſtens wird er es auf Unkoſten der Andern.“

„Es fällt mir eben recht der Jüngling am Scheidewege in die Hände“, verſetzte Wilhelm, indem er ein Heft aus den übrigen Papieren herauszog; „das iſt doch fertig geworden, es mag übrigens ſein wie es will.“

„Leg' es bei Seite, wirf es ins Feuer!“ verſetzte Werner. „Die Erfindung iſt nicht im geringſten lobenswürdig; ſchon vormals ärgerte mich dieſe Compoſition genug und zog dir den Unwillen

des Vaters zu. Es mögen ganz artige Verſe ſein; aber die Vorſtellungsart iſt grundfalſch. Ich erinnere mich noch deines perſonificirten Gewerbes, deiner zuſammengeſchrumpften erbärmlichen Sibylle. Du magſt das Bild in irgend einem elenden Kramladen aufgeſchnappt haben. Von der Handlung hatteſt du damals keinen Begriff; ich wüßte nicht, weſſen Geiſt ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter ſein müßte, als der Geiſt eines echten Handelsmannes. Welchen Ueberblick verſchafft uns nicht die Ordnung, in der wir unſere Geſchäfte führen! Sie läßt uns jederzeit das Ganze überſchauen, ohne daß wir nöthig hätten, uns durch das Einzelne verwirren zu laſſen. Welche Vortheile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne! Es iſt eine der ſchönſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, und ein jeder gute Haushalter ſollte ſie in ſeiner Wirthſchaft einführen."

„Verzeih mir", ſagte Wilhelm lächelnd, „du fängſt von der Form an, als wenn das die Sache wäre; gewöhnlich vergeßt ihr aber auch über eurem Addiren und Bilanciren das eigentliche Facit des Lebens."

„Leider ſiehſt du nicht, mein Freund, wie Form und Sache hier nur eins iſt, Eins ohne das Andere nicht beſtehen könnte. Ordnung und Klarheit vermehrt die Luſt, zu ſparen und zu erwerben. Ein Menſch, der übel haushält, befindet ſich in der Dunkelheit ſehr wohl; er mag die Poſten nicht gerne zuſammenrechnen, die er ſchuldig iſt. Dagegen kann einem guten Wirthe nichts angenehmer ſein, als ſich alle Tage die Summe ſeines wachſenden Glücks zu ziehen. Selbſt ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überraſcht, erſchreckt ihn nicht; denn er weiß ſogleich, was für erworbene Vortheile er auf die andere Wagſchale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Freund, wenn du nur einmal einen rechten Geſchmack an unſern Geſchäften finden könnteſt, ſo würdeſt du dich überzeugen, daß manche Fähigkeiten des Geiſtes auch dabei ihr freies Spiel haben können."

„Es iſt möglich, daß mich die Reiſe, die ich vorhabe, auf andere Gedanken bringt."

„O gewiß! Glaube mir, es fehlt dir nur der Anblick einer großen Thätigkeit, um dich auf immer zu dem Unſern zu machen; und wenn du zurückkommſt, wirſt du dich gern zu Denen geſellen,

die durch alle Arten von Spedition und Speculation einen Theil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt ſeinen nothwendigen Kreislauf führt, an ſich zu reißen wiſſen. Wirf einen Blick auf die natürlichen und künſtlichen Producte aller Welttheile, betrachte, wie ſie wechſelsweiſe zur Nothdurft geworden ſind! Welch eine angenehme, geiſtreiche Sorgfalt iſt es, Alles, was in dem Augenblicke am meiſten geſucht wird und doch bald fehlt, bald ſchwer zu haben iſt, zu kennen, Jedem, was er verlangt, leicht und ſchnell zu verſchaffen, ſich vorſichtig in Vorrath zu ſetzen und den Vortheil jedes Augenblickes dieſer großen Circulation zu genießen! Dies iſt, dünkt mich, was Jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird."

Wilhelm ſchien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort: „Beſuche nur erſt ein paar große Handelsſtädte, ein paar Häfen, und du wirſt gewiß mit fortgeriſſen werden. Wenn du ſiehſt, wie viele Menſchen beſchäftigt ſind, wenn du ſiehſt, wo ſo Manches herkommt, wo es hingeht, ſo wirſt du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen ſehen. Die geringſte Waare ſiehſt du im Zuſammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältſt du nichts für gering, weil Alles die Circulation vermehrt, von welcher dein Leben ſeine Nahrung zieht."

Werner, der ſeinen richtigen Verſtand in dem Umgange mit Wilhelm ausbildete, hatte ſich gewöhnt, auch an ſein Gewerbe, an ſeine Geſchäfte mit Erhebung der Seele zu denken, und glaubte immer, daß er es mit mehrerem Rechte thue als ſein ſonſt verſtändiger und geſchätzter Freund, der, wie es ihm ſchien, auf das Unreellſte von der Welt einen ſo großen Werth und das Gewicht ſeiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieſer falſche Enthuſiasmus müſſe zu überwältigen und ein ſo guter Menſch auf den rechten Weg zu bringen ſein. In dieſer Hoffnung fuhr er fort: „Es haben die Großen dieſer Welt ſich der Erde bemächtigt; ſie leben in Herrlichkeit und in Ueberfluß. Der kleinſte Raum unſeres Welttheils iſt ſchon in Beſitz genommen, jeder Beſitz befeſtigt, Aemter und andere bürgerliche Geſchäfte tragen wenig ein; wo giebt es nun noch einen rechtmäßigern Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel? Haben die Fürſten dieſer Welt die Flüſſe, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt und nehmen von dem,

was durch- und vorbeigeht, einen ſtarken Gewinn, ſollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unſere Thätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Uebermuth den Menſchen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann dir verſichern, wenn du nur deine dichteriſche Einbildungskraft anwenden wollteſt, ſo könnteſt du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenſtellen. Sie führt freilich lieber den Oelzweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt ſie gar nicht; aber Kronen theilt ſie auch ihren Lieblingen aus, die, es ſei ohne Verachtung Jener geſagt, von echtem, aus der Quelle geſchöpftem Golde und von Perlen glänzen, die ſie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geſchäftigen Diener geholt hat."

Wilhelmen verdroß dieſer Ausfall ein wenig, doch verbarg er ſeine Empfindlichkeit; denn er erinnerte ſich, daß Werner auch ſeine Apoſtrophen mit Gelaſſenheit anzuhören pflegte. Uebrigens war er billig genug, um gerne zu ſehen, wenn Jeder von ſeinem Handwerk aufs Beſte dachte; nur mußte man ihm das ſeinige, dem er ſich mit Leidenſchaft gewidmet hatte, unangefochten laſſen.

„Und dir", rief Werner aus, „der du an menſchlichen Dingen ſo herzlichen Antheil nimmſt, was wird es dir für ein Schauſpiel ſein, wenn du das Glück, das muthige Unternehmungen begleitet, vor deinen Augen den Menſchen wirſt gewährt ſehen! Was iſt reizender als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Theilnehmer allein, ein jeder fremde Zuſchauer wird hingeriſſen, wenn er die Freude ſieht, mit welcher der eingeſperrte Schiffer ans Land ſpringt, noch ehe ſein Fahrzeug es ganz berührt, ſich wieder frei fühlt und nunmehr das, was er dem falſchen Waſſer entzogen, der getreuen Erde anvertrauen kann. Nicht in Zahlen allein, mein Freund, erſcheint uns der Gewinn; das Glück iſt die Göttin der lebendigen Menſchen, und um ihre Gunſt wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menſchen ſehen, die ſich recht lebendig bemühen und recht ſinnlich genießen."

Elftes Capitel.

Es ist nun Zeit, daß wir auch die Väter unsrer beiden Freunde näher kennen lernen; ein paar Männer von sehr verschiedener Denkungsart, deren Gesinnungen aber darin übereinkamen, daß sie den Handel für das edelste Geschäft hielten, und Beide höchst aufmerksam auf jeden Vortheil waren, den ihnen irgend eine Speculation bringen konnte. Der alte Meister hatte gleich nach dem Tode seines Vaters eine kostbare Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen und Antiquitäten ins Geld gesetzt, sein Haus nach dem neuesten Geschmacke von Grund aus aufgebaut und möblirt und sein übriges Vermögen auf alle mögliche Weise geltend gemacht. Einen ansehnlichen Theil davon hatte er dem alten Werner in die Handlung gegeben, der als ein thätiger Handelsmann berühmt war, und dessen Speculationen gewöhnlich durch das Glück begünstigt wurden. Nichts wünschte aber der alte Meister so sehr, als seinem Sohne Eigenschaften zu geben, die ihm selbst fehlten, und seinen Kindern Güter zu hinterlassen, auf deren Besitz er den größten Werth legte. Zwar empfand er eine besondere Neigung zum Prächtigen, zu dem, was in die Augen fällt, das aber auch zugleich einen innern Werth und eine Dauer haben sollte. In seinem Hause mußte Alles solid und massiv sein, der Vorrath reichlich, das Silbergeschirr schwer, das Tafelservice kostbar; dagegen waren die Gäste selten, denn eine jede Mahlzeit ward ein Fest, das sowohl wegen der Kosten als wegen der Unbequemlichkeit nicht oft wiederholt werden konnte. Sein Haushalt ging einen gelassenen und einförmigen Schritt, und Alles, was sich darin bewegte und erneuerte, war gerade das, was Niemandem einigen Genuß gab.

Ein ganz entgegengesetztes Leben führte der alte Werner in einem dunkeln und finstern Hause. Hatte er seine Geschäfte in der engen Schreibstube am uralten Pulte vollendet, so wollte er gut essen und wo möglich noch besser trinken. Auch konnte er das Gute nicht allein genießen: neben seiner Familie mußte er seine Freunde, alle Fremde, die nur mit seinem Hause in einiger Verbindung standen, immer bei Tische sehen; seine Stühle waren uralt, aber er lud täglich Jemanden ein, darauf zu sitzen. Die guten Speisen zogen die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich, und Niemand bemerkte, daß

ſie in gemeinem Geſchirr aufgetragen wurden. Sein Keller hielt nicht viel Wein, aber der ausgetrunkene ward gewöhnlich durch einen beſſern erſetzt.

So lebten die beiden Väter, welche öfter zuſammenkamen, ſich wegen gemeinſchaftlicher Geſchäfte berathſchlagten und eben heute die Verſendung Wilhelms in Handelsangelegenheiten beſchloſſen.

„Er mag ſich in der Welt umſehen", ſagte der alte Meiſter, „und zugleich unſere Geſchäfte an fremden Orten betreiben; man kann einem jungen Menſchen keine größere Wohlthat erweiſen, als wenn man ihn zeitig in die Beſtimmung ſeines Lebens einweiht. Ihr Sohn iſt von ſeiner Expedition ſo glücklich zurückgekommen, hat ſeine Geſchäfte ſo gut zu machen gewußt, daß ich recht neugierig bin, wie ſich der meinige beträgt; ich fürchte, er wird mehr Lehrgeld geben als der Ihrige."

Der alte Meiſter, welcher von ſeinem Sohne und deſſen Fähigkeiten einen großen Begriff hatte, ſagte dieſe Worte in der Hoffnung, daß ſein Freund ihm widerſprechen und die vortrefflichen Gaben des jungen Mannes herausſtreichen ſollte. Allein hierin betrog er ſich; der alte Werner, der in praktiſchen Dingen Niemandem traute als Dem, den er geprüft hatte, verſetzte gelaſſen: „Man muß Alles verſuchen; wir können ihn eben denſelben Weg ſchicken, wir geben ihm eine Vorſchrift, wornach er ſich richtet; es ſind verſchiedene Schulden einzukaſſiren, alte Bekanntſchaften zu erneuern, neue zu machen. Er kann auch die Speculation, mit der ich Sie neulich unterhielt, befördern helfen; denn ohne genaue Nachrichten an Ort und Stelle zu ſammeln, läßt ſich dabei wenig thun."

„Er mag ſich vorbereiten", verſetzte der alte Meiſter, „und ſobald als möglich aufbrechen. Wo nehmen wir ein Pferd für ihn her, das ſich zu dieſer Expedition ſchickt?"

„Wir werden nicht weit darnach ſuchen. Ein Krämer in H***, der uns noch Einiges ſchuldig, aber ſonſt ein guter Mann iſt, hat mir eins an Zahlungsſtatt angeboten; mein Sohn kennt es, es ſoll ein recht brauchbares Thier ſein."

„Er mag es ſelbſt holen, mag mit dem Poſtwagen hinüberfahren, ſo iſt er übermorgen bei Zeiten wieder da; man macht ihm indeſſen den Mantelſack und die Briefe zurechte, und ſo kann er zu Anfang der künftigen Woche aufbrechen."

Wilhelm wurde gerufen, und man machte ihm den Entſchluß bekannt. Wer war froher als er, da er die Mittel zu ſeinem Vorhaben in ſeinen Händen ſah, da ihm die Gelegenheit ohne ſein Mitwirken zubereitet worden! So groß war ſeine Leidenſchaft, ſo rein ſeine Ueberzeugung, er handle vollkommen recht, ſich dem Drucke ſeines bisherigen Lebens zu entziehen und einer neuen edlern Bahn zu folgen, daß ſein Gewiſſen ſich nicht im Mindeſten regte, keine Sorge in ihm entſtand, ja, daß er vielmehr dieſen Betrug für heilig hielt. Er war gewiß, daß ihn Eltern und Verwandte in der Folge für dieſen Schritt preiſen und ſegnen ſollten, er erkannte den Wink eines leitenden Schickſals an dieſen zuſammentreffenden Umſtänden.

Wie lang ward ihm die Zeit bis zur Nacht, bis zur Stunde, in der er ſeine Geliebte wieder ſehen ſollte! Er ſaß auf ſeinem Zimmer und überdachte ſeinen Reiſeplan, wie ein künſtlicher Dieb oder Zauberer in der Gefangenſchaft manchmal die Füße aus den feſtgeſchloſſenen Ketten herauszieht, um die Ueberzeugung bei ſich zu nähren, daß ſeine Rettung möglich, ja noch näher ſei, als kurzſichtige Wächter glauben.

Endlich ſchlug die nächtliche Stunde; er entfernte ſich aus ſeinem Hauſe, ſchüttelte allen Druck ab und wandelte durch die ſtillen Gaſſen. Auf dem großen Platze hub er ſeine Hände gen Himmel, fühlte Alles hinter und unter ſich; er hatte ſich von Allem losgemacht. Nun dachte er ſich in den Armen ſeiner Geliebten, dann wieder mit ihr auf dem blendenden Theatergerüſte; er ſchwebte in einer Fülle von Hoffnungen, und nur manchmal erinnerte ihn der Ruf des Nachtwächters, daß er noch auf dieſer Erde wandle.

Seine Geliebte kam ihm an der Treppe entgegen, und wie ſchön! wie lieblich! In dem neuen weißen Negligé empfing ſie ihn: er glaubte ſie noch nie ſo reizend geſehen zu haben. So weihte ſie das Geſchenk des abweſenden Liebhabers in den Armen des gegenwärtigen ein, und mit wahrer Leidenſchaft verſchwendete ſie den ganzen Reichthum ihrer Liebkoſungen, welche ihr die Natur eingab, welche die Kunſt ſie gelehrt hatte, an ihren Liebling; und man frage, ob er ſich glücklich, ob er ſich ſelig fühlte?

Er entdeckte ihr, was vorgegangen war, und ließ ihr im Allgemeinen ſeinen Plan, ſeine Wünſche ſehen. Er wolle unterzukommen

ſuchen, ſie alsdann abholen; er hoffe, ſie werde ihm ihre Hand nicht verſagen. Das arme Mädchen aber ſchwieg, verbarg ihre Thränen und drückte den Freund an ihre Bruſt, der, ob er gleich ihr Verſtummen auf das Günſtigſte auslegte, doch eine Antwort gewünſcht hätte, beſonders da er ſie zuletzt auf das Beſcheidenſte, auf das Freundlichſte fragte, ob er ſich denn nicht Vater glauben dürfe. Aber auch darauf antwortete ſie nur mit einem Seufzer, einem Kuſſe.

Zwölftes Capitel.

Den andern Morgen erwachte Mariane nur zu neuer Betrübniß; ſie fand ſich ſehr allein, mochte den Tag nicht ſehen, blieb im Bette und weinte. Die Alte ſetzte ſich zu ihr, ſuchte ihr einzureden, ſie zu tröſten; aber es gelang ihr nicht, das verwundete Herz ſo ſchnell zu heilen. Nun war der Augenblick nahe, dem das arme Mädchen wie dem letzten ihres Lebens entgegengeſehen hatte. Konnte man ſich auch in einer ängſtlichern Lage fühlen? Ihr Geliebter entfernte ſich, ein unbequemer Liebhaber drohte zu kommen, und das größte Unheil ſtand bevor, wenn Beide, wie es leicht möglich war, einmal zuſammentreffen ſollten.

„Beruhige dich, Liebchen!“ rief die Alte; „verweine mir deine ſchönen Augen nicht! Iſt es denn ein ſo großes Unglück, zwei Liebhaber zu beſitzen? Und wenn du auch deine Zärtlichkeit nur dem einen ſchenken kannſt, ſo ſei wenigſtens dankbar gegen den andern, der, nach der Art, wie er für dich ſorgt, gewiß dein Freund genannt zu werden verdient.“

„Es ahnte meinem Geliebten“, verſetzte Mariane dagegen mit Thränen, „daß uns eine Trennung bevorſtehe; ein Traum hat ihm entdeckt, was wir ihm ſo ſorgfältig zu verbergen ſuchen. Er ſchlief ſo ruhig an meiner Seite. Auf einmal höre ich ihn ängſtliche, unvernehmliche Töne ſtammeln. Mir wird bange, und ich wecke ihn auf. Ach! mit welcher Liebe, mit welcher Zärtlichkeit, mit welchem Feuer umarmt' er mich! ‚O Mariane!‘ rief er aus, ‚welchem ſchrecklichen Zuſtande haſt du mich entriſſen! Wie ſoll ich dir danken, daß du mich aus dieſer Hölle befreit haſt? Mir träumte‘, fuhr er

fort, ‚ich befände mich, entfernt von dir, in einer unbekannten Gegend; aber dein Bild ſchwebte mir vor; ich ſah dich an einem ſchönen Hügel, die Sonne beſchien den ganzen Platz; wie reizend kamſt du mir vor! Aber es währte nicht lange, ſo ſah ich dein Bild hinuntergleiten, immer hinuntergleiten; ich ſtreckte meine Arme nach dir aus, ſie reichten nicht durch die Ferne. Immer ſank dein Bild und näherte ſich einem großen See, der am Fuße des Hügels weit ausgebreitet lag, eher ein Sumpf als ein See. Auf einmal gab dir ein Mann die Hand; er ſchien dich hinaufführen zu wollen, aber leitete dich ſeitwärts und ſchien dich nach ſich zu ziehen. Ich rief, da ich dich nicht erreichen konnte, ich hoffte dich zu warnen. Wollte ich gehen, ſo ſchien der Boden mich feſtzuhalten; konnt' ich gehen, ſo hinderte mich das Waſſer, und ſogar mein Schreien erſtickte in der beklemmten Bruſt.' — So erzählte der Arme, indem er ſich von ſeinem Schrecken an meinem Buſen erholte und ſich glücklich pries, einen fürchterlichen Traum durch die ſeligſte Wirklichkeit verdrängt zu ſehen."

Die Alte ſuchte ſo viel als möglich durch ihre Proſe die Poeſie ihrer Freundin ins Gebiet des gemeinen Lebens herunterzulocken, und bediente ſich dabei der guten Art, welche Vogelſtellern zu gelingen pflegt, indem ſie durch ein Pfeifchen die Töne derjenigen nachzuahmen ſuchen, welche ſie bald und häufig in ihrem Garne zu ſehen wünſchen. Sie lobte Wilhelmen und rühmte ſeine Geſtalt, ſeine Augen, ſeine Liebe. Das arme Mädchen hörte ihr gerne zu, ſtand auf, ließ ſich ankleiden und ſchien ruhiger. „Mein Kind, mein Liebchen", fuhr die Alte ſchmeichelnd fort, „ich will dich nicht betrüben, nicht beleidigen, ich denke dir nicht dein Glück zu rauben. Darfſt du meine Abſicht verkennen, und haſt du vergeſſen, daß ich jederzeit mehr für dich als für mich geſorgt habe? Sag' mir nur, was du willſt; wir wollen ſchon ſehen, wie wir es ausführen."

„Was kann ich wollen?" verſetzte Mariane; „ich bin elend, auf mein ganzes Leben elend; ich liebe ihn, der mich liebt, ſehe, daß ich mich von ihm trennen muß, und weiß nicht, wie ich es überleben kann. Norberg kommt, dem wir unſere ganze Exiſtenz ſchuldig ſind, den wir nicht entbehren können. Wilhelm iſt ſehr eingeſchränkt, er kann nichts für mich thun."

„Ja, er iſt unglücklicherweiſe von jenen Liebhabern, die nichts

als ihr Herz bringen, und eben dieſe haben die meiſten Prätenſionen.“

„Spotte nicht! der Unglückliche denkt ſein Haus zu verlaſſen, auf das Theater zu gehen, mir ſeine Hand anzubieten.“

„Leere Hände haben wir ſchon viere.“

„Ich habe keine Wahl“, fuhr Mariane fort, „entſcheide du! Stoße mich da oder dort hin, nur wiſſe noch Eins: wahrſcheinlich trag' ich ein Pfand im Buſen, das uns noch mehr an einander feſſeln ſollte; das bedenke und entſcheide: wen ſoll ich laſſen? wem ſoll ich folgen?“

Nach einigem Stillſchweigen rief die Alte: „Daß doch die Jugend immer zwiſchen den Extremen ſchwankt! Ich finde nichts natürlicher, als Alles zu verbinden, was uns Vergnügen und Vortheil bringt. Liebſt du den Einen, ſo mag der Andere bezahlen; es kommt nur darauf an, daß wir klug genug ſind, ſie Beide auseinander zu halten.“

„Mache, was du willſt! ich kann nichts denken; aber folgen will ich.“

„Wir haben den Vortheil, daß wir den Eigenſinn des Directors, der auf die Sitten ſeiner Truppe ſtolz iſt, vorſchützen können. Beide Liebhaber ſind ſchon gewohnt, heimlich und vorſichtig zu Werke zu gehen. Für Stunde und Gelegenheit will ich ſorgen; nur mußt du hernach die Rolle ſpielen, die ich dir vorſchreibe. Wer weiß, welcher Umſtand uns hilft. Käme Norberg nur jetzt, da Wilhelm entfernt iſt! Wer wehrt dir, in den Armen des Einen an den Andern zu denken? Ich wünſche dir zu einem Sohne Glück; er ſoll einen reichen Vater haben.“

Mariane war durch dieſe Vorſtellungen nur für kurze Zeit gebeſſert. Sie konnte ihren Zuſtand nicht in Harmonie mit ihrer Empfindung, ihrer Ueberzeugung bringen; ſie wünſchte dieſe ſchmerzlichen Verhältniſſe zu vergeſſen, und tauſend kleine Umſtände mußten ſie jeden Augenblick daran erinnern.

Dreizehntes Capitel.

Wilhelm hatte indeſſen die kleine Reiſe vollendet und überreichte, da er ſeinen Handelsfreund nicht zu Hauſe fand, das Empfehlungsſchreiben der Gattin des Abweſenden. Aber auch Dieſe gab ihm auf ſeine Fragen wenig Beſcheid; ſie war in einer heftigen Gemüthsbewegung und das ganze Haus in großer Verwirrung.

Es währte jedoch nicht lange, ſo vertraute ſie ihm (und es war auch nicht zu verheimlichen), daß ihre Stieftochter mit einem Schauſpieler davon gegangen ſei, mit einem Menſchen, der ſich von einer kleinen Geſellſchaft vor Kurzem losgemacht, ſich im Orte aufgehalten und im Franzöſiſchen Unterricht gegeben habe. Der Vater, außer ſich vor Schmerz und Verdruß, ſei ins Amt gelaufen, um die Flüchtigen verfolgen zu laſſen. Sie ſchalt ihre Tochter heftig, ſchmähte den Liebhaber, ſo daß an Beiden nichts Lobenswürdiges übrig blieb, beklagte mit vielen Worten die Schande, die dadurch auf die Familie gekommen, und ſetzte Wilhelmen in nicht geringe Verlegenheit, der ſich und ſein heimliches Vorhaben durch dieſe Sibylle gleichſam mit prophetiſchem Geiſte voraus getadelt und geſtraft fühlte. Noch ſtärkern und innigern Antheil mußte er aber an den Schmerzen des Vaters nehmen, der aus dem Amte zurückkam, mit ſtiller Trauer und halben Worten ſeine Expedition der Frau erzählte und, indem er nach eingeſehenem Briefe das Pferd Wilhelmen vorführen ließ, ſeine Zerſtreuung und Verwirrung nicht verbergen konnte.

Wilhelm gedachte ſogleich das Pferd zu beſteigen und ſich aus einem Hauſe zu entfernen, in welchem ihm unter den gegebenen Umſtänden unmöglich wohl werden konnte; allein der gute Mann wollte den Sohn eines Hauſes, dem er ſo viel ſchuldig war, nicht unbewirthet und ohne ihn eine Nacht unter ſeinem Dache behalten zu haben, entlaſſen.

Unſer Freund hatte ein trauriges Abendeſſen eingenommen, eine unruhige Nacht ausgeſtanden und eilte frühmorgens, ſobald als möglich ſich von Leuten zu entfernen, die, ohne es zu wiſſen, ihn mit ihren Erzählungen und Aeußerungen auf das Empfindlichſte gequält hatten.

Er ritt langſam und nachdenkend die Straße hin, als er auf einmal eine Anzahl bewaffneter Leute durchs Feld kommen ſah, die er an ihren langen und weiten Röcken, großen Aufſchlägen, unförmlichen Hüten und plumpen Gewehren, an ihrem treuherzigen Gange und dem bequemen Tragen ihres Körpers ſogleich für ein Commando Landmiliz[1]) erkannte. Unter einer alten Eiche hielten ſie ſtille, ſetzten ihre Flinten nieder und lagerten ſich bequem auf dem Raſen, um eine Pfeife zu rauchen. Wilhelm verweilte bei ihnen und ließ ſich mit einem jungen Menſchen, der zu Pferde herbeikam, in ein Geſpräch ein. Er mußte die Geſchichte der beiden Entflohenen, die ihm nur zu ſehr bekannt war, leider noch einmal und zwar mit Bemerkungen, die weder dem jungen Paare noch den Eltern ſonderlich günſtig waren, vernehmen. Zugleich erfuhr er, daß man hierher gekommen ſei, die jungen Leute wirklich in Empfang zu nehmen, die in dem benachbarten Städtchen eingeholt und angehalten worden waren. Nach einiger Zeit ſah man von ferne einen Wagen herbeikommen, der von einer Bürgerwache mehr lächerlich als fürchterlich umgeben war. Ein unförmlicher Stadtſchreiber ritt voraus und complimentirte mit dem gegenſeitigen Actuarius (denn das war der junge Mann, mit dem Wilhelm geſprochen hatte) an der Grenze mit großer Gewiſſenhaftigkeit und wunderlichen Geberden, wie es etwa Geiſt und Zauberer, der Eine inner-, der Andere außerhalb des Kreiſes, bei gefährlichen nächtlichen Operationen thun mögen.

Die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer war indeß auf den Bauerwagen gerichtet, und man betrachtete die armen Verirrten nicht ohne Mitleiden, die auf ein paar Bündeln Stroh bei einander ſaßen, ſich zärtlich anblickten und die Umſtehenden kaum zu bemerken ſchienen. Zufälligerweiſe hatte man ſich genöthigt geſehen, ſie von dem letzten Dorfe auf eine ſo unſchickliche Art fortzubringen, indem die alte Kutſche, in welcher man die Schöne transportirte, zerbrochen war. Sie erbat ſich bei dieſer Gelegenheit die Geſellſchaft ihres Freundes, den man, in der Ueberzeugung, er ſei auf einem capitalen Ver-

1) Dieſelbe war in Deutſchland ſeit dem Ende des dreißigjährigen Krieges neben den ſtehenden Heeren eingerichtet worden und wurde zur Beſatzung der Städte ſowie zum innern Sicherheitsdienſte verwendet, war aber nicht verpflichtet, gegen den auswärtigen Feind zu kämpfen.

brechen betroffen, bis dahin mit Ketten beſchwert nebenher gehen laſſen. Die Ketten trugen denn freilich nicht wenig bei, den Anblick der zärtlichen Gruppe intereſſanter zu machen, beſonders weil der junge Mann ſich mit vielem Anſtand bewegte, indem er wiederholt ſeiner Geliebten die Hände küßte.

„Wir ſind ſehr unglücklich!“ rief ſie den Umſtehenden zu, „aber nicht ſo ſchuldig, wie wir ſcheinen. So belohnen grauſame Menſchen treue Liebe, und Eltern, die das Glück ihrer Kinder gänzlich vernachläſſigen, reißen ſie mit Ungeſtüm aus den Armen der Freude, die ſich ihrer nach langen trüben Tagen bemächtigte.“

Indeß die Umſtehenden auf verſchiedene Weiſe ihre Theilnahme zu erkennen gaben, hatten die Gerichte ihre Ceremonien abſolvirt; der Wagen ging weiter, und Wilhelm, der an dem Schickſal der Verliebten großen Theil nahm, eilte auf dem Fußpfade voraus, um mit dem Amtmanne, noch ehe der Zug ankäme, Bekanntſchaft zu machen. Er erreichte aber kaum das Amthaus, wo Alles in Bewegung und zum Empfang der Flüchtlinge bereit war, als ihn der Actuarius einholte und durch eine umſtändliche Erzählung, wie Alles gegangen, beſonders aber durch ein weitläufiges Lob ſeines Pferdes, das er erſt geſtern vom Juden getauſcht, jedes andere Geſpräch verhinderte.

Schon hatte man das unglückliche Paar außen am Garten, der durch eine kleine Pforte mit dem Amthauſe zuſammenhing, abgeſetzt und ſie in der Stille hineingeführt. Der Actuarius nahm über dieſe ſchonende Behandlung von Wilhelmen ein aufrichtiges Lob an, ob er gleich eigentlich dadurch nur das vor dem Amthauſe verſammelte Volk necken und ihm das angenehme Schauſpiel einer gedemüthigten Mitbürgerin entziehen wollte.

Der Amtmann, der von ſolchen außerordentlichen Fällen kein ſonderlicher Liebhaber war, weil er meiſtentheils dabei einen und den andern Fehler machte und für den beſten Willen gewöhnlich von fürſtlicher Regierung mit einem derben Verweiſe belohnt wurde, ging mit ſchweren Schritten nach der Amtsſtube, wohin ihm der Actuarius, Wilhelm und einige angeſehene Bürger folgten.

Zuerſt ward die Schöne vorgeführt, die ohne Frechheit, gelaſſen und mit Bewußtſein ihrer ſelbſt hereintrat. Die Art, wie ſie gekleidet war und ſich überhaupt betrug, zeigte, daß ſie ein Mädchen

ſei, die etwas auf ſich halte. Sie fing auch, ohne gefragt zu werden, über ihren Zuſtand nicht unſchicklich zu reden an.

Der Actuarius gebot ihr zu ſchweigen und hielt ſeine Feder über dem gebrochenen Blatte. Der Amtmann ſetzte ſich in Faſſung, ſah ihn an, räuſperte ſich und fragte das arme Kind, wie ihr Name heiße, und wie alt ſie ſei.

„Ich bitte Sie, mein Herr", verſetzte ſie, „es muß mir gar wunderbar vorkommen, daß Sie mich um meinen Namen und mein Alter fragen, da Sie ſehr gut wiſſen, wie ich heiße, und daß ich ſo alt wie Ihr älteſter Sohn bin. Was Sie von mir wiſſen wollen, und was Sie wiſſen müſſen, will ich gern ohne Umſchweife ſagen.

„Seit meines Vaters zweiter Heirath werde ich zu Hauſe nicht zum Beſten gehalten. Ich hätte einige hübſche Partien thun können, wenn nicht meine Stiefmutter, aus Furcht vor der Ausſtattung, ſie zu vereiteln gewußt hätte. Nun habe ich den jungen Melina kennen lernen, ich habe ihn lieben müſſen, und da wir die Hinderniſſe vorausſahen, die unſerer Verbindung im Wege ſtanden, entſchloſſen wir uns, mit einander in der weiten Welt ein Glück zu ſuchen, das uns zu Hauſe nicht gewährt ſchien. Ich habe nichts mitgenommen, als was mein eigen war; wir ſind nicht als Diebe und Räuber entflohen und mein Geliebter verdient nicht, daß er mit Ketten und Banden belegt herumgeſchleppt werde. Der Fürſt iſt gerecht, er wird dieſe Härte nicht billigen. Wenn wir ſtrafbar ſind, ſo ſind wir es nicht auf dieſe Weiſe."

Der alte Amtmann kam hierüber doppelt und dreifach in Verlegenheit. Die gnädigſten Ausputzer ſummten ihm ſchon um den Kopf, und die geläufige Rede des Mädchens hatte ihm den Entwurf des Protokolls gänzlich zerrüttet. Das Uebel wurde noch größer, als ſie bei wiederholten ordentlichen Fragen ſich nicht weiter einlaſſen wollte, ſondern ſich auf das, was ſie eben geſagt, ſtandhaft berief.

„Ich bin keine Verbrecherin", ſagte ſie. „Man hat mich auf Strohbündeln zur Schande hierher geführt; es iſt eine höhere Gerechtigkeit, die uns wieder zu Ehren bringen ſoll."

Der Actuarius hatte indeſſen immer die Worte nachgeſchrieben, und flüſterte dem Amtmann zu: er ſolle nur weiter gehen; ein förmliches Protokoll würde ſich nachher ſchon verfaſſen laſſen.

Der Alte nahm wieder Muth und fing nun an, nach den ſüßen Geheimniſſen der Liebe mit dürren Worten und in hergebrachten trockenen Formeln ſich zu erkundigen.

Wilhelmen ſtieg die Röthe ins Geſicht, und die Wangen der artigen Verbrecherin belebten ſich gleichfalls durch die reizende Farbe der Schamhaftigkeit. Sie ſchwieg und ſtockte, bis die Verlegenheit ſelbſt zuletzt ihren Muth zu erhöhen ſchien.

„Sein Sie verſichert", rief ſie aus, „daß ich ſtark genug ſein würde, die Wahrheit zu bekennen, wenn ich auch gegen mich ſelbſt ſprechen müßte; ſollte ich nun zaudern und ſtocken, da ſie mir Ehre macht? Ja, ich habe ihn von dem Augenblicke an, da ich ſeiner Neigung und ſeiner Treue gewiß war, als meinen Ehemann angeſehen; ich habe ihm Alles gerne gegönnt, was die Liebe fordert, und was ein überzeugtes Herz nicht verſagen kann. Machen Sie nun mit mir, was Sie wollen. Wenn ich einen Augenblick zu geſtehen zauderte, ſo war die Furcht, daß mein Bekenntiß für meinen Geliebten ſchlimme Folge haben könnte, allein daran Urſache."

Wilhelm faßte, als er ihr Bekenntniß hörte, einen hohen Begriff von den Geſinnungen des Mädchens, indeß ſie die Gerichtsperſonen für eine freche Dirne erkannten, und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren.

Wilhelm verſetzte ſeine Mariane in dieſem Augenblicke vor den Richterſtuhl, legte ihr noch ſchönere Worte in den Mund, ließ ihre Aufrichtigkeit noch herzlicher und ihr Bekenntniß noch edler werden. Die heftigſte Leidenſchaft, beiden Liebenden zu helfen, bemächtigte ſich ſeiner. Er verbarg ſie nicht und bat den zaudernden Amtmann heimlich, er möchte doch der Sache ein Ende machen, es ſei ja Alles ſo klar wie möglich und bedürfe keiner weitern Unterſuchung.

Dieſes half ſo viel, daß man das Mädchen abtreten, dafür aber den jungen Menſchen, nachdem man ihm vor der Thüre die Feſſeln abgenommen hatte, hereinkommen ließ. Dieſer ſchien über ſein Schickſal mehr nachdenkend. Seine Antworten waren geſetzter, und wenn er von einer Seite weniger heroiſche Freimüthigkeit zeigte, ſo empfahl er ſich hingegen durch Beſtimmtheit und Ordnung ſeiner Ausſage.

Da auch dieſes Verhör geendigt war, welches mit dem vorigen in Allem übereinſtimmte, nur daß er, um das Mädchen zu ſchonen, hartnäckig leugnete, was ſie ſelbſt ſchon bekannt hatte, ließ man auch ſie endlich wieder vortreten, und es entſtand zwiſchen Beiden eine Scene, welche ihnen das Herz unſers Freundes gänzlich zu eigen machte.

Was nur in Romanen und Komödien vorzugehen pflegt, ſah er hier in einer unangenehmen Gerichtsſtube vor ſeinen Augen: den Streit wechſelſeitiger Großmuth, die Stärke der Liebe im Unglück.

„Iſt es denn alſo wahr", ſagte er bei ſich ſelbſt, „daß die ſchüchterne Zärtlichkeit, die vor dem Auge der Sonne und der Menſchen ſich verbirgt und nur in abgeſonderter Einſamkeit, in tiefem Geheimniſſe zu genießen wagt, wenn ſie durch einen feindſeligen Zufall hervorgeſchleppt wird, ſich alsdann muthiger, ſtärker, tapferer zeigt, als andere brauſende und großthuende Leidenſchaften?"

Zu ſeinem Troſte ſchloß ſich die ganze Handlung noch ziemlich bald. Sie wurden Beide in leidliche Verwahrung genommen, und wenn es möglich geweſen wäre, ſo hätte er noch dieſen Abend das Frauenzimmer zu ihren Eltern hinüber gebracht. Denn er ſetzte ſich feſt vor, hier ein Mittelsmann zu werden und die glückliche und anſtändige Verbindung beider Liebenden zu befördern.

Er erbat ſich von dem Amtmanne die Erlaubniß, mit Melina allein zu reden, welche ihm denn auch ohne Schwierigkeit verſtattet wurde.

Vierzehntes Capitel.

Das Geſpräch der beiden neuen Bekannten wurde gar bald vertraut und lebhaft. Denn als Wilhelm dem niedergeſchlagenen Jüngling ſein Verhältniß zu den Eltern des Frauenzimmers entdeckte, ſich zum Mittler anbot und ſelbſt die beſten Hoffnungen zeigte, erheiterte ſich das traurige und ſorgenvolle Gemüth des Gefangenen; er fühlte ſich ſchon wieder befreit, mit ſeinen Schwiegereltern verſöhnt, und es war nun von künftigem Erwerb und Unterkommen die Rede.

„Darüber werden Sie doch nicht in Verlegenheit ſein", verſetzte Wilhelm; „denn Sie ſcheinen mir beiderſeits von der Natur beſtimmt, in dem Stande, den Sie gewählt haben, Ihr Glück zu machen. Eine angenehme Geſtalt, eine wohlklingende Stimme, ein gefühlvolles Herz! Können Schauſpieler beſſer ausgeſtattet ſein? Kann ich Ihnen mit einigen Empfehlungen dienen, ſo wird es mir viel Freude machen."

„Ich danke Ihnen von Herzen", verſetzte der Andere; „aber ich werde wohl ſchwerlich davon Gebrauch machen können; denn ich denke, wo möglich, nicht auf das Theater zurückzukehren."

„Daran thun Sie ſehr übel", ſagte Wilhelm nach einer Pauſe, in welcher er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte; denn er dachte nicht anders, als daß der Schauſpieler, ſo bald er mit ſeiner jungen Gattin befreit worden, das Theater aufſuchen werde. Es ſchien ihm eben ſo natürlich und nothwendig, als daß der Froſch das Waſſer ſucht. Nicht einen Augenblick hatte er daran gezweifelt und mußte nun zu ſeinem Erſtaunen das Gegentheil erfahren.

„Ja", verſetzte der Andere, „ich habe mir vorgenommen, nicht wieder auf das Theater zurückzukehren, vielmehr eine bürgerliche Bedienung, ſie ſei auch, welche ſie wolle, anzunehmen, wenn ich nur eine erhalten kann."

„Das iſt ein ſonderbarer Entſchluß, den ich nicht billigen kann; denn ohne beſondere Urſache iſt es niemals rathſam, die Lebensart, die man ergriffen hat, zu verändern, und überdies wüßte ich keinen Stand, der ſo viel Annehmlichkeiten, ſo viel reizende Ausſichten darböte, als den eines Schauſpielers."

„Man ſieht, daß Sie keiner geweſen ſind", verſetzte Jener.

Darauf ſagte Wilhelm: „Mein Herr, wie ſelten iſt der Menſch mit dem Zuſtande zufrieden, in dem er ſich befindet! Er wünſcht ſich immer den ſeines Nächſten, aus welchem ſich dieſer gleichfalls herausſehnt."

„Indeß bleibt doch ein Unterſchied", verſetzte Melina, „zwiſchen dem Schlimmen und dem Schlimmern; Erfahrung, nicht Ungeduld, macht mich ſo handeln. Iſt wohl irgend ein Stückchen Brot kümmerlicher, unſicherer und mühſeliger in der Welt? Beinahe wäre es eben ſo gut, vor den Thüren zu betteln. Was hat man von dem Neide ſeiner Mitgenoſſen, von der Parteilichkeit des Directors, von

der veränderlichen Laune des Publikums auszuſtehen! Wahrhaftig, man muß ein Fell haben wie ein Bär, der in Geſellſchaft von Affen und Hunden an der Kette herumgeführt und geprügelt wird, um bei dem Tone eines Dudelſacks vor Kindern und Pöbel zu tanzen."

Wilhelm dachte Allerlei bei ſich ſelbſt, was er jedoch dem guten Menſchen nicht ins Geſicht ſagen wollte. Er ging alſo nur von ferne mit dem Geſpräch um ihn herum. Jener ließ ſich deſto aufrichtiger und weitläufiger heraus. „Thäte es nicht Noth", ſagte er, „daß ein Director jedem Stadtrathe zu Füßen fiele, um nur die Erlaubniß zu haben, vier Wochen zwiſchen der Meſſe ein paar Groſchen mehr an einem Orte circuliren zu laſſen! Ich habe den unſrigen, der ſo weit ein guter Mann war, oft bedauert, wenn er mir gleich zu anderer Zeit Urſache zu Mißvergnügen gab. Ein guter Acteur ſteigert ihn, die ſchlechten kann er nicht los werden; und wenn er ſeine Einnahme einigermaßen der Ausgabe gleich ſetzen will, ſo iſt es dem Publikum gleich zu viel, das Haus ſteht leer, und man muß, um nur nicht gar zu Grunde zu gehen, mit Schaden und Kummer ſpielen. Nein, mein Herr! da Sie ſich unſrer, wie Sie ſagen, annehmen mögen, ſo bitte ich Sie, ſprechen Sie auf das Ernſtlichſte mit den Eltern meiner Geliebten! Man verſorge mich hier, man gebe mir einen kleinen Schreiber- oder Einnehmerdienſt, und ich will mich glücklich ſchätzen."

Nachdem ſie noch einige Worte gewechſelt hatten, ſchied Wilhelm mit dem Verſprechen, morgen ganz früh die Eltern anzugehen und zu ſehen, was er ausrichten könne. Kaum war er allein, ſo mußte er ſich in folgenden Ausrufungen Luft machen: „Unglücklicher Melina, nicht in deinem Stande, ſondern in dir liegt das Armſelige, über das du nicht Herr werden kannſt! Welcher Menſch in der Welt, der ohne innern Beruf ein Handwerk, eine Kunſt oder irgend eine Lebensart ergriffe, müßte nicht wie du ſeinen Zuſtand unerträglich finden? Wer *mit* einem Talente *zu* einem Talente geboren iſt, findet in demſelben ſein ſchönſtes Daſein! Nichts iſt auf der Erde ohne Beſchwerlichkeit! Nur der innere Trieb, die Luſt, die Liebe helfen uns Hinderniſſe überwinden, Wege bahnen und uns aus dem engen Kreiſe, worin ſich Andere kümmerlich abängſtigen, emporheben. *Dir* ſind die Bretter nichts als Bretter, und die Rollen, was einem Schulknaben ſein Penſum iſt. Die Zuſchauer ſiehſt du

an, wie ſie ſich ſelbſt an Werkeltagen vorkommen. Dir könnte es alſo freilich einerlei ſein, hinter einem Pult über liniirten Büchern zu ſitzen, Zinſen einzutragen und Reſte herauszuſtochern. Du fühlſt nicht das zuſammenbrennende, zuſammentreffende Ganze, das allein durch den Geiſt erfunden, begriffen und ausgeführt wird; du fühlſt nicht, daß in den Menſchen ein beſſerer Funke lebt, der, wenn er keine Nahrung erhält, wenn er nicht geregt wird, von der Aſche täglicher Bedürfniſſe und Gleichgültigkeit tiefer bedeckt und doch ſo ſpät und faſt nie erſtickt wird. Du fühlſt in deiner Seele keine Kraft, ihn aufzublaſen, in deinem eigenen Herzen keinen Reichthum, um dem erweckten Nahrung zu geben. Der Hunger treibt dich, die Unbequemlichkeiten ſind dir zuwider, und es iſt dir verborgen, daß in jedem Stande dieſe Feinde lauern, die nur mit Freudigkeit und Gleichmuth zu überwinden ſind. Du thuſt wohl, dich in jene Grenzen einer gemeinen Stelle zu ſehnen; denn welche würdeſt du wohl ausfüllen, die Geiſt und Muth verlangt! Gieb einem Soldaten, einem Staatsmanne, einem Geiſtlichen deine Geſinnungen, und mit eben ſo viel Recht wird er ſich über das Kümmerliche ſeines Standes beſchweren können. Ja, hat es nicht ſogar Menſchen gegeben, die von allem Lebensgefühl ſo ganz verlaſſen waren, daß ſie das ganze Leben und Weſen der Sterblichen für ein Nichts, für ein kummervolles und ſtaubgleiches Daſein erklärt haben? Regten ſich lebendig in deiner Seele die Geſtalten wirkender Menſchen, wärmte deine Bruſt ein theilnehmendes Feuer, verbreitete ſich über deine ganze Geſtalt die Stimmung, die aus dem Innerſten kommt, wären die Töne deiner Kehle, die Worte deiner Lippen lieblich anzuhören, fühlteſt du dich genug in dir ſelbſt, ſo würdeſt du dir gewiß Ort und Gelegenheit aufſuchen, dich in Andern fühlen zu können."

Unter ſolchen Worten und Gedanken hatte ſich unſer Freund ausgekleidet und ſtieg mit einem Gefühle des innigſten Behagens zu Bette. Ein ganzer Roman, was er an der Stelle des Unwürdigen morgenden Tages thun würde, entwickelte ſich in ſeiner Seele, angenehme Phantaſien begleiteten ihn in das Reich des Schlafes ſanft hinüber und überließen ihn dort ihren Geſchwiſtern, den Träumen, die ihn mit offenen Armen aufnahmen und das ruhende Haupt unſeres Freundes mit dem Vorbilde des Himmels umgaben.

Am frühen Morgen war er ſchon wieder erwacht und dachte

ſeiner vorſtehenden Unterhandlung nach. Er kehrte in das Haus der verlaſſenen Eltern zurück, wo man ihn mit Verwunderung aufnahm. Er trug ſein Anbringen beſcheiden vor und fand gar bald mehr und weniger Schwierigkeiten, als er vermuthet hatte. Geſchehen war es einmal, und wenn gleich außerordentlich ſtrenge und harte Leute ſich gegen das Vergangene und Nichtzuändernde mit Gewalt zu ſetzen und das Uebel dadurch zu vermehren pflegen, ſo hat dagegen das Geſchehene auf die Gemüther der Meiſten eine unwiderſtehliche Gewalt, und was unmöglich ſchien, nimmt ſogleich, als es geſchehen iſt, neben dem Gemeinen ſeinen Platz ein. Es war alſo bald ausgemacht, daß der Herr Melina die Tochter heirathen ſollte; dagegen ſollte ſie wegen ihrer Unart kein Heirathsgut mitnehmen und verſprechen, das Vermächtniß einer Tante noch einige Jahre gegen geringe Intereſſen in des Vaters Händen zu laſſen. Der zweite Punkt, wegen einer bürgerlichen Verſorgung, fand ſchon größere Schwierigkeiten. Man wollte das ungerathene Kind nicht vor Augen ſehen, man wollte die Verbindung eines hergelaufenen Menſchen mit einer ſo angeſehenen Familie, welche ſogar mit einem Superintendenten verwandt war, ſich durch die Gegenwart nicht beſtändig aufrücken laſſen; man konnte eben ſo wenig hoffen, daß die fürſtlichen Collegien ihm eine Stelle anvertrauen würden. Beide Eltern waren gleich ſtark dagegen, und Wilhelm, der ſehr eifrig dafür ſprach, weil er dem Menſchen, den er geringſchätzte, die Rückkehr auf das Theater nicht gönnte und überzeugt war, daß er eines ſolchen Glückes nicht werth ſei, konnte mit allen ſeinen Argumenten nichts ausrichten. Hätte er die geheimen Triebfedern gekannt, ſo würde er ſich die Mühe gar nicht gegeben haben, die Eltern überreden zu wollen. Denn der Vater, der ſeine Tochter gerne bei ſich behalten hätte, haßte den jungen Menſchen, weil ſeine Frau ſelbſt ein Auge auf ihn geworfen hatte, und dieſe konnte in ihrer Stieftochter eine glückliche Nebenbuhlerin nicht vor Augen leiden. Und ſo mußte Melina wider ſeinen Willen mit ſeiner jungen Braut, die ſchon größere Luſt bezeigte, die Welt zu ſehen und ſich der Welt ſehen zu laſſen, nach einigen Tagen abreiſen, um bei irgend einer Geſellſchaft ein Unterkommen zu finden.

Fünfzehntes Capitel.

Glückliche Jugend! Glückliche Zeiten des ersten Liebebedürfnisses! Der Mensch ist dann wie ein Kind, das sich am Echo stundenlang ergetzt, die Unkosten des Gespräches allein trägt und mit der Unterhaltung wohl zufrieden ist, wenn der unsichtbare Gegenpart auch nur die letzten Silben der ausgerufenen Worte wiederholt.

So war Wilhelm in den frühern, besonders aber in den spätern Zeiten seiner Leidenschaft für Marianen, als er den ganzen Reichthum seines Gefühls auf sie hinüber trug und sich dabei als einen Bettler ansah, der von ihren Almosen lebte. Und wie uns eine Gegend reizender, ja allein reizend vorkommt, wenn sie von der Sonne beschienen wird, so war auch Alles in seinen Augen verschönert und verherrlicht, was sie umgab, was sie berührte.

Wie oft stand er auf dem Theater hinter den Wänden, wozu er sich das Privilegium von dem Director erbeten hatte! Dann war freilich die perspectivische Magie verschwunden, aber die viel mächtigere Zauberei der Liebe fing erst an zu wirken. Stundenlang konnte er am schmutzigen Lichtwagen stehen, den Qualm der Unschlitt-Lampen einziehen, nach der Geliebten hinausblicken und, wenn sie wieder hereintrat und ihn freundlich ansah, sich in Wonne verloren dicht an dem Balken- und Latten-Gerippe in einen paradiesischen Zustand versetzt fühlen. Die ausgestopften Lämmchen, die Wasserfälle von Zindel, die pappenen Rosenstöcke und die einseitigen Strohhütten erregten in ihm liebliche dichterische Bilder uralter Schäferwelt. Sogar die in der Nähe häßlich erscheinenden Tänzerinnen waren ihm nicht immer zuwider, weil sie auf Einem Brette mit seiner Vielgeliebten standen. Und so ist es gewiß, daß Liebe, welche Rosenlauben, Myrthenwäldchen und Mondschein erst beleben muß, auch sogar Hobelspänen und Papierschnitzeln einen Anschein belebter Naturen geben kann. Sie ist eine so starke Würze, daß selbst schale und ekle Brühen davon schmackhaft werden.

Solch einer Würze bedurft' es freilich, um jenen Zustand leidlich, ja in der Folge angenehm zu machen, in welchem er gewöhnlich ihre Stube, ja gelegentlich sie selbst antraf.

In einem feinen Bürgerhause erzogen, war Ordnung und

Reinlichkeit das Element, worin er athmete, und indem er von seines Vaters Prunkliebe einen Theil geerbt hatte, wußte er in den Knabenjahren sein Zimmer, das er als sein kleines Reich ansah, stattlich auszustaffiren. Seine Bettvorhänge waren in große Falten aufgezogen und mit Quasten befestigt, wie man Throne vorzustellen pflegt; er hatte sich einen Teppich in die Mitte des Zimmers und einen feinern auf den Tisch anzuschaffen gewußt; seine Bücher und Geräthschaften legte und stellte er fast mechanisch so, daß ein niederländischer Maler gute Gruppen zu seinen Stilleben hätte heraus nehmen können. Eine weiße Mütze hatte er wie einen Turban zurecht gebunden und die Aermel seines Schlafrocks nach orientalischem Costüme kurz stutzen lassen. Doch gab er hiervon die Ursache an, daß die langen weiten Aermel ihn im Schreiben hinderten. Wenn er Abends ganz allein war und nicht mehr fürchten durfte, gestört zu werden, trug er gewöhnlich eine seidene Schärpe um den Leib, und er soll manchmal einen Dolch, den er sich aus einer alten Rüstkammer zugeeignet, in den Gürtel gesteckt und so die ihm zugetheilten tragischen Rollen memorirt und probirt, ja, in eben dem Sinne sein Gebet knieend auf dem Teppich verrichtet haben.

Wie glücklich pries er daher in jenen Zeiten den Schauspieler, den er im Besitz so mancher majestätischen Kleider, Rüstungen und Waffen und in steter Uebung eines edlen Betragens sah, dessen Geist einen Spiegel des Herrlichsten und Prächtigsten, was die Welt an Verhältnissen, Gesinnungen und Leidenschaften hervorgebracht, darzustellen schien. Ebenso dachte sich Wilhelm auch das häusliche Leben des Schauspielers als eine Reihe von würdigen Handlungen und Beschäftigungen, davon die Erscheinung auf dem Theater die äußerste Spitze sei, etwa wie ein Silber, das vom Läuterfeuer lange herumgetrieben worden, endlich farbig schön vor den Augen des Arbeiters erscheint und ihm zugleich andeutet, daß das Metall nunmehr von allen fremden Zusätzen gereinigt sei.

Wie sehr stutzte er daher anfangs, wenn er sich bei seiner Geliebten befand und durch den glücklichen Nebel, der ihn umgab, neben aus auf Tische, Stühle und Boden sah. Die Trümmer eines augenblicklichen, leichten und falschen Putzes lagen, wie das glänzende Kleid eines abgeschuppten Fisches, zerstreut in wilder Unordnung durch einander. Die Werkzeuge menschlicher Reinlichkeit, als Kämme,

Seife, Tücher, waren mit den Spuren ihrer Beſtimmung gleichfalls nicht verſteckt. Muſik, Rollen und Schuhe, Wäſche und italiäniſche Blumen, Etuis, Haarnadeln, Schminktöpfchen und Bänder, Bücher und Strohhüte, keines verſchmähte die Nachbarſchaft des andern, alle waren durch ein gemeinſchaftliches Element, durch Puder und Staub, vereinigt. Jedoch da Wilhelm in ihrer Gegenwart wenig von allem Andern bemerkte, ja vielmehr ihm Alles, was ihr gehörte, ſie berührt hatte, lieb werden mußte, ſo fand er zuletzt in dieſer verworrenen Wirthſchaft einen Reiz, den er in ſeiner ſtattlichen Prunkordnung niemals empfunden hatte. Es war ihm — wenn er hier ihre Schnürbruſt wegnahm, um zum Clavier zu kommen, dort ihre Röcke aufs Bette legte, um ſich ſetzen zu können, wenn ſie ſelbſt mit unbefangener Freimüthigkeit manches Natürliche, das man ſonſt gegen einen Andern aus Anſtand zu verheimlichen pflegt, vor ihm nicht zu verbergen ſuchte — es war ihm, ſag' ich, als wenn er ihr mit jedem Augenblicke näher würde, als wenn eine Gemeinſchaft zwiſchen ihnen durch unſichtbare Bande befeſtigt würde.

Nicht eben ſo leicht konnte er die Aufführung der übrigen Schauſpieler, die er bei ſeinen erſten Beſuchen manchmal bei ihr antraf, mit ſeinen Begriffen vereinigen. Geſchäftig im Müßiggange, ſchienen ſie an ihren Beruf und Zweck am wenigſten zu denken; über den poetiſchen Werth eines Stückes hörte er ſie niemals reden und weder richtig noch unrichtig darüber urtheilen; es war immer nur die Frage: Was wird das Stück *machen*? Iſt es ein Zugſtück? Wie lange wird es ſpielen? Wie oft kann es wohl gegeben werden? und was Fragen und Bemerkungen dieſer Art mehr waren. Dann ging es gewöhnlich auf den Director los, daß er mit der Gage zu karg und beſonders gegen den Einen und den Andern ungerecht ſei, dann auf das Publikum, daß es mit ſeinem Beifall ſelten den rechten Mann belohne, daß das deutſche Theater ſich täglich verbeſſere, daß der Schauſpieler nach ſeinen Verdienſten immer mehr geehrt werde und nicht genug geehrt werden könne. Dann ſprach man viel von Kaffeehäuſern und Weingärten, und was daſelbſt vorgefallen, wie viel irgend ein Kamerad Schulden habe und Abzug leiden müſſe, von Disproportion der wöchentlichen Gage, von Cabalen einer Gegenpartei; wobei denn doch zuletzt die große und verdiente Aufmerkſamkeit des Publikums wieder in Betracht

kam, und der Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt nicht vergeſſen wurde.

Alle dieſe Dinge, die Wilhelmen ſonſt ſchon manche unruhige Stunde gemacht hatten, kamen ihm gegenwärtig wieder ins Gedächtniß, als ihn ſein Pferd langſam nach Hauſe trug, und er die verſchiedenen Vorfälle, die ihm begegnet waren, überlegte. Die Bewegung, welche durch die Flucht eines Mädchens in eine gute Bürgerfamilie, ja in ein ganzes Städtchen gekommen war, hatte er mit Augen geſehen; die Scenen auf der Landſtraße und im Amthauſe, die Geſinnungen Melina's, und was ſonſt noch vorgegangen war, ſtellten ſich ihm wieder dar und brachten ſeinen lebhaften, vordringenden Geiſt in eine Art von ſorglicher Unruhe, die er nicht lange ertrug, ſondern ſeinem Pferde die Sporen gab und nach der Stadt zueilte.

Allein auch auf dieſem Wege rannte er nur neuen Unannehmlichkeiten entgegen. Werner, ſein Freund und vermuthlicher Schwager, wartete auf ihn, um ein ernſthaftes, bedeutendes und unerwartetes Geſpräch mit ihm anzufangen.

Werner war einer von den geprüften, in ihrem Daſein beſtimmten Leuten, die man gewöhnlich kalte Leute zu nennen pflegt, weil ſie bei Anläſſen weder ſchnell noch ſichtlich auflodern. Auch war ſein Umgang mit Wilhelmen ein anhaltender Zwiſt, wodurch ſich ihre Liebe aber nur deſto feſter knüpfte; denn ungeachtet ihrer verſchiedenen Denkungsart fand Jeder ſeine Rechnung bei dem Andern. Werner that ſich darauf etwas zu Gute, daß er dem vortrefflichen, obgleich gelegentlich ausſchweifenden Geiſt Wilhelms mitunter Zügel und Gebiß anzulegen ſchien, und Wilhelm fühlte oft einen herrlichen Triumph, wenn er ſeinen bedächtigen Freund in warmer Aufwallung mit ſich fortnahm. So übte ſich Einer an dem Andern, ſie wurden gewohnt, ſich täglich zu ſehen, und man hätte ſagen ſollen, das Verlangen einander zu finden, ſich mit einander zu beſprechen, ſei durch die Unmöglichkeit, einander verſtändlich zu werden, vermehrt worden. Im Grunde aber gingen ſie doch, weil ſie Beide gute Menſchen waren, neben einander, mit einander nach Einem Ziel und konnten niemals begreifen, warum denn Keiner den Andern auf ſeine Geſinnung reduciren könne.

Werner bemerkte ſeit einiger Zeit, daß Wilhelms Beſuche ſeltener

wurden, daß er in Lieblingsmaterien kurz und zerſtreut abbrach, daß er ſich nicht mehr in lebhafte Ausbildung ſeltſamer Vorſtellungen vertiefte, an welcher ſich freilich ein freies, in der Gegenwart des Freundes Ruhe und Zufriedenheit findendes Gemüth am ſicherſten erkennen läßt. Der pünktliche und bedächtige Werner ſuchte anfangs den Fehler in ſeinem eigenen Betragen, bis ihn einige Stadtgeſpräche auf die rechte Spur brachten, und einige Unvorſichtigkeiten Wilhelms ihn der Gewißheit näher führten. Er ließ ſich auf eine Unterſuchung ein und entdeckte gar bald, daß Wilhelm vor einiger Zeit eine Schauſpielerin öffentlich beſucht, mit ihr auf dem Theater geſprochen und ſie nach Hauſe gebracht habe; er wäre troſtlos geweſen, wenn ihm auch die nächtlichen Zuſammenkünfte bekannt geworden wären; denn er hörte, daß Mariane ein verführeriſches Mädchen ſei, die ſeinen Freund wahrſcheinlich ums Geld bringe und ſich noch nebenher von dem unwürdigſten Liebhaber unterhalten laſſe.

Sobald er ſeinen Verdacht ſo viel möglich zur Gewißheit erhoben, beſchloß er einen Angriff auf Wilhelmen und war mit allen Anſtalten völlig in Bereitſchaft, als dieſer eben verdrießlich und verſtimmt von ſeiner Reiſe zurückkam.

Werner trug ihm noch denſelben Abend Alles, was er wußte, erſt gelaſſen, dann mit dem dringenden Ernſte einer wohldenkenden Freundſchaft vor, ließ keinen Zug unbeſtimmt und gab ſeinem Freunde alle die Bitterkeiten zu koſten, die ruhige Menſchen an Liebende mit tugendhafter Schadenfreude ſo freigebig auszuſpenden pflegen. Aber wie man ſich denken kann, richtete er wenig aus. Wilhelm verſetzte mit inniger Bewegung, doch mit großer Sicherheit: „Du kennſt das Mädchen nicht! Der Schein iſt vielleicht nicht zu ihrem Vortheil, aber ich bin ihrer Treue und Tugend ſo gewiß als meiner Liebe.“

Werner beharrte auf ſeiner Anklage und erbot ſich zu Beweiſen und Zeugen. Wilhelm verwarf ſie und entfernte ſich von ſeinem Freunde verdrießlich und erſchüttert, wie Einer, dem ein ungeſchickter Zahnarzt einen ſchadhaften feſtſitzenden Zahn gefaßt und vergebens daran geruckt hat.

Höchſt unbehaglich fand ſich Wilhelm, das ſchöne Bild Marianens erſt durch die Grillen der Reiſe, dann durch Werners Unfreundlichkeit in ſeiner Seele getrübt und beinahe entſtellt zu ſehen. Er griff zum ſicherſten Mittel, ihm die völlige Klarheit und Schön-

heit wieder herzuſtellen, indem er Nachts auf den gewöhnlichen Wegen zu ihr hineilte. Sie empfing ihn mit lebhafter Freude; denn er war bei ſeiner Ankunft vorbei geritten, ſie hatte ihn dieſe Nacht erwartet, und es läßt ſich denken, daß alle Zweifel bald aus ſeinem Herzen vertrieben wurden. Ja, ihre Zärtlichkeit ſchloß ſein ganzes Vertrauen wieder auf, und er erzählte ihr, wie ſehr ſich das Publikum, wie ſehr ſich ſein Freund an ihr verſündiget.

Mancherlei lebhafte Geſpräche führten ſie auf die erſten Zeiten ihrer Bekanntſchaft, deren Erinnerung eine der ſchönſten Unterhaltungen zweier Liebenden bleibt. Die erſten Schritte, die uns in den Irrgarten der Liebe bringen, ſind ſo angenehm, die erſten Ausſichten ſo reizend, daß man ſie gar zu gern in ſein Gedächtniß zurück ruft. Jeder Theil ſucht einen Vorzug vor dem andern zu behalten, er habe früher, uneigennütziger geliebt, und Jedes wünſcht in dieſem Wettſtreite lieber überwunden zu werden als zu überwinden.

Wilhelm wiederholte Marianen, was ſie ſchon ſo oft gehört hatte, daß ſie bald ſeine Aufmerkſamkeit von dem Schauſpiel ab und auf ſich allein gezogen habe, daß ihre Geſtalt, ihr Spiel, ihre Stimme ihn gefeſſelt: wie er zuletzt nur die Stücke, in denen ſie geſpielt, beſucht habe, wie er endlich aufs Theater geſchlichen ſei, oft, ohne von ihr bemerkt zu werden, neben ihr geſtanden habe; dann ſprach er mit Entzücken von dem glücklichen Abende, an dem er eine Gelegenheit gefunden, ihr eine Gefälligkeit zu erzeigen und ein Geſpräch einzuleiten.

Mariane dagegen wollte nicht Wort haben, daß ſie ihn ſo lange nicht bemerkt hätte; ſie behauptete, ihn ſchon auf dem Spaziergange geſehen zu haben, und bezeichnete ihn zum Beweis das Kleid, das er am ſelbigen Tage angehabt; ſie behauptete, daß er ihr damals vor allen Andern gefallen, und daß ſie ſeine Bekanntſchaft gewünſcht habe.

Wie gern glaubte Wilhelm das Alles! wie gern ließ er ſich überreden, daß ſie zu ihm, als er ſich ihr genähert, durch einen unwiderſtehlichen Zug hingeführt worden, daß ſie abſichtlich zwiſchen die Couliſſen neben ihn getreten ſei, um ihn näher zu ſehen und Bekanntſchaft mit ihm zu machen, und daß ſie zuletzt, da ſeine Zurückhaltung und Blödigkeit nicht zu überwinden geweſen, ihm

ſelbſt Gelegenheit gegeben, und ihn gleichſam genöthigt habe, ein Glas Limonade herbeizuholen.

Unter dieſem liebevollen Wettſtreit, den ſie durch alle kleine Umſtände ihres kurzen Romans verfolgten, vergingen ihnen die Stunden ſehr ſchnell, und Wilhelm verließ völlig beruhigt ſeine Geliebte, mit dem feſten Vorſatze, ſein Vorhaben unverzüglich ins Werk zu richten.

Sechzehntes Capitel.

Was zu ſeiner Abreiſe nöthig war, hatten Vater und Mutter beſorgt; nur einige Kleinigkeiten, die an der Equipage fehlten, verzögerten ſeinen Aufbruch auf einige Tage. Wilhelm benutzte die Zeit, um an Marianen einen Brief zu ſchreiben, wodurch er die Angelegenheit endlich zur Sprache bringen wollte, über welche ſie ſich mit ihm zu unterhalten bisher immer vermieden hatte. Folgendermaßen lautete der Brief:

„Unter der lieben Hülle der Nacht, die mich ſonſt in Deinen Armen bedeckte, ſitze ich und denke und ſchreibe an Dich, und was ich ſinne und treibe, iſt nur um Deinetwillen. O Mariane! mir, dem glücklichſten unter den Männern, iſt es wie einem Bräutigam, der ahnungsvoll, welch eine neue Welt ſich in ihm und durch ihn entwickeln wird, auf den feſtlichen Teppichen ſteht und während der heiligen Ceremonien ſich gedankenvoll lüſtern vor die geheimnißreichen Vorhänge verſetzt, woher ihm die Lieblichkeit der Liebe entgegen ſäuſelt.

„Ich habe über mich gewonnen, Dich in einigen Tagen nicht zu ſehen; es war leicht, in Hoffnung einer ſolchen Entſchädigung, ewig mit Dir zu ſein, ganz der Deinige zu bleiben! Soll ich wiederholen, was ich wünſche? und doch iſt es nöthig; denn es ſcheint, als habeſt Du mich bisher nicht verſtanden.

„Wie oft habe ich mit leiſen Tönen der Treue, die, weil ſie Alles zu halten wünſcht, wenig zu ſagen wagt, an Deinem Herzen geforſcht nach dem Verlangen einer ewigen Verbindung. Verſtanden haſt Du mich gewiß; denn in Deinem Herzen muß eben der Wunſch keimen; vernommen haſt Du mich in jedem Kuſſe, in der anſchmiegenden Ruhe jener glücklichen Abende. Da lernt' ich Deine

Beſcheidenheit kennen, und wie vermehrte ſich meine Liebe! Wo eine Andere ſich künſtlich betragen hätte, um durch überflüſſigen Sonnenſchein einen Entſchluß in dem Herzen ihres Liebhabers zur Reife zu bringen, eine Erklärung hervorzulocken und ein Verſprechen zu befeſtigen: eben da ziehſt Du Dich zurück, ſchließeſt die halbgeöffnete Bruſt Deines Geliebten wieder zu und ſuchſt durch eine anſcheinende Gleichgültigkeit Deine Beiſtimmung zu verbergen. Aber ich verſtehe Dich! Welch ein Elender müßte ich ſein, wenn ich an dieſen Zeichen die reine, uneigennützige, nur für den Freund beſorgte Liebe nicht erkennen wollte! Vertraue mir und ſei ruhig! Wir gehören einander an, und Keins von Beiden verläßt oder verliert etwas, wenn wir für einander leben.

„Nimm ſie hin, dieſe Hand! feierlich noch dies überflüſſige Zeichen! Alle Freuden der Liebe haben wir empfunden, aber es ſind neue Seligkeiten in dem beſtätigten Gedanken der Dauer. Frage nicht, wie? Sorge nicht! Das Schickſal ſorgt für die Liebe, und um ſo gewiſſer, da Liebe genügſam iſt.

„Mein Herz hat ſchon lange meiner Eltern Haus verlaſſen; es iſt bei Dir, wie mein Geiſt auf der Bühne ſchwebt. O meine Geliebte! iſt wohl einem Menſchen ſo gewährt, ſeine Wünſche zu verbinden, wie mir? Kein Schlaf kommt in meine Augen, und wie eine ewige Morgenröthe ſteigt Deine Liebe und Dein Glück vor mir auf und ab.

„Kaum daß ich mich halte, nicht auffahre, zu Dir hinrenne und mir Deine Einwilligung erzwinge und gleich morgen frühe weiter in die Welt nach meinem Ziele hinſtrebe. — Nein, ich will mich bezwingen! ich will nicht unbeſonnen thörichte, verwegene Schritte thun; mein Plan iſt entworfen, und ich will ihn ruhig ausführen.

„Ich bin mit Director Serlo bekannt, meine Reiſe geht gerade zu ihm. Er hat vor einem Jahre oft ſeinen Leuten etwas von meiner Lebhaftigkeit und Freude am Theater gewünſcht, und ich werde ihm gewiß willkommen ſein; denn bei Eurer Truppe möchte ich aus mehr als einer Urſache nicht eintreten; auch ſpielt Serlo ſo weit von hier, daß ich anfangs meinen Schritt verbergen kann. Einen leidlichen Unterhalt finde ich da gleich; ich ſehe mich in dem Publikum um, lerne die Geſellſchaft kennen und hole Dich nach.

„Mariane, Du ſiehſt, was ich über mich gewinnen kann, um Dich gewiß zu haben; denn Dich ſo lange nicht zu ſehen, Dich in der weiten Welt zu wiſſen! recht lebhaft darf ich mir's nicht denken. Wenn ich mir dann aber wieder Deine Liebe vorſtelle, die mich vor Allem ſichert, wenn Du meine Bitte nicht verſchmähſt, ehe wir ſcheiden, und Du mir Deine Hand vor dem Prieſter reichſt, ſo werde ich ruhig gehen. Es iſt nur eine Formel unter uns, aber eine ſo ſchöne Formel, der Segen des Himmels zu dem Segen der Erde. In der Nachbarſchaft, im Ritterſchaftlichen[1]), geht es leicht und heimlich an.

„Für den Anfang habe ich Geld genug; wir wollen theilen, es wird für uns Beide hinreichen; ehe das verzehrt iſt, wird der Himmel weiter helfen.

„Ja, Liebſte, es iſt mir gar nicht bange. Was mit ſo viel Fröhlichkeit begonnen wird, muß ein glückliches Ende erreichen. Ich habe nie gezweifelt, daß man ſein Fortkommen in der Welt finden könne, wenn es Einem Ernſt iſt, und ich fühle Muth genug, für Zwei, ja für Mehrere einen reichlichen Unterhalt zu gewinnen. Die Welt iſt undankbar, ſagen Viele; ich habe noch nicht gefunden, daß ſie undankbar ſei, wenn man auf die rechte Art etwas für ſie zu thun weiß. Mir glüht die ganze Seele bei dem Gedanken, endlich einmal aufzutreten und den Menſchen in das Herz hinein zu reden, was ſie ſich ſo lange zu hören ſehnen. Wie tauſendmal iſt es freilich mir, der ich von der Herrlichkeit des Theaters ſo eingenommen bin, bang durch die Seele gegangen, wenn ich die Elendeſten geſehen habe ſich einbilden, ſie könnten uns ein großes treffliches Wort aus Herz reden! Ein Ton, der durch die Fiſtel gezwungen wird, klingt viel beſſer und reiner; es iſt unerhört, wie ſich dieſe Burſche in ihrer groben Ungeſchicklichkeit verſündigen.

„Das Theater hat oft einen Streit mit der Kanzel gehabt; ſie ſollten, dünkt mich, nicht mit einander hadern. Wie ſehr wäre zu

---

1) In Schwaben, Franken und am Rhein beſtand ſeit dem Untergange des Hauſes Hohenſtaufen im dreizehnten Jahrhundert bis zur Auflöſung des deutſchen Reiches im Jahre 1806 eine unabhängige reichsunmittelbare Ritterſchaft, welche ihre eigene Verfaſſung hatte. Die Mitglieder derſelben übten auf ihren Beſitzungen, deren man an fünfzehnhundert zählte, eine der Landeshoheit ähnliche Regierungsgewalt aus.

wünſchen, daß an beiden Orten nur durch edle Menſchen Gott und Natur verherrlicht würden! Es ſind keine Träume, meine Liebſte! Wie ich an Deinem Herzen habe fühlen können, daß Du in Liebe biſt, ſo ergreife ich auch den glänzenden Gedanken und ſage — ich will's nicht ausſagen, aber hoffen will ich, daß wir einſt als ein Paar gute Geiſter den Menſchen erſcheinen werden, ihre Herzen aufzuſchließen, ihre Gemüther zu berühren und ihnen himmliſche Genüſſe zu bereiten, ſo gewiß mir an Deinem Buſen Freuden gewährt waren, die immer himmliſch genannt werden müſſen, weil wir uns in jenen Augenblicken aus uns ſelbſt gerückt, über uns ſelbſt erhaben fühlen.

„Ich kann nicht ſchließen; ich habe ſchon zu viel geſagt und weiß nicht, ob ich Dir ſchon Alles geſagt habe, Alles, was Dich angeht; denn die Bewegung des Rades, das ſich in meinem Herzen dreht, ſind keine Worte vermögend auszudrücken.

„Nimm dieſes Blatt indeß, meine Liebe! ich habe es wieder durchgeleſen und finde, daß ich von vorne anfangen ſollte; doch enthält es Alles, was Du zu wiſſen nöthig haſt, was die Vorbereitung iſt, wenn ich bald mit Fröhlichkeit der ſüßen Liebe an Deinen Buſen zurückkehre. Ich komme mir vor wie ein Gefangener, der in einem Kerker lauſchend ſeine Feſſeln abfeilt. Ich ſage gute Nacht meinen ſorglos ſchlafenden Eltern! — Lebe wohl, Geliebte! Lebe wohl! Für diesmal ſchließ' ich; die Augen ſind mir zwei-, dreimal zugefallen; es iſt ſchon tief in der Nacht."

Siebzehntes Capitel.

Der Tag wollte nicht endigen, als Wilhelm, ſeinen Brief ſchön gefaltet in der Taſche, ſich zu Marianen hinſehnte; auch war es kaum düſter geworden, als er ſich wider ſeine Gewohnheit nach ihrer Wohnung hinſchlich. Sein Plan war: ſich auf die Nacht anzumelden, ſeine Geliebte auf kurze Zeit wieder zu verlaſſen, ihr, eh' er wegginge, den Brief in die Hand zu drücken und bei ſeiner Rückkehr in tiefer Nacht ihre Antwort, ihre Einwilligung zu erhalten oder durch die Macht ſeiner Liebkoſungen zu erzwingen. Er flog in ihre Arme und konnte ſich an ihrem Buſen kaum wieder faſſen.

Die Lebhaftigkeit ſeiner Empfindungen verbarg ihm anfangs, daß ſie nicht wie ſonſt mit Herzlichkeit antwortete; doch konnte ſie einen ängſtlichen Zuſtand nicht lange verbergen; ſie ſchützte eine Krankheit, eine Unpäßlichkeit vor, ſie beklagte ſich über Kopfweh, ſie wollte ſich auf den Vorſchlag, daß er heute Nacht wieder kommen wolle, nicht einlaſſen. Er ahnte nichts Böſes, drang nicht weiter in ſie, fühlte aber, daß es nicht die Stunde ſei, ihr ſeinen Brief zu übergeben. Er behielt ihn bei ſich, und da verſchiedene ihrer Bewegungen und Reden ihn auf eine höfliche Weiſe wegzugehen nöthigten, ergriff er im Taumel ſeiner ungenügſamen Liebe eines ihrer Halstücher, ſteckte es in die Taſche und verließ wider Willen ihre Lippen und ihre Thüre. Er ſchlich nach Hauſe, konnte aber auch da nicht lange bleiben, kleidete ſich um und ſuchte wieder die freie Luft.

Als er einige Straßen auf und ab gegangen war, begegnete ihm ein Unbekannter, der nach einem gewiſſen Gaſthofe fragte. Wilhelm erbot ſich, ihm das Haus zu zeigen; der Fremde erkundigte ſich nach dem Namen der Straße, nach den Beſitzern verſchiedener großen Gebäude, vor denen ſie vorbei gingen, ſodann nach einigen Polizeieinrichtungen der Stadt, und ſie waren in einem ganz intereſſanten Geſpräche begriffen, als ſie am Thore des Wirthshauſes ankamen. Der Fremde nöthigte ſeinen Führer, hinein zu treten und ein Glas Punſch mit ihm zu trinken; zugleich gab er ſeinen Namen an und ſeinen Geburtsort, auch die Geſchäfte, die ihn hierher gebracht hätten, und erſuchte Wilhelmen um ein gleiches Vertrauen. Dieſer verſchwieg eben ſo wenig ſeinen Namen, als ſeine Wohnung.

„Sind Sie nicht ein Enkel des alten Meiſters, der die ſchöne Kunſtſammlung beſaß?“ fragte der Fremde.

„Ja, ich bin's. Ich war zehn Jahre, als der Großvater ſtarb, und es ſchmerzte mich lebhaft, die ſchönen Sachen verkaufen zu ſehen.“

„Ihr Vater hat eine große Summe Geldes dafür erhalten.“

„Sie wiſſen alſo davon?“

„O ja, ich habe dieſen Schatz noch in Ihrem Hauſe geſehen. Ihr Großvater war nicht blos ein Sammler, er verſtand ſich auf die Kunſt; er war in einer frühern glücklichen Zeit in Italien geweſen und hatte Schätze von dort mit zurück gebracht, welche jetzt um keinen Preis mehr zu haben wären. Er beſaß treffliche Gemälde

von den beſten Meiſtern; man traute kaum ſeinen Augen, wenn man ſeine Handzeichnungen durchſah; unter ſeinen Marmorn waren einige unſchätzbare Fragmente; von Bronzen beſaß er eine ſehr inſtructive Suite; ſo hatte er auch ſeine Münzen für Kunſt und Geſchichte zweckmäßig geſammelt; ſeine wenigen geſchnittenen Steine verdienten alles Lob; auch war das Ganze gut aufgeſtellt, wenn gleich die Zimmer und Säle des alten Hauſes nicht ſymmetriſch gebaut waren."

„Sie können denken, was wir Kinder verloren, als alle die Sachen herunter genommen und eingepackt wurden. Es waren die erſten traurigen Zeiten meines Lebens. Ich weiß noch, wie leer uns die Zimmer vorkamen, als wir die Gegenſtände nach und nach verſchwinden ſahen, die uns von Jugend auf unterhalten hatten, und die wir eben ſo unveränderlich hielten als das Haus und die Stadt ſelbſt."

„Wenn ich nicht irre, ſo gab Ihr Vater das gelöſte Capital in die Handlung eines Nachbars, mit dem er eine Art Geſellſchaftshandel einging."

„Ganz richtig! und ihre geſellſchaftlichen Speculationen ſind ihnen wohl geglückt; ſie haben in dieſen zwölf Jahren ihr Vermögen ſehr vermehrt, und ſind Beide nur deſto heftiger auf den Erwerb geſtellt; auch hat der alte Werner einen Sohn, der ſich viel beſſer zu dieſem Handwerke ſchickt als ich."

„Es thut mir leid, daß dieſer Ort eine ſolche Zierde verloren hat, als das Cabinet Ihres Großvaters war. Ich ſah es noch kurz vorher, ehe es verkauft wurde, und ich darf wohl ſagen, ich war Urſache, daß der Kauf zu Stande kam. Ein reicher Edelmann, ein großer Liebhaber, der aber bei ſo einem wichtigen Handel ſich nicht allein auf ſein eigen Urtheil verließ, hatte mich hierher geſchickt und verlangte meinen Rath. Sechs Tage beſah ich das Cabinet, und am ſiebenten rieth ich meinem Freunde, die ganze geforderte Summe ohne Anſtand zu bezahlen. Sie waren als ein munterer Knabe oft um mich herum; Sie erklärten mir die Gegenſtände der Gemälde und wußten überhaupt das Cabinet recht gut auszulegen."

„Ich erinnere mich einer ſolchen Perſon, aber in Ihnen hätte ich ſie nicht wieder erkannt."

„Es iſt auch ſchon eine geraume Zeit, und wir verändern uns

doch mehr oder weniger. Sie hatten, wenn ich mich recht erinnere, ein Lieblingsbild darunter, von dem Sie mich gar nicht weglaſſen wollten.“

„Ganz richtig! es ſtellte die Geſchichte vor, wie der kranke Königsſohn ſich über die Braut ſeines Vaters in Liebe verzehrt.“ [1])

„Es war eben nicht das beſte Gemälde, nicht gut zuſammengeſetzt, von keiner ſonderlichen Farbe, und die Ausführung durchaus manierirt.“

„Das verſtand ich nicht und verſteh' es noch nicht; der Gegenſtand iſt es, der mich an einem Gemälde reizt, nicht die Kunſt.“

„Da ſchien Ihr Großvater anders zu denken; denn der größte Theil ſeiner Sammlung beſtand aus trefflichen Sachen, in denen man immer das Verdienſt ihres Meiſters bewunderte, ſie mochten vorſtellen was ſie wollten; auch hing dieſes Bild in dem äußerſten Vorſaale, zum Zeichen, daß er es wenig ſchätzte.“

„Da war es eben, wo wir Kinder immer ſpielen durften und wo dieſes Bild einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich machte, den mir ſelbſt Ihre Kritik, die ich übrigens verehre, nicht auslöſchen könnte, wenn wir auch jetzt vor dem Bilde ſtünden. Wie jammerte mich, wie jammert mich noch ein Jüngling, der die ſüßen Triebe, das ſchönſte Erbtheil, das uns die Natur gab, in ſich verſchließen und das Feuer, das ihn und Andere erwärmen und beleben ſollte, in ſeinem Buſen verbergen muß, ſo daß ſein Innerſtes unter ungeheuren Schmerzen verzehrt wird! Wie bedaure ich die Unglück-

---

1) „Der kranke Königsſohn“ dieſes Bildes iſt der ſyriſche Prinz Antiochus (Soter), Sohn des Seleukus Nikator, der aus heimlicher Liebe zu ſeiner Stiefmutter Stratonike in eine tödtliche Krankheit verfiel. Nachdem der Arzt Eraſiſtratus den Grund ſeines Leidens erforſcht und dem König als einziges Mittel zur Geneſung des Prinzen die Verbindung deſſelben mit der Geliebten genannt hatte, trat Seleukus dem Sohne die Gemahlin ab und ernannte ihn zum Könige der Länder jenſeits des Euphrat. Winckelmann erwähnt in ſeinem „Sendſchreiben über die Gedanken von der Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt“ zweier Gemälde des Niederländers Gérard de Laireſſe (1640—1711), welche dieſen Gegenſtand behandeln, und deren eines er unter dem Namen Stratonike § 74—87 ausführlich und rühmend beſchreibt. — Was der Fremde oben von der manierirten Ausführung des Bildes ſagt, paßt auf die Art dieſes Malers. — Nach Düntzer befindet ſich das von Winckelmann beſchriebene Bild jetzt im Beſitze des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin in Ludwigsluſt, eine größere Wiederholung deſſelben zu Karlsruhe.

liche, die ſich einem Andern widmen ſoll, wenn ihr Herz ſchon den würdigen Gegenſtand eines wahren und reinen Verlangens gefunden hat!“

„Dieſe Gefühle ſind freilich ſehr weit von jenen Betrachtungen entfernt, unter denen ein Kunſtliebhaber die Werke großer Meiſter anzuſehen pflegt; wahrſcheinlich würde Ihnen aber, wenn das Cabinet ein Eigenthum Ihres Hauſes geblieben wäre, nach und nach der Sinn für die Werke ſelbſt aufgegangen ſein, ſo daß Sie nicht immer nur ſich ſelbſt und Ihre Neigung in den Kunſtwerken geſehen hätten.“

„Gewiß that mir der Verkauf des Cabinets gleich ſehr leid, und ich habe es auch in reifern Jahren öfters vermißt; wenn ich aber bedenke, daß es gleichſam ſo ſein mußte, um eine Liebhaberei, um ein Talent in mir zu entwickeln, die weit mehr auf mein Leben wirken ſollten, als jene lebloſen Bilder je gethan hätten, ſo beſcheide ich mich dann gern und verehre das Schickſal, das mein Beſtes und eines Jeden Beſtes einzuleiten weiß.“

„Leider höre ich ſchon wieder das Wort Schickſal von einem jungen Manne ausſprechen, der ſich eben in einem Alter befindet, wo man gewöhnlich ſeinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Weſen unterzuſchieben pflegt.“

„So glauben Sie kein Schickſal? Keine Macht, die über uns waltet und Alles zu unſerm Beſten lenkt?“

„Es iſt hier die Rede nicht von meinem Glauben, noch der Ort, auszulegen, wie ich mir Dinge, die uns Allen unbegreiflich ſind, einigermaßen denkbar zu machen ſuche; hier iſt nur die Frage, welche Vorſtellungsart zu unſerm beſten gereicht. Das Gewebe dieſer Welt iſt aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menſchen ſtellt ſich zwiſchen beide und weiß ſie zu beherrſchen; ſie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daſeins; das Zufällige weiß ſie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem ſie feſt und unerſchütterlich ſteht, verdient der Menſch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe Dem, der ſich von Jugend auf gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuſchreiben möchte, welcher zu folgen ſogar eine Religion ſei. Heißt das etwas weiter, als

ſeinem eigenen Verſtande entſagen und ſeinen Neigungen unbedingten Raum geben? Wir bilden uns ein, fromm zu ſein, indem wir ohne Ueberlegung hinſchlendern, uns durch angenehme Zufälle determiniren laſſen und endlich dem Reſultate eines ſolchen ſchwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben."

„Waren Sie niemals in dem Falle, daß ein kleiner Umſtand Sie veranlaßte, einen gewiſſen Weg einzuſchlagen, auf welchem bald eine gefällige Gelegenheit Ihnen entgegen kam, und eine Reihe von unerwarteten Vorfällen Sie endlich ans Ziel brachte, das Sie ſelbſt noch kaum ins Auge gefaßt hatten? Sollte das nicht Ergebenheit in das Schickſal, Zutrauen zu einer ſolchen Leitung einflößen?"

„Mit dieſen Geſinnungen könnte kein Mädchen ihre Tugend, Niemand ſein Geld im Beutel behalten; denn es giebt Anläſſe genug, Beides los zu werden. Ich kann mich nur über den Menſchen freuen, der weiß, was ihm und Andern nütze iſt, und ſeine Willkür zu beſchränken arbeitet. Jeder hat ſein eigen Glück unter den Händen, wie der Künſtler eine rohe Materie, die er zu einer Geſtalt umbilden will. Aber es iſt mit dieſer Kunſt wie mit allen; nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, ſie will gelernt und ſorgfältig ausgeübt ſein."

Dieſes und Mehreres wurde noch unter ihnen abgehandelt; endlich trennten ſie ſich, ohne daß ſie einander ſonderlich überzeugt zu haben ſchienen, doch beſtimmten ſie auf den folgenden Tag einen Ort der Zuſammenkunft.

Wilhelm ging noch einige Straßen auf und nieder; er hörte Clarinetten, Waldhörner und Fagotte, es ſchwoll ſein Buſen. Durchreiſende Spielleute machten eine angenehme Nachtmuſik. Er ſprach mit ihnen, und um ein Stück Geld folgten ſie ihm zu Marianens Wohnung. Hohe Bäume zierten den Platz vor ihrem Hauſe, darunter ſtellte er ſeine Sänger; er ſelbſt ruhte auf einer Bank in einiger Entfernung und überließ ſich ganz den ſchwebenden Tönen, die in der labenden Nacht um ihn ſäuſelten. Unter den holden Sternen hingeſtreckt, war ihm ſein Daſein wie ein goldner Traum.

„Sie hört auch dieſe Flöten", ſagte er in ſeinem Herzen; „ſie fühlt, weſſen Andenken, weſſen Liebe die Nacht wohlklingend macht; auch in der Entfernung ſind wir durch dieſe Melodien zuſammengebunden, wie in jeder Entfernung durch die feinſte Stimmung der

Liebe. Ach! zwei liebende Herzen, ſie ſind wie zwei Magnetuhren; was in der einen ſich regt, muß auch die andere mit bewegen; denn es iſt nur Eins, was in beiden wirkt, Eine Kraft, die ſie durchgeht. Kann ich in ihren Armen eine Möglichkeit fühlen, mich von ihr zu trennen? Und doch, ich werde fern von ihr ſein, werde einen Heilort für unſere Liebe ſuchen und werde ſie immer mit mir haben.

„Wie oft iſt mir's geſchehen, daß ich, abweſend von ihr, in Gedanken an ſie verloren, ein Buch, ein Kleid oder ſonſt etwas berührte und glaubte, ihre Hand zu fühlen, ſo ganz war ich mit ihrer Gegenwart umkleidet. Und jener Augenblicke mich zu erinnern, die das Licht des Tages wie das Auge des kalten Zuſchauers fliehen, die zu genießen Götter den ſchmerzloſen Zuſtand der reinen Seligkeit zu verlaſſen ſich entſchließen dürften! — Mich zu erinnern? — Als wenn man den Rauſch des Taumelkelchs in der Erinnerung erneuern könnte, der unſere Sinne, von himmliſchen Banden umſtrickt, aus aller ihrer Faſſung reißt! — Und ihre Geſtalt — —“ Er verlor ſich im Andenken an ſie, ſeine Ruhe ging in Verlangen über, er umfaßte einen Baum, kühlte ſeine heiße Wange an der Rinde, und die Winde der Nacht ſaugten begierig den Hauch auf, der aus dem reinen Buſen bewegt hervordrang. Er fühlte nach dem Halstuch, das er von ihr mitgenommen hatte; es war vergeſſen, es ſteckte im vorigen Kleide. Seine Lippen lechzten, ſeine Glieder zitterten vor Verlangen.

Die Muſik hörte auf, und es war ihm, als wär' er aus dem Elemente gefallen, in dem ſeine Empfindungen bisher empor getragen wurden. Seine Unruhe vermehrte ſich, da ſeine Gefühle nicht mehr von den ſanften Tönen genährt und gelindert wurden. Er ſetzte ſich auf ihre Schwelle nieder und war ſchon mehr beruhigt. Er küßte den meſſingenen Ring, womit man an ihre Thüre pochte, er küßte die Schwelle, über die ihre Füße aus und ein gingen, und erwärmte ſie durch das Feuer ſeiner Bruſt. Dann ſaß er wieder eine Weile ſtille und dachte ſie hinter ihren Vorhängen, im weißen Nachtkleide mit dem rothen Band um den Kopf, in ſüßer Ruhe und dachte ſich ſelbſt ſo nahe zu ihr hin, daß ihm vorkam, ſie müßte nun von ihm träumen. Seine Gedanken waren lieblich wie die Geiſter der Dämmerung; Ruhe und Verlangen wechſelten in ihm; die Liebe lief mit ſchaudernder Hand tauſendfältig über alle Saiten

ſeiner Seele; es war, als wenn der Geſang der Sphären über ihm ſtille ſtünde, um die leiſen Melodien ſeines Herzens zu belauſchen.

Hätte er den Hauptſchlüſſel bei ſich gehabt, der ihm ſonſt Marianens Thüre öffnete, er würde ſich nicht gehalten haben, würde ins Heiligthum der Liebe eingedrungen ſein. Doch er entfernte ſich langſam, ſchwankte halb träumend unter den Bäumen hin, wollte nach Hauſe, und ward immer wieder umgewendet; endlich, als er's über ſich vermochte, ging und an der Ecke noch einmal zurückſah, kam es ihm vor, als wenn Marianens Thür ſich öffnete, und eine dunkle Geſtalt ſich heraus bewegte. Er war zu weit, um deutlich zu ſehen, und eh' er ſich faßte und recht aufſah, hatte ſich die Erſcheinung ſchon in der Nacht verloren; nur ganz weit glaubte er ſie wieder an einem weißen Hauſe vorbeiſtreifen zu ſehen. Er ſtand und blinzte, und ehe er ſich ermannte und nacheilte, war das Phantom verſchwunden. Wohin ſollt' er ihm folgen? Welche Straße hatte den Menſchen aufgenommen, wenn es einer war?

Wie Einer, dem der Blitz die Gegend in einem Winkel erhellte, gleich darauf mit geblendeten Augen die vorigen Geſtalten, den Zuſammenhang der Pfade in der Finſterniß vergebens ſucht, ſo war's vor ſeinen Augen, ſo war's in ſeinem Herzen. Und wie ein Geſpenſt der Mitternacht, das ungeheure Schrecken erzeugt, in folgenden Augenblicken der Faſſung für ein Kind des Schreckens gehalten wird, und die fürchterliche Erſcheinung Zweifel ohne Ende in der Seele zurückläßt, ſo war auch Wilhelm in der größten Unruhe, als er, an einen Eckſtein gelehnt, die Helle des Morgens und das Geſchrei der Hähne nicht achtete, bis die frühen Gewerbe lebendig zu werden anfingen und ihn nach Hauſe trieben.

Er hatte, wie er zurückkam, das unerwartete Blendwerk mit den triftigſten Gründen beinahe aus der Seele vertrieben; doch die ſchöne Stimmung der Nacht, an die er jetzt auch nur wie an eine Erſcheinung zurückdachte, war auch dahin. Sein Herz zu letzen, ein Siegel ſeinem wiederkehrenden Glauben aufzudrücken, nahm er das Halstuch aus der vorigen Taſche. Das Rauſchen eines Zettels, der herausfiel, zog ihm das Tuch von den Lippen; er hob auf und las:

„So hab' ich Dich lieb, kleiner Narre! Was war Dir auch geſtern? Heute Nacht komm' ich zu Dir. Ich glaube wohl, daß

Dir's leid thut, von hier wegzugehen; aber habe Geduld! auf die Meſſe komm' ich Dir nach. Höre, thu mir nicht wieder die ſchwarzgrünbraune Jacke an! Du ſiehſt drin aus wie die Hexe von Endor. Hab' ich Dir nicht das weiße Negligé darum geſchickt, daß ich ein weißes Schäfchen in meinen Armen haben will? Schick' mir Deine Zettel immer durch die alte Sibylle! die hat der Teufel ſelbſt zur Iris beſtellt."

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Jeder, der mit lebhaften Kräften vor unsern Augen eine Absicht zu erreichen strebt, kann, wir mögen seinen Zweck loben oder tadeln, sich unsere Theilnahme versprechen; sobald aber die Sache entschieden ist, wenden wir unser Auge sogleich von ihm weg; Alles, was geendigt, was abgethan da liegt, kann unsere Aufmerksamkeit keineswegs fesseln, besonders wenn wir schon frühe der Unternehmung einen übeln Ausgang prophezeit haben.

Deswegen sollen unsere Leser nicht umständlich mit dem Jammer und der Noth unsers verunglückten Freundes, in die er gerieth, als er seine Hoffnungen und Wünsche auf eine so unerwartete Weise zerstört sah, unterhalten werden. Wir überspringen vielmehr einige Jahre und suchen ihn erst da wieder auf, wo wir ihn in einer Art von Thätigkeit und Genuß zu finden hoffen, wenn wir vorher nur kürzlich so viel, als zum Zusammenhang der Geschichte nöthig ist, vorgetragen haben.

Die Pest oder ein böses Fieber rasen in einem gesunden, vollsaftigen Körper, den sie anfallen, schneller und heftiger, und so ward der arme Wilhelm unvermuthet von einem unglücklichen Schicksale überwältigt, daß in Einem Augenblicke sein ganzes Wesen zerrüttet war. Wie wenn von ungefähr unter der Zurüstung ein Feuerwerk in Brand geräth und die künstlich gebohrten und gefüllten Hülsen, die, nach einem gewissen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwechselnde Feuerbilder in die Luft zeichnen sollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durch einander zischen und sausen: so gingen

auch jetzt in ſeinem Buſen Glück und Hoffnung, Wolluſt und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf einmal ſcheiternd durch einander. In ſolchen wüſten Augenblicken erſtarrt der Freund, der zur Rettung hinzueilt, und Dem, den es trifft, iſt es eine Wohlthat, daß ihn die Sinne verlaſſen.

Tage des lauten, ewig wiederkehrenden und mit Vorſatz erneuerten Schmerzes folgten darauf; doch ſind auch dieſe für eine Gnade der Natur zu achten. In ſolchen Stunden hatte Wilhelm ſeine Geliebte noch nicht ganz verloren; ſeine Schmerzen waren unermüdet erneuerte Verſuche, das Glück, das ihm aus der Seele entfloh, noch feſtzuhalten, die Möglichkeit deſſelben in der Vorſtellung wieder zu erhaſchen, ſeinen auf immer abgeſchiedenen Freuden ein kurzes Nachleben zu verſchaffen. Wie man einen Körper, ſo lange die Verweſung dauert, nicht ganz todt nennen kann, ſo lange die Kräfte, die vergebens nach ihren alten Beſtimmungen zu wirken ſuchen, an der Zerſtörung der Theile, die ſie ſonſt belebten, ſich abarbeiten; nur dann, wenn ſich Alles an einander aufgerieben hat, wenn wir das Ganze in gleichgültigen Staub zerlegt ſehen, dann entſteht das erbärmliche, leere Gefühl des Todes in uns, nur durch den Athem des Ewiglebenden zu erquicken.

In einem ſo neuen, ganzen, lieblichen Gemüthe war viel zu zerreißen, zu zerſtören, zu ertödten, und die ſchnellheilende Kraft der Jugend gab ſelbſt der Gewalt des Schmerzes neue Nahrung und Heftigkeit. Der Streich hatte ſein ganzes Daſein an der Wurzel getroffen. Werner, aus Noth ſein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um einer verhaßten Leidenſchaft, dem Ungeheuer, ins innerſte Leben zu dringen. Die Gelegenheit war ſo glücklich, das Zeugniß ſo bei der Hand, und wie viel Geſchichten und Erzählungen wußt' er nicht zu nutzen. Er trieb's mit ſolcher Heftigkeit und Grauſamkeit Schritt vor Schritt, ließ dem Freunde nicht das Labſal des mindeſten augenblicklichen Betruges, vertrat ihm jeden Schlupfwinkel, in welchen er ſich vor der Verzweiflung hätte retten können, daß die Natur, die ihren Liebling nicht wollte zu Grunde gehen laſſen, ihn mit Krankheit anfiel, um ihm von der andern Seite Luft zu machen.

Ein lebhaftes Fieber mit ſeinem Gefolge, den Arzeneien, der Ueberſpannung und der Mattigkeit, dabei die Bemühungen der Fa-

milie, die Liebe der Mitgebornen, die durch Mangel und Bedürfniſſe ſich erſt recht fühlbar macht, waren ſo viele Zerſtreuungen eines veränderten Zuſtandes und eine kümmerliche Unterhaltung. Erſt als er wieder beſſer wurde, das heißt, als ſeine Kräfte erſchöpft waren, ſah Wilhelm mit Entſetzen in den qualvollen Abgrund eines dürren Elendes hinab, wie man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulcans hinunter blickt.

Nunmehr machte er ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe, daß er, nach ſo großem Verluſt, noch einen ſchmerzloſen, ruhigen, gleichgültigen Augenblick haben könne. Er verachtete ſein eigen Herz und ſehnte ſich nach dem Labſal des Jammers und der Thränen.

Um dieſe wieder in ſich zu erwecken, brachte er vor ſein Andenken alle Scenen des vergangenen Glücks. Mit der größten Lebhaftigkeit malte er ſie ſich aus, ſtrebte wieder in ſie hinein, und wenn er ſich zur möglichſten Höhe hinauf gearbeitet hatte, wenn ihm der Sonnenſchein voriger Tage wieder die Glieder zu beleben, den Buſen zu heben ſchien, ſah er rückwärts auf den ſchrecklichen Abgrund, labte ſein Auge an der zerſchmetternden Tiefe, warf ſich hinunter und erzwang von der Natur die bitterſten Schmerzen. Mit ſo wiederholter Grauſamkeit zerriß er ſich ſelbſt; denn die Jugend, die ſo reich an eingehüllten Kräften iſt, weiß nicht, was ſie verſchleudert, wenn ſie dem Schmerz, den ein Verluſt erregt, noch ſo viele erzwungene Leiden zugeſellt, als wollte ſie dem Verlornen dadurch noch erſt einen rechten Werth geben. Auch war er ſo überzeugt, daß dieſer Verluſt der einzige, der erſte und der letzte ſei, den er in ſeinem Leben empfinden könne, daß er jeden Troſt verabſcheute, der ihm dieſe Leiden als endlich vorzuſtellen unternahm.

Zweites Capitel.

Gewöhnt, auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt zu quälen, griff er nun auch das Uebrige, was ihm nach der Liebe und mit der Liebe die größten Freuden und Hoffnungen gegeben hatte, ſein Talent als Dichter und Schauſpieler, mit hämiſcher Kritik von allen Seiten an. Er ſah in ſeinen Arbeiten nichts als eine geiſtloſe Nachahmung einiger hergebrachten Formen ohne innern Werth; er wollte darin

nur ſteife Schulexercitien erkennen, denen es an jedem Funken von Naturell, Wahrheit und Begeiſterung fehle. In ſeinen Gedichten fand er nur ein monotones Silbenmaß, in welchem, durch einen armſeligen Reim zuſammengehalten, ganz gemeine Gedanken und Empfindungen ſich hinſchleppten; und ſo benahm er ſich auch jede Ausſicht, jede Luſt, die ihn von dieſer Seite noch allenfalls hätte wieder aufrichten können.

Seinem Schauſpielertalente ging es nicht beſſer. Er ſchalt ſich, daß er nicht früher die Eitelkeit entdeckt, die allein dieſer Anmaßung zum Grunde gelegen. Seine Figur, ſein Gang, ſeine Bewegung und Declamation mußten herhalten; er ſprach ſich jede Art von Vorzug, jedes Verdienſt, das ihn über das Gemeine emporgehoben hätte, entſcheidend ab und vermehrte ſeine ſtumme Verzweiflung dadurch auf den höchſten Grad. Denn, wenn es hart iſt, der Liebe eines Weibes zu entſagen, ſo iſt die Empfindung nicht weniger ſchmerzlich, von dem Umgange der Muſen ſich loszureißen, ſich ihrer Gemeinſchaft auf immer unwürdig zu erklären und auf den ſchönſten und nächſten Beifall, der unſerer Perſon, unſerm Betragen, unſerer Stimme öffentlich gegeben wird, Verzicht zu thun.

So hatte ſich denn unſer Freund völlig reſignirt und ſich zugleich mit großem Eifer den Handelsgeſchäften gewidmet. Zum Erſtaunen ſeines Freundes und zur größten Zufriedenheit ſeines Vaters war Niemand auf dem Comptoir und der Börſe, im Laden und Gewölbe thätiger als er; Correſpondenz und Rechnungen, und was ihm aufgetragen wurde, beſorgte und verrichtete er mit größtem Fleiß und Eifer. Freilich nicht mit dem heitern Fleiße, der zugleich dem Geſchäftigen Belohnung iſt, wenn wir dasjenige, wozu wir geboren ſind, mit Ordnung und Folge verrichten, ſondern mit dem ſtillen Fleiße der Pflicht, der den beſten Vorſatz zum Grunde hat, der durch Ueberzeugung genährt und durch ein inneres Selbſtgefühl belohnt wird, der aber doch oft, ſelbſt dann, wenn ihm das ſchönſte Bewußtſein die Krone reicht, einen vordringenden Seufzer kaum zu erſticken vermag.

Auf dieſe Weiſe hatte Wilhelm eine Zeit lang ſehr emſig fortgelebt und ſich überzeugt, daß jene harte Prüfung vom Schickſale zu ſeinem Beſten veranſtaltet worden. Er war froh, auf dem Wege des Lebens ſich bei Zeiten, obgleich unfreundlich genug, gewarnt zu ſehen,

anſtatt daß Andere ſpäter und ſchwerer die Mißgriffe büßen, wozu ſie ein jugendlicher Dünkel verleitet hat. Denn gewöhnlich wehrt ſich der Menſch ſo lange, als er kann, den Thoren, den er im Buſen hegt, zu verabſchieden, einen Hauptirrthum zu bekennen und eine Wahrheit einzugeſtehen, die ihn zur Verweiflung bringt.

So entſchloſſen er war, ſeinen liebſten Vorſtellungen zu entſagen, ſo war doch einige Zeit nöthig, um ihn von ſeinem Unglücke völlig zu überzeugen. Endlich aber hatte er jede Hoffnung der Liebe, des poetiſchen Hervorbringens und der perſönlichen Darſtellung mit triftigen Gründen ſo ganz in ſich vernichtet, daß er Muth faßte, alle Spuren ſeiner Thorheit, Alles, was ihn irgend noch daran erinnern könnte, völlig auszulöſchen. Er hatte daher an einem kühlen Abende ein Kaminfeuer angezündet und holte ein Reliquienkäſtchen hervor, in welchem ſich hunderterlei Kleinigkeiten fanden, die er in bedeutenden Augenblicken von Marianen erhalten oder derſelben geraubt hatte. Jede vertrocknete Blume erinnerte ihn an die Zeit, da ſie noch friſch in ihren Haaren blühte, jedes Zettelchen an die glückliche Stunde, wozu ſie ihn dadurch einlud, jede Schleife an den lieblichen Ruheplatz ſeines Hauptes, ihren ſchönen Buſen. Mußte nicht auf dieſe Weiſe jede Empfindung, die er ſchon lange getödtet glaubte, ſich wieder zu bewegen anfangen? Mußte nicht die Leidenſchaft, über die er, abgeſchieden von ſeiner Geliebten, Herr geworden war, in der Gegenwart dieſer Kleinigkeiten wieder mächtig werden? Denn wir merken erſt, wie traurig und unangenehm ein trüber Tag iſt, wenn ein einziger durchdringender Sonnenblick uns den aufmunternden Glanz einer heitern Stunde darſtellt.

Nicht ohne Bewegung ſah er daher dieſe ſo lange bewahrten Heiligthümer nach einander in Rauch und Flamme vor ſich aufgehen. Einige Mal hielt er zaudernd inne und hatte noch eine Perlenſchnur und ein flornes Halstuch übrig, als er ſich entſchloß, mit den dichteriſchen Verſuchen ſeiner Jugend das abnehmende Feuer wieder anzufriſchen.

Bis jetzt hatte er Alles ſorgfältig aufgehoben, was ihm, von der frühſten Entwicklung ſeines Geiſtes an, aus der Feder gefloſſen war. Noch lagen ſeine Schriften in Bündel gebunden auf dem Boden des Koffers, wohin er ſie gepackt hatte, als er ſie auf ſeiner Flucht mitzunehmen hoffte. Wie ganz anders eröffnete er ſie jetzt, als er ſie damals zuſammenband!

Wenn wir einen Brief, den wir unter gewiſſen Umſtänden geſchrieben und geſiegelt haben, der aber den Freund, an den er gerichtet war, nicht antrifft, ſondern wieder zu uns zurückgebracht wird, nach einiger Zeit eröffnen, überfällt uns eine ſonderbare Empfindung, indem wir unſer eigenes Siegel erbrechen und uns mit unſerm veränderten Selbſt wie mit einer dritten Perſon unterhalten. Ein ähnliches Gefühl ergriff mit Heftigkeit unſern Freund, als er das erſte Packet eröffnete, und die zertheilten Hefte ins Feuer warf, die eben gewaltſam auffloderten, als Werner hereintrat, ſich über die lebhafte Flamme verwunderte und fragte, was hier vorgehe.

„Ich gebe einen Beweis", ſagte Wilhelm, „daß es mir Ernſt ſei, ein Handwerk aufzugeben, wozu ich nicht geboren ward"; und mit dieſen Worten warf er das zweite Packet in das Feuer. Werner wollte ihn abhalten, allein es war geſchehen.

„Ich ſehe nicht ein, wie du zu dieſem Extrem kommſt", ſagte dieſer. „Warum ſollen denn nun dieſe Arbeiten, wenn ſie nicht vortrefflich ſind, gar vernichtet werden?"

„Weil ein Gedicht entweder vortrefflich ſein oder gar nicht exiſtiren ſoll; weil Jeder, der keine Anlage hat, das Beſte zu leiſten, ſich der Kunſt enthalten und ſich vor jeder Verführung dazu ernſtlich in Acht nehmen ſollte. Denn freilich regt ſich in jedem Menſchen ein gewiſſes unbeſtimmtes Verlangen, dasjenige, was er ſieht, nachzuahmen; aber dieſes Verlangen beweiſt gar nicht, daß auch die Kraft in uns wohne, mit dem, was wir unternehmen, zu Stande zu kommen. Sieh nur die Knaben an, wie ſie jedesmal, ſo oft Seiltänzer in der Stadt geweſen, auf allen Planken und Balken hin und wieder gehen und balanciren, bis ein anderer Reiz ſie wieder zu einem ähnlichen Spiele hinzieht. Haſt du es nicht in dem Zirkel unſrer Freunde bemerkt? So oft ſich ein Virtuoſe hören läßt, finden ſich immer Einige, die ſogleich daſſelbe Inſtrument zu lernen anfangen. Wie Viele irren auf dieſem Wege herum! Glücklich, wer den Fehlſchluß von ſeinen Wünſchen auf ſeine Kräfte bald gewahr wird!"

Werner widerſprach; die Unterredung ward lebhaft, und Wilhelm konnte nicht ohne Bewegung die Argumente, mit denen er ſich ſelbſt ſo oft gequält hatte, gegen ſeinen Freund wiederholen. Werner behauptete, es ſei nicht vernünftig, ein Talent, zu dem man nur

einigermaßen Neigung und Geſchick habe, deswegen, weil man es niemals in der größten Vollkommenheit ausüben werde, ganz aufzugeben. Es finde ſich ja ſo manche leere Zeit, die man dadurch ausfüllen und nach und nach etwas hervorbringen könne, wodurch wir uns und Andern ein Vergnügen bereiten.

Unſer Freund, der hierin ganz anderer Meinung war, fiel ihm ſogleich ein, und ſagte mit großer Lebhaftigkeit:

„Wie ſehr irrſt du, lieber Freund, wenn du glaubſt, daß ein Werk, deſſen erſte Vorſtellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zuſammengegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz ſich, ganz in ſeinen geliebten Gegenſtänden leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das Köſtlichſte begabt iſt, der einen ſich immer ſelbſt vermehrenden Schatz im Buſen bewahrt, er muß auch von außen ungeſtört mit ſeinen Schätzen in der ſtillen Glückſeligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um ſich hervorzubringen ſucht. Sieh die Menſchen an, wie ſie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünſche, ihre Mühe, ihr Geld jagen raſtlos, und wonach? nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl ſeiner ſelbſt in Andern, nach einem harmoniſchen Zuſammenſein mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

„Was beunruhigt die Menſchen, als daß ſie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß ſich ihnen unter den Händen wegſtiehlt, daß das Gewünſchte zu ſpät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt. Gleichſam wie einen Gott hat das Schickſal den Dichter über dieſes Alles hinüber geſetzt. Er ſieht das Gewirre der Leidenſchaften, Familien und Reiche ſich zwecklos bewegen; er ſieht die unauflöslichen Räthſel der Mißverſtändniſſe, denen oft nur ein einſilbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unſäglich verderbliche Verwirrungen verurſachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menſchenſchickſals mit. Wenn der Weltmenſch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verluſt ſeine Tage hinſchleicht oder in ausgelaſſener Freude ſeinem Schickſale entgegengeht, ſo ſchreitet die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leiſen Uebergängen ſtimmt ſeine Harfe zu Freude und

Leid. Eingeboren auf dem Grund ſeines Herzens wächſt die ſchöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die Andern wachend träumen und von ungeheuren Vorſtellungen aus allen ihren Sinnen geängſtigt werden, ſo lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenſte, was geſchieht, iſt ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und ſo iſt der Dichter zugleich Lehrer, Wahrſager, Freund der Götter und der Menſchen. Wie! willſt du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe heruntersteige? Er, der wie ein Vogel gebaut iſt, um die Welt zu überſchweben, auf hohen Gipfeln zu niſten und ſeine Nahrung von Knoſpen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechſelnd, zu nehmen, er ſollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund ſich auf eine Fährte gewöhnen oder vielleicht gar an die Kette geſchloſſen einen Meierhof durch ſein Bellen ſichern?"

Werner hatte, wie man ſich denken kann, mit Verwunderung zugehört. „Wenn auch nur die Menſchen", fiel er ihm ein, „wie die Vögel gemacht wären und, ohne daß ſie ſpinnen und weben, holdſelige Tage in beſtändigem Genuß zubringen könnten! Wenn ſie auch nur bei Ankunft des Winters ſich ſo leicht in ferne Gegenden begeben könnten, dem Mangel auszuweichen und ſich vor dem Froſte zu ſichern!"

„So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward", rief Wilhelm aus, „und ſo ſollten ſie immer leben! Genugſam in ihrem Innerſten ausgeſtattet, bedurften ſie wenig von außen; die Gabe, ſchöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menſchen in ſüßen, ſich an jeden Gegenſtand anſchmiegenden Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt und war für den Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tiſchen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf ſie, indem ſich das Ohr und die Seele für alles Andere verſchloß, wie man ſich ſelig preiſt und entzückt ſtille ſteht, wenn aus den Gebüſchen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine gaſtfreie Welt, und ihr niedrig ſcheinender Stand erhöhte ſie nur deſto mehr. Der Held lauſchte ihren Geſängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne dieſen ſein ungeheures Daſein nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der

Liebende wünſchte ſein Verlangen und ſeinen Genuß ſo tauſendfach und ſo harmoniſch zu fühlen, als ihn die beſeelte Lippe zu ſchildern verſtand; und ſelbſt der Reiche konnte ſeine Beſitzthümer, ſeine Abgötter nicht mit eigenen Augen ſo koſtbar ſehen, als ſie ihm vom Glanz des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geiſtes beleuchtet erſchienen. Ja, wer hat, wenn du willſt, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, ſie zu uns herniedergebracht, als der Dichter?"

„Mein Freund", verſetzte Werner nach einigem Nachdenken, „ich habe ſchon oft bedauert, daß du das, was du ſo lebhaft fühlſt, mit Gewalt aus deiner Seele zu verbannen ſtrebſt. Ich müßte mich ſehr irren, wenn du nicht beſſer thäteſt, dir ſelbſt einigermaßen nachzugeben, als dich durch die Widerſprüche eines ſo harten Entſagens aufzureiben, und dir mit der Einen unſchuldigen Freude den Genuß aller übrigen zu entziehen."

„Darf ich dir's geſtehen, mein Freund", verſetzte der Andre, „und wirſt du mich nicht lächerlich finden, wenn ich dir bekenne, daß jene Bilder mich noch immer verfolgen, ſo ſehr ich ſie fliehe, und daß, wenn ich mein Herz unterſuche, alle frühen Wünſche feſt, ja noch feſter als ſonſt darin haften? Doch was bleibt mir Unglücklichem gegenwärtig übrig? Ach, wer mir vorausgeſagt hätte, daß die Arme meines Geiſtes ſo bald zerſchmettert werden ſollten, mit denen ich ins Unendliche griff, und mit denen ich doch gewiß ein Großes zu umfaſſen hoffte, wer mir das vorausgeſagt hätte, würde mich zur Verzweiflung gebracht haben. Und noch jetzt, da das Gericht über mich ergangen iſt, jetzt, da ich Die verloren habe, die anſtatt einer Gottheit mich zu meinen Wünſchen hinüberführen ſollte, was bleibt mir übrig, als mich den bitterſten Schmerzen zu überlaſſen? O mein Bruder", fuhr er fort, „ich leugne nicht, ſie war mir bei meinen heimlichen Anſchlägen der Kloben, an den eine Strickleiter befeſtigt iſt; gefährlich hoffend ſchwebt der Abenteurer in der Luft, das Eiſen bricht, und er liegt zerſchmettert am Fuße ſeiner Wünſche.[1]) Es iſt auch nun für mich kein Troſt, keine Hoffnung mehr! Ich werde", rief er aus, indem er aufſprang, „von

---

1) Statt: des Gewünſchten, wie ſchon oben: „die mich zu meinen Wünſchen hinüberführen ſollte". Düntzer vermuthet unnöthiger Weiſe: „ſeiner Maſchine".

dieſen unglückſeligen Papieren keines übrig laſſen.“ Er faßte abermals ein paar Hefte an, riß ſie auf und warf ſie ins Feuer. Werner wollte ihn abhalten, aber vergebens. „Laß mich!“ rief Wilhelm, „was ſollen dieſe elenden Blätter? Für mich ſind ſie weder Stufe noch Aufmunterung mehr. Sollen ſie übrig bleiben, um mich bis ans Ende meines Lebens zu peinigen? Sollen ſie vielleicht einmal der Welt zum Geſpötte dienen, anſtatt Mitleiden und Schauer zu erregen? Weh über mich und mein Schickſal! Nun verſtehe ich erſt die Klagen der Dichter, der aus Noth weiſe gewordnen Traurigen. Wie lange hielt ich mich für unzerſtörbar, für unverwundlich, und ach! nun ſeh' ich, daß ein tiefer früher Schade nicht wieder auswachſen, ſich nicht wieder herſtellen kann; ich fühle, daß ich ihn mit ins Grab nehmen muß. Nein! keinen Tag des Lebens ſoll der Schmerz von mir weichen, der mich noch zuletzt umbringt, und auch ihr Andenken ſoll bei mir bleiben, mit mir leben und ſterben, das Andenken der Unwürdigen — ach, mein Freund! wenn ich von Herzen reden ſoll — der gewiß nicht ganz Unwürdigen! Ihr Stand, ihre Schickſale haben ſie tauſendmal bei mir entſchuldigt. Ich bin zu grauſam geweſen, du haſt mich in deine Kälte, in deine Härte unbarmherzig eingeweiht, meine zerrütteten Sinne gefangen gehalten und mich verhindert, das für ſie und für mich zu thun, was ich uns Beiden ſchuldig war. Wer weiß, in welchen Zuſtand ich ſie verſetzt habe, und erſt nach und nach fällt mir's aufs Gewiſſen, in welcher Verzweiflung, in welcher Hülfloſigkeit ich ſie verließ! War's nicht möglich, daß ſie ſich entſchuldigen konnte? War's nicht möglich? Wie viel Mißverſtändniſſe können die Welt verwirren, wie viel Umſtände können dem größten Fehler Vergebung erflehen! Wie oft denke ich mir ſie, in der Stille für ſich ſitzend, auf ihren Ellenbogen geſtützt. — ‚Das iſt‘, ſagt ſie, ‚die Treue, die Liebe, die er mir zuſchwur! Mit dieſem unſanften Schlag das ſchöne Leben zu endigen, das uns verband!‘“ — Er brach in einen Strom von Thränen aus, indem er ſich mit dem Geſicht auf den Tiſch warf und die übriggebliebenen Papiere benetzte.

Werner ſtand in der größten Verlegenheit dabei. Er hatte ſich dieſes raſche Auflodern der Leidenſchaft nicht mehr vermuthet. Etlichemal wollte er ſeinem Freunde in die Rede fallen, etlichemal das Geſpräch wo anders hinlenken, vergebens! er widerſtand dem Strome

nicht. Auch hier übernahm die ausdauernde Freundschaft wieder ihr Amt. Er ließ den heftigsten Anfall des Schmerzes vorüber, indem er durch seine stille Gegenwart eine aufrichtige reine Theilnehmung am besten sehen ließ, und so blieben sie diesen Abend: Wilhelm ins stille Nachgefühl des Schmerzes versenkt, und der Andere erschreckt durch den neuen Ausbruch einer Leidenschaft, die er lange bemeistert und durch guten Rath und eifriges Zureden überwältigt zu haben glaubte.

Drittes Capitel.

Nach solchen Rückfällen pflegte Wilhelm meist nur desto eifriger sich den Geschäften und der Thätigkeit zu widmen, und es war der beste Weg, dem Labyrinthe, das ihn wieder anzulocken suchte, zu entfliehen. Seine gute Art, sich gegen Fremde zu betragen, seine Leichtigkeit, fast in allen lebenden Sprachen Correspondenz zu führen, gaben seinem Vater und dessen Handelsfreunde immer mehr Hoffnung und trösteten sie über die Krankheit, deren Ursache ihnen nicht bekannt geworden war, und über die Pause, die ihren Plan unterbrochen hatte. Man beschloß Wilhelms Abreise zum zweiten Mal, und wir finden ihn auf seinem Pferde, den Mantelsack hinter sich, erheitert durch freie Luft und Bewegung, dem Gebirge sich nähern, wo er einige Aufträge ausrichten sollte.

Er durchstrich langsam Thäler und Berge mit der Empfindung des größten Vergnügens. Ueberhangende Felsen, rauschende Wasserbäche, bewachsene Wände, tiefe Gründe sah er hier zum ersten Mal, und doch hatten seine frühsten Jugendträume schon in solchen Gegenden geschwebt. Er fühlte sich bei diesem Anblicke wieder verjüngt; alle erduldeten Schmerzen waren aus seiner Seele weggewaschen, und mit völliger Heiterkeit sagte er sich Stellen aus verschiedenen Gedichten, besonders aus dem Pastor fido [1]) vor, die an diesen einsamen Plätzen schaarenweis seinem Gedächtnisse zuflossen. Auch er-

1) „Il pastor fido" ist ein Schäferdrama des italienischen Dichters Giovanni Battista Guarini (1537—1612), eine Lieblingsdichtung der Italiener, welche in Deutschland unter dem Titel „Der treue Schäfer" zuerst in der Uebersetzung von Hoffmannswaldau, dann in der weit bessern von Aßmann von Abschatz bekannt und berühmt wurde.

innerte er ſich mancher Stellen aus ſeinen eigenen Liedern, die er mit einer beſondern Zufriedenheit recitirte. Er belebte die Welt, die vor ihm lag, mit allen Geſtalten der Vergangenheit, und jeder Schritt in die Zukunft war ihm voll Ahnung wichtiger Handlungen und merkwürdiger Begebenheiten.

Mehrere Menſchen, die, auf einander folgend, hinter ihm herkamen, an ihm mit einem Gruße vorbeigingen und den Weg ins Gebirge durch ſteile Fußpfade eilig fortſetzten, unterbrachen einigemal ſeine ſtille Unterhaltung, ohne daß er jedoch aufmerkſam auf ſie geworden wäre. Endlich geſellte ſich ein geſprächiger Gefährte zu ihm und erzählte die Urſache der ſtarken Pilgerſchaft.

„Zu Hochdorf", ſagte er, „wird heute Abend eine Komödie gegeben, wozu ſich die ganze Nachbarſchaft verſammelt."

„Wie!" rief Wilhelm, „in dieſen einſamen Gebirgen, zwiſchen dieſen undurchdringlichen Wäldern hat die Schauſpielkunſt einen Weg gefunden, und ſich einen Tempel aufgebaut? und ich muß zu ihrem Feſte wallfahrten?"

„Sie werden ſich noch mehr wundern", ſagte der Andere, „wenn Sie hören, durch wen das Stück aufgeführt wird. Es iſt eine große Fabrik in dem Orte, die viel Leute ernährt. Der Unternehmer, der, ſo zu ſagen, von aller menſchlichen Geſellſchaft entfernt lebt, weiß ſeine Arbeiter im Winter nicht beſſer zu beſchäftigen, als daß er ſie veranlaßt hat, Komödie zu ſpielen. Er leidet keine Karten unter ihnen und wünſcht ſie auch ſonſt von rohen Sitten abzuhalten. So bringen ſie die langen Abende zu, und heute, da des Alten Geburtstag iſt, geben ſie ihm zu Ehren eine beſondere Feſtlichkeit."

Wilhelm kam zu Hochdorf an, wo er übernachten ſollte, und ſtieg bei der Fabrik ab, deren Unternehmer auch als Schuldner auf ſeiner Liſte ſtand.

Als er ſeinen Namen nannte, rief der Alte verwundert aus: „Ei, mein Herr, ſind Sie der Sohn des braven Mannes, dem ich ſo viel Dank und bis jetzt noch Geld ſchuldig bin? Ihr Herr Vater hat ſo viel Geduld mit mir gehabt, daß ich ein Böſewicht ſein müßte, wenn ich nicht eilig und fröhlich bezahlte. Sie kommen eben zur rechten Zeit, um zu ſehen, daß es mir Ernſt iſt."

Er rief ſeine Frau herbei, welche eben ſo erfreut war, den jungen Mann zu ſehen; ſie verſicherte, daß er ſeinem Vater gleiche,

und bedauerte, daß ſie ihn wegen der vielen Fremden die Nacht nicht beherbergen könne.

Das Geſchäft war klar und bald berichtigt; Wilhelm ſteckte ein Röllchen Gold in die Taſche und wünſchte, daß ſeine übrigen Geſchäfte auch ſo leicht gehen möchten.

Die Stunde des Schauſpiels kam heran; man erwartete nur noch den Oberforſtmeiſter, der endlich auch anlangte, mit einigen Jägern eintrat und mit der größten Verehrung empfangen wurde.

Die Geſellſchaft wurde nunmehr ins Schauſpielhaus geführt, wozu man eine Scheune eingerichtet hatte, die gleich am Garten lag. Haus und Theater waren, ohne ſonderlichen Geſchmack, munter und artig genug angelegt. Einer von den Malern, die auf der Fabrik arbeiteten, hatte bei dem Theater in der Reſidenz gehandlangt und hatte nun Wald, Straße und Zimmer, freilich etwas roh, hingeſtellt. Das Stück hatten ſie von einer herumziehenden Truppe geborgt und nach ihrer eigenen Weiſe zurecht geſchnitten. So wie es war, unterhielt es. Die Intrigue, daß zwei Liebhaber ein Mädchen ihrem Vormunde und wechſelsweiſe ſich ſelbſt entreißen wollen, brachte allerlei intereſſante Situationen hervor. Es war das erſte Stück, das unſer Freund nach einer ſo langen Zeit wieder ſah; er machte mancherlei Betrachtungen. Es war voller Handlung, aber ohne Schilderung wahrer Charaktere. Es gefiel und ergetzte. So ſind die Anfänge aller Schauſpielkunſt. Der rohe Menſch iſt zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen ſieht; der gebildete will empfinden, und Nachdenken iſt nur dem ganz ausgebildeten angenehm.

Den Schauſpielern hätte er hie und da gerne nachgeholfen; denn es fehlte nur wenig, ſo hätten ſie um Vieles beſſer ſein können.

In ſeinen ſtillen Betrachtungen ſtörte ihn der Tabaksdampf, der immer ſtärker und ſtärker wurde. Der Oberforſtmeiſter hatte bald nach Anfang des Stücks ſeine Pfeife angezündet, und nach und nach nahmen ſich Mehrere dieſe Freiheit heraus. Auch machten die großen Hunde dieſes Herrn ſchlimme Auftritte. Man hatte ſie zwar ausgeſperrt; allein ſie fanden bald den Weg zur Hinterthüre herein, liefen auf das Theater, rannten wider die Acteurs und geſellten ſich endlich durch einen Sprung über das Orcheſter zu ihrem Herrn, der den erſten Platz im Parterre eingenommen hatte.

Zum Nachſpiel ward ein Opfer dargebracht. Ein Portrait, das

den Alten in seinem Bräutigamskleide vorstellte, stand auf einem Altar, mit Kränzen behangen. Alle Schauspieler huldigten ihm in demuthsvollen Stellungen. Das jüngste Kind trat, weiß gekleidet, hervor und hielt eine Rede in Versen, wodurch die ganze Familie und sogar der Oberforstmeister, der sich dabei an seine Kinder erinnerte, zu Thränen bewegt wurde. So endigte sich das Stück, und Wilhelm konnte nicht umhin, das Theater zu besteigen, die Actricen in der Nähe zu besehen, sie wegen ihres Spiels zu loben und ihnen auf die Zukunft einigen Rath zu geben.

Die übrigen Geschäfte unseres Freundes, die er nach und nach in größern und kleinern Gebirgsorten verrichtete, liefen nicht alle so glücklich, noch so vergnügt ab. Manche Schuldner baten um Aufschub, manche waren unhöflich, manche leugneten. Nach seinem Auftrage sollte er einige verklagen; er mußte einen Advocaten aufsuchen, diesen instruiren, sich vor Gericht stellen, und was dergleichen verdrießliche Geschäfte noch mehr waren.

Eben so schlimm erging es ihm, wenn man ihm eine Ehre erzeigen wollte. Nur wenig Leute fand er, die ihn einigermaßen unterrichten konnten; wenige, mit denen er in ein nützliches Handelsverhältniß zu kommen hoffte. Da nun auch unglücklicherweise Regentage einfielen, und eine Reise zu Pferd in diesen Gegenden mit unerträglichen Beschwerden verknüpft war, so dankte er dem Himmel, als er sich dem flachen Lande wieder näherte und am Fuße des Gebirges, in einer schönen und fruchtbaren Ebene, an einem sanften Flusse im Sonnenscheine ein heiteres Landstädtchen liegen sah, in welchem er zwar keine Geschäfte hatte, aber eben deswegen sich entschloß, ein paar Tage daselbst zu verweilen, um sich und seinem Pferde, das von dem schlimmen Wege sehr gelitten hatte, einige Erholung zu verschaffen.

Viertes Capitel.

Als er in einem Wirthshause auf dem Markte abtrat, ging es darin sehr lustig, wenigstens sehr lebhaft zu. Eine große Gesellschaft Seiltänzer, Springer und Gaukler, die einen starken Mann bei sich hatten, waren mit Weib und Kindern eingezogen und

machten, indem sie sich auf eine öffentliche Erscheinung bereiteten, einen Unfug über den andern. Bald stritten sie mit dem Wirthe, bald unter sich selbst; und wenn ihr Zank unleidlich war, so waren die Aeußerungen ihres Vergnügens ganz und gar unerträglich. Unschlüssig, ob er gehen oder bleiben sollte, stand er unter dem Thore und sah den Arbeitern zu, die auf dem Platze ein Gerüst aufzuschlagen anfingen.

Ein Mädchen, das Rosen und andere Blumen herumtrug, bot ihm ihren Korb dar, und er kaufte sich einen schönen Strauß, den er mit Liebhaberei anders band und mit Zufriedenheit betrachtete, als das Fenster eines an der Seite des Platzes stehenden andern Gasthauses sich aufthat, und ein wohlgebildetes Frauenzimmer sich an demselben zeigte. Er konnte ungeachtet der Entfernung bemerken, daß eine angenehme Heiterkeit ihr Gesicht belebte. Ihre blonden Haare fielen nachlässig aufgelöst um ihren Nacken; sie schien sich nach dem Fremden umzusehen. Einige Zeit darauf trat ein Knabe, der eine Frisirschürze umgegürtet und ein weißes Jäckchen an hatte, aus der Thüre jenes Hauses, ging auf Wilhelmen zu, begrüßte ihn und sagte: „Das Frauenzimmer am Fenster läßt Sie fragen, ob Sie ihr nicht einen Theil der schönen Blumen abtreten wollen?“ „Sie stehen ihr alle zu Diensten“, versetzte Wilhelm, indem er dem leichten Boten das Bouquet überreichte und zugleich der Schönen ein Compliment machte, welches sie mit einem freundlichen Gegengruß erwiderte und sich vom Fenster zurückzog.

Nachdenkend über dieses artige Abenteuer ging er nach seinem Zimmer die Treppe hinauf, als ein junges Geschöpf ihm entgegen sprang, das seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein kurzes seidenes Westchen mit geschlitzten spanischen Aermeln, knappe, lange Beinkleider mit Puffen standen dem Kinde gar artig. Lange schwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuselt und gewunden. Er sah die Gestalt mit Verwunderung an und konnte nicht mit sich einig werden, ob er sie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären sollte. Doch entschied er sich bald für das Letzte und hielt sie auf, da sie bei ihm vorbei kam, bot ihr einen guten Tag, und fragte sie, wem sie angehöre, ob er schon leicht sehen konnte, daß sie ein Glied der springenden und tanzenden Gesellschaft sein müsse. Mit einem scharfen, schwarzen Seitenblick sah

ſie ihn an, indem ſie ſich von ihm losmachte und in die Küche lief, ohne zu antworten.

Als er die Treppe hinauf kam, fand er auf dem weiten Vorſaale zwei Mannsperſonen, die ſich im Fechten übten oder vielmehr ihre Geſchicklichkeit an einander zu verſuchen ſchienen. Der Eine war offenbar von der Geſellſchaft, die ſich im Hauſe befand, der Andere hatte ein weniger wildes Anſehn. Wilhelm ſah ihnen zu und hatte Urſache, ſie Beide zu bewundern; und als nicht lange darauf der ſchwarzbärtige nervige Streiter den Kampfplatz verließ, bot der Andere mit vieler Artigkeit Wilhelmen das Rapier an.

„Wenn Sie einen Schüler", verſetzte Dieſer, „in die Lehre nehmen wollen, ſo bin ich wohl zufrieden, mit Ihnen einige Gänge zu wagen." Sie fochten zuſammen, und obgleich der Fremde dem Ankömmling weit überlegen war, ſo war er doch höflich genug, zu verſichern, daß Alles nur auf Uebung ankomme; und wirklich hatte Wilhelm auch gezeigt, daß er früher von einem guten und gründlichen deutſchen Fechtmeiſter unterrichtet worden war.

Ihre Unterhaltung wurde durch das Getöſe unterbrochen, mit welchem die bunte Geſellſchaft aus dem Wirthshauſe auszog, um die Stadt von ihrem Schauſpiel zu benachrichtigen und auf ihre Künſte begierig zu machen. Einem Tambour folgte der Entrepreneur zu Pferde, hinter ihm eine Tänzerin auf einem ähnlichen Gerippe, die ein Kind vor ſich hielt, das mit Bändern und Flintern [1]) wohl herausgeputzt war. Darauf kam die übrige Truppe zu Fuß, wovon Einige auf ihren Schultern Kinder in abenteuerlichen Stellungen leicht und bequem daher trugen, unter denen die junge ſchwarzköpfige, düſtere Geſtalt Wilhelms Aufmerkſamkeit aufs Neue erregte.

Pagliaſſo [2]) lief unter der andringenden Menge drollig hin und her und theilte mit ſehr begreiflichen Späßen, indem er bald ein Mädchen küßte, bald einen Knaben pritſchte, ſeine Zettel aus und erweckte unter dem Volke eine unüberwindliche Begierde, ihn näher kennen zu lernen.

---

1) Flatternde Tücher oder Gewandſtücke; eigentlich ein Jagdausdruck für Schreckẗcher zur Scheuchung des Wildes; ſonſt iſt Flinter oder Flinder auch gleichbedeutend mit Flitter. — 2) Hanswurſt; wörtliche Bedeutung: Strohſack.

In den gedruckten Anzeigen waren die mannichfaltigen Künste der Gesellschaft, besonders eines Monsieur Narciß und der Demoiselle Landrinette herausgestrichen, welche Beide, als Hauptpersonen, die Klugheit gehabt hatten, sich von dem Zuge zu enthalten, sich dadurch ein vornehmeres Ansehn zu geben und größere Neugier zu erwecken.

Während des Zuges hatte sich auch die schöne Nachbarin wieder am Fenster sehen lassen, und Wilhelm hatte nicht verfehlt, sich bei seinem Gesellschafter nach ihr zu erkundigen. Dieser, den wir einstweilen Laertes nennen wollen [1]), erbot sich, Wilhelmen zu ihr hinüber zu begleiten. „Ich und das Frauenzimmer", sagte er lächelnd, „sind ein paar Trümmer einer Schauspielergesellschaft, die vor Kurzem hier scheiterte. Die Anmuth des Orts hat uns bewogen, einige Zeit hier zu bleiben und unsre wenige gesammelte Baarschaft in Ruhe zu verzehren, indeß ein Freund ausgezogen ist, ein Unterkommen für sich und uns zu suchen."

Laertes begleitete sogleich seinen neuen Bekannten zu Philinens Thüre, wo er ihn einen Augenblick stehen ließ, um in einem benachbarten Laden Zuckerwerk zu holen. „Sie werden mir es gewiß danken", sagte er, indem er zurückkam, „daß ich Ihnen diese artige Bekanntschaft verschaffe."

Das Frauenzimmer kam ihnen auf ein Paar leichten Pantöffelchen mit hohen Absätzen aus der Stube entgegen getreten. Sie hatte eine schwarze Mantille über ein weißes Negligé geworfen, das, eben weil es nicht ganz reinlich war, ihr ein häusliches und bequemes Ansehn gab; ihr kurzes Röckchen ließ die niedlichsten Füße von der Welt sehen.

„Sein Sie mir willkommen!" rief sie Wilhelmen zu, „und nehmen Sie meinen Dank für die schönen Blumen." Sie führte ihn mit der einen Hand ins Zimmer, indem sie mit der andern den Strauß an die Brust drückte. Als sie sich niedergesetzt hatten, und in gleichgültigen Gesprächen begriffen waren, denen sie eine reizende Wendung zu geben wußte, schüttete ihr Laertes gebrannte Mandeln in den Schooß, von denen sie sogleich zu naschen anfing. „Sehn Sie, welch ein Kind dieser junge Mensch ist!" rief sie aus; „er wird Sie überreden wollen, daß ich eine große Freundin von

---

1) Der Name wird auch später nicht mit einem andern vertauscht.

ſolchen Näſchereien ſei, und er iſt's, der nicht leben kann, ohne irgend etwas Leckeres zu genießen."

„Laſſen Sie uns nur geſtehn", verſetzte Laertes, „daß wir hierin, wie in Mehrerem, einander gern Geſellſchaft leiſten. Zum Beiſpiel", ſagte er, „es iſt heute ein ſehr ſchöner Tag; ich dächte, wir führen ſpazieren und nähmen unſer Mittagsmahl auf der Mühle."

„Recht gern", ſagte Philine, „wir müſſen unſerm neuen Bekannten eine kleine Veränderung machen."

Laertes ſprang fort, denn er ging niemals, und Wilhelm wollte einen Augenblick nach Hauſe, um ſeine Haare, die von der Reiſe noch verworren ausſahen, in Ordnung bringen zu laſſen. „Das können Sie hier!" ſagte ſie, rief ihren kleinen Diener, nöthigte Wilhelmen auf die artigſte Weiſe, ſeinen Rock auszuziehen, ihren Pudermantel anzulegen und ſich in ihrer Gegenwart friſiren zu laſſen. „Man muß ja keine Zeit verſäumen", ſagte ſie; „man weiß nicht, wie lange man noch beiſammen bleibt."

Der Knabe, mehr trotzig und unwillig, als ungeſchickt, benahm ſich nicht zum Beſten, raufte Wilhelmen und ſchien ſo bald nicht fertig werden zu wollen. Philine verwies ihm einigemal ſeine Unart, ſtieß ihn endlich ungeduldig hinweg und jagte ihn zur Thüre hinaus. Nun übernahm ſie ſelbſt die Bemühung und kräuſelte die Haare unſeres Freundes mit großer Leichtigkeit und Zierlichkeit, ob ſie gleich auch nicht zu eilen ſchien und bald Dieſes, bald Jenes an ihrer Arbeit auszuſetzen hatte, indem ſie nicht vermeiden konnte, mit ihren Knieen die ſeinigen zu berühren und Strauß und Buſen ſo nahe an ſeine Lippen zu bringen, daß er mehr als einmal in Verſuchung geſetzt ward, einen Kuß darauf zu drücken.

Als Wilhelm mit einem kleinen Pudermeſſer ſeine Stirne gereinigt hatte, ſagte ſie zu ihm: „Stecken Sie es ein und gedenken Sie meiner dabei!" Es war ein artiges Meſſer; der Griff von eingelegtem Stahl zeigte die freundlichen Worte: Gedenkt mein. Wilhelm ſteckte es zu ſich, dankte ihr und bat um die Erlaubniß, ihr ein kleines Gegengeſchenk machen zu dürfen.

Nun war man fertig geworden. Laertes hatte die Kutſche gebracht, und nun begann eine ſehr luſtige Fahrt. Philine warf jedem Armen, der ſie anbettelte, etwas zum Schlage hinaus, indem ſie ihm zugleich ein munteres und freundliches Wort zurief.

Sie waren kaum auf der Mühle angekommen und hatten ein Essen bestellt, als eine Musik vor dem Hause sich hören ließ. Es waren Bergleute, die zu Cither und Triangel mit lebhaften und grellen Stimmen verschiedene artige Lieder vortrugen. Es dauerte nicht lange, so hatte eine herbeiströmende Menge einen Kreis um sie geschlossen, und die Gesellschaft nickte ihnen ihren Beifall aus den Fenstern zu. Als sie diese Aufmerksamkeit gesehen, erweiterten sie ihren Kreis und schienen sich zu ihrem wichtigsten Stückchen vorzubereiten. Nach einer Pause trat ein Bergmann mit einer Hacke hervor und stellte, indeß die Andern eine ernsthafte Melodie spielten, die Handlung des Schürfens vor.

Es währte nicht lange, so trat ein Bauer aus der Menge und gab Jenem pantomimisch drohend zu verstehen, daß er sich von hier hinwegbegeben solle. Die Gesellschaft war darüber verwundert und erkannte erst den in einen Bauer verkleideten Bergmann, als er den Mund aufthat, und in einer Art von Recitativ den Andern schalt, daß er wage, auf seinem Acker zu hantieren. Jener kam nicht aus der Fassung, sondern fing an, den Landmann zu belehren, daß er Recht habe, hier einzuschlagen, und gab ihm dabei die ersten Begriffe vom Bergbau. Der Bauer, der die fremde Terminologie nicht verstand, that allerlei alberne Fragen, worüber die Zuschauer, die sich klüger fühlten, ein herzliches Gelächter aufschlugen. Der Bergmann suchte ihn zu berichten [1]) und bewies ihm den Vortheil, der zuletzt auch auf ihn fließe, wenn die unterirdischen Schätze des Landes herausgewühlt würden. Der Bauer, der Jenem zuerst mit Schlägen gedroht hatte, ließ sich nach und nach besänftigen, und sie schieden als gute Freunde von einander; besonders aber zog sich der Bergmann auf die honorabelste Art aus diesem Streite. [2])

„Wir haben", sagte Wilhelm bei Tische, „an diesem kleinen Dialog das lebhafteste Beispiel, wie nützlich allen Ständen das Theater sein könnte, wie vielen Vortheil der Staat selbst daraus ziehen müßte, wenn man die Handlungen, Gewerbe und Unternehmungen der Menschen von ihrer guten, lobenswürdigen Seite und in dem Ge-

---

1) aufzuklären. — 2) Ein ähnliches Bergmannsspiel, worin der Bergmann hochdeutsch, der Bauer plattdeutsch spricht, und welches Goethe von den Bergknappen zu Ilmenau hatte aufführen sehen, theilt O. Schade im „Weimarischen Jahrbuch" IV, 347 ff. mit.

ſichtspunkte auf das Theater brächte, aus welchem ſie der Staat ſelbſt ehren und ſchützen muß. Jetzt ſtellen wir nur die lächerliche Seite der Menſchen dar; der Luſtſpieldichter iſt gleichſam nur ein hämiſcher Controleur, der auf die Fehler ſeiner Mitbürger überall ein wachſames Auge hat und froh zu ſein ſcheint, wenn er ihnen Eins anhängen kann. Sollte es nicht eine angenehme und würdige Arbeit für einen Staatsmann ſein, den natürlichen, wechſelſeitigen Einfluß aller Stände zu überſchauen und einen Dichter, der Humor genug hätte, bei ſeinen Arbeiten zu leiten? Ich bin überzeugt, es könnten auf dieſem Wege manche ſehr unterhaltende, zugleich nützliche und luſtige Stücke erſonnen werden."

„So viel ich", ſagte Laertes, „überall, wo ich herumgeſchwärmt bin, habe bemerken können, weiß man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen, ſelten aber zu gebieten, zu befördern und zu belohnen. Man läßt Alles in der Welt gehn, bis es ſchädlich wird; dann zürnt man und ſchlägt drein."

„Laßt mir den Staat und die Staatsleute weg!" ſagte Philine, „ich kann ſie mir nicht anders als in Perrücken vorſtellen, und eine Perrücke, es mag ſie aufhaben, wer da will, erregt in meinen Fingern eine krampfhafte Bewegung; ich möchte ſie gleich dem ehrwürdigen Herrn herunter nehmen, in der Stube herumſpringen und den Kahlkopf auslachen."

Mit einigen lebhaften Geſängen, welche ſie ſehr ſchön vortrug, ſchnitt Philine das Geſpräch ab und trieb zu einer ſchnellen Rückfahrt, damit man die Künſte der Seiltänzer am Abende zu ſehen nicht verſäumen möchte. Drollig bis zur Ausgelaſſenheit, ſetzte ſie ihre Freigebigkeit gegen die Armen auf dem Heimwege fort, indem ſie zuletzt, da ihr und ihren Reiſegefährten das Geld ausging, einem Mädchen ihren Strohhut und einem alten Weibe ihr Halstuch zum Schlage hinaus warf.

Philine lud beide Begleiter zu ſich in ihre Wohnung, weil man, wie ſie ſagte, aus ihren Fenſtern das öffentliche Schauſpiel beſſer als im andern Wirthshauſe ſehen könne.

Als ſie ankamen, fanden ſie das Gerüſt aufgeſchlagen und den Hintergrund mit aufgehängten Teppichen geziert. Die Schwungbretter waren ſchon gelegt, das Schlappſeil an die Pfoſten befeſtigt und das ſtraffe Seil über die Böcke gezogen. Der Platz war ziem-

lich mit Volk gefüllt, und die Fenſter mit Zuſchauern einiger Art[1]) beſetzt.

Pagliaß bereitete erſt die Verſammlung mit einigen Albernheiten, worüber die Zuſchauer immer zu lachen pflegen, zur Aufmerkſamkeit und guten Laune vor. Einige Kinder, deren Körper die ſeltſamſten Verrenkungen darſtellten, erregten bald Verwunderung, bald Grauſen, und Wilhelm konnte ſich des tiefen Mitleidens nicht enthalten, als er das Kind, an dem er beim erſten Anblicke Theil genommen, mit einiger Mühe die ſonderbaren Stellungen hervorbringen ſah. Doch bald erregten die luſtigen Springer ein lebhaftes Vergnügen, wenn ſie erſt einzeln, dann hinter einander und zuletzt alle zuſammen ſich vorwärts und rückwärts in der Luft überſchlugen. Ein lautes Händeklatſchen und Jauchzen erſcholl aus der ganzen Verſammlung.

Nun aber ward die Aufmerkſamkeit auf einen ganz andern Gegenſtand gewendet. Die Kinder, eins nach dem andern, mußten das Seil betreten, und zwar die Lehrlinge zuerſt, damit ſie durch ihre Uebungen das Schauſpiel verlängerten und die Schwierigkeit der Kunſt ins Licht ſetzten. Es zeigten ſich auch einige Männer und erwachſene Frauensperſonen mit ziemlicher Geſchicklichkeit; allein es war noch nicht Monſieur Narciß, noch nicht Demoiſelle Landrinette.

Endlich traten auch Dieſe aus einer Art von Zelt hinter aufgeſpannten rothen Vorhängen hervor und erfüllten durch ihre angenehme Geſtalt und zierlichen Putz die bisher glücklich genährte Hoffnung der Zuſchauer. Er, ein munteres Bürſchchen von mittlerer Größe, ſchwarzen Augen und einem ſtarken Haarzopf; ſie, nicht minder wohl und kräftig gebildet; Beide zeigten ſich nach einander auf dem Seile mit leichten Bewegungen, Sprüngen und ſeltſamen Poſituren. Ihre Leichtigkeit, ſeine Verwegenheit, die Genauigkeit, womit Beide ihre Kunſtſtücke ausführten, erhöhten mit jedem Schritt und Sprung das allgemeine Vergnügen. Der Anſtand, womit ſie ſich betrugen, die anſcheinenden Bemühungen der Andern um ſie gaben ihnen das Anſehn, als wenn ſie Herr und Meiſter der ganzen Truppe wären, und Jedermann hielt ſie des Ranges werth.

Die Begeiſterung des Volks theilte ſich den Zuſchauern an den

---

1) verſchiedener Art.

Fenſtern mit; die Damen ſahen unverwandt nach Narciſſen, die Herren nach Landrinetten. Das Volk jauchzte, und das feinere Publikum enthielt ſich nicht des Klatſchens; kaum daß man noch über Pagliaſſen lachte. Wenige nur ſchlichen ſich weg, als Einige von der Truppe, um Geld zu ſammeln, ſich mit zinnernen Tellern durch die Menge drängten.

„Sie haben ihre Sache, dünkt mich, gut gemacht", ſagte Wilhelm zu Philinen, die bei ihm am Fenſter lag; „ich bewundere ihren Verſtand, womit ſie auch geringe Kunſtſtückchen, nach und nach und zur rechten Zeit angebracht, gelten zu machen wußten, und wie ſie aus der Ungeſchicklichkeit ihrer Kinder und aus der Virtuoſität ihrer Beſten ein Ganzes zuſammen arbeiteten, das erſt unſere Aufmerkſamkeit erregte und dann uns auf das Angenehmſte unterhielt."

Das Volk hatte ſich nach und nach verlaufen, und der Platz war leer geworden, indeß Philine und Laertes über die Geſtalt und Geſchicklichkeit Narciſſens und Landrinettens in Streit geriethen und ſich wechſelsweiſe neckten. Wilhelm ſah das wunderbare Kind auf der Straße bei andern ſpielenden Kindern ſtehen, machte Philinen darauf aufmerkſam, die ſogleich, nach ihrer lebhaften Art, dem Kinde rief und winkte, und da es nicht kommen wollte, ſingend die Treppe hinunter klapperte und es heraufführte.

„Hier iſt das Räthſel", rief ſie, als ſie das Kind zur Thüre hereinzog. Es blieb am Eingange ſtehen, eben als wenn es gleich wieder hinausſchlüpfen wollte, legte die rechte Hand vor die Bruſt, die linke vor die Stirn und bückte ſich tief. „Fürchte dich nicht, liebe Kleine!" ſagte Wilhelm, indem er auf ſie los ging. Sie ſah ihn mit unſicherm Blick an und trat einige Schritte näher.

„Wie nennſt du dich?" fragte er.

„Sie heißen mich Mignon."

„Wie viel Jahre haſt du?"

„Es hat ſie Niemand gezählt."

„Wer war dein Vater?"

„Der große Teufel iſt todt."

„Nun das iſt wunderlich genug!" rief Philine aus. Man fragte ſie noch Einiges; ſie brachte ihre Antworten in einem gebrochenen Deutſch und mit einer ſonderbar feierlichen Art vor; dabei legte ſie jedesmal die Hände an Bruſt und Haupt und neigte ſich tief.

Wilhelm konnte ſie nicht genug anſehen. Seine Augen und ſein Herz wurden unwiderſtehlich von dem geheimnißvollen Zuſtande dieſes Weſens angezogen. Er ſchätzte ſie zwölf bis dreizehn Jahre; ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Glieder einen ſtärkern Wuchs verſprachen oder einen zurückgehaltenen ankündigten. Ihre Bildung war nicht regelmäßig, aber auffallend; ihre Stirne geheimnißvoll, ihre Naſe außerordentlich ſchön, und der Mund, ob er ſchon für ihr Alter zu ſehr geſchloſſen ſchien, und ſie manchmal mit den Lippen nach einer Seite zuckte, noch immer treuherzig und reizend genug. Ihre bräunliche Geſichtsfarbe konnte man durch die Schminke kaum erkennen. Dieſe Geſtalt prägte ſich Wilhelmen ſehr tief ein; er ſah ſie noch immer an, ſchwieg und vergaß der Gegenwärtigen über ſeinen Betrachtungen. Philine weckte ihn aus ſeinem Halbtraume, indem ſie dem Kinde etwas übriggebliebenes Zuckerwerk reichte und ihm ein Zeichen gab, ſich zu entfernen. Es machte ſeinen Bückling wie oben und fuhr blitzſchnell zur Thüre hinaus.

Als die Zeit nunmehr herbei kam, daß unſere neuen Bekannten ſich für dieſen Abend trennen ſollten, redeten ſie vorher noch eine Spazierfahrt auf den morgenden Tag ab. Sie wollten abermals an einem andern Orte, auf einem benachbarten Jägerhauſe, ihr Mittagsmahl einnehmen. Wilhelm ſprach dieſen Abend noch Manches zu Philinens Lobe, worauf Laertes nur kurz und leichtſinnig antwortete.

Den andern Morgen, als ſie ſich abermals eine Stunde im Fechten geübt hatten, gingen ſie nach Philinens Gaſthofe, vor welchem ſie die beſtellte Kutſche ſchon hatten anfahren ſehen. Aber wie verwundert war Wilhelm, als die Kutſche verſchwunden, und wie noch mehr, als Philine nicht zu Hauſe anzutreffen war. Sie hatte ſich, ſo erzählte man, mit ein paar Fremden, die dieſen Morgen angekommen waren, in den Wagen geſetzt, und war mit ihnen davon gefahren. Unſer Freund, der ſich in ihrer Geſellſchaft eine angenehme Unterhaltung verſprochen hatte, konnte ſeinen Verdruß nicht verbergen. Dagegen lachte Laertes, und rief: „So gefällt ſie mir! Das ſieht ihr ganz ähnlich! Laſſen Sie uns nur gerade nach dem Jagdhauſe gehen; ſie mag ſein, wo ſie will, wir wollen ihretwegen unſere Promenade nicht verſäumen.“

Als Wilhelm unterwegs dieſe Inconſequenz des Betragens zu

tadeln fortfuhr, ſagte Laertes: „Ich kann nicht inconſequent finden, wenn Jemand ſeinem Charakter treu bleibt. Wenn ſie ſich etwas vornimmt oder Jemandem etwas verſpricht, ſo geſchieht es nur unter der ſtillſchweigenden Bedingung, daß es ihr auch bequem ſein werde, den Vorſatz auszuführen oder ihr Verſprechen zu halten. Sie verſchenkt gern, aber man muß immer bereit ſein, ihr das Geſchenkte wiederzugeben.“

„Dies iſt ein ſeltſamer Charakter“, verſetzte Wilhelm.

„Nichts weniger als ſeltſam, nur daß ſie keine Heuchlerin iſt. Ich liebe ſie deswegen, ja, ich bin ihr Freund, weil ſie mir das Geſchlecht ſo rein darſtellt, das ich zu haſſen ſo viel Urſache habe. Sie iſt mir die wahre Eva, die Stammmutter des weiblichen Geſchlechts; ſo ſind Alle, nur wollen ſie es nicht Wort haben.“

Unter mancherlei Geſprächen, in welchen Laertes ſeinen Haß gegen das weibliche Geſchlecht ſehr lebhaft ausdrückte, ohne jedoch die Urſache davon anzugeben, waren ſie in den Wald gekommen, in welchen Wilhelm ſehr verſtimmt eintrat, weil die Aeußerungen des Laertes ihm die Erinnerung an ſein Verhältniß zu Marianen wieder lebendig gemacht hatten. Sie fanden nicht weit von einer beſchatteten Quelle, unter herrlichen alten Bäumen, Philinen allein an einem ſteinernen Tiſche ſitzen. Sie ſang ihnen ein luſtiges Liedchen entgegen, und als Laertes nach ihrer Geſellſchaft fragte, rief ſie aus: „Ich habe ſie ſchön angeführt: ich habe ſie zum Beſten gehabt, wie ſie es verdienten. Schon unterwegs ſetzte ich ihre Freigebigkeit auf die Probe, und da ich bemerkte, daß ſie von den kargen Näſchern waren, nahm ich mir gleich vor, ſie zu beſtrafen. Nach unſrer Ankunft fragten ſie den Kellner, was zu haben ſei, der mit der gewöhnlichen Geläufigkeit ſeiner Zunge Alles, was da war, und mehr als da war, hererzählte. Ich ſah ihre Verlegenheit, ſie blickten einander an, ſtotterten und fragten nach dem Preiſe. ‚Was bedenken Sie ſich ſo lange!‘ rief ich aus; ‚die Tafel iſt das Geſchäft eines Frauenzimmers, laſſen Sie mich dafür ſorgen!‘ Ich fing darauf an, ein unſinniges Mittagsmahl zu beſtellen, wozu noch Manches durch Boten aus der Nachbarſchaft geholt werden ſollte. Der Kellner, den ich durch ein paar ſchiefe Mäuler zum Vertrauten gemacht hatte, half mir endlich, und ſo haben wir ſie durch die Vorſtellung eines herrlichen Gaſtmahls dergeſtalt geängſtigt, daß ſie ſich kurz

und gut zu einem Spaziergange in den Wald entſchloſſen, von dem ſie wohl ſchwerlich zurückkommen werden. Ich habe eine Viertelſtunde auf meine eigne Hand gelacht und werde lachen, ſo oft ich an die Geſichter denke.“ Bei Tiſche erinnerte ſie Laertes an ähnliche Fälle; ſie kamen in den Gang, luſtige Geſchichten, Mißverſtändniſſe und Prellereien zu erzählen.

Ein junger Mann von ihrer Bekanntſchaft aus der Stadt kam mit einem Buche durch den Wald geſchlichen, ſetzte ſich zu ihnen und rühmte den ſchönen Platz. Er machte ſie auf das Rieſeln der Quelle, auf die Bewegung der Zweige, auf die einfallenden Lichter und auf den Geſang der Vögel aufmerkſam. Philine ſang ein Liedchen vom Kuckuk [1]), welches dem Ankömmling nicht zu behagen ſchien; er empfahl ſich bald.

„Wenn ich nur nichts mehr von Natur und Naturſcenen hören ſollte“, rief Philine aus, als er weg war; „es iſt nichts unerträglicher, als ſich das Vergnügen vorrechnen zu laſſen, das man genießt. Wenn ſchön Wetter iſt, geht man ſpazieren, wie man tanzt, wenn aufgeſpielt wird. Wer mag aber nur einen Augenblick an die Muſik, wer ans ſchöne Wetter denken? Der Tänzer intereſſirt uns, nicht die Violine, und in ein Paar ſchöne ſchwarze Augen zu ſehen, thut einem Paar blauen Augen gar zu wohl. [2]) Was ſollen dagegen Quellen und Brunnen und alte morſche Linden!“ Sie ſah, indem ſie ſo ſprach, Wilhelmen, der ihr gegenüber ſaß, mit einem Blick in die Augen, dem er nicht wehren konnte, wenigſtens bis an die Thüre ſeines Herzens vorzudringen.

„Sie haben Recht“, verſetzte er mit einiger Verlegenheit, „der Menſch iſt dem Menſchen das Intereſſanteſte und ſollte ihn vielleicht ganz allein intereſſiren. Alles Andere, was uns umgiebt, iſt entweder nur Element, in dem wir leben, oder Werkzeug, deſſen wir uns bedienen. Je mehr wir uns dabei aufhalten, je mehr wir darauf merken und Theil daran nehmen, deſto ſchwächer wird das Gefühl unſeres eignen Werthes und das Gefühl der Geſellſchaft. Die Menſchen, die einen großen Werth auf Gärten, Gebäude, Kleider, Schmuck oder irgend ein Beſitzthum legen, ſind weniger ge-

1) Vielleicht das in Goethe's Gedichten unter dem Titel „Frühlingsorakel“ enthaltene. — 2) Philine ſpielt offenbar in ihrer neckiſchen Art mit den „ſchwarzen Augen“ auf die Wilhelms und mit den „blauen“ auf ihre eigenen Augen an.

ſellig und gefällig; ſie verlieren die Menſchen aus den Augen, welche zu erfreuen und zu verſammeln nur ſehr Wenigen glückt. Sehn wir es nicht auch auf dem Theater? Ein guter Schauſpieler macht uns bald eine elende, unſchickliche Decoration vergeſſen, dahingegen das ſchönſte Theater den Mangel an guten Schauſpielern erſt recht fühlbar macht."

Nach Tiſche ſetzte Philine ſich in das beſchattete hohe Gras. Ihre beiden Freunde mußten ihr Blumen in Menge herbeiſchaffen. Sie wand ſich einen vollen Kranz und ſetzte ihn auf; ſie ſah unglaublich reizend aus. Die Blumen reichten noch zu einem andern hin; auch den flocht ſie, indem ſich beide Männer neben ſie ſetzten. Als er unter allerlei Scherz und Anſpielungen fertig geworden war, drückte ſie ihn Wilhelmen mit der größten Anmuth aufs Haupt und rückte ihn mehr als einmal anders, bis er recht zu ſitzen ſchien.

„Und ich werde, wie es ſcheint, leer ausgehen?" ſagte Laertes.

„Mit nichten", verſetzte Philine. „Ihr ſollt euch keineswegs beklagen." Sie nahm ihren Kranz vom Haupte und ſetzte ihn Laertes auf.

„Wären wir Nebenbuhler", ſagte Dieſer, „ſo würden wir ſehr heftig ſtreiten können, welchen von Beiden du am meiſten begünſtigſt."

„Da wärt ihr rechte Thoren", verſetzte ſie, indem ſie ſich zu ihm hinüberbog und ihm den Mund zum Kuß reichte, ſich aber ſogleich umwendete, ihren Arm um Wilhelm ſchlang und einen lebhaften Kuß auf ſeine Lippen drückte. „Welcher ſchmeckt am beſten?" fragte ſie neckiſch.

„Wunderlich!" rief Laertes. „Es ſcheint, als wenn ſo etwas niemals nach Wermuth ſchmecken könne."

„So wenig", ſagte Philine, „als irgend eine Gabe, die Jemand ohne Neid und Eigenſinn genießt. Nun hätte ich", rief ſie aus, „noch Luſt, eine Stunde zu tanzen, und dann müſſen wir wohl wieder nach unſern Springern ſehen."

Man ging nach Hauſe und fand Muſik daſelbſt. Philine, die eine gute Tänzerin war, belebte ihre beiden Geſellſchafter. Wilhelm war nicht ungeſchickt, allein es fehlte ihm an einer künſtlichen Uebung. Seine beiden Freunde nahmen ſich vor, ihn zu unterrichten.

Man verſpätete ſich. Die Seiltänzer hatten ihre Künſte ſchon zu produciren angefangen. Auf dem Platze hatten ſich viele Zu-

ſchauer eingefunden; doch war unſern Freunden, als ſie ausſtiegen, ein Getümmel merkwürdig, das eine große Anzahl Menſchen nach dem Thore des Gaſthofes, in welchem Wilhelm eingekehrt war, hingezogen hatte. Wilhelm ſprang hinüber, um zu ſehen, was es ſei, und mit Entſetzen erblickte er, als er ſich durchs Volk drängte, den Herrn der Seiltänzergeſellſchaft, der das intereſſante Kind bei den Haaren aus dem Hauſe zu ſchleppen bemüht war und mit einem Peitſchenſtiel unbarmherzig auf den kleinen Körper losſchlug.

Wilhelm fuhr wie ein Blitz auf den Mann zu und faßte ihn bei der Bruſt. „Laß das Kind los!“ ſchrie er wie ein Raſender, „oder Einer von uns bleibt hier auf der Stelle.“ Er faßte zugleich den Kerl mit einer Gewalt, die nur der Zorn geben kann, bei der Kehle, daß Dieſer zu erſticken glaubte, das Kind losließ und ſich gegen den Angreifenden zu vertheidigen ſuchte. Einige Leute, die mit dem Kinde Mitleiden fühlten, aber Streit anzufangen nicht gewagt hatten, fielen dem Seiltänzer ſogleich in die Arme, entwaffneten ihn und drohten ihm mit vielen Schimpfreden. Dieſer, der ſich jetzt nur auf die Waffen ſeines Mundes reducirt ſah, fing gräßlich zu drohen und zu fluchen an: die faule, unnütze Creatur wolle ihre Schuldigkeit nicht thun; ſie verweigere den Eiertanz zu tanzen, den er dem Publikum verſprochen habe; er wolle ſie todtſchlagen, und es ſolle ihn Niemand daran hindern. Er ſuchte ſich loszumachen, um das Kind, das ſich unter der Menge verkrochen hatte, aufzuſuchen. Wilhelm hielt ihn zurück, und rief: „Du ſollſt nicht eher dieſes Geſchöpf weder ſehen noch berühren, bis du vor Gericht Rechenſchaft giebſt, wo du es geſtohlen haſt; ich werde dich aufs Aeußerſte treiben; du ſollſt mir nicht entgehen.“ Dieſe Rede, welche Wilhelm in der Hitze, ohne Gedanken und Abſicht, aus einem dunkeln Gefühl oder, wenn man will, aus Inſpiration ausgeſprochen hatte, brachte den wüthenden Menſchen auf einmal zur Ruhe. Er rief: „Was hab' ich mit der unnützen Creatur zu ſchaffen! Zahlen Sie mir, was mich ihre Kleider koſten, und Sie mögen ſie behalten; wir wollen dieſen Abend noch einig werden.“ Er eilte darauf, die unterbrochene Vorſtellung fortzuſetzen und die Unruhe des Publikums durch einige bedeutende Kunſtſtücke zu befriedigen.

Wilhelm ſuchte nunmehr, da es ſtille geworden war, nach dem Kinde, das ſich aber nirgends fand. Einige wollten es auf dem

Boden, Andere auf den Dächern der benachbarten Häuſer geſehen haben. Nachdem man es aller Orten geſucht hatte, mußte man ſich beruhigen und abwarten, ob es nicht von ſelbſt wieder herbeikommen wolle.

Indeß war Narciß nach Hauſe gekommen, welchen Wilhelm über die Schickſale und Herkunft des Kindes befragte. Dieſer wußte nichts davon, denn er war nicht lange bei der Geſellſchaft, erzählte dagegen mit großer Leichtigkeit und vielem Leichtſinne ſeine eigenen Schickſale. Als ihm Wilhelm zu dem großen Beifall Glück wünſchte, deſſen er ſich zu erfreuen hatte, äußerte er ſich ſehr gleichgültig darüber. „Wir ſind gewohnt", ſagte er, „daß man über uns lacht und unſre Künſte bewundert; aber wir werden durch den außerordentlichen Beifall um nichts gebeſſert. Der Entrepreneur zahlt uns und mag ſehen, wie er zurecht kommt." Er beurlaubte ſich darauf und wollte ſich eilig entfernen.

Auf die Frage, wo er ſo ſchnell hin wolle, lächelte der junge Menſch und geſtand, daß ſeine Figur und Talente ihm einen ſolidern Beifall zugezogen, als der des großen Publikums ſei. Er habe von einigen Frauenzimmern Botſchaft erhalten, die ſehr eifrig verlangten, ihn näher kennen zu lernen, und er fürchte, mit den Beſuchen, die er abzulegen habe, vor Mitternacht kaum fertig zu werden. Er fuhr fort mit der größten Aufrichtigkeit ſeine Abenteuer zu erzählen, und hätte die Namen, Straßen und Häuſer angezeigt, wenn nicht Wilhelm eine ſolche Indiscretion abgelehnt und ihn höflich entlaſſen hätte.

Laertes hatte indeſſen Landrinetten unterhalten und verſicherte, ſie ſei vollkommen würdig, ein Weib zu ſein und zu bleiben.

Nun ging die Unterhandlung mit dem Entrepreneur wegen des Kindes an, das unſerm Freunde für dreißig Thaler überlaſſen wurde, gegen welche der ſchwarzbärtige heftige Italiäner ſeine Anſprüche völlig abtrat, von der Herkunft des Kindes aber weiter nichts bekennen wollte, als daß er ſolches nach dem Tode ſeines Bruders, den man wegen ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit den großen Teufel genannt, zu ſich genommen habe.

Der andere Morgen ging meiſt mit Aufſuchen des Kindes hin. Vergebens durchkroch man alle Winkel des Hauſes und der Nachbarſchaft; es war verſchwunden, und man fürchtete, es möchte in ein Waſſer geſprungen ſein oder ſich ſonſt ein Leids angethan haben.

Philinens Reize konnten die Unruhe unſers Freundes nicht ableiten. Er brachte einen traurigen, nachdenklichen Tag zu. Auch des Abends, da Springer und Tänzer alle ihre Kräfte aufboten, um ſich dem Publikum aufs Beſte zu empfehlen, konnte ſein Gemüth nicht erheitert und zerſtreut werden.

Durch den Zulauf aus benachbarten Ortſchaften hatte die Anzahl der Menſchen außerordentlich zugenommen, und ſo wälzte ſich auch der Schneeball des Beifalls zu einer ungeheuren Größe. Der Sprung über die Degen und durch das Faß mit papiernen Böden machte eine große Senſation. Der ſtarke Mann ließ zum allgemeinen Grauſen, Entſetzen und Erſtaunen, indem er ſich mit dem Kopf und den Füßen auf ein paar aus einander geſchobene Stühle legte, auf ſeinen hohlſchwebenden Leib einen Ambos heben und auf demſelben von einigen wackern Schmiedegeſellen ein Hufeiſen fertig ſchmieden.

Auch war die ſogenannte Herculesſtärke, da eine Reihe Männer auf den Schultern einer erſten Reihe ſtehend, abermals Frauen und Jünglinge trägt, ſo daß zuletzt eine lebendige Pyramide entſteht, deren Spitze ein Kind, auf den Kopf geſtellt, als Knopf und Wetterfahne ziert, in dieſen Gegenden noch nie geſehen worden und endigte würdig das ganze Schauſpiel. Narciß und Landrinette ließen ſich in Tragſeſſeln auf den Schultern der Uebrigen durch die vornehmſten Straßen der Stadt unter lautem Freudengeſchrei des Volks tragen. Man warf ihnen Bänder, Blumenſträuße und ſeidene Tücher zu und drängte ſich, ſie ins Geſicht zu faſſen. Jedermann ſchien glücklich zu ſein, ſie anzuſehn und von ihnen eines Blickes gewürdigt zu werden.

„Welcher Schauſpieler, welcher Schriftſteller, ja welcher Menſch überhaupt würde ſich nicht auf dem Gipfel ſeiner Wünſche ſehen, wenn er durch irgend ein edles Wort oder eine gute That einen ſo allgemeinen Eindruck hervorbrächte? Welche köſtliche Empfindung müßte es ſein, wenn man gute, edle, der Menſchheit würdige Gefühle eben ſo ſchnell durch einen elektriſchen Schlag ausbreiten, ein ſolches Entzücken unter dem Volke erregen könnte, als dieſe Leute durch ihre körperliche Geſchicklichkeit gethan haben; wenn man der Menge das Mitgefühl alles Menſchlichen geben, wenn man ſie mit der Vorſtellung des Glücks und Unglücks, der Weisheit und Thor-

heit, ja des Unſinns und der Albernheit entzünden, erſchüttern und ihr ſtockendes Innere in freie, lebhafte und reine Bewegung ſetzen könnte!“ So ſprach unſer Freund, und da weder Philine noch Laertes geſtimmt ſchienen, einen ſolchen Discurs fortzuſetzen, unterhielt er ſich allein mit dieſen Lieblingsbetrachtungen, als er bis ſpät in die Nacht um die Stadt ſpazierte und ſeinen alten Wunſch, das Gute, Edle, Große durch das Schauſpiel zu verſinnlichen, wieder einmal mit aller Lebhaftigkeit und aller Freiheit einer losgebundenen Einbildungskraft verfolgte.

Fünftes Capitel.

Des andern Tages, als die Seiltänzer mit großem Geräuſch abgezogen waren, fand ſich Mignon ſogleich wieder ein und trat hinzu, als Wilhelm und Laertes ihre Fechtübungen auf dem Saale fortſetzten.

„Wo haſt du geſteckt?“ fragte Wilhelm freundlich; „du haſt uns viel Sorge gemacht.“ Das Kind antwortete nichts und ſah ihn an.

„Du biſt nun unſer“, rief Laertes, „wir haben dich gekauft.“

„Was haſt du bezahlt?“ fragte das Kind ganz trocken.

„Hundert Ducaten“, verſetzte Laertes; „wenn du ſie wieder giebſt, kannſt du frei ſein.“

„Das iſt wohl viel?“ fragte das Kind.

„O ja, du magſt dich nur gut aufführen.“

„Ich will dienen“, verſetzte ſie.

Von dem Augenblicke an merkte ſie genau, was der Kellner den beiden Freunden für Dienſte zu leiſten hatte, und litt ſchon des andern Tages nicht mehr, daß er ins Zimmer kam. Sie wollte Alles ſelbſt thun und machte auch ihre Geſchäfte, zwar langſam und mitunter unbehülflich, doch genau und mit großer Sorgfalt.

Sie ſtellte ſich oft an ein Gefäß mit Waſſer und wuſch ihr Geſicht mit ſo großer Emſigkeit und Heftigkeit, daß ſie ſich faſt die Backen aufrieb, bis Laertes durch Fragen und Necken erfuhr, daß ſie die Schminke von ihren Wangen auf alle Weiſe loszuwerden ſuche, und über dem Eifer, womit ſie es that, die Röthe, die ſie

durchs Reiben hervorgebracht hatte, für die hartnäckigſte Schminke halte. Man bedeutete ſie, und ſie ließ ab, und nachdem ſie wieder zur Ruhe gekommen war, zeigte ſich eine ſchöne braune, obgleich nur von wenigem Roth erhöhte Geſichtsfarbe.

Durch die frevelhaften Reize Philinens, durch die geheimnißvolle Gegenwart des Kindes mehr, als er ſich ſelbſt geſtehen durfte, unterhalten, brachte Wilhelm verſchiedene Tage in dieſer ſonderbaren Geſellſchaft zu und rechtfertigte ſich bei ſich ſelbſt durch eine fleißige Uebung in der Fecht- und Tanzkunſt, wozu er ſo leicht nicht wieder Gelegenheit zu finden glaubte.

Nicht wenig verwundert und gewiſſermaßen erfreut war er, als er eines Tages Herrn und Frau Melina ankommen ſah, welche, gleich nach dem erſten frohen Gruße, ſich nach der Directrice und den übrigen Schauſpielern erkundigten und mit großem Schrecken vernahmen, daß Jene ſich ſchon lange entfernt habe und Dieſe bis auf Wenige zerſtreut ſeien.

Das junge Paar hatte ſich nach ihrer Verbindung, zu der, wie wir wiſſen, Wilhelm behülflich geweſen, an einigen Orten nach Engagement umgeſehen, keines gefunden und war endlich in dieſes Städtchen gewieſen worden, wo einige Perſonen, die ihnen unterwegs begegneten, ein gutes Theater geſehen haben wollten.

Philinen wollte Madame Melina, und Herr Melina dem lebhaften Laertes, als ſie Bekanntſchaft machten, keineswegs gefallen. Sie wünſchten die neuen Ankömmlinge gleich wieder los zu ſein, und Wilhelm konnte ihnen keine günſtigen Geſinnungen beibringen, ob er ihnen gleich wiederholt verſicherte, daß es recht gute Leute ſeien.

Eigentlich war auch das bisherige luſtige Leben unſerer drei Abenteurer durch die Erweiterung der Geſellſchaft auf mehr als eine Weiſe geſtört; denn Melina fing im Wirthshauſe (er hatte in eben demſelben, in welchem Philine wohnte, Platz gefunden) gleich zu markten und zu quängeln an. Er wollte für weniges Geld beſſeres Quartier, reichlichere Mahlzeit und promptere Bedienung haben. In kurzer Zeit machten Wirth und Kellner verdrießliche Geſichter, und wenn die Andern, um froh zu leben, ſich Alles gefallen ließen und nur geſchwind bezahlten, um nicht länger an das zu denken, was ſchon verzehrt war, ſo mußte die Mahlzeit, die Melina regelmäßig ſogleich berichtigte, jederzeit von vorn wieder durchgenommen

werden, ſo daß Philine ihn ohne Umſtände ein wiederkäuendes Thier nannte.

Noch verhaßter war Madame Melina dem luſtigen Mädchen. Dieſe junge Frau war nicht ohne Bildung, doch fehlte es ihr gänzlich an Geiſt und Seele. Sie declamirte nicht übel und wollte immer declamiren; allein man merkte bald, daß es nur eine Wortdeclamation war, die auf einzelnen Stellen laſtete und die Empfindung des Ganzen nicht ausdrückte. Bei dieſem Allem war ſie nicht leicht Jemandem, beſonders Männern, unangenehm. Vielmehr ſchrieben ihr Diejenigen, die mit ihr umgingen, gewöhnlich einen ſchönen Verſtand zu; denn ſie war, was ich mit Einem Worte eine Unempfinderin nennen möchte; ſie wußte einem Freunde, um deſſen Achtung ihr zu thun war, mit einer beſondern Aufmerkſamkeit zu ſchmeicheln, in ſeine Ideen ſo lange als möglich einzugehen, ſobald ſie aber ganz über ihren Horizont waren, mit Ekſtaſe eine ſolche neue Erſcheinung aufzunehmen. Sie verſtand zu ſprechen und zu ſchweigen und, ob ſie gleich kein tückiſches Gemüth hatte, mit großer Vorſicht aufzupaſſen, wo des Andern ſchwache Seite ſein möchte.

Sechstes Capitel.

Melina hatte ſich indeſſen nach den Trümmern der vorigen Direction genau erkundigt. Sowohl Decorationen als Garderobe waren an einige Handelsleute verſetzt, und ein Notarius hatte den Auftrag von der Directrice erhalten, unter gewiſſen Bedingungen, wenn ſich Liebhaber fänden, in den Verkauf aus freier Hand zu willigen. Melina wollte die Sachen beſehen und zog Wilhelmen mit ſich. Dieſer empfand, als man ihnen die Zimmer eröffnete, eine gewiſſe Neigung dazu, die er ſich jedoch ſelbſt nicht geſtand. In ſo einem ſchlechten Zuſtande auch die gekleckſten Decorationen waren, ſo wenig ſcheinbar auch türkiſche und heidniſche Kleider, alte Caricaturröcke für Männer und Frauen, Kutten für Zauberer, Juden und Pfaffen ſein mochten, ſo konnt' er ſich doch der Empfindung nicht erwehren, daß er die glücklichſten Augenblicke ſeines Lebens in der Nähe eines ähnlichen Trödelkrams gefunden hatte.

Hätte Melina in ſein Herz ſehen können, ſo würde er ihm eifriger zugeſetzt haben, eine Summe Geldes auf die Befreiung, Aufſtellung und neue Belebung dieſer zerſtreuten Glieder zu einem ſchönen Ganzen herzugeben. „Welch ein glücklicher Menſch“, rief Melina aus, „könnte ich ſein, wenn ich nur zweihundert Thaler beſäße, um zum Anfange den Beſitz dieſer erſten theatraliſchen Bedürfniſſe zu erlangen. Wie bald wollt' ich ein kleines Schauſpiel beiſammen haben, das uns in dieſer Stadt, in dieſer Gegend gewiß ſogleich ernähren ſollte.“ Wilhelm ſchwieg, und Beide verließen nachdenklich die wieder eingeſperrten Schätze.

Melina hatte von dieſer Zeit an keinen andern Discurs als Projecte und Vorſchläge, wie man ein Theater einrichten und dabei ſeinen Vortheil finden könnte. Er ſuchte Philinen und Laertes zu intereſſiren, und man that Wilhelmen Vorſchläge, Geld herzuſchießen und Sicherheit dagegen anzunehmen. Dieſem fiel aber erſt bei dieſer Gelegenheit recht auf, daß er hier ſo lange nicht hätte verweilen ſollen; er entſchuldigte ſich und wollte Anſtalten machen, ſeine Reiſe fortzuſetzen.

Indeſſen war ihm Mignons Geſtalt und Weſen immer reizender geworden. In alle ſeinem Thun und Laſſen hatte das Kind etwas Sonderbares. Es ging die Treppe weder auf noch ab, ſondern ſprang; es ſtieg auf den Geländern der Gänge weg, und eh' man ſich's verſah, ſaß es oben auf dem Schranke und blieb eine Weile ruhig. Auch hatte Wilhelm bemerkt, daß es für Jeden eine beſondere Art von Gruß hatte. Ihn grüßte ſie ſeit einiger Zeit mit über die Bruſt geſchlagenen Armen. Manche Tage war ſie ganz ſtumm, zu Zeiten antwortete ſie mehr auf verſchiedene Fragen, immer ſonderbar, doch ſo, daß man nicht unterſcheiden konnte, ob es Witz oder Unkenntniß der Sprache war, indem ſie ein gebrochenes mit Franzöſiſch und Italiäniſch durchflochtenes Deutſch ſprach. In ſeinem Dienſte war das Kind unermüdet und früh mit der Sonne auf; es verlor ſich dagegen Abends zeitig, ſchlief in einer Kammer auf der nackten Erde und war durch nichts zu bewegen, ein Bett oder einen Strohſack anzunehmen. Er fand ſie oft, daß ſie ſich wuſch. Auch ihre Kleider waren reinlich, obgleich Alles faſt doppelt und dreifach an ihr geflickt war. Man ſagte Wilhelmen auch, daß ſie alle Morgen ganz früh in die Meſſe gehe, wohin er ihr einmal folgte und ſie in

der Ecke der Kirche mit dem Roſenkranze knieen und andächtig beten ſah. Sie bemerkte ihn nicht; er ging nach Hauſe, machte ſich vielerlei Gedanken über dieſe Geſtalt und konnte ſich bei ihr nichts Beſtimmtes denken.

Neues Andringen Melina's um eine Summe Geldes zur Auslöſung der mehrerwähnten Theatergeräthſchaften beſtimmte Wilhelmen noch mehr, an ſeine Abreiſe zu denken. Er wollte den Seinigen, die lange nichts von ihm gehört hatten, noch mit dem heutigen Poſttage ſchreiben; er fing auch wirklich einen Brief an Wernern an und war mit Erzählung ſeiner Abenteuer, wobei er, ohne es ſelbſt zu bemerken, ſich mehrmal von der Wahrheit entfernt hatte, ſchon ziemlich weit gekommen, als er zu ſeinem Verdruß auf der hintern Seite des Briefblatts ſchon einige Verſe geſchrieben fand, die er für Madame Melina aus ſeiner Schreibtafel zu copiren angefangen hatte. Unwillig zerriß er das Blatt und verſchob die Wiederholung ſeines Bekenntniſſes auf den nächſten Poſttag.

Siebentes Capitel.

Unſere Geſellſchaft befand ſich abermals beiſammen, und Philine, die auf jedes Pferd, das vorbei kam, auf jeden Wagen, der anfuhr, äußerſt aufmerkſam war, rief mit großer Lebhaftigkeit: „Unſer Pedant! Da kommt unſer allerliebſter Pedant! Wen mag er bei ſich haben?“ Sie rief und winkte zum Fenſter hinaus, und der Wagen hielt ſtille.

Ein kümmerlich armer Teufel, den man an ſeinem verſchabten, graulich-braunen Rocke und an ſeinen übelconditionirten Unterkleidern für einen Magiſter, wie ſie auf Akademien zu vermodern pflegen, hätte halten ſollen, ſtieg aus dem Wagen und entblößte, indem er Philinen zu grüßen den Hut abthat, eine übelgepuderte, aber übrigens ſehr ſteife Perrücke, und Philine warf ihm hundert Kußhände zu.

So wie ſie ihre Glückſeligkeit fand, einen Theil der Männer zu lieben und ihre Liebe zu genießen, ſo war das Vergnügen nicht viel geringer, das ſie ſich ſo oft als möglich gab, die übrigen, die ſie eben in dieſem Augenblicke nicht liebte, auf eine ſehr leichtfertige Weiſe zum Beſten zu haben.

Ueber den Lärm, womit ſie dieſen alten Freund empfing, vergaß man, auf die Uebrigen zu achten, die ihm nachfolgten. Doch glaubte Wilhelm die zwei Frauenzimmer und einen ältlichen Mann, der mit ihnen hereintrat, zu kennen. Auch entdeckte ſich's bald, daß er ſie alle Drei vor einigen Jahren bei der Geſellſchaft, die in ſeiner Vaterſtadt ſpielte, mehrmals geſehen hatte. Die Töchter waren ſeit der Zeit herangewachſen; der Alte aber hatte ſich wenig verändert. Dieſer ſpielte gewöhnlich die gutmüthigen polternden Alten, wovon das deutſche Theater nicht leer wird, und die man auch im gemeinen Leben nicht ſelten antrifft. Denn da es der Charakter unſerer Landsleute iſt, das Gute ohne viel Prunk zu thun und zu leiſten, ſo denken ſie ſelten daran, daß es auch eine Art gebe, das Rechte mit Zierlichkeit und Anmuth zu thun, und verfallen vielmehr, von einem Geiſte des Widerſpruchs getrieben, leicht in den Fehler, durch ein mürriſches Weſen ihre liebſte Tugend im Contraſte darzuſtellen.

Solche Rollen ſpielte unſer Schauſpieler ſehr gut, und er ſpielte ſie ſo oft und ausſchließlich, daß er darüber eine ähnliche Art, ſich zu betragen, im gemeinen Leben angenommen hatte.

Wilhelm gerieth in große Bewegung, ſobald er ihn erkannte; denn er erinnerte ſich, wie oft er dieſen Mann neben ſeiner geliebten Mariane auf dem Theater geſehen hatte; er hörte ihn noch ſchelten, er hörte ihre ſchmeichelnde Stimme, mit der ſie ſeinem rauhen Weſen in manchen Rollen zu begegnen hatte.

Die erſte lebhafte Frage an die neuen Ankömmlinge, ob ein Unterkommen auswärts zu finden und zu hoffen ſei, ward leider mit Nein beantwortet, und man mußte vernehmen, daß die Geſellſchaften, bei denen man ſich erkundigt, beſetzt, und einige davon ſogar in Sorge ſeien, wegen des bevorſtehenden Krieges auseinandergehen zu müſſen. Der polternde Alte hatte mit ſeinen Töchtern aus Verdruß und Liebe zur Abwechslung ein vortheilhaftes Engagement aufgegeben, hatte mit dem Pedanten, den er unterwegs antraf, einen Wagen gemiethet, um hierher zu kommen, wo denn auch, wie ſie fanden, guter Rath theuer war.

Die Zeit, in welcher ſich die Uebrigen über ihre Angelegenheiten ſehr lebhaft unterhielten, brachte Wilhelm nachdenklich zu. Er wünſchte den Alten allein zu ſprechen, wünſchte und fürchtete von Marianen zu hören und befand ſich in der größten Unruhe.

Die Artigkeiten der neuangekommenen Frauenzimmer konnten ihn nicht aus ſeinem Traume reißen; aber ein Wortwechſel, der ſich erhob, machte ihn aufmerkſam. Es war Friedrich, der blonde Knabe, der Philinen aufzuwarten pflegte, ſich aber diesmal lebhaft widerſetzte, als er den Tiſch decken und Eſſen herbeiſchaffen ſollte. „Ich habe mich verpflichtet", rief er aus, „Ihnen zu dienen, aber nicht allen Menſchen aufzuwarten." Sie geriethen darüber in einen heftigen Streit. Philine beſtand darauf, er habe ſeine Schuldigkeit zu thun, und als er ſich hartnäckig widerſetzte, ſagte ſie ihm ohne Umſtände, er könne gehn, wohin er wolle.

„Glauben Sie etwa, daß ich mich nicht von Ihnen entfernen könne?" rief er aus, ging trotzig weg, machte ſein Bündel zuſammen und eilte ſogleich zum Hauſe hinaus.

„Geh, Mignon", ſagte Philine, „und ſchaff' uns, was wir brauchen; ſag' es dem Kellner und hilf aufwarten!"

Mignon trat vor Wilhelm hin und fragte in ihrer lakoniſchen Art: „Soll ich? darf ich?" und Wilhelm verſetzte: „Thu', mein Kind, was Mademoiſelle dir ſagt."

Das Kind beſorgte Alles und wartete den ganzen Abend mit großer Sorgfalt den Gäſten auf. Nach Tiſche ſuchte Wilhelm mit dem Alten einen Spaziergang allein zu machen; es gelang ihm, und nach mancherlei Fragen, wie es ihm bisher gegangen, wendete ſich das Geſpräch auf die ehemalige Geſellſchaft, und Wilhelm wagte zuletzt nach Marianen zu fragen.

„Sagen Sie mir nichts von dem abſcheulichen Geſchöpf!" rief der Alte, „ich habe verſchworen, nicht mehr an ſie zu denken." Wilhelm erſchrak über dieſe Aeußerung, war aber noch in größerer Verlegenheit, als der Alte fortfuhr, auf ihre Leichtfertigkeit und Liederlichkeit zu ſchmähen. Wie gern hätte unſer Freund das Geſpräch abgebrochen; allein er mußte nun einmal die polternden Ergießungen des wunderlichen Mannes aushalten.

„Ich ſchäme mich", fuhr dieſer fort, „daß ich ihr ſo geneigt war. Doch hätten Sie das Mädchen näher gekannt, Sie würden mich gewiß entſchuldigen. Sie war ſo artig, natürlich und gut, ſo gefällig und in jedem Sinne leidlich. Nie hätt' ich mir vorgeſtellt, daß Frechheit und Undank die Hauptzüge ihres Charakters ſein ſollten."

Schon hatte ſich Wilhelm gefaßt gemacht, das Schlimmſte von ihr zu hören, als er auf einmal mit Verwunderung bemerkte, daß der Ton des Alten milder wurde, ſeine Rede endlich ſtockte, und er ein Schnupftuch aus der Taſche nahm, um die Thränen zu trocknen, die zuletzt ſeine Rede völlig unterbrachen.

„Was iſt Ihnen?“ rief Wilhelm aus. „Was giebt Ihren Empfindungen auf einmal eine ſo entgegengeſetzte Richtung? Verbergen Sie mir es nicht! ich nehme an dem Schickſale dieſes Mädchens mehr Antheil, als Sie glauben: nur laſſen Sie mich Alles wiſſen!“

„Ich habe wenig zu ſagen“, verſetzte der Alte, indem er wieder in ſeinen ernſtlichen, verdrießlichen Ton überging; „ich werde es ihr nie vergeben, was ich um ſie geduldet habe. Sie hatte“, fuhr er fort, „immer ein gewiſſes Zutrauen zu mir; ich liebte ſie wie meine Tochter und hatte, da meine Frau noch lebte, den Entſchluß gefaßt, ſie zu mir zu nehmen und ſie aus den Händen der Alten zu retten, von deren Anleitung ich mir nicht viel Gutes verſprach. Meine Frau ſtarb, das Project zerſchlug ſich.

„Gegen das Ende des Aufenthalts in Ihrer Vaterſtadt, es ſind nicht gar drei Jahre, merkte ich ihr eine ſichtbare Traurigkeit an; ich fragte ſie, aber ſie wich aus. Endlich machten wir uns auf die Reiſe. Sie fuhr mit mir in Einem Wagen, und ich bemerkte, was ſie mir auch bald geſtand, daß ſie guter Hoffnung ſei und in der größten Furcht ſchwebe, von unſerm Director verſtoßen zu werden. Auch dauerte es nur kurze Zeit, ſo machte er die Entdeckung, kündigte ihr den Contract, der ohnedies nur auf ſechs Wochen ſtand, ſogleich auf, zahlte, was ſie zu fordern hatte, und ließ ſie, aller Vorſtellungen ungeachtet, in einem kleinen Städtchen, in einem ſchlechten Wirthshauſe zurück.

„Der Henker hole alle liederlichen Dirnen!“ rief der Alte mit Verdruß, „und beſonders dieſe, die mir ſo manche Stunde meines Lebens verdorben hat. Was ſoll ich lange erzählen, wie ich mich ihrer angenommen, was ich für ſie gethan, was ich an ſie gehängt, wie ich auch in der Abweſenheit für ſie geſorgt habe. Ich wollte lieber mein Geld in den Teich werfen und meine Zeit hinbringen, räudige Hunde zu erziehen, als nur jemals wieder auf ſo ein Geſchöpf die mindeſte Aufmerkſamkeit wenden. Was war's? Im An-

fang erhielt ich Dankſagungsbriefe, Nachricht von einigen Orten ihres Aufenthalts, und zuletzt kein Wort mehr, nicht einmal Dank für das Geld, das ich ihr zu ihren Wochen geſchickt hatte. O, die Verſtellung und der Leichtſinn der Weiber iſt ſo recht zuſammengepaart, um ihnen ein bequemes Leben und einem ehrlichen Kerl manche verdrießliche Stunde zu ſchaffen!"

Achtes Capitel.

Man denke ſich Wilhelms Zuſtand, als er von dieſer Unterredung nach Hauſe kam. Alle ſeine alten Wunden waren wieder aufgeriſſen, und das Gefühl, daß ſie ſeiner Liebe nicht ganz unwürdig geweſen, wieder lebhaft geworden; denn in dem Intereſſe des Alten, in dem Lobe, das er ihr wider Willen geben mußte, war unſerm Freunde ihre ganze Liebenswürdigkeit wieder erſchienen; ja, ſelbſt die heftige Anklage des leidenſchaftlichen Mannes enthielt nichts, was ſie vor Wilhelms Augen hätte herabſetzen können. Denn dieſer bekannte ſich ſelbſt als Mitſchuldigen ihrer Vergehungen, und ihr Schweigen zuletzt ſchien ihm nicht tadelhaft; er machte ſich vielmehr nur traurige Gedanken darüber, ſah ſie als Wöchnerin, als Mutter in der Welt ohne Hülfe herumirren, wahrſcheinlich mit ſeinem eigenen Kinde herumirren: Vorſtellungen, welche das ſchmerzlichſte Gefühl in ihm erregten.

Mignon hatte auf ihn gewartet und leuchtete ihm die Treppe hinauf. Als ſie das Licht niedergeſetzt hatte, bat ſie ihn, zu erlauben, daß ſie ihm heute Abend mit einem Kunſtſtücke aufwarten dürfe. Er hätte es lieber verbeten, beſonders da er nicht wußte, was es werden ſollte. Allein er konnte dieſem guten Geſchöpfe nichts abſchlagen. Nach einer kurzen Zeit trat ſie wieder herein. Sie trug einen Teppich unter dem Arme, den ſie auf der Erde ausbreitete. Wilhelm ließ ſie gewähren. Sie brachte darauf vier Lichter, ſtellte eins auf jeden Zipfel des Teppichs. Ein Körbchen mit Eiern, das ſie darauf holte, machte die Abſicht deutlicher. Künſtlich abgemeſſen ſchritt ſie nunmehr auf dem Teppich hin und her und legte in gewiſſen Maßen die Eier auseinander; dann rief ſie einen Menſchen herein, der im Hauſe aufwartete und die Violine ſpielte.

Er trat mit seinem Instrument in die Ecke; sie verband sich die Augen, gab das Zeichen und fing zugleich mit der Musik, wie ein aufgezogenes Räderwerk, ihre Bewegungen an, indem sie Tact und Melodie mit dem Schlage der Castagnetten begleitete.

Behende, leicht, rasch, genau führte sie den Tanz. Sie trat so scharf und so sicher zwischen die Eier hinein, bei den Eiern nieder, daß man jeden Augenblick dachte, sie müsse eins zertreten oder bei schnellen Wendungen das andere fortschleudern. Mit nichten! Sie berührte keines, ob sie gleich mit allen Arten von Schritten, engen und weiten, ja sogar mit Sprüngen und zuletzt halb knieend sich durch die Reihen durchwand.

Unaufhaltsam, wie ein Uhrwerk, lief sie ihren Weg, und die sonderbare Musik gab dem immer wieder von vorne anfangenden und losrauschenden Tanze bei jeder Wiederholung einen neuen Stoß. Wilhelm war von dem sonderbaren Schauspiele ganz hingerissen; er vergaß seiner Sorgen, folgte jeder Bewegung der geliebten Creatur und war verwundert, wie in diesem Tanze sich ihr Charakter vorzüglich entwickelte.

Streng, scharf, trocken, heftig und in sanften Stellungen mehr feierlich als angenehm zeigte sie sich. Er empfand, was er schon für Mignon gefühlt, in diesem Augenblicke auf einmal. Er sehnte sich, dieses verlassene Wesen an Kindesstatt seinem Herzen einzuverleiben, es in seine Arme zu nehmen und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.

Der Tanz ging zu Ende; sie rollte die Eier mit den Füßen sachte zusammen auf ein Häufchen, ließ keines zurück, beschädigte keines und stellte sich dazu, indem sie die Binde von den Augen nahm und ihr Kunststück mit einem Bücklinge endigte.

Wilhelm dankte ihr, daß sie ihm den Tanz, den er zu sehen gewünscht, so artig und unvermuthet vorgetragen habe. Er streichelte sie und bedauerte, daß sie sich's habe so sauer werden lassen. Er versprach ihr ein neues Kleid, worauf sie heftig antwortete: „Deine Farbe!" Auch das versprach er ihr, ob er gleich nicht deutlich wußte, was sie darunter meine. Sie nahm die Eier zusammen, den Teppich unter den Arm, fragte, ob er noch etwas zu befehlen habe, und schwang sich zur Thür hinaus.

Von dem Musikus erfuhr er, daß sie sich seit einiger Zeit viele

Mühe gegeben, ihm den Tanz, welches der bekannte Fandango [1]) war, so lange vorzusingen, bis er ihn habe spielen können. Auch habe sie ihm für seine Bemühungen etwas Geld angeboten, das er aber nicht nehmen wollen.

Neuntes Capitel.

Nach einer unruhigen Nacht, die unser Freund theils wachend, theils von schweren Träumen geängstigt, zubrachte, in denen er Marianen bald in aller Schönheit, bald in kümmerlicher Gestalt, jetzt mit einem Kinde auf dem Arm, bald desselben beraubt sah, war der Morgen kaum angebrochen, als Mignon schon mit einem Schneider hereintrat. Sie brachte graues Tuch und blauen Taffet und erklärte nach ihrer Art, daß sie ein neues Westchen und Schifferhosen, wie sie solche an den Knaben und in der Stadt gesehen, mit blauen Aufschlägen und Bändern haben wolle.

Wilhelm hatte seit dem Verlust Marianens alle muntern Farben abgelegt. Er hatte sich an das Grau, an die Kleidung der Schatten, gewöhnt, und nur etwa ein himmelblaues Futter oder ein kleiner Kragen von dieser Farbe belebte einigermaßen jene stille Kleidung. Mignon, begierig, seine Farben zu tragen, trieb den Schneider, der in Kurzem die Arbeit zu liefern versprach.

Die Tanz- und Fechtstunden, die unser Freund heute mit Laertes nahm, wollten nicht zum Besten glücken. Auch wurden sie bald durch Melina's Ankunft unterbrochen, der umständlich zeigte, wie jetzt eine kleine Gesellschaft beisammen sei, mit welcher man schon Stücke genug aufführen könne. Er erneuerte seinen Antrag, daß Wilhelm einiges Geld zum Etablissement vorstrecken solle, wobei Dieser abermals seine Unentschlossenheit zeigte.

Philine und die Mädchen kamen bald hierauf mit Lachen und Lärmen herein. Sie hatten sich abermals eine Spazierfahrt ausgedacht; denn Veränderung des Orts und der Gegenstände war eine Lust, nach der sie sich immer sehnten. Täglich an einem andern

---

1) Ein spanischer Nationaltanz, der sonst eigentlich dazu bestimmt ist, von zwei Personen verschiedenen Geschlechtes getanzt zu werden. Die anfangs mäßige Bewegung wird dabei immer rascher und leidenschaftlicher.

Orte zu eſſen, war ihr höchſter Wunſch. Diesmal ſollte es eine Waſſerfahrt werden.

Das Schiff, womit ſie die Krümmungen des angenehmen Fluſſes hinunterfahren wollten, war ſchon durch den Pedanten beſtellt. Philine trieb, die Geſellſchaft zauderte nicht und war bald eingeſchifft.

„Was fangen wir nun an?“ ſagte Philine, indem ſich Alle auf die Bänke niedergelaſſen hatten.

„Das Kürzeſte wäre“, verſetzte Laertes, „wir extemporirten ein Stück. Nehme Jeder eine Rolle, die ſeinem Charakter am angemeſſenſten iſt, und wir wollen ſehen, wie es uns gelingt.“

„Vortrefflich!“ ſagte Wilhelm; „denn in einer Geſellſchaft, in der man ſich nicht verſtellt, in welcher Jedes nur ſeinem Sinne folgt, kann Anmuth und Zufriedenheit nicht lange wohnen, und wo man ſich immer verſtellt, dahin kommen ſie gar nicht. Es iſt alſo nicht übel gethan, wir geben uns die Verſtellung gleich von Anfang zu und ſind nachher unter der Maske ſo aufrichtig, als wir wollen.“

„Ja“, ſagte Laertes, „deswegen geht ſich's ſo angenehm mit Weibern um, die ſich niemals in ihrer natürlichen Geſtalt ſehen laſſen.“

„Das macht“, verſetzte Madame Melina, „daß ſie nicht ſo eitel ſind wie die Männer, welche ſich einbilden, ſie ſeien ſchon immer liebenswürdig genug, wie ſie die Natur hervorgebracht hat.“

Indeſſen war man zwiſchen angenehmen Büſchen und Hügeln, zwiſchen Gärten und Weinbergen hingefahren, und die jungen Frauenzimmer, beſonders aber Madame Melina, drückten ihr Entzücken über die Gegend aus. Letztere fing ſogar an, ein artiges Gedicht von der beſchreibenden Gattung über eine ähnliche Naturſcene feierlich herzuſagen; allein Philine unterbrach ſie und ſchlug ein Geſetz vor, daß ſich Niemand unterfangen ſolle, von einem unbelebten Gegenſtande zu ſprechen; ſie ſetzte vielmehr den Vorſchlag zur extemporirten Komödie mit Eifer durch. Der polternde Alte ſollte einen penſionirten Offizier, Laertes einen vacirenden Fechtmeiſter, der Pedant einen Juden vorſtellen, ſie ſelbſt wolle eine Tyrolerin machen und überließ den Uebrigen, ſich ihre Rollen zu wählen. Man ſollte fingiren, als ob ſie eine Geſellſchaft weltfremder Menſchen ſeien, die ſo eben auf einem Marktſchiffe zuſammen komme.

Sie fing ſogleich mit dem Juden ihre Rolle zu ſpielen an, und eine allgemeine Heiterkeit verbreitete ſich.

Man war nicht lange gefahren, als der Schiffer ſtille hielt, um mit Erlaubniß der Geſellſchaft noch Jemand einzunehmen, der am Ufer ſtand und gewinkt hatte.

„Das iſt eben noch, was wir brauchten“, rief Philine; „ein blinder Paſſagier fehlte noch der Reiſegeſellſchaft.“

Ein wohlgebildeter Mann ſtieg in das Schiff, den man an ſeiner Kleidung und ſeiner ehrwürdigen Miene wohl für einen Geiſtlichen hätte nehmen können. Er begrüßte die Geſellſchaft, die ihm nach ihrer Weiſe dankte und ihn bald mit ihrem Scherz bekannt machte. Er nahm darauf die Rolle eines Landgeiſtlichen an, die er zur Verwunderung Aller auf das Artigſte durchſetzte, indem er bald ermahnte, bald Hiſtörchen erzählte, einige ſchwache Seiten blicken ließ und ſich doch im Reſpect zu erhalten wußte.

Indeſſen hatte Jeder, der nur ein einziges Mal aus ſeinem Charakter herausgegangen war, ein Pfand geben müſſen. Philine hatte ſie mit großer Sorgfalt geſammelt und beſonders den geiſtlichen Herrn mit vielen Küſſen bei der künftigen Einlöſung bedroht, ob er gleich ſelbſt nie in Strafe genommen ward. Melina dagegen war völlig ausgeplündert; Hemdenknöpfe und Schnallen und Alles, was Bewegliches am Leibe war, hatte Philine zu ſich genommen; denn er wollte einen reiſenden Engländer vorſtellen und konnte auf keine Weiſe in ſeine Rolle hineinkommen.

Die Zeit war indeß auf das Angenehmſte vergangen; Jedes hatte ſeine Einbildungskraft und ſeinen Witz aufs Möglichſte angeſtrengt, und Jedes ſeine Rolle mit angenehmen und unterhaltenden Scherzen ausſtaffirt. So kam man an dem Orte an, wo man ſich den Tag über aufhalten wollte, und Wilhelm gerieth mit dem Geiſtlichen, wie wir ihn, ſeinem Ausſehen und ſeiner Rolle nach, nennen wollen, auf dem Spaziergange bald in ein intereſſantes Geſpräch.

„Ich finde dieſe Uebung“, ſagte der Unbekannte, „unter Schauſpielern, ja in Geſellſchaft von Freunden und Bekannten, ſehr nützlich. Es iſt die beſte Art, die Menſchen aus ſich heraus und durch einen Umweg wieder in ſich hinein zu führen. Es ſollte bei jeder Truppe eingeführt ſein, daß ſie ſich manchmal auf dieſe Weiſe üben müßte,

und das Publikum würde gewiß dabei gewinnen, wenn alle Monate ein nicht geschriebenes Stück aufgeführt würde, worauf sich freilich die Schauspieler in mehreren Proben müßten vorbereitet haben."

„Man dürfte sich", versetzte Wilhelm, „ein extemporirtes Stück nicht als ein solches denken, das aus dem Stegreife sogleich componirt würde, sondern als ein solches, wovon zwar Plan, Handlung und Sceneneintheilung gegeben wären, dessen Ausführung aber dem Schauspieler überlassen bliebe."

„Ganz richtig", sagte der Unbekannte, „und eben was diese Ausführung betrifft, würde ein solches Stück, sobald die Schauspieler nur einmal im Gang wären, außerordentlich gewinnen. Nicht die Ausführung durch Worte, denn durch diese muß freilich der überlegende Schriftsteller seine Arbeit zieren, sondern die Ausführung durch Geberden und Mienen, Ausrufungen und was dazu gehört, kurz, das stumme, halblaute Spiel, welches nach und nach bei uns ganz verloren zu gehen scheint. Es sind wohl Schauspieler in Deutschland, deren Körper das zeigt, was sie denken und fühlen, die durch Schweigen, Zaudern, durch Winke, durch zarte anmuthige Bewegungen des Körpers eine Rede vorzubereiten und die Pausen des Gesprächs durch eine gefällige Pantomime mit dem Ganzen zu verbinden wissen; aber eine Uebung, die einem glücklichen Naturell zu Hülfe käme und es lehrte, mit dem Schriftsteller zu wetteifern, ist nicht so im Gange, als es zum Troste Derer, die das Theater besuchen, wohl zu wünschen wäre."

„Sollte aber nicht", versetzte Wilhelm, „ein glückliches Naturell, als das Erste und Letzte, einen Schauspieler, wie jeden andern Künstler, ja vielleicht wie jeden Menschen, allein zu einem so hochaufgesteckten Ziele bringen?"

„Das Erste und Letzte, Anfang und Ende möchte es wohl sein und bleiben; aber in der Mitte dürfte dem Künstler Manches fehlen, wenn nicht Bildung das erst aus ihm macht, was er sein soll, und zwar frühe Bildung; denn vielleicht ist Derjenige, dem man Genie zuschreibt, übler daran als Der, der nur gewöhnliche Fähigkeiten besitzt; denn Jener kann leichter verbildet und viel heftiger auf falsche Wege gestoßen werden, als Dieser."

„Aber", versetzte Wilhelm, „wird das Genie sich nicht selbst retten, die Wunden, die es sich geschlagen, selbst heilen?"

„Mit nichten", verſetzte der Andere, „oder wenigſtens nur nothdürftig; denn Niemand glaube, die erſten Eindrücke der Jugend überwinden zu können. Iſt er in einer löblichen Freiheit, umgeben von ſchönen und edlen Gegenſtänden, in dem Umgange mit guten Menſchen aufgewachſen, haben ihn ſeine Meiſter das gelehrt, was er zuerſt wiſſen mußte, um das Uebrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden ſeine erſten Handlungen ſo geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne ſich irgend etwas abgewöhnen zu müſſen: ſo wird dieſer Menſch ein reineres, vollkommneres und glücklicheres Leben führen als ein anderer, der ſeine erſten Jugendkräfte im Widerſtand und im Irrthum zugeſetzt hat. Es wird ſo viel von Erziehung geſprochen und geſchrieben, und ich ſehe nur wenig Menſchen, die den einfachen, aber großen Begriff, der alles Andere in ſich ſchließt, faſſen und in die Ausführung übertragen können."

„Das mag wohl wahr ſein", ſagte Wilhelm; „denn jeder Menſch iſt beſchränkt genug, den andern zu ſeinem Ebenbild erziehen zu wollen. Glücklich ſind Diejenigen daher, deren ſich das Schickſal annimmt, das Jeden nach ſeiner Weiſe erzieht!"

„Das Schickſal", verſetzte lächelnd der Andere, „iſt ein vornehmer, aber theurer Hofmeiſter. Ich würde mich immer lieber an die Vernunft eines menſchlichen Meiſters halten. Das Schickſal, für deſſen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage, mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein ſehr ungelenkes Organ haben. Denn ſelten ſcheint dieſer genau und rein auszuführen, was jenes beſchloſſen hatte."

„Sie ſcheinen einen ſehr ſonderbaren Gedanken auszuſprechen", verſetzte Wilhelm.

„Mit nichten! Das Meiſte, was in der Welt begegnet, rechtfertigt meine Meinung. Zeigen viele Begebenheiten im Anfange nicht einen großen Sinn, und gehen die meiſten nicht auf etwas Albernes hinaus?"

„Sie wollen ſcherzen."

„Und iſt es nicht", fuhr der Andere fort; „mit dem, was einzelnen Menſchen begegnet, eben ſo? Geſetzt, das Schickſal hätte Einen zu einem guten Schauſpieler beſtimmt, (und warum ſollt' es uns nicht auch mit guten Schauſpielern verſorgen?) unglücklicherweiſe führte der Zufall aber den jungen Mann in ein Puppenſpiel,

wo er sich früh nicht enthalten könnte, an etwas Abgeschmacktem Theil zu nehmen, etwas Albernes leidlich, wohl gar interessant zu finden und so die jugendlichen Eindrücke, welche nie verlöschen, denen wir eine gewisse Anhänglichkeit nie entziehen können, von einer falschen Seite zu empfangen."

„Wie kommen Sie aufs Puppenspiel?" fiel ihm Wilhelm mit einiger Bestürzung ein.

„Es war nur ein unwillkürliches Beispiel; wenn es Ihnen nicht gefällt, so nehmen wir ein anderes. Gesetzt, das Schicksal hätte Einen zu einem großen Maler bestimmt, und dem Zufall beliebte es, seine Jugend in schmutzige Hütten, Ställe und Scheunen zu verstoßen; glauben Sie, daß ein solcher Mann sich jemals zur Reinlichkeit, zum Adel, zur Freiheit der Seele erheben werde? Mit je lebhafterm Sinn er das Unreine in seiner Jugend angefaßt und nach seiner Art veredelt hat, desto gewaltsamer wird es sich in der Folge seines Lebens an ihm rächen, indem es sich, inzwischen daß er es zu überwinden suchte, mit ihm aufs Innigste verbunden hat. Wer früh in schlechter, unbedeutender Gesellschaft gelebt hat, wird sich, wenn er auch später eine bessere haben kann, immer nach jener zurücksehnen, deren Eindruck ihm zugleich mit der Erinnerung jugendlicher, nur selten zu wiederholender Freuden geblieben ist."

Man kann denken, daß unter diesem Gespräch sich nach und nach die übrige Gesellschaft entfernt hatte. Besonders war Philine gleich vom Anfang auf die Seite getreten. Man kam durch einen Seitenweg zu ihnen zurück. Philine brachte die Pfänder hervor, welche auf allerlei Weise gelöst werden mußten, wobei der Fremde sich durch die artigsten Erfindungen und durch eine ungezwungene Theilnahme der ganzen Gesellschaft und besonders den Frauenzimmern sehr empfahl; und so flossen die Stunden des Tages unter Scherzen, Singen, Küssen und allerlei Neckereien auf das Angenehmste vorbei.

Zehntes Capitel.

Als sie sich wieder nach Hause begeben wollten, sahen sie sich nach ihrem Geistlichen um; allein er war verschwunden und an keinem Orte zu finden.

„Es iſt nicht artig von dem Manne, der ſonſt viel Lebensart zu haben ſcheint", ſagte Madame Melina, „eine Geſellſchaft, die ihn ſo freundlich aufgenommen, ohne Abſchied zu verlaſſen."

„Ich habe mich die ganze Zeit her ſchon beſonnen", ſagte Laertes, „wo ich dieſen ſonderbaren Mann ſchon ehemals möchte geſehen haben. Ich war eben im Begriff, ihn beim Abſchiede darüber zu befragen."

„Mir ging es eben ſo", verſetzte Wilhelm, „und ich hätte ihn gewiß nicht entlaſſen, bis er uns etwas Näheres von ſeinen Umſtänden entdeckt hätte. Ich müßte mich ſehr irren, wenn ich ihn nicht ſchon irgendwo geſprochen hätte."

„Und doch könntet ihr euch", ſagte Philine, „darin wirklich irren. Dieſer Mann hat eigentlich nur das falſche Anſehen eines Bekannten, weil er ausſieht wie ein Menſch, und nicht wie Hans oder Kunz."

„Was ſoll das heißen?" ſagte Laertes, „ſehen wir nicht auch aus wie Menſchen?"

„Ich weiß, was ich ſage", verſetzte Philine, „und wenn ihr mich nicht begreift, ſo laßt's gut ſein. Ich werde nicht am Ende noch gar meine Worte auslegen ſollen."

Zwei Kutſchen fuhren vor. Man lobte die Sorgfalt des Laertes, der ſie beſtellt hatte. Philine nahm neben Madame Melina, Wilhelmen gegenüber, Platz, und die Uebrigen richteten ſich ein, ſo gut ſie konnten. Laertes ſelbſt ritt auf Wilhelms Pferde, das auch mit herausgekommen war, nach der Stadt zurück.

Philine ſaß kaum in dem Wagen, als ſie artige Lieder zu ſingen und das Geſpräch auf Geſchichten zu lenken wußte, von denen ſie behauptete, daß ſie mit Glück dramatiſch behandelt werden könnten. Durch dieſe kluge Wendung hatte ſie gar bald ihren jungen Freund in ſeine beſte Laune geſetzt, und er componirte aus dem Reichthum ſeines lebendigen Bildervorraths ſogleich ein ganzes Schauſpiel mit allen ſeinen Acten, Scenen, Charakteren und Verwicklungen. Man fand für gut, einige Arien und Geſänge einzuflechten; man dichtete ſie, und Philine, die in Alles einging, paßte ihnen gleich bekannte Melodien an und ſang ſie aus dem Stegreife. Sie hatte eben heute ihren ſchönen, ſehr ſchönen Tag; ſie wußte mit allerlei Neckereien unſern Freund zu beleben; es ward ihm wohl, wie es ihm lange nicht geweſen war.

Seitdem ihn jene grauſame Entdeckung von der Seite Marianens geriſſen hatte, war er dem Gelübde treu geblieben, ſich vor der zuſammenſchlagenden Falle einer weiblichen Umarmung zu hüten, das treuloſe Geſchlecht zu meiden, ſeine Schmerzen, ſeine Neigung, ſeine ſüßen Wünſche in ſeinem Buſen zu verſchließen. Die Gewiſſenhaftigkeit, womit er dieſes Gelübde beobachtete, gab ſeinem ganzen Weſen eine geheime Nahrung, und da ſein Herz nicht ohne Theilnehmung bleiben konnte, ſo ward eine liebevolle Mittheilung nun zum Bedürfniſſe. Er ging wieder wie von dem erſten Jugendnebel begleitet umher, ſeine Augen faßten jeden reizenden Gegenſtand mit Freuden auf, und nie war ſein Urtheil über eine liebenswürdige Geſtalt ſchonender geweſen. Wie gefährlich ihm in einer ſolchen Lage das verwegene Mädchen werden mußte, läßt ſich leider nur zu gut einſehen.

Zu Hauſe fanden ſie auf Wilhelms Zimmer ſchon Alles zum Empfange bereit, die Stühle zu einer Vorleſung zurecht geſtellt und den Tiſch in die Mitte geſetzt, auf welchem der Punſchnapf ſeinen Platz nehmen ſollte.

Die deutſchen Ritterſtücke waren damals eben neu und hatten die Aufmerkſamkeit und Neigung des Publikums an ſich gezogen. Der alte Polterer hatte eines dieſer Art mitgebracht, und die Vorleſung war beſchloſſen worden. Man ſetzte ſich nieder. Wilhelm bemächtigte ſich des Exemplars und fing zu leſen an.

Die geharniſchten Ritter, die alten Burgen, die Treuherzigkeit, Rechtlichkeit und Redlichkeit, beſonders aber die Unabhängigkeit der handelnden Perſonen wurden mit großem Beifall aufgenommen. Der Vorleſer that ſein Möglichſtes, und die Geſellſchaft kam außer ſich. Zwiſchen dem zweiten und dritten Act kam der Punſch in einem großen Napfe; und da in dem Stücke ſelbſt ſehr viel getrunken und angeſtoßen wurde, ſo war nichts natürlicher, als daß die Geſellſchaft bei jedem ſolchen Falle ſich lebhaft an den Platz der Helden verſetzte, gleichfalls anklingte und die Günſtlinge unter den handelnden Perſonen hoch leben ließ.

Jedermann war von dem Feuer des edelſten Nationalgeiſtes entzündet. Wie ſehr gefiel es dieſer deutſchen Geſellſchaft, ſich, ihrem Charakter gemäß, auf eigenem Grund und Boden poetiſch zu ergetzen! Beſonders thaten die Gewölbe und Keller, die verfallenen Schlöſſer,

das Moos und die hohlen Bäume, über Alles aber die nächtlichen Zigeunerſcenen und das heimliche Gericht eine ganz unglaubliche Wirkung. Jeder Schauſpieler ſah nun, wie er bald in Helm und Harniſch, jede Schauſpielerin, wie ſie mit einem großen ſtehenden Kragen ihre Deutſchheit vor dem Publikum produciren werde. Jeder wollte ſich ſogleich einen Namen aus dem Stücke oder aus der deutſchen Geſchichte zueignen, und Madame Melina betheuerte, Sohn oder Tochter, wozu ſie Hoffnung hatte, nicht anders als Adelbert oder Mathilde taufen zu laſſen. [1])

Gegen den fünften Act ward der Beifall lärmender und lauter, ja zuletzt, als der Held wirklich ſeinem Unterdrücker entging, und der Tyrann geſtraft wurde, war das Entzücken ſo groß, daß man ſchwur, man habe nie ſo glückliche Stunden gehabt. Melina, den der Trank begeiſtert hatte, war der lauteſte, und da der zweite Punſchnapf geleert war, und Mitternacht herannahte, ſchwur Laertes hoch und theuer, es ſei kein Menſch würdig, an dieſe Gläſer jemals wieder eine Lippe zu ſetzen, und warf mit dieſer Betheurung ſein Glas hinter ſich und durch die Scheiben auf die Gaſſe hinaus. Die Uebrigen folgten ſeinem Beiſpiele, und ungeachtet der Proteſtationen des herbeieilenden Wirthes wurde der Punſchnapf ſelbſt, der nach einem ſolchen Feſte durch unheiliges Getränk nicht wieder entweiht werden ſollte, in tauſend Stücke geſchlagen. Philine, der man ihren Rauſch am wenigſten anſah, indeß die beiden Mädchen nicht in den anſtändigſten Stellungen auf dem Canapé lagen, reizte die Andern mit Schadenfreude zum Lärm. Madame Melina recitirte einige erhabene Gedichte, und ihr Mann, der im Rauſche nicht ſehr liebenswürdig war, fing an, auf die ſchlechte Bereitung des Punſches zu ſchelten, verſicherte, daß er ein Feſt ganz anders einzurichten ver-

---

1) Das vorgeleſene Stück deutet in ſeiner Tendenz wie in ſeinen Einzelheiten nur allgemein auf eins der vielen Ritterſtücke hin, welche durch Goethe's „Götz von Berlichingen" in die Mode gekommen waren. Ein beſtimmtes Drama aus jener Zeit ſcheint den Andeutungen nicht zu Grunde zu liegen. „Adelbert" ſoll offenbar der Name des befreienden Titelhelden, „Mathilde" der ſeiner Gemahlin oder Geliebten ſein. Vielleicht iſt unter dem Inhalt des Stückes der Unabhängigkeitskampf Adelbert's vom Babenberge gegen den argliſtigen Biſchof Hatto, die ſogenannte „Babenberger Fehde", gemeint. „Die nächtlichen Zigeunerſcenen" und „das heimliche Gericht" ſind unmittelbare Nachahmungen der ähnlichen Scenen im „Götz", wie ſie in jenen Stücken häufig vorkamen.

ſtehe, und ward zuletzt, als Laertes Stillſchweigen gebot, immer gröber und lauter, ſo daß Dieſer, ohne ſich lange zu bedenken, ihm die Scherben des Napfes an den Kopf warf und dadurch den Lärm nicht wenig vermehrte.

Indeſſen war die Schaarwache herbeigekommen und verlangte, ins Haus eingelaſſen zu werden. Wilhelm, vom Leſen ſehr erhitzt, ob er gleich nur wenig getrunken, hatte genug zu thun, um mit Beihülfe des Wirths die Leute durch Geld und gute Worte zu befriedigen und die Glieder der Geſellſchaft in ihren mißlichen Umſtänden nach Hauſe zu ſchaffen. Er warf ſich, als er zurück kam, vom Schlafe überwältigt, voller Unmuth, unausgekleidet aufs Bette, und nichts glich der unangenehmen Empfindung, als er des andern Morgens die Augen aufſchlug und mit düſterm Blick auf die Verwüſtungen des vergangenen Tages, den Unrath und die böſen Wirkungen hinſah, die ein geiſtreiches, lebhaftes und wohlgemeintes Dichterwerk hervorgebracht hatte.

Elftes Capitel.

Nach einem kurzen Bedenken rief er ſogleich den Wirth herbei und ließ ſowohl den Schaden als die Zeche auf ſeine Rechnung ſchreiben. Zugleich vernahm er nicht ohne Verdruß, daß ſein Pferd von Laertes geſtern bei dem Hereinreiten dergeſtalt angegriffen worden, daß es wahrſcheinlich, wie man zu ſagen pflegt, verſchlagen [1]) habe, und daß der Schmied wenig Hoffnung zu ſeinem Aufkommen gebe.

Ein Gruß von Philinen, den ſie ihm aus ihrem Fenſter zuwinkte, verſetzte ihn dagegen wieder in einen heitern Zuſtand, und er ging ſogleich in den nächſten Laden, um ihr ein kleines Geſchenk, das er ihr gegen das Pudermeſſer noch ſchuldig war, zu kaufen, und wir müſſen bekennen, er hielt ſich nicht in den Grenzen eines proportionirten Gegengeſchenks. Er kaufte ihr nicht allein ein Paar ſehr niedliche Ohrringe, ſondern nahm dazu noch einen Hut und

1) Ein Pferd hat „verſchlagen", wenn es in Folge unterdrückter Ausdünſtung von Gliederſteifheit befallen iſt.

Halstuch, und einige andere Kleinigkeiten, die er ſie den erſten Tag hatte verſchwenderiſch wegwerfen ſehen.

Madame Melina, die ihn eben, als er ſeine Gaben überreichte, zu beobachten kam, ſuchte noch vor Tiſche eine Gelegenheit, ihn ſehr ernſtlich über die Empfindung für dieſes Mädchen zur Rede zu ſetzen; und er war um ſo erſtaunter, als er nichts weniger denn dieſe Vorwürfe zu verdienen glaubte. Er ſchwur hoch und theuer, daß es ihm keineswegs eingefallen ſei, ſich an dieſe Perſon, deren ganzen Wandel er wohl kenne, zu wenden; er entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte, über ſein freundliches und artiges Betragen gegen ſie, befriedigte aber Madame Melina auf keine Weiſe; vielmehr ward Dieſe immer verdrießlicher, da ſie bemerken mußte, daß die Schmeichelei, wodurch ſie ſich eine Art von Neigung unſres Freundes erworben hatte, nicht hinreiche, dieſen Beſitz gegen die Angriffe einer lebhaften, jüngern und glücklicher begabten Natur zu vertheidigen.

Ihren Mann fanden ſie gleichfalls, da ſie zu Tiſche kamen, bei ſehr üblem Humor, und er fing ſchon an, ihn über Kleinigkeiten auszulaſſen, als der Wirth hereintrat und einen Harfenſpieler anmeldete. „Sie werden", ſagte er, „gewiß Vergnügen an der Muſik und an den Geſängen dieſes Mannes finden; es kann ſich Niemand, der ihn hört, enthalten, ihn zu bewundern und ihm etwas Weniges mitzutheilen."

„Laſſen Sie ihn weg!" verſetzte Melina, „ich bin nichts weniger als geſtimmt, einen Leiermann zu hören, und wir haben allenfalls Sänger unter uns, die gern etwas verdienten." Er begleitete dieſe Worte mit einem tückiſchen Seitenblicke, den er auf Philinen warf. Sie verſtand ihn und war gleich bereit, zu ſeinem Verdruß, den angemeldeten Sänger zu beſchützen. Sie wendete ſich zu Wilhelmen und ſagte: „Sollen wir den Mann nicht hören, ſollen wir nichts thun, um uns aus der erbärmlichen Langenweile zu retten?"

Melina wollte ihr antworten, und der Streit wäre lebhafter geworden, wenn nicht Wilhelm den im Augenblick hereintretenden Mann begrüßt und ihn herbeigewinkt hätte.

Die Geſtalt dieſes ſeltſamen Gaſtes ſetzte die ganze Geſellſchaft in Erſtaunen, und er hatte ſchon von einem Stuhle Beſitz genommen, ehe Jemand ihn zu fragen oder ſonſt etwas vorzubringen das Herz

hatte. Sein kahler Scheitel war von wenig grauen Haaren umkränzt, große blaue Augen blickten ſanft unter langen weißen Augenbraunen hervor. An eine wohlgebildete Naſe ſchloß ſich ein langer weißer Bart an, ohne die gefällige Lippe zu bedecken, und ein langes dunkelbraunes Gewand umhüllte den ſchlanken Körper vom Halſe bis zu den Füßen; und ſo fing er auf der Harfe, die er vor ſich genommen hatte, zu präludiren an.

Die angenehmen Töne, die er aus dem Inſtrumente hervorlockte, erheiterten gar bald die Geſellſchaft.

„Ihr pflegt auch zu ſingen, guter Alter", ſagte Philine.

„Gebt uns etwas, das Herz und Geiſt zugleich mit den Sinnen ergetze", ſagte Wilhelm. „Das Inſtrument ſollte nur die Stimme begleiten; denn Melodien, Gänge und Läufe ohne Worte und Sinn ſcheinen mir Schmetterlingen oder ſchönen bunten Vögeln ähnlich zu ſein, die in der Luft vor unſern Augen herumſchweben, die wir allenfalls haſchen und uns zueignen möchten; da ſich der Geſang dagegen wie ein Genius gen Himmel hebt und das beſſere Ich in uns ihn zu begleiten anreizt."

Der Alte ſah Wilhelmen an, alsdann in die Höhe, that einige Griffe auf der Harfe und begann ſein Lied. Es enthielt ein Lob auf den Geſang, pries das Glück der Sänger und ermahnte die Menſchen, ſie zu ehren. Er trug das Lied mit ſo viel Leben und Wahrheit vor, daß es ſchien, als hätte er es in dieſem Augenblicke und bei dieſem Anlaſſe gedichtet. Wilhelm enthielt ſich kaum, ihm um den Hals zu fallen; nur die Furcht, ein lautes Gelächter zu erregen, zog ihn auf ſeinen Stuhl zurück; denn die Uebrigen machten ſchon halblaut einige alberne Anmerkungen und ſtritten, ob es ein Pfaffe oder ein Jude ſei.

Als man nach dem Verfaſſer des Liedes fragte, gab er keine beſtimmte Antwort; nur verſicherte er, daß er reich an Geſängen ſei, und wünſche nur, daß ſie gefallen möchten. Der größte Theil der Geſellſchaft war fröhlich und freudig, ja ſelbſt Melina nach ſeiner Art offen geworden, und indem man unter einander ſchwatzte und ſcherzte, fing der Alte das Lob des geſelligen Lebens auf das Geiſtreichſte zu ſingen an. Er pries Einigkeit und Gefälligkeit mit einſchmeichelnden Tönen. Auf einmal ward ſein Geſang trocken, rauh und verworren, als er gehäſſige Verſchloſſenheit, kurzſinnige Feind-

ſchaft und gefährlichen Zwieſpalt bedauerte, und gern warf jede Seele dieſe unbequemen Feſſeln ab, als er, auf den Fittigen einer vordringenden Melodie getragen, die Friedensſtifter pries und das Glück der Seelen, die ſich wiederfinden, ſang.

Kaum hatte er geendigt, als ihm Wilhelm zurief: „Wer du auch ſeiſt, der du, als ein hülfreicher Schutzgeiſt, mit einer ſegnenden und belebenden Stimme zu uns kommſt, nimm meine Verehrung und meinen Dank! fühle, daß wir Alle dich bewundern, und vertrau' uns, wenn du etwas bedarfſt!“

Der Alte ſchwieg, ließ erſt ſeine Finger über die Saiten ſchleichen, dann griff er ſie ſtärker an, und ſang:

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laßt den Geſang zu unſerm Ohr
Im Saale widerhallen!“
Der König ſprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Bring' ihn herein, den Alten!“

„Gegrüßet ſeid, ihr hohen Herrn,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergetzen.“

Der Sänger drückt' die Augen ein
Und ſchlug die vollen Töne;
Der Ritter ſchaute muthig drein,
Und in den Schooß die Schöne.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für ſein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

„Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,

Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern.
Gieb ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

„Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß einen Trunk des beſten Weins
In reinem Glaſe bringen."

Er ſetzt' es an, er trank es aus:
„O Trank der ſüßen Labe!
O dreimal hoch beglücktes Haus,
Wo das iſt kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, ſo denkt an mich
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk euch danke." [1])

Da der Sänger nach geendigtem Liede ein Glas Wein, das für ihn eingeſchenkt daſtand, ergriff und es mit freundlicher Miene, ſich gegen ſeine Wohlthäter wendend, austrank, entſtand eine allgemeine Freude in der Verſammlung. Man klatſchte und rief ihm zu, es möge dieſes Glas zu ſeiner Geſundheit, zur Stärkung ſeiner alten Glieder gereichen. Er ſang noch einige Romanzen, und erregte immer mehr Munterkeit in der Geſellſchaft.

„Kennſt du die Melodie, Alter", rief Philine: „‚Der Schäfer putzte ſich zum Tanz'?" [2])

„O ja", verſetzte er; „wenn Sie das Lied ſingen und aufführen wollen, an mir ſoll es nicht fehlen."

---

1) In Goethe's Gedichten zeigt der Text dieſes Liedes geringe Abweichungen. — 2) Vgl. Fauſt I, Spaziergang, wo das Lied von den Bauern unter der Linde geſungen wird. In dem bei der Herausgabe des Wilhelm Meiſter bereits erſchienenen Fragment des Fauſt war es noch nicht enthalten.

Philine ſtand auf und hielt ſich fertig. Der Alte begann die Melodie, und ſie ſang ein Lied, das wir unſern Leſern nicht mittheilen können, weil ſie es vielleicht abgeſchmackt oder wohl gar unanſtändig finden könnten.

Inzwiſchen hatte die Geſellſchaft, die immer heiterer geworden war, noch manche Flaſche Wein ausgetrunken und fing an, ſehr laut zu werden. Da aber unſerm Freunde die böſen Folgen ihrer Luſt noch in friſchem Andenken ſchwebten, ſuchte er abzubrechen, ſteckte dem Alten für ſeine Bemühung eine reichliche Belohnung in die Hand, die Andern thaten auch etwas, man ließ ihn abtreten und ruhen und verſprach ſich auf den Abend eine wiederholte Freude von ſeiner Geſchicklichkeit.

Als er hinweg war, ſagte Wilhelm zu Philinen: „Ich kann zwar in Ihrem Leibgeſange weder ein dichteriſches noch ſittliches Verdienſt finden; doch wenn Sie mit eben der Naivität, Eigenheit und Zierlichkeit etwas Schickliches auf dem Theater jemals ausführen, ſo wird Ihnen lebhafter Beifall gewiß zu Theil werden.“

„Ja“, ſagte Philine, „es müßte eine recht angenehme Empfindung ſein, ſich am Eiſe zu wärmen.“ [1])

„Ueberhaupt“, ſagte Wilhelm, „wie ſehr beſchämt dieſer Mann manchen Schauſpieler! Haben Sie bemerkt, wie richtig der dramatiſche Ausdruck ſeiner Romanzen war? Gewiß, es lebte mehr Darſtellung in ſeinem Geſang, als in unſern ſteifen Perſonen auf der Bühne; man ſollte die Aufführung mancher Stücke eher für eine Erzählung halten und dieſen muſikaliſchen Erzählungen eine ſinnliche Gegenwart zuſchreiben.“

„Sie ſind ungerecht!“ verſetzte Laertes. „Ich gebe mich weder für einen großen Schauſpieler noch Sänger; aber das weiß ich, daß, wenn die Muſik die Bewegungen des Körpers leitet, ihnen Leben giebt und ihnen zugleich das Maß vorſchreibt; wenn Declamation und Ausdruck ſchon von dem Compoſiteur auf mich übertragen werden: ſo bin ich ein ganz anderer Menſch, als wenn ich im proſaiſchen Drama das Alles erſt erſchaffen und Tact und Declamation mir erſt erfinden ſoll, worin mich noch dazu jeder Mitſpielende ſtören kann.“

---

1) In dem kühlen „Schicklichen“ eine warme Anregung zu ſuchen.

„So viel weiß ich", ſagte Melina, „daß uns dieſer Mann in Einem Punkte gewiß beſchämt, und zwar in einem Hauptpunkte. Die Stärke ſeiner Talente zeigt ſich in dem Nutzen, den er davon zieht. Uns, die wir vielleicht bald in Verlegenheit ſein werden, wo wir eine Mahlzeit hernehmen, bewegt er, unſre Mahlzeit mit ihm zu theilen. Er weiß uns das Geld, das wir anwenden könnten, um uns in einige Verfaſſung zu ſetzen, durch ein Liedchen aus der Taſche zu locken. Es ſcheint ſo angenehm zu ſein, das Geld zu verſchleudern, womit man ſich und Andern eine Exiſtenz verſchaffen könnte."

Das Geſpräch bekam durch dieſe Bemerkung nicht die angenehmſte Wendung. Wilhelm, auf den der Vorwurf eigentlich gerichtet war, antwortete mit einiger Leidenſchaft, und Melina, der ſich eben nicht der größten Feinheit befliß, brachte zuletzt ſeine Beſchwerden mit ziemlich trockenen Worten vor. „Es ſind nun ſchon vierzehn Tage", ſagte er, „daß wir das hier verpfändete Theater und die Garderobe beſehen haben, und Beides konnten wir für eine ſehr leidliche Summe haben. Sie machten mir damals Hoffnung, daß Sie mir ſo viel creditiren würden, und bis jetzt habe ich noch nicht geſehen, daß Sie die Sache weiter bedacht oder ſich einem Entſchluß genähert hätten. Griffen Sie damals zu, ſo wären wir jetzt im Gange. Ihre Abſicht zu verreiſen haben Sie auch noch nicht ausgeführt, und Geld ſcheinen Sie mir dieſe Zeit über auch nicht geſpart zu haben; wenigſtens giebt es Perſonen, die immer Gelegenheit zu verſchaffen wiſſen, daß es geſchwinder weggehe."

Dieſer nicht ganz ungerechte Vorwurf traf unſern Freund. Er verſetzte Einiges darauf mit Lebhaftigkeit, ja mit Heftigkeit, und ergriff, da die Geſellſchaft aufſtand und ſich zerſtreute, die Thüre, indem er nicht undeutlich zu erkennen gab, daß er ſich nicht lange mehr bei ſo unfreundlichen und undankbaren Menſchen aufhalten wolle. Er eilte verdrießlich hinunter, ſich auf eine ſteinerne Bank zu ſetzen, die vor dem Thore ſeines Gaſthofs ſtand, und bemerkte nicht, daß er, halb aus Luſt, halb aus Verdruß, mehr als gewöhnlich getrunken hatte.

Zwölftes Capitel.

Nach einer kurzen Zeit, die er, beunruhigt von mancherlei Gedanken, ſitzend und vor ſich hinſehend zugebracht hatte, ſchlenderte Philine ſingend zur Hausthüre heraus, ſetzte ſich zu ihm, ja, man dürfte beinahe ſagen, auf ihn, ſo nahe rückte ſie an ihn heran, lehnte ſich auf ſeine Schultern, ſpielte mit ſeinen Locken, ſtreichelte ihn und gab ihm die beſten Worte von der Welt. Sie bat ihn, er möchte ja bleiben und ſie nicht in der Geſellſchaft allein laſſen, in der ſie vor Langerweile ſterben müßte; ſie könne nicht mehr mit Melina unter Einem Dache ausdauern und habe ſich deswegen herüber quartiert.

Vergebens ſuchte er ſie abzuweiſen, ihr begreiflich zu machen, daß er länger weder bleiben könne noch dürfe. Sie ließ mit Bitten nicht ab, ja, unvermuthet ſchlang ſie ihren Arm um ſeinen Hals und küßte ihn mit dem lebhafteſten Ausdrucke des Verlangens.

„Sind Sie toll, Philine?“ rief Wilhelm aus, indem er ſich loszumachen ſuchte. „Die öffentliche Straße zum Zeugen ſolcher Liebkoſungen zu machen, die ich auf keine Weiſe verdiene! Laſſen Sie mich los! ich kann nicht und ich werde nicht bleiben.“

„Und ich werde dich feſt halten“, ſagte ſie, „und ich werde dich hier auf öffentlicher Gaſſe ſo lange küſſen, bis du mir verſprichſt, was ich wünſche. Ich lache mich zu Tode“, fuhr ſie fort; „nach dieſer Vertraulichkeit halten mich die Leute gewiß für deine Frau von vier Wochen, und die Ehemänner, die eine ſo anmuthige Scene ſehen, werden mich ihren Weibern als ein Muſter einer kindlich unbefangenen Zärtlichkeit anpreiſen.“

Eben gingen einige Leute vorbei, und ſie liebkoſte ihn auf das Anmuthigſte, und er, um kein Skandal zu geben, war gezwungen, die Rolle des geduldigen Ehemannes zu ſpielen. Dann ſchnitt ſie den Leuten Geſichter im Rücken und trieb voll Uebermuth allerhand Ungezogenheiten, bis er zuletzt verſprechen mußte, noch heute und morgen und übermorgen zu bleiben.

„Sie ſind ein rechter Stock!“ ſagte ſie darauf, indem ſie von ihm abließ, „und ich eine Thörin, daß ich ſo viel Freundlichkeit an Sie verſchwende.“ Sie ſtand verdrießlich auf und ging einige Schritte; dann kehrte ſie lachend zurück, und rief: „Ich glaube eben,

daß ich darum in dich vernarrt bin; ich will nur gehen und meinen Strickſtrumpf holen, daß ich etwas zu thun habe. Bleibe ja, damit ich den ſteinernen Mann auf der ſteinernen Bank wieder finde.“

Diesmal that ſie ihm Unrecht; denn ſo ſehr er ſich von ihr zu enthalten ſtrebte, ſo würde er doch in dieſem Augenblicke, hätte er ſich mit ihr in einer einſamen Laube befunden, ihre Liebkoſungen wahrſcheinlich nicht unerwidert gelaſſen haben.

Sie ging, nachdem ſie ihm einen leichtfertigen Blick zugeworfen, in das Haus. Er hatte keinen Beruf, ihr zu folgen, vielmehr hatte ihr Betragen einen neuen Widerwillen in ihm erregt; doch hob er ſich, ohne ſelbſt recht zu wiſſen warum, von der Bank, um ihr nachzugehen.

Er war eben im Begriff, in die Thüre zu treten, als Melina herbeikam, ihn beſcheiden anredete und ihn wegen einiger im Wortwechſel zu hart ausgeſprochenen Ausdrücke um Verzeihung bat. „Sie nehmen mir nicht übel“, fuhr er fort, „wenn ich in dem Zuſtande, in dem ich mich befinde, mich vielleicht zu ängſtlich bezeige; aber die Sorge für eine Frau, vielleicht bald für ein Kind, verhindert mich, von einem Tag zum andern ruhig zu leben und meine Zeit mit dem Genuß angenehmer Empfindungen hinzubringen, wie Ihnen noch erlaubt iſt. Ueberdenken Sie, und wenn es Ihnen möglich iſt, ſo ſetzen Sie mich in den Beſitz der theatraliſchen Geräthſchaften, die ſich hier vorfinden. Ich werde nicht lange Ihr Schuldner und Ihnen dafür ewig dankbar bleiben.“

Wilhelm, der ſich ungern auf der Schwelle aufgehalten ſah, über die ihn eine unwiderſtehliche Neigung in dieſem Augenblicke zu Philinen hinüberzog, ſagte mit einer überraſchten Zerſtreuung und eilfertigen Gutmüthigkeit: „Wenn ich Sie dadurch glücklich und zufrieden machen kann, ſo will ich mich nicht länger bedenken. Gehn Sie hin, machen Sie Alles richtig! Ich bin bereit, noch dieſen Abend oder morgen früh das Geld zu zahlen.“ Er gab hierauf Melina'n die Hand zur Beſtätigung ſeines Verſprechens und war ſehr zufrieden, als er ihn eilig über die Straße weggehen ſah; leider aber wurde er von ſeinem Eindringen ins Haus zum zweiten Mal und auf eine unangenehmere Weiſe zurück gehalten.

Ein junger Menſch mit einem Bündel auf dem Rücken kam eilig die Straße her und trat zu Wilhelmen, der ihn gleich für Friedrichen erkannte.

„Da bin ich wieder!“ rief er aus, indem er ſeine großen blauen Augen freudig umher und hinauf an alle Fenſter gehen ließ; „wo iſt Mamſell? Der Henker mag es länger in der Welt aushalten, ohne ſie zu ſehen!“

Der Wirth, der eben dazu getreten war, verſetzte: „Sie iſt oben“, und mit wenigen Sprüngen war er die Treppe hinauf, und Wilhelm blieb auf der Schwelle wie eingewurzelt ſtehen. Er hätte in den erſten Augenblicken den Jungen bei den Haaren rückwärts die Treppe herunterreißen mögen; dann hemmte der heftige Krampf einer gewaltſamen Eiferſucht auf einmal den Lauf ſeiner Lebensgeiſter und ſeiner Ideen, und da er ſich nach und nach von ſeiner Erſtarrung erholte, überfiel ihn eine Unruhe, ein Unbehagen, dergleichen er in ſeinem Leben noch nicht empfunden hatte.

Er ging auf ſeine Stube und fand Mignon mit Schreiben beſchäftigt. Das Kind hatte ſich eine Zeit her mit großem Fleiße bemüht, Alles, was es auswendig wußte, zu ſchreiben, und hatte ſeinem Herrn und Freund das Geſchriebene zu corrigiren gegeben. Sie war unermüdet und faßte gut; aber die Buchſtaben blieben ungleich und die Linien krumm. Auch hier ſchien ihr Körper dem Geiſte zu widerſprechen. Wilhelm, dem die Aufmerkſamkeit des Kindes, wenn er ruhigen Sinnes war, große Freude machte, achtete diesmal wenig auf das, was ſie ihm zeigte; ſie fühlte es und betrübte ſich darüber nur deſto mehr, als ſie glaubte, diesmal ihre Sache recht gut gemacht zu haben.

Wilhelms Unruhe trieb ihn auf den Gängen des Hauſes auf und ab und bald wieder an die Hausthüre. Ein Reiter ſprengte vor, der ein gutes Anſehn hatte, und der bei geſetzten Jahren noch viel Munterkeit verrieth. Der Wirth eilte ihm entgegen, reichte ihm als einem bekannten Freunde die Hand und rief: „Ei, Herr Stallmeiſter, ſieht man Sie auch einmal wieder?“

„Ich will nur hier füttern“, verſetzte der Fremde; „ich muß hinüber auf das Gut, um in der Geſchwindigkeit Allerlei einrichten zu laſſen. Der Graf kommt morgen mit ſeiner Gemahlin; ſie werden ſich eine Zeit lang drüben aufhalten, um den Prinzen von *** auf das Beſte zu bewirthen, der in dieſer Gegend wahrſcheinlich ſein Hauptquartier aufſchlägt.“

„Es iſt Schade, daß Sie nicht bei uns bleiben können“, verſetzte

der Wirth; „wir haben gute Gesellschaft.“ Der Reitknecht, der nachsprengte, nahm dem Stallmeister das Pferd ab, der sich unter der Thüre mit dem Wirth unterhielt und Wilhelmen von der Seite ansah.

Dieser, da er merkte, daß von ihm die Rede sei, begab sich weg und ging einige Straßen auf und ab.

Dreizehntes Capitel.

In der verdrießlichen Unruhe, in der er sich befand, fiel ihm ein, den Alten aufzusuchen, durch dessen Harfe er die bösen Geister zu verscheuchen hoffte. Man wies ihn, als er nach dem Manne fragte, an ein schlechtes Wirthshaus in einem entfernten Winkel des Städtchens und in demselben die Treppe hinauf bis auf den Boden, wo ihm der süße Harfenklang aus einer Kammer entgegenschallte. Es waren herzrührende, klagende Töne, von einem traurigen, ängstlichen Gesange begleitet. Wilhelm schlich an die Thüre, und da der gute Alte eine Art von Phantasie vortrug und wenige Strophen theils singend theils recitirend immer wiederholte, konnte der Horcher, nach einer kurzen Aufmerksamkeit, ungefähr Folgendes verstehen:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Die wehmüthige, herzliche Klage drang tief in die Seele des Hörers. Es schien ihm, als ob der Alte manchmal von Thränen gehindert würde, fortzufahren: dann klangen die Saiten allein, bis sich wieder die Stimme leise in gebrochenen Lauten darein mischte. Wilhelm stand an dem Pfosten; seine Seele war tief gerührt, die Trauer des Unbekannten schloß sein beklommenes Herz auf; er widerstand nicht dem Mitgefühl und konnte und wollte die Thränen nicht

zurückhalten, die des Alten herzliche Klage endlich auch aus seinen Augen hervorlockte. Alle Schmerzen, die seine Seele drückten, lösten sich zu gleicher Zeit auf; er überließ sich ihnen ganz, stieß die Kammerthüre auf und stand vor dem Alten, der ein schlechtes Bette, den einzigen Hausrath dieser armseligen Wohnung, zu seinem Sitze zu nehmen genöthigt gewesen.

„Was hast du mir für Empfindungen rege gemacht, guter Alter!“ rief er aus. „Alles, was in meinem Herzen stockte, hast du losgelöst; laß dich nicht stören, sondern fahre fort, indem du deine Leiden linderst, einen Freund glücklich zu machen.“ Der Alte wollte aufstehen und etwas reden, Wilhelm verhinderte ihn daran; denn er hatte zu Mittage bemerkt, daß der Mann ungern sprach; er setzte sich vielmehr zu ihm auf den Strohsack nieder.

Der Alte trocknete seine Thränen und fragte mit einem freundlichen Lächeln: „Wie kommen Sie hierher? Ich wollte Ihnen diesen Abend wieder aufwarten.“

„Wir sind hier ruhiger“, versetzte Wilhelm: „singe mir, was du willst, was zu deiner Lage paßt, und thue nur, als ob ich gar nicht hier wäre. Es scheint mir, als ob du heute nicht irren könntest. Ich finde dich sehr glücklich, daß du dich in der Einsamkeit so angenehm beschäftigen und unterhalten kannst und, da du überall ein Fremdling bist, in deinem Herzen die angenehmste Bekanntschaft findest.“

Der Alte blickte auf seine Saiten, und nachdem er sanft präludirt, stimmte er an und sang:

Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
Ach! der ist bald allein;
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.
Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einsam sein,
Dann bin ich nicht allein.

Es schleicht ein Liebender lauschend sacht,
Ob seine Freundin allein.

So überſchleicht bei Tag und Nacht
Mich Einſamen die Pein,
Mich Einſamen die Qual.
Ach, werd' ich erſt einmal
Einſam im Grabe ſein,
Da läßt ſie mich allein!

Wir würden zu weitläufig werden, und doch die Anmuth der ſeltſamen Unterredung nicht ausdrücken können, die unſer Freund mit dem abenteuerlichen Fremden hielt. Auf Alles, was der Jüngling zu ihm ſagte, antwortete der Alte mit der reinſten Uebereinſtimmung durch Anklänge, die alle verwandten Empfindungen rege machten und der Einbildungskraft ein weites Feld eröffneten.

Wer einer Verſammlung frommer Menſchen, die ſich, abgeſondert von der Kirche, reiner, herzlicher und geiſtreicher zu erbauen glaubten, beigewohnt hat, wird ſich auch einen Begriff von der gegenwärtigen Scene machen können; er wird ſich erinnern, wie der Liturg ſeinen Worten den Vers eines Geſanges anzupaſſen weiß, der die Seele dahin erhebt, wohin der Redner wünſcht, daß ſie ihren Flug nehmen möge, wie bald darauf ein Anderer aus der Gemeinde in einer andern Melodie den Vers eines andern Liedes hinzufügt, und an dieſen wieder ein Dritter einen dritten anknüpft, wodurch die verwandten Ideen der Lieder, aus denen ſie entlehnt ſind, zwar erregt werden, jede Stelle aber durch die neue Verbindung neu und individuell wird, als wenn ſie in dem Augenblicke erfunden worden wäre; wodurch denn aus einem bekannten Kreiſe von Ideen, aus bekannten Liedern und Sprüchen für dieſe beſondere Geſellſchaft, für dieſen Augenblick ein eigenes Ganzes entſteht, durch deſſen Genuß ſie belebt, geſtärkt und erquickt wird. So erbaute der Alte ſeinen Gaſt, indem er durch bekannte und unbekannte Lieder und Stellen nahe und ferne Gefühle, wachende und ſchlummernde, angenehme und ſchmerzliche Empfindungen in eine Circulation brachte, von der in dem gegenwärtigen Zuſtande unſers Freundes das Beſte zu hoffen war.

Vierzehntes Capitel.

Denn wirklich fing er auf dem Rückwege über seine Lage lebhafter, als bisher geschehen, zu denken an und war mit dem Vorsatze, sich aus derselben herauszureißen, nach Hause gelangt, als ihm der Wirth sogleich im Vertrauen eröffnete, daß Mademoiselle Philine an dem Stallmeister des Grafen eine Eroberung gemacht habe, der, nachdem er seinen Auftrag auf dem Gute ausgerichtet, in höchster Eile zurückgekommen sei und ein gutes Abendessen oben auf ihrem Zimmer mit ihr verzehre.

In eben diesem Augenblicke trat Melina mit dem Notarius herein; sie gingen zusammen auf Wilhelms Zimmer, wo Dieser, wiewohl mit einigem Zaudern, seinem Versprechen Genüge leistete, dreihundert Thaler auf Wechsel an Melina auszahlte, welche dieser sogleich dem Notarius übergab und dagegen das Document über den geschlossenen Kauf der ganzen theatralischen Geräthschaft erhielt, welche ihm morgen früh übergeben werden sollte.

Kaum waren sie auseinander gegangen, als Wilhelm ein entsetzliches Geschrei in dem Hause vernahm. Er hörte eine jugendliche Stimme, die, zornig und drohend, durch ein unmäßiges Weinen und Heulen durchbrach. Er hörte diese Wehklage von oben herunter, an seiner Stube vorbei, nach dem Hausplatze eilen.

Als die Neugierde unsern Freund herunter lockte, fand er Friedrichen in einer Art von Raserei. Der Knabe weinte, knirschte, stampfte, drohte mit geballten Fäusten und stellte sich ganz ungeberdig vor Zorn und Verdruß. Mignon stand gegenüber und sah mit Verwunderung zu, und der Wirth erklärte einigermaßen diese Erscheinung.

Der Knabe sei nach seiner Rückkunft, da ihn Philine gut aufgenommen, zufrieden, lustig und munter gewesen, habe gesungen und gesprungen bis zur Zeit, da der Stallmeister mit Philinen Bekanntschaft gemacht. Nun habe das Mittelding zwischen Kind und Jüngling angefangen, seinen Verdruß zu zeigen, die Thüren zuzuschlagen und auf und nieder zu rennen. Philine habe ihm befohlen, heute Abend bei Tische aufzuwarten, worüber er nur noch mürrischer und trotziger geworden; endlich habe er eine Schüssel mit Ragout, anstatt sie auf den Tisch zu setzen, zwischen Mademoiselle und den Gast,

die ziemlich nahe zusammen gesessen, hineingeworfen, worauf ihm der Stallmeister ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben und ihn zur Thüre hinausgeschmissen. Er, der Wirth, habe darauf die beiden Personen säubern helfen, deren Kleider sehr übel zugerichtet gewesen.

Als der Knabe die gute Wirkung seiner Rache vernahm, fing er laut zu lachen an, indem ihm noch immer die Thränen an den Backen herunterliefen. Er freute sich einige Zeit herzlich, bis ihm der Schimpf, den ihm der Stärkere angethan, wieder einfiel, da er denn von Neuem zu heulen und zu drohen anfing.

Wilhelm stand nachdenklich und beschämt vor dieser Scene. Er sah sein eigenes Innerstes mit starken und übertriebenen Zügen dargestellt; auch er war von einer unüberwindlichen Eifersucht entzündet; auch er, wenn ihn der Wohlstand nicht zurückgehalten hätte, würde gerne seine wilde Laune befriedigt, gern mit tückischer Schadenfreude den geliebten Gegenstand verletzt und seinen Nebenbuhler ausgefordert haben; er hätte die Menschen, die nur zu seinem Verdrusse da zu sein schienen, vertilgen mögen.

Laertes, der auch herbeigekommen war und die Geschichte vernommen hatte, bestärkte schelmisch den aufgebrachten Knaben, als Dieser betheuerte und schwur: der Stallmeister müsse ihm Satisfaction geben, er habe noch keine Beleidigung auf sich sitzen lassen; weigere sich der Stallmeister, so werde er sich zu rächen wissen.

Laertes war hier grade in seinem Fache. Er ging ernsthaft hinauf, den Stallmeister im Namen des Knaben herauszufordern.

„Das ist lustig", sagte Dieser; „einen solchen Spaß hätte ich mir heute Abend kaum vorgestellt." Sie gingen hinunter, und Philine folgte ihnen. „Mein Sohn", sagte der Stallmeister zu Friedrichen, „du bist ein braver Junge, und ich weigere mich nicht, mit dir zu fechten; nur da die Ungleichheit unserer Jahre und Kräfte die Sache ohnehin etwas abenteuerlich macht, so schlag' ich statt anderer Waffen ein Paar Rapiere vor; wir wollen die Knöpfe mit Kreide bestreichen, und wer dem Andern den ersten oder die meisten Stöße auf den Rock zeichnet, soll für den Ueberwinder gehalten und von dem Andern mit dem besten Weine, der in der Stadt zu haben ist, tractirt werden."

Laertes entschied, daß dieser Vorschlag angenommen werden könnte; Friedrich gehorchte ihm als seinem Lehrmeister. Die Rapiere

kamen herbei; Philine ſetzte ſich hin, ſtrickte und ſah beiden Kämpfern mit großer Gemüthsruhe zu.

Der Stallmeiſter, der ſehr gut focht, war gefällig genug, ſeinen Gegner zu ſchonen und ſich einige Kreidenflecke auf den Rock bringen zu laſſen, worauf ſie ſich umarmten, und Wein herbeigeſchafft wurde. Der Stallmeiſter wollte Friedrichs Herkunft und ſeine Geſchichte wiſſen, der denn ein Märchen erzählte, das er ſchon oft wiederholt hatte, und mit dem wir ein andermal unſere Leſer bekannt zu machen gedenken.

In Wilhelms Seele vollendete indeſſen dieſer Zweikampf die Darſtellung ſeiner eigenen Gefühle; denn er konnte ſich nicht leugnen, daß er das Rapier, ja lieber noch einen Degen ſelbſt gegen den Stallmeiſter zu führen wünſchte, wenn er ſchon einſah, daß ihm Dieſer in der Fechtkunſt weit überlegen ſei. Doch würdigte er Philinen nicht eines Blicks, hütete ſich vor jeder Aeußerung, die ſeine Empfindung hätte verrathen können, und eilte, nachdem er einigemal auf die Geſundheit der Kämpfer Beſcheid gethan, auf ſein Zimmer, wo ſich tauſend unangenehme Gedanken auf ihn zudrängten.

Er erinnerte ſich der Zeit, in der ſein Geiſt durch ein unbedingtes hoffnungsreiches Streben emporgehoben wurde, wo er in dem lebhafteſten Genuſſe aller Art wie in einem Elemente ſchwamm. Es ward ihm deutlich, wie er jetzt in ein unbeſtimmtes Schlendern gerathen war, in welchem er nur noch ſchlürfend koſtete, was er ſonſt mit vollen Zügen eingeſogen hatte; aber deutlich konnte er nicht ſehen, welches unüberwindliche Bedürfniß ihm die Natur zum Geſetz gemacht hatte, und wie ſehr dieſes Bedürfniß durch Umſtände nur gereizt, halb befriedigt und irre geführt worden war.

Es darf alſo Niemand wundern, wenn er bei Betrachtung ſeines Zuſtandes, und indem er ſich aus demſelben herauszudenken arbeitete, in die größte Verwirrung gerieth. Es war nicht genug, daß er durch ſeine Freundſchaft zu Laertes, durch ſeine Neigung zu Philinen, durch ſeinen Antheil an Mignon länger als billig an einem Orte und in einer Geſellſchaft feſtgehalten wurde, in welcher er ſeine Lieblingsneigung hegen, gleichſam verſtohlen ſeine Wünſche befriedigen und, ohne ſich einen Zweck vorzuſetzen, ſeinen alten Träumen nachſchleichen konnte. Aus dieſen Verhältniſſen ſich loszureißen und gleich zu ſcheiden, glaubte er Kraft genug zu beſitzen. Nun hatte er aber vor

wenigen Augenblicken ſich mit Melina in ein Geldgeſchäft eingelaſſen, er hatte den räthſelhaften Alten kennen lernen, welchen zu entziffern er eine unbeſchreibliche Begierde fühlte. Allein auch dadurch ſich nicht zurückhalten zu laſſen, war er nach lange hin und her geworfenen Gedanken entſchloſſen, oder glaubte wenigſtens entſchloſſen zu ſein. „Ich muß fort", rief er aus, „ich will fort!" Er warf ſich in einen Seſſel und war ſehr bewegt.

Mignon trat herein und fragte, ob ſie ihn aufwickeln[1]) dürfe. Sie kam ſtill; es ſchmerzte ſie tief, daß er ſie heute ſo kurz abgefertigt hatte.

Nichts iſt rührender, als wenn eine Liebe, die ſich im Stillen genährt, eine Treue, die ſich im Verborgenen befeſtigt hat, endlich Dem, der ihrer bisher nicht werth geweſen, zur rechten Stunde nahe kommt und ihm offenbar wird. Die lange und ſtreng verſchloſſene Knospe war reif, und Wilhelms Herz konnte nicht empfänglicher ſein.

Sie ſtand vor ihm und ſah ſeine Unruhe. „Herr!" rief ſie aus, „wenn du unglücklich biſt, was ſoll Mignon werden?"

„Liebes Geſchöpf", ſagte er, indem er ihre Hände nahm, „du biſt auch mit unter meinen Schmerzen. — Ich muß fort!"

Sie ſah ihm in die Augen, die von verhaltenen Thränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor ihm nieder. Er behielt ihre Hände, ſie legte ihr Haupt auf ſeine Kniee und war ganz ſtill. Er ſpielte mit ihren Haaren und war freundlich. Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er an ihr eine Art Zucken, das ganz ſachte anfing und ſich durch alle Glieder wachſend verbreitete. „Was iſt dir, Mignon?" rief er aus, „was iſt dir?" Sie richtete ihr Köpfchen auf und ſah ihn an, fuhr auf einmal nach dem Herzen, wie mit einer Geberde, welche Schmerzen verbeißt. Er hob ſie auf, und ſie fiel auf ſeinen Schooß; er drückte ſie an ſich und küßte ſie. Sie antwortete durch keinen Händedruck, durch keine Bewegung. Sie hielt ihr Herz feſt, und auf einmal that ſie einen Schrei, der mit krampfigen Bewegungen des Körpers begleitet war. Sie fuhr auf und fiel auch ſogleich wie an allen Gelenken gebrochen vor ihm nieder. Es war

---

1) Sein Haar, das man nach damaliger Sitte als Zopf in einen Haarbeutel eingewickelt trug.

ein gräßlicher Anblick. „Mein Kind!“ rief er aus, indem er ſie aufhob und feſt umarmte, „mein Kind, was iſt dir?“ Die Zuckung dauerte fort, die vom Herzen ſich den ſchlotternden Gliedern mittheilte; ſie hing nur in ſeinen Armen. Er ſchloß ſie an ſein Herz und benetzte ſie mit ſeinen Thränen. Auf einmal ſchien ſie wieder angeſpannt, wie Eins, das den höchſten körperlichen Schmerz erträgt; und bald mit einer neuen Heftigkeit wurden alle ihre Glieder wieder lebendig, und ſie warf ſich ihm, wie ein Reſſort, das zuſchlägt, um den Hals, indem in ihrem Innerſten wie ein gewaltiger Riß geſchah, und in dem Augenblicke floß ein Strom von Thränen aus ihren geſchloſſenen Augen in ſeinen Buſen. Er hielt ſie feſt. Sie weinte, und keine Zunge ſpricht die Gewalt dieſer Thränen aus. Ihre langen Haare waren aufgegangen und hingen von der Weinenden nieder, und ihr ganzes Weſen ſchien in einen Bach von Thränen unaufhaltſam dahin zu ſchmelzen. Ihre ſtarren Glieder wurden gelinder, es ergoß ſich ihr Innerſtes, und in der Verirrung des Augenblickes fürchtete Wilhelm, ſie werde in ſeinen Armen zerſchmelzen, und er nichts von ihr übrig behalten. Er hielt ſie nur feſter und feſter. „Mein Kind!“ rief er aus, „mein Kind! Du biſt ja mein! wenn dich das Wort tröſten kann. Du biſt mein! Ich werde dich behalten, dich nicht verlaſſen!“ Ihre Thränen floſſen noch immer. Endlich richtete ſie ſich auf. Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Geſichte. „Mein Vater!“ rief ſie, „du willſt mich nicht verlaſſen! willſt mein Vater ſein! — Ich bin dein Kind!“

Sanft fing vor der Thüre die Harfe an zu klingen; der Alte brachte ſeine herzlichſten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der, ſein Kind immer feſter in Armen haltend, des reinſten, unbeſchreiblichſten Glückes genoß.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennſt du das Haus? auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beſchützer, ziehn.

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es ſtürzt der Fels[1]) und über ihn die Fluth.
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unſer Weg! o Vater, laß uns ziehn!

1) Er hat einen jähen Abſturz.

Als Wilhelm des Morgens ſich nach Mignon im Hauſe umſah, fand er ſie nicht, hörte aber, daß ſie früh mit Melina ausgegangen ſei, welcher ſich, um die Garderobe und die übrigen Theatergeräthſchaften zu übernehmen, bei Zeiten aufgemacht hatte.

Nach Verlauf einiger Stunden hörte Wilhelm Muſik vor ſeiner Thüre. Er glaubte anfänglich, der Harfenſpieler ſei ſchon wieder zugegen; allein er unterſchied bald die Töne einer Cither, und die Stimme, welche zu ſingen anfing, war Mignons Stimme. Wilhelm öffnete die Thüre, das Kind trat herein und ſang das Lied, das wir ſoeben aufgezeichnet haben.

Melodie und Ausdruck gefielen unſerm Freunde beſonders, ob er gleich die Worte nicht alle verſtehen konnte. Er ließ ſich die Strophen wiederholen und erklären, ſchrieb ſie auf und überſetzte ſie ins Deutſche.[1]) Aber die Originalität der Wendungen konnte er nur von ferne nachahmen; die kindliche Unſchuld des Ausdrucks verſchwand, indem die gebrochene Sprache übereinſtimmend, und das Unzuſammenhängende verbunden ward. Auch konnte der Reiz der Melodie mit nichts verglichen werden.

Sie fing jeden Vers feierlich und prächtig an, als ob ſie auf etwas Sonderbares aufmerkſam machen, als ob ſie etwas Wichtiges vortragen wollte. Bei der dritten Zeile ward der Geſang dumpfer und düſterer; das: Kennſt du es wohl? drückte ſie geheimnißvoll und bedächtig aus; in dem: Dahin! Dahin! lag eine unwiderſtehliche Sehnſucht, und ihr: Laß uns ziehn! wußte ſie bei jeder Wiederholung dergeſtalt zu modificiren, daß es bald bittend und dringend, bald treibend und vielverſprechend war.

Nachdem ſie das Lied zum zweiten Mal geendigt hatte, hielt ſie einen Augenblick inne, ſah Wilhelmen ſcharf an und fragte: „Kennſt du das Land?“

„Es muß wohl Italien gemeint ſein“, verſetzte Wilhelm; „woher haſt du das Liedchen?“

„Italien!“ ſagte Mignon bedeutend; „gehſt du nach Italien, ſo nimm mich mit, es friert mich hier.“

„Biſt du ſchon dort geweſen, liebe Kleine?“ fragte Wilhelm.

Das Kind war ſtill und nichts weiter aus ihm zu bringen.

---

1) Das Lied war, wie es ſcheint, in einem italieniſchen Dialekt abgefaßt.

Melina, der herein kam, beſah die Cither und freute ſich, daß ſie ſchon ſo hübſch zurecht gemacht ſei. Das Inſtrument war ein Inventarienſtück der alten Garderobe. Mignon hatte ſich's dieſen Morgen ausgebeten, der Harfenſpieler bezog es ſogleich, und das Kind entwickelte bei dieſer Gelegenheit ein Talent, das man an ihm bisher noch nicht kannte.

Melina hatte ſchon die Garderobe mit allem Zugehör übernommen; einige Glieder des Stadtraths verſprachen ihm gleich die Erlaubniß, einige Zeit im Orte zu ſpielen. Mit frohem Herzen und erheitertem Geſichte kam er nunmehr wieder zurück. Er ſchien ein ganz anderer Menſch zu ſein; denn er war ſanft, höflich gegen Jedermann, ja zuvorkommend und einnehmend. Er wünſchte ſich Glück, daß er nunmehr ſeine Freunde, die bisher verlegen und müßig geweſen, werde beſchäftigen und auf eine Zeit lang engagiren können, wobei er zugleich bedauerte, daß er freilich zum Anfange nicht im Stande ſei, die vortrefflichen Subjecte, die das Glück ihm zugeführt, nach ihren Fähigkeiten und Talenten zu belohnen, da er ſeine Schuld einem ſo großmüthigen Freunde, als Wilhelm ſich gezeigt habe, vor allen Dingen abtragen müſſe.

„Ich kann Ihnen nicht ausdrücken", ſagte Melina zu ihm, „welche Freundſchaft Sie mir erzeigen, indem Sie mir zur Direction eines Theaters verhelfen. Denn als ich Sie antraf, befand ich mich in einer ſehr wunderlichen Lage. Sie erinnern ſich, wie lebhaft ich Ihnen bei unſerer erſten Bekanntſchaft meine Abneigung gegen das Theater ſehen ließ, und doch mußte ich mich, ſobald ich verheirathet war, aus Liebe zu meiner Frau, welche ſich viel Freude und Beifall verſprach, nach einem Engagement umſehen. Ich fand keins, wenigſtens kein beſtändiges, dagegen aber glücklicherweiſe einige Geſchäftsmänner, die eben in außerordentlichen Fällen Jemanden brauchen konnten, der mit der Feder umzugehen wußte, Franzöſiſch verſtand und im Rechnen nicht ganz unerfahren war. So ging es mir eine Zeit lang recht gut, ich ward leidlich bezahlt, ſchaffte mir Manches an, und meine Verhältniſſe machten mir keine Schande. Allein die außerordentlichen Aufträge meiner Gönner gingen zu Ende, an eine dauerhafte Verſorgung war nicht zu denken, und meine Frau verlangte nur deſto eifriger nach dem Theater, leider zu einer Zeit, wo ihre Umſtände nicht die vortheilhafteſten ſind, um ſich dem

Publikum mit Ehren darzuſtellen. Nun, hoffe ich, ſoll die Anſtalt, die ich durch Ihre Hülfe einrichten werde, für mich und die Meinigen ein guter Anfang ſein, und ich verdanke Ihnen mein künftiges Glück, es werde auch wie es wolle."

Wilhelm hörte dieſe Aeußerungen mit Zufriedenheit an, und die ſämmtlichen Schauſpieler waren gleichfalls mit den Erklärungen des neuen Directors ſo ziemlich zufrieden, freuten ſich heimlich, daß ſich ſo ſchnell ein Engagement zeige, und waren geneigt, für den Anfang mit einer geringen Gage vorlieb zu nehmen, weil die Meiſten dasjenige, was ihnen ſo unvermuthet angeboten wurde, als einen Zuſchuß anſahen, auf den ſie vor Kurzem noch nicht Rechnung machen konnten. Melina war im Begriff, dieſe Dispoſition zu benutzen, ſuchte auf eine geſchickte Weiſe Jeden beſonders zu ſprechen, und hatte bald den Einen auf dieſe, den Andern auf eine andere Weiſe zu bereden gewußt, daß ſie die Contracte geſchwind abzuſchließen geneigt waren, über das neue Verhältniß kaum nachdachten und ſich ſchon geſichert glaubten, mit ſechswöchentlicher Aufkündigung wieder loskommen zu können.

Nun ſollten die Bedingungen in gehörige Form gebracht werden, und Melina dachte ſchon an die Stücke, mit denen er zuerſt das Publikum anlocken wollte, als ein Courier dem Stallmeiſter die Ankunft der Herrſchaft verkündigte, und Dieſer die untergelegten Pferde vorzuführen befahl.

Bald darauf fuhr der hochbepackte Wagen, von deſſen Bocke zwei Bedienten herunterſprangen, vor dem Gaſthauſe vor, und Philine war nach ihrer Art am erſten bei der Hand und ſtellte ſich unter die Thüre.

„Wer iſt Sie?" fragte die Gräfin im Hereintreten.

„Eine Schauſpielerin, Ihro Excellenz zu dienen", war die Antwort, indem der Schalk mit einem gar frommen Geſichte und demüthigen Geberden ſich neigte und der Dame den Rock küßte.

Der Graf, der noch einige Perſonen umherſtehen ſah, die ſich gleichfalls für Schauſpieler ausgaben, erkundigte ſich nach der Stärke der Geſellſchaft, nach dem letzten Orte ihres Aufenthalts und ihrem Director. „Wenn es Franzoſen wären", ſagte er zu ſeiner Gemahlin, „könnten wir dem Prinzen eine unerwartete Freude machen und ihm bei uns ſeine Lieblingsunterhaltung verſchaffen."

„Es käme darauf an", verſetzte die Gräfin, „ob wir nicht dieſe Leute, wenn ſie ſchon unglücklicherweiſe nur Deutſche ſind, auf dem Schloß, ſo lange der Fürſt bei uns bleibt, ſpielen ließen. Sie haben doch wohl einige Geſchicklichkeit. Eine große Societät läßt ſich am beſten durch ein Theater unterhalten, und der Baron würde ſie ſchon zuſtutzen."

Unter dieſen Worten ging ſie die Treppe hinauf, und Melina präſentirte ſich oben als Director. „Ruf' Er ſeine Leute zuſammen", ſagte der Graf, „und ſtell' Er ſie mir vor, damit ich ſehe, was an ihnen iſt. Ich will auch zugleich die Liſte von den Stücken ſehen, die ſie allenfalls aufführen könnten."

Melina eilte mit einem tiefen Bücklinge aus dem Zimmer und kam bald mit den Schauſpielern zurück. Sie drückten ſich vor und hinter einander; die Einen präſentirten ſich ſchlecht, aus großer Begierde zu gefallen, und die Andern nicht beſſer, weil ſie ſich leichtſinnig darſtellten. Philine bezeigte der Gräfin, die außerordentlich gnädig und freundlich war, alle Ehrfurcht; der Graf muſterte indeß die Uebrigen. Er fragte einen Jeden nach ſeinem Fache und äußerte gegen Melina, daß man ſtreng auf Fächer halten müſſe, welchen Ausſpruch dieſer in der größten Devotion aufnahm.

Der Graf bemerkte ſodann einem Jeden, worauf er beſonders zu ſtudiren, was er an ſeiner Figur und Stellung zu beſſern habe, zeigte ihnen einleuchtend, woran es den Deutſchen immer fehle, und ließ ſo außerordentliche Kenntniſſe ſehen, daß Alle in der größten Demuth vor ſo einem erleuchteten Kenner und erlauchten Beſchützer ſtanden und kaum Athem zu holen ſich getrauten.

„Wer iſt der Menſch dort in der Ecke?" fragte der Graf, indem er nach einem Subjecte ſah, das ihm noch nicht vorgeſtellt worden war; und eine hagere Figur nahte ſich in einem abgetragenen, auf dem Ellbogen mit Fleckchen beſetzten Rocke, eine kümmerliche Perrücke bedeckte das Haupt des demüthigen Clienten.

Dieſer Menſch, den wir ſchon aus dem vorigen Buche als Philinens Liebling kennen, pflegte gewöhnlich Pedanten, Magiſter und Poeten zu ſpielen und meiſtens die Rolle zu übernehmen, wenn Jemand Schläge kriegen oder begoſſen werden ſollte. Er hatte ſich gewiſſe kriechende, lächerliche, furchtſame Bücklinge angewöhnt, und ſeine ſtockende Sprache, die zu ſeinen Rollen paßte, machte die

Zuſchauer lachen, ſo daß er immer noch als ein brauchbares Glied der Geſellſchaft angeſehen wurde, beſonders da er übrigens ſehr dienſtfertig und gefällig war. Er nahte ſich auf ſeine Weiſe dem Grafen, neigte ſich vor demſelben, und beantwortete jede Frage auf die Art, wie er ſich in ſeinen Rollen auf dem Theater zu geberden pflegte. Der Graf ſah ihn mit gefälliger Aufmerkſamkeit und mit Ueberlegung eine Zeit lang an, alsdann rief er, indem er ſich zu der Gräfin wendete: „Mein Kind, betrachte mir dieſen Mann genau! Ich hafte dafür, das iſt ein großer Schauſpieler, oder kann es werden.“ Der Menſch machte von ganzem Herzen einen albernen Bückling, ſo daß der Graf laut über ihn lachen mußte und ausrief: „Er macht ſeine Sachen excellent! Ich wette, dieſer Menſch kann ſpielen was er will, und es iſt Schade, daß man ihn bisher zu nichts Beſſerm gebraucht hat.“

Ein ſo außerordentlicher Vorzug war für die Uebrigen ſehr kränkend; nur Melina empfand nichts davon, er gab vielmehr dem Grafen vollkommen Recht und verſetzte mit ehrfurchtsvoller Miene:

„Ach ja, es hat wohl ihm und Mehrern von uns nur ein ſolcher Kenner und eine ſolche Aufmunterung gefehlt, wie wir ſie gegenwärtig an Ew. Excellenz gefunden haben.“

„Iſt das die ſämmtliche Geſellſchaft?“ fragte der Graf.

„Es ſind einige Glieder abweſend“, verſetzte der kluge Melina, „und überhaupt könnten wir, wenn wir nur Unterſtützung fänden, ſehr bald aus der Nachbarſchaft vollzählig ſein.“

Indeſſen ſagte Philine zur Gräfin: „Es iſt noch ein recht hübſcher junger Mann oben, der ſich gewiß bald zum erſten Liebhaber qualificiren würde.“

„Warum läßt er ſich nicht ſehen?“ verſetzte die Gräfin.

„Ich will ihn holen,“ rief Philine und eilte zur Thüre hinaus.

Sie fand Wilhelmen noch mit Mignon beſchäftigt und beredete ihn, mit herunterzugehen. Er folgte ihr mit einigem Unwillen, doch trieb ihn die Neugier; denn da er von vornehmen Perſonen hörte, war er voll Verlangen, ſie näher kennen zu lernen. Er trat ins Zimmer, und ſeine Augen begegneten ſogleich den Augen der Gräfin, die auf ihn gerichtet waren. Philine zog ihn zu der Dame, indeß der Graf ſich mit den Uebrigen beſchäftigte. Wilhelm neigte ſich und gab auf verſchiedene Fragen, welche die reizende Dame an ihn

that, nicht ohne Verwirrung Antwort. Ihre Schönheit, Jugend, Anmuth, Zierlichkeit und feines Betragen machten den angenehmſten Eindruck auf ihn, um ſo mehr, da ihre Reden und Geberden mit einer gewiſſen Schamhaftigkeit, ja, man dürfte ſagen, Verlegenheit begleitet waren. Auch dem Grafen ward er vorgeſtellt, der aber wenig Acht auf ihn hatte, ſondern zu ſeiner Gemahlin ans Fenſter trat und ſie um etwas zu fragen ſchien. Man konnte bemerken, daß ihre Meinung auf das Lebhafteſte mit der ſeinigen übereinſtimmte, ja, daß ſie ihn eifrig zu bitten und ihn in ſeiner Geſinnung zu beſtärken ſchien.

Er kehrte ſich darauf bald zu der Geſellſchaft und ſagte: „Ich kann mich gegenwärtig nicht aufhalten, aber ich will einen Freund zu euch ſchicken, und wenn ihr billige Bedingungen macht und euch recht viel Mühe geben wollt, ſo bin ich nicht abgeneigt, euch auf dem Schloſſe ſpielen zu laſſen.“

Alle bezeigten ihre große Freude darüber, und beſonders küßte Philine mit der größten Lebhaftigkeit der Gräfin die Hände.

„Sieht Sie, Kleine“, ſagte die Dame, indem ſie dem leichtfertigen Mädchen die Backen klopfte, „ſieht Sie, mein Kind, da kommt Sie wieder zu mir; ich will ſchon mein Verſprechen halten, Sie muß ſich nur beſſer anziehen.“ Philine entſchuldigte ſich, daß ſie wenig auf ihre Garderobe zu verwenden habe, und ſogleich befahl die Gräfin ihren Kammerfrauen, einen engliſchen Hut und ein ſeidenes Halstuch, die leicht auszupacken waren, heraufzugeben. Nun putzte die Gräfin ſelbſt Philinen an, die fortfuhr, ſich mit einer ſcheinheiligen, unſchuldigen Miene gar artig zu geberden und zu betragen.

Der Graf bot ſeiner Gemahlin die Hand und führte ſie hinunter. Sie grüßte die ganze Geſellſchaft im Vorbeigehen freundlich und kehrte ſich nochmals gegen Wilhelmen um, indem ſie mit der huldreichſten Miene zu ihm ſagte: „Wir ſehen uns bald wieder.“

So glückliche Ausſichten belebten die ganze Geſellſchaft; Jeder ließ nunmehr ſeinen Hoffnungen, Wünſchen und Einbildungen freien Lauf, ſprach von den Rollen, die er ſpielen, von dem Beifall, den er erhalten wollte. Melina überlegte, wie er noch geſchwind durch einige Vorſtellungen den Einwohnern des Städtchens etwas Geld abnehmen und zugleich die Geſellſchaft in Athem ſetzen könne, indeß

Andere in die Küche gingen, um ein beſſeres Mittagseſſen zu beſtellen, als man ſonſt einzunehmen gewohnt war.

Zweites Capitel.

Nach einigen Tagen kam der Baron, und Melina empfing ihn nicht ohne Furcht. Der Graf hatte ihn als einen Kenner angekündigt, und es war zu beſorgen, er werde gar bald die ſchwache Seite des kleinen Haufens entdecken und einſehen, daß er keine formirte Truppe vor ſich habe, indem ſie kaum Ein Stück gehörig beſetzen konnten: allein ſowohl der Director als die ſämmtlichen Glieder waren bald aus aller Sorge, da ſie an dem Baron einen Mann fanden, der mit dem größten Enthuſiasmus das vaterländiſche Theater betrachtete, dem ein jeder Schauſpieler und jede Geſellſchaft willkommen und erfreulich war. Er begrüßte ſie Alle mit Feierlichkeit, pries ſich glücklich, eine deutſche Bühne ſo unvermuthet anzutreffen, mit ihr in Verbindung zu kommen und die vaterländiſchen Muſen in das Schloß ſeines Verwandten einzuführen. Er brachte bald darauf ein Heft aus der Taſche, in welchem Melina die Punkte des Contracts zu erblicken hoffte; allein es war ganz etwas Anderes. Der Baron bat ſie, ein Drama, welches er ſelbſt verfertigt, und das er von ihnen geſpielt zu ſehen wünſchte, mit Aufmerkſamkeit anzuhören. Willig ſchloſſen ſie einen Kreis und waren erfreut, mit ſo geringen Koſten ſich in der Gunſt eines ſo nothwendigen Mannes befeſtigen zu können, obgleich ein Jeder nach der Dicke des Heftes übermäßig lange Zeit befürchtete. Auch war es wirklich ſo; das Stück war in fünf Acten geſchrieben, und von der Art, die gar kein Ende nimmt.

Der Held war ein vornehmer, tugendhafter, großmüthiger und dabei verkannter und verfolgter Mann, der aber denn doch zuletzt den Sieg über ſeine Feinde davon trug, über welche ſodann die ſtrengſte poetiſche Gerechtigkeit ausgeübt worden wäre, wenn er ihnen nicht auf der Stelle verziehen hätte.

Indem dieſes Stück vorgetragen wurde, hatte jeder Zuhörer Raum genug, an ſich ſelbſt zu denken und ganz ſachte aus der Demuth, zu der er ſich noch vor Kurzem geneigt fühlte, zu einer

glücklichen Selbstgefälligkeit emporzusteigen und von da aus die anmuthigsten Aussichten in die Zukunft zu überschauen. Diejenigen, die keine ihnen angemessene Rolle in dem Stück fanden, erklärten es bei sich für schlecht und hielten den Baron für einen unglücklichen Autor, dagegen die Andern eine Stelle, bei der sie beklatscht zu werden hofften, mit dem größten Lobe zur möglichsten Zufriedenheit des Verfassers verfolgten.

Mit dem Oekonomischen waren sie geschwind fertig. Melina wußte zu seinem Vortheil mit dem Baron den Contract abzuschließen und ihn vor den übrigen Schauspielern geheim zu halten.

Ueber Wilhelmen sprach Melina den Baron im Vorbeigehen und versicherte, daß er sich sehr gut zum Theaterdichter qualificire und zum Schauspieler selbst keine üblen Anlagen habe. Der Baron machte sogleich mit ihm als einem Collegen Bekanntschaft, und Wilhelm producirte einige kleine Stücke, die nebst wenigen Reliquien an jenem Tage, als er den größten Theil seiner Arbeiten in Feuer aufgehen ließ, durch einen Zufall gerettet wurden. Der Baron lobte sowohl die Stücke als den Vortrag, nahm als bekannt an, daß er mit hinüber auf das Schloß kommen würde, versprach bei seinem Abschiede Allen die beste Aufnahme, bequeme Wohnung, gutes Essen, Beifall und Geschenke, und Melina setzte noch die Versicherung eines bestimmten Taschengeldes hinzu.

Man kann denken, in welche gute Stimmung durch diesen Besuch die Gesellschaft gesetzt war, indem sie statt eines ängstlichen und niedrigen Zustandes auf einmal Ehre und Behagen vor sich sah. Sie machten sich schon zum Voraus auf jene Rechnung lustig, und Jedes hielt für unschicklich, nur noch irgend einen Groschen Geld in der Tasche zu behalten.

Wilhelm ging indessen mit sich zu Rathe, ob er die Gesellschaft auf das Schloß begleiten solle, und fand in mehr als einem Sinne räthlich, dahin zu gehen. Melina hoffte, bei diesem vortheilhaften Engagement seine Schuld wenigstens zum Theil abtragen zu können, und unser Freund, der auf Menschenkenntniß ausging, wollte die Gelegenheit nicht versäumen, die große Welt näher kennen zu lernen, in der er viele Aufschlüsse über das Leben, über sich selbst und die Kunst zu erlangen hoffte. Dabei durfte er sich nicht gestehen, wie sehr er wünsche, der schönen Gräfin wieder näher zu kommen. Er

ſuchte ſich vielmehr im Allgemeinen zu überzeugen, welchen großen Vortheil ihm die nähere Kenntniß der vornehmen und reichen Welt bringen würde. Er machte ſeine Betrachtungen über den Grafen, die Gräfin, den Baron, über die Sicherheit, Bequemlichkeit und Anmuth ihres Betragens, und rief, als er allein war, mit Entzücken aus:

„Dreimal glücklich ſind Diejenigen zu preiſen, die ihre Geburt ſogleich über die untern Stufen der Menſchheit hinaus hebt, die durch jene Verhältniſſe, in welchen ſich manche gute Menſchen die ganze Zeit ihres Lebens abängſtigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäſte zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höhern Standpunkte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie ſind von Geburt an gleichſam in ein Schiff geſetzt, um bei der Ueberfahrt, die wir Alle machen müſſen, ſich des günſtigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten, anſtatt daß Andere nur für ihre Perſon ſchwimmend ſich abarbeiten, vom günſtigen Winde wenig Vortheil genießen und im Sturme mit bald erſchöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit giebt ein angebornes Vermögen! und wie ſicher blüht ein Handel, der auf ein gutes Capital gegründet iſt, ſo daß nicht jeder mißlungene Verſuch ſogleich in Unthätigkeit verſetzt! Wer kann den Werth und Unwerth irdiſcher Dinge beſſer kennen, als der ſie zu genießen von Jugend auf im Falle war, und wer kann ſeinen Geiſt früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Wahre leiten, als der ſich von ſo vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen!“

So rief unſer Freund allen Denjenigen Glück zu, die ſich in den höhern Regionen befinden, aber auch Denen, die ſich einem ſolchen Kreiſe nähern, aus dieſen Quellen ſchöpfen können, und pries ſeinen Genius, der Anſtalt machte, auch ihn dieſe Stufen hinan zu führen.

Indeſſen mußte Melina, nachdem er lange ſich den Kopf zerbrochen, wie er nach dem Verlangen des Grafen und nach ſeiner eigenen Ueberzeugung die Geſellſchaft in Fächer eintheilen und einem Jeden ſeine beſtimmte Mitwirkung übertragen wollte, zuletzt, da es an die Ausführung kam, ſehr zufrieden ſein, wenn er bei einem ſo

geringen Perſonal die Schauſpieler willig fand, ſich nach Möglichkeit in dieſe oder jene Rollen zu ſchicken. Doch übernahm gewöhnlich Laertes die Liebhaber, Philine die Kammermädchen, die beiden jungen Frauenzimmer theilten ſich in die naiven und zärtlichen Liebhaberinnen; der alte Polterer ward am beſten geſpielt. Melina ſelbſt glaubte als Chevalier auftreten zu dürfen, Madame Melina mußte, zu ihrem größten Verdruß, in das Fach der jungen Frauen, ja ſogar der zärtlichen Mütter übergehen, und weil in den neuern Stücken nicht leicht mehr ein Pedant oder Poet, wenn er auch vorkommen ſollte, lächerlich gemacht wird, ſo mußte der bekannte Günſtling des Grafen nunmehr die Präſidenten und Miniſter ſpielen, weil Dieſe gewöhnlich als Böſewichter vorgeſtellt und im fünften Acte übel behandelt werden. Eben ſo ſteckte Melina mit Vergnügen als Kammerjunker oder Kammerherr die Grobheiten ein, welche ihm von biedern deutſchen Männern hergebrachtermaßen in mehreren beliebten Stücken aufgedrungen wurden, weil er ſich doch bei dieſer Gelegenheit artig herausputzen konnte und das Air eines Hofmannes, das er vollkommen zu beſitzen glaubte, anzunehmen die Erlaubniß hatte.

Es dauerte nicht lange, ſo kamen von verſchiedenen Gegenden mehrere Schauſpieler herbeigefloſſen, welche ohne ſonderliche Prüfung angenommen, aber auch ohne ſonderliche Bedingungen feſtgehalten wurden.

Wilhelm, den Melina vergebens einigemal zu einer Liebhaberrolle zu bereden ſuchte, nahm ſich der Sache mit vielem guten Willen an, ohne daß unſer neuer Director ſeine Bemühungen im Mindeſten anerkannte; vielmehr glaubte Dieſer mit ſeiner Würde auch alle nöthige Einſicht überkommen zu haben; beſonders war das Streichen eine ſeiner angenehmſten Beſchäftigungen, wodurch er ein jedes Stück auf das gehörige Zeitmaß herunterzuſetzen wußte, ohne irgend eine andere Rückſicht zu nehmen. Er hatte viel Zuſpruch, das Publikum war ſehr zufrieden, und die geſchmackvollſten Einwohner des Städtchens behaupteten, daß das Theater in der Reſidenz keineswegs ſo gut als das ihre beſtellt ſei.

Drittes Capitel.

Endlich kam die Zeit herbei, daß man ſich zur Ueberfahrt ſchicken, die Kutſchen und Wagen erwarten ſollte, die unſere ganze Truppe nach dem Schloſſe des Grafen hinüber zu führen beſtellt waren. Schon zum Voraus fielen große Streitigkeiten vor, wer mit dem Andern fahren, wie man ſitzen ſollte. Die Ordnung und Eintheilung ward endlich nur mit Mühe ausgemacht und feſtgeſetzt, doch leider ohne Wirkung. Zur beſtimmten Stunde kamen weniger Wagen, als man erwartet hatte, und man mußte ſich einrichten. Der Baron, der zu Pferde nicht lange hinterdrein folgte, gab zur Urſache an, daß im Schloſſe Alles in großer Bewegung ſei, weil nicht allein der Fürſt einige Tage früher eintreffen werde, als man geglaubt, ſondern weil auch unerwarteter Beſuch ſchon gegenwärtig angelangt ſei; der Platz gehe ſehr zuſammen; ſie würden auch deswegen nicht ſo gut logiren, als man es ihnen vorher beſtimmt habe, welches ihm außerordentlich leid thue.

Man theilte ſich in die Wagen, ſo gut es gehen wollte, und da leidlich Wetter und das Schloß nur einige Stunden entfernt war, machten ſich die Luſtigſten lieber zu Fuße auf den Weg, als daß ſie die Rückkehr der Kutſchen hätten abwarten ſollen. Die Caravane zog mit Freudengeſchrei aus, zum erſten Mal ohne Sorgen, wie der Wirth zu bezahlen ſei. Das Schloß des Grafen ſtand ihnen wie ein Feengebäude vor der Seele; ſie waren die glücklichſten und fröhlichſten Menſchen von der Welt, und Jeder knüpfte unterwegs an dieſen Tag, nach ſeiner Art zu denken, eine Reihe von Glück, Ehre und Wohlſtand.

Ein ſtarker Regen, der unerwartet einfiel, konnte ſie nicht aus dieſen angenehmen Empfindungen reißen; da er aber immer anhaltender und ſtärker wurde, ſpürten Viele von ihnen eine ziemliche Unbequemlichkeit. Die Nacht kam herbei, und erwünſchter konnte ihnen nichts erſcheinen, als der durch alle Stockwerke erleuchtete Palaſt des Grafen, der ihnen von einem Hügel entgegen glänzte, ſo daß ſie die Fenſter zählen konnten.

Als ſie näher kamen, fanden ſie auch alle Fenſter der Seitengebäude erhellt. Ein Jeder dachte bei ſich, welches wohl ſein Zimmer

werden möchte, und die Meiſten begnügten ſich beſcheiden mit einer Stube in den Manſarden oder den Flügeln.

Nun fuhren ſie durch das Dorf und am Wirthshauſe vorbei. Wilhelm ließ halten, um dort abzuſteigen; allein der Wirth verſicherte, daß er ihm nicht den geringſten Raum anweiſen könne. Der Herr Graf habe, weil unvermuthete Gäſte angekommen, ſogleich das ganze Wirthshaus beſprochen, an allen Zimmern ſtehe ſchon ſeit geſtern mit Kreide deutlich angeſchrieben, wer darin wohnen ſolle. Wider ſeinen Willen mußte alſo unſer Freund mit der übrigen Geſellſchaft zum Schloßhofe hineinfahren.

Um die Küchenfeuer in einem Seitengebäude ſahen ſie geſchäftige Köche ſich hin und her bewegen und waren durch dieſen Anblick ſchon erquickt; eilig kamen Bediente mit Lichtern auf die Treppe des Hauptgebäudes geſprungen, und das Herz der guten Wanderer quoll über dieſen Ausſichten auf. Wie ſehr verwunderten ſie ſich dagegen, als ſich dieſer Empfang in ein entſetzliches Fluchen auflöſte. Die Bedienten ſchimpften auf die Fuhrleute, daß ſie hier hereingefahren ſeien; ſie ſollten umwenden, rief man, und wieder hinaus nach dem alten Schloſſe zu, hier ſei kein Raum für dieſe Gäſte! Einem ſo unfreundlichen und unerwarteten Beſcheide fügten ſie noch allerlei Spöttereien hinzu und lachten ſich unter einander aus, daß ſie durch dieſen Irrthum in den Regen geſprengt worden. Es goß noch immer, keine Sterne ſtanden am Himmel, und nun wurde die Geſellſchaft durch einen holperichten Weg zwiſchen zwei Mauern in das alte hintere Schloß gezogen, welches unbewohnt da ſtand, ſeit der Vater des Grafen das vordere gebaut hatte. Theils im Hofe, theils unter einem langen gewölbten Thorwege hielten die Wagen ſtill, und die Fuhrleute, Anſpanner aus dem Dorfe, ſpannten aus und ritten ihrer Wege.

Da Niemand zum Empfange der Geſellſchaft ſich zeigte, ſtiegen ſie aus, riefen, ſuchten; vergebens! Alles blieb finſter und ſtille. Der Wind blies durch das hohe Thor, und grauerlich waren die alten Thürme und Höfe, wovon ſie kaum die Geſtalten in der Finſterniß unterſchieden. Sie froren und ſchauerten, die Frauen fürchteten ſich, die Kinder fingen an zu weinen; ihre Ungeduld vermehrte ſich mit jedem Augenblicke, und ein ſo ſchneller Glückswechſel, auf den Niemand vorbereitet war, brachte ſie Alle ganz und gar aus der Faſſung.

Da sie jeden Augenblick erwarteten, daß Jemand kommen und ihnen aufschließen werde, da bald Regen, bald Sturm sie täuschte, und sie mehr als einmal den Tritt des erwünschten Schloßvogts zu hören glaubten, blieben sie eine lange Zeit unmuthig und unthätig; es fiel Keinem ein, in das neue Schloß zu gehen und dort mitleidige Seelen um Hülfe anzurufen. Sie konnten nicht begreifen, wo ihr Freund, der Baron, geblieben sei, und waren in einer höchst beschwerlichen Lage.

Endlich kamen wirklich Menschen an, und man erkannte an ihren Stimmen jene Fußgänger, die auf dem Wege hinter den Fahrenden zurück geblieben waren. Sie erzählten, daß der Baron mit dem Pferde gestürzt sei, sich am Fuße stark beschädigt habe, und daß man auch sie, da sie im Schlosse nachgefragt, mit Ungestüm hierher gewiesen habe.

Die ganze Gesellschaft war in der größten Verlegenheit; man rathschlagte, was man thun sollte, und konnte keinen Entschluß fassen. Endlich sah man von Weitem eine Laterne kommen, und holte frischen Athem; allein die Hoffnung einer baldigen Erlösung verschwand auch wieder, indem die Erscheinung näher kam und deutlicher ward. Ein Reitknecht leuchtete dem bekannten Stallmeister des Grafen vor, und Dieser erkundigte sich, als er näher kam, sehr eifrig nach Mademoiselle Philinen. Sie war kaum aus dem übrigen Haufen hervorgetreten, als er ihr sehr dringend anbot, sie in das neue Schloß zu führen, wo ein Plätzchen für sie bei den Kammerjungfern der Gräfin bereitet sei. Sie besann sich nicht lange, das Anerbieten dankbar zu ergreifen, faßte ihn bei dem Arme und wollte, da sie den Andern ihren Koffer empfohlen, mit ihm forteilen; allein man trat ihnen in den Weg, fragte, bat, beschwor den Stallmeister, daß er endlich, um nur mit seiner Schönen loszukommen, Alles versprach und versicherte, in Kurzem solle das Schloß eröffnet und sie auf das Beste einquartiert werden. Bald darauf sahen sie den Schein seiner Laterne verschwinden und hofften lange vergebens auf das neue Licht, das ihnen endlich nach vielem Warten, Schelten und Schmähen erschien und sie mit einigem Troste und Hoffnung belebte.

Ein alter Hausknecht eröffnete die Thüre des alten Gebäudes, in das sie mit Gewalt eindrangen. Ein Jeder sorgte nun für seine

Sachen, ſie abzupacken, ſie hereinzuſchaffen. Das Meiſte war, wie die Perſonen ſelbſt, tüchtig durchweicht. Bei dem Einen Lichte ging Alles ſehr langſam. Im Gebäude ſtieß man ſich, ſtolperte, fiel. Man bat um mehr Lichter, man bat um Feuerung. Der einſilbige Hausknecht ließ mit genauer Noth ſeine Laterne da, ging und kam nicht wieder.

Nun fing man an, das Haus zu durchſuchen; die Thüren aller Zimmer waren offen; große Oefen, gewirkte Tapeten, eingelegte Fußböden waren von ſeiner vorigen Pracht noch übrig, von anderm Hausgeräthe aber nichts zu finden, kein Tiſch, kein Stuhl, kein Spiegel, kaum einige ungeheure leere Bettſtellen, alles Schmuckes und alles Nothwendigen beraubt. Die naſſen Koffer und Mantelſäcke wurden zu Sitzen gewählt, ein Theil der müden Wanderer bequemte ſich auf dem Fußboden, Wilhelm hatte ſich auf einige Stufen geſetzt, Mignon lag auf ſeinen Knien; das Kind war unruhig, und auf ſeine Frage, was ihm fehlte, antwortete es: „Mich hungert!“ Er fand nichts bei ſich, um das Verlangen des Kindes zu ſtillen, die übrige Geſellſchaft hatte jeden Vorrath auch aufgezehrt, und er mußte die arme Creatur ohne Erquickung laſſen. Er blieb bei dem ganzen Vorfalle unthätig, ſtill in ſich gekehrt; denn er war ſehr verdrießlich und grimmig, daß er nicht auf ſeinem Sinne beſtanden und bei dem Wirthshauſe abgeſtiegen ſei, wenn er auch auf dem oberſten Boden hätte ſein Lager nehmen ſollen.

Die Uebrigen geberdeten ſich Jeder nach ſeiner Art. Einige hatten einen Haufen altes Gehölz in einen ungeheuren Kamin des Saals geſchafft und zündeten mit großem Jauchzen den Scheiterhaufen an. Unglücklicherweiſe ward auch dieſe Hoffnung, ſich zu trocknen und zu wärmen, auf das Schrecklichſte getäuſcht; denn dieſer Kamin ſtand nur zur Zierde da und war von oben herein vermauert. Der Dampf trat ſchnell zurück und erfüllte auf einmal die Zimmer; das dürre Holz ſchlug praſſelnd in Flammen auf, und auch die Flamme ward herausgetrieben; der Zug, der durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben drang, gab ihr eine unſtete Richtung. Man fürchtete das Schloß anzuzünden, mußte das Feuer auseinanderziehen, austreten, dämpfen, der Rauch vermehrte ſich, der Zuſtand wurde unerträglicher, man kam der Verzweiflung nahe.

Wilhelm war vor dem Rauch in ein entferntes Zimmer ge-

wichen, wohin ihm bald Mignon folgte und einen wohlgekleideten Bedienten, der eine hohe hellbrennende, doppelt erleuchtete Laterne trug, hereinführte; Dieſer wendete ſich an Wilhelmen, und indem er ihm auf einem ſchönen porzellanenen Teller Confect und Früchte überreichte, ſagte er: „Dies ſchickt Ihnen das junge Frauenzimmer von drüben mit der Bitte, zur Geſellſchaft zu kommen; ſie läßt ſagen", ſetzte der Bediente mit einer leichtfertigen Miene hinzu, „es gehe ihr ſehr wohl, und ſie wünſche ihre Zufriedenheit mit ihren Freunden zu theilen."

Wilhelm erwartete nichts weniger als dieſen Antrag; denn er hatte Philinen ſeit dem Abenteuer der ſteinernen Bank mit entſchiedener Verachtung begegnet und war ſo feſt entſchloſſen, keine Gemeinſchaft mehr mit ihr zu haben, daß er im Begriff ſtand, die ſüße Gabe wieder zurück zu ſchicken, als ein bittender Blick Mignons ihn vermochte, ſie anzunehmen und im Namen des Kindes dafür zu danken; die Einladung ſchlug er ganz aus. Er bat den Bedienten, einige Sorge für die angekommene Geſellſchaft zu haben, und erkundigte ſich nach dem Baron. Dieſer lag zu Bette, hatte aber ſchon, ſo viel der Bediente zu ſagen wußte, einem Andern Auftrag gegeben, für die elend Beherbergten zu ſorgen.

Der Bediente ging und hinterließ Wilhelmen eins von ſeinen Lichtern, das Dieſer in Ermangelung eines Leuchters auf das Fenſtergeſims kleben mußte und nun wenigſtens bei ſeinen Betrachtungen die vier Wände des Zimmers erhellt ſah. Denn es währte noch lange, ehe die Anſtalten rege wurden, die unſere Gäſte zur Ruhe bringen ſollten. Nach und nach kamen Lichter, jedoch ohne Lichtputzen, dann einige Stühle, eine Stunde darauf Deckbetten, dann Kiſſen, Alles wohl durchnetzt, und es war ſchon weit über Mitternacht, als endlich Strohſäcke und Matratzen herbeigeſchafft wurden, die, wenn man ſie zuerſt gehabt hätte, höchſt willkommen geweſen wären.

In der Zwiſchenzeit war auch etwas von Eſſen und Trinken angelangt, das ohne viele Kritik genoſſen wurde, ob es gleich einem unordentlichen Abhub ähnlich ſah und von der Achtung, die man für die Gäſte hatte, kein ſonderliches Zeugniß ablegte.

Viertes Capitel.

Durch die Unart und den Uebermuth einiger leichtfertigen Gesellen vermehrte sich die Unruhe und das Uebel der Nacht, indem sie sich einander neckten, aufweckten und sich wechselsweise allerlei Streiche spielten. Der andere Morgen brach an unter lauten Klagen über ihren Freund, den Baron, daß er sie so getäuscht und ihnen ein ganz anderes Bild von der Ordnung und Bequemlichkeit, in die sie kommen würden, gemacht habe. Doch zur Verwunderung und Trost erschien in aller Frühe der Graf selbst mit einigen Bedienten und erkundigte sich nach ihren Umständen. Er war sehr entrüstet, als er hörte, wie übel es ihnen ergangen, und der Baron, der geführt herbei hinkte, verklagte den Haushofmeister, wie befehlswidrig er sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, und glaubte ihm ein rechtes Bad angerichtet zu haben.

Der Graf befahl sogleich, daß Alles in seiner Gegenwart zur möglichsten Bequemlichkeit der Gäste geordnet werden solle. Darauf kamen einige Offiziere, die von den Actricen sogleich Kundschaft nahmen, und der Graf ließ sich die ganze Gesellschaft vorstellen, redete einen Jeden bei seinem Namen an und mischte einige Scherze in die Unterredung, daß Alle über einen so gnädigen Herrn ganz entzückt waren. Endlich mußte Wilhelm auch an die Reihe, an den sich Mignon anhing. Wilhelm entschuldigte sich, so gut er konnte, über seine Freiheit; der Graf hingegen schien seine Gegenwart als bekannt anzunehmen.

Ein Herr, der neben dem Grafen stand, den man für einen Offizier hielt, ob er gleich keine Uniform an hatte, sprach besonders mit unserm Freunde und zeichnete sich vor allen Andern aus. Große hellblaue Augen leuchteten unter einer hohen Stirne hervor, nachlässig waren seine blonden Haare aufgeschlagen, und seine mittlere Statur zeigte ein sehr wackres, festes und bestimmtes Wesen. Seine Fragen waren lebhaft, und er schien sich auf Alles zu verstehen, wonach er fragte.

Wilhelm erkundigte sich nach diesem Manne bei dem Baron, der aber nicht viel Gutes von ihm zu sagen wußte. Er habe den Charakter als Major, sei eigentlich der Günstling des Prinzen, versehe dessen geheimste Geschäfte und werde für dessen rechten Arm

gehalten, ja, man habe Urſache, zu glauben, er ſei ſein natürlicher Sohn. In Frankreich, England, Italien ſei er mit Geſandtſchaften geweſen, er werde überall ſehr diſtinguirt, und das mache ihn einbildiſch; er wähne, die deutſche Literatur aus dem Grunde zu kennen, und erlaube ſich allerlei ſchale Spöttereien gegen dieſelbe. Er, der Baron, vermeide alle Unterredung mit ihm, und Wilhelm werde wohl thun, ſich auch von ihm entfernt zu halten; denn am Ende gebe er Jedermann etwas ab. Man nenne ihn Jarno, wiſſe aber nicht recht, was man aus dem Namen machen ſolle.

Wilhelm hatte darauf nichts zu ſagen; denn er empfand gegen den Fremden, ob er gleich etwas Kaltes und Abſtoßendes hatte, eine gewiſſe Neigung.

Die Geſellſchaft wurde in dem Schloſſe eingetheilt, und Melina befahl ſehr ſtrenge, ſie ſollten ſich nunmehr ordentlich halten, die Frauen ſollten beſonders wohnen, und Jeder nur auf ſeine Rollen, auf die Kunſt ſein Augenmerk und ſeine Neigung richten. Er ſchlug Vorſchriften und Geſetze, die aus vielen Punkten beſtanden, an alle Thüren. Die Summe der Strafgelder war beſtimmt, die ein jeder Uebertreter in eine gemeinſame Büchſe entrichten ſollte.

Dieſe Verordnungen wurden wenig geachtet. Junge Offiziere gingen aus und ein, ſpaßten nicht eben auf das Feinſte mit den Actricen, hatten die Acteure zum Beſten und vernichteten die ganze kleine Polizeiordnung, noch ehe ſie Wurzel faſſen konnte. Man jagte ſich durch die Zimmer, verkleidete ſich, verſteckte ſich. Melina, der anfangs einigen Ernſt zeigen wollte, ward mit allerlei Muthwillen auf das Aeußerſte gebracht, und als ihn bald darauf der Graf holen ließ, um den Platz zu ſehen, wo das Theater aufgerichtet werden ſollte, ward das Uebel nur immer ärger. Die jungen Herren erſannen ſich allerlei platte Späße, durch Hülfe einiger Acteure wurden ſie noch plumper, und es ſchien, als wenn das ganze alte Schloß vom wüthenden Heere beſeſſen ſei; auch endigte der Unfug nicht eher, als bis man zur Tafel ging.

Der Graf hatte Melina'n in einen großen Saal geführt, der noch zum alten Schloſſe gehörte, durch eine Galerie mit dem neuen verbunden war, und worin ein kleines Theater ſehr wohl aufgeſtellt werden konnte. Daſelbſt zeigte der einſichtsvolle Hausherr, wie er Alles wolle eingerichtet haben.

Nun ward die Arbeit in großer Eile vorgenommen, das Theatergerüſte aufgeſchlagen und ausgeziert, was man von Decorationen in dem Gepäcke hatte und brauchen konnte, angewendet, und das Uebrige mit Hülfe einiger geſchickten Leute des Grafen verfertigt. Wilhelm griff ſelbſt mit an, half die Perſpective beſtimmen, die Umriſſe abſchnüren, und war höchſt beſchäftigt, daß es nicht unſchicklich werden ſollte. Der Graf, der öfters dazu kam, war ſehr zufrieden damit, zeigte, wie ſie das, was ſie wirklich thaten, eigentlich machen ſollten, und ließ dabei ungemeine Kenntniſſe jeder Kunſt ſehen.

Nun fing das Probiren recht ernſtlich an, wozu ſie auch Raum und Muße genug gehabt hätten, wenn ſie nicht von den vielen anweſenden Fremden immer geſtört worden wären. Denn es kamen täglich neue Gäſte an, und ein Jeder wollte die Geſellſchaft in Augenſchein nehmen.

Fünftes Capitel.

Der Baron hatte Wilhelmen einige Tage mit der Hoffnung hingehalten, daß er der Gräfin noch beſonders vorgeſtellt werden ſollte. „Ich habe“, ſagte er, „dieſer vortrefflichen Dame ſo viel von Ihren geiſtreichen und empfindungsvollen Stücken erzählt, daß ſie nicht erwarten kann, Sie zu ſprechen und ſich eins oder das andere vorleſen zu laſſen. Halten Sie ſich ja gefaßt, auf den erſten Wink hinüber zu kommen; denn bei dem nächſten ruhigen Morgen werden Sie gewiß gerufen werden.“ Er bezeichnete ihm darauf das Nachſpiel, welches er zuerſt vorleſen ſollte, wodurch er ſich ganz beſonders empfehlen würde. Die Dame bedaure gar ſehr, daß er zu einer ſolchen unruhigen Zeit eingetroffen ſei und ſich mit der übrigen Geſellſchaft in dem alten Schloſſe ſchlecht behelfen müſſe.

Mit großer Sorgfalt nahm darauf Wilhelm das Stück vor, womit er ſeinen Eintritt in die große Welt machen ſollte. „Du haſt“, ſagte er, „bisher im Stillen für dich gearbeitet, nur von einzelnen Freunden Beifall erhalten; du haſt eine Zeit lang ganz an deinem Talente verzweifelt, und du mußt immer noch in Sorgen ſein, ob du denn auch auf dem rechten Wege biſt, und ob du ſo

viel Talent als Neigung zum Theater haſt. Vor den Ohren ſolcher geübten Kenner, im Cabinete, wo keine Illuſion ſtattfindet, iſt der Verſuch weit gefährlicher als anderwärts, und ich möchte doch auch nicht gern zurückbleiben, dieſen Genuß an meine vorigen Freuden knüpfen und die Hoffnung auf die Zukunft erweitern."

Er nahm darauf einige Stücke durch, las ſie mit der größten Aufmerkſamkeit, corrigirte hier und da, recitirte ſie ſich laut vor, um auch in Sprache und Ausdruck recht gewandt zu ſein, und ſteckte dasjenige, welches er am meiſten geübt, womit er die größte Ehre einzulegen glaubte, in die Taſche, als er an einem Morgen hinüber vor die Gräfin gefordert wurde.

Der Baron hatte ihm verſichert, ſie würde allein mit einer guten Freundin ſein. Als er in das Zimmer trat, kam die Baroneſſe von C** ihm mit vieler Freundlichkeit entgegen, freute ſich, ſeine Bekanntſchaft zu machen, und präſentirte ihn der Gräfin, die ſich eben friſiren ließ und ihn mit freundlichen Worten und Blicken empfing, neben deren Stuhl er aber leider Philinen knien und allerlei Thorheiten machen ſah. „Das ſchöne Kind", ſagte die Baroneſſe, „hat uns Verſchiedenes vorgeſungen. Endige Sie doch das angefangene Liedchen, damit wir nichts davon verlieren."

Wilhelm hörte das Stückchen mit großer Geduld an, indem er die Entfernung des Friſeurs wünſchte, ehe er ſeine Vorleſung anfangen wollte. Man bot ihm eine Taſſe Chocolade an, wozu ihm die Baroneſſe ſelbſt den Zwieback reichte. Demungeachtet ſchmeckte ihm das Frühſtück nicht; denn er wünſchte zu lebhaft, der ſchönen Gräfin irgend etwas vorzutragen, was ſie intereſſiren, wodurch er ihr gefallen könnte. Auch Philine war ihm nur zu ſehr im Wege, die ihm als Zuhörerin oft ſchon unbequem geweſen war. Er ſah mit Schmerzen dem Friſeur auf die Hände und hoffte in jedem Augenblick mehr auf die Vollendung des Baues.

Indeſſen war der Graf hereingetreten und erzählte von den heut zu erwartenden Gäſten, von der Eintheilung des Tages, und was ſonſt etwa Häusliches vorkommen möchte. Da er hinaus ging, ließen einige Offiziere bei der Gräfin um die Erlaubniß bitten, ihr, weil ſie noch vor Tafel wegreiten müßten, aufwarten zu dürfen. Der Kammerdiener war indeſſen fertig geworden, und ſie ließ die Herren hereinkommen.

Die Baroneſſe gab ſich inzwiſchen Mühe, unſern Freund zu unterhalten und ihm viele Achtung zu bezeigen, die er mit Ehrfurcht, obgleich etwas zerſtreut, aufnahm. Er fühlte manchmal nach dem Manuſcripte in der Taſche, hoffte auf jeden Augenblick, und faſt wollte ſeine Geduld reißen, als ein Galanteriehändler hereingelaſſen wurde, der ſeine Pappen, Kaſten, Schachteln unbarmherzig eine nach der andern eröffnete und jede Sorte ſeiner Waaren mit einer dieſem Geſchlechte eigenen Zudringlichkeit vorwies.

Die Geſellſchaft vermehrte ſich. Die Baroneſſe ſah Wilhelmen an und ſprach leiſe mit der Gräfin; er bemerkte es, ohne die Abſicht zu verſtehen, die ihm endlich zu Hauſe klar wurde, als er ſich nach einer ängſtlich und vergebens durchharrten Stunde wegbegab. Er fand ein ſchönes engliſches Porteſeuille in der Taſche. Die Baroneſſe hatte es ihm heimlich beizuſtecken gewußt, und gleich darauf folgte der Gräfin kleiner Mohr, der ihm eine artig geſtickte Weſte überbrachte, ohne recht deutlich zu ſagen, woher ſie komme.

Sechstes Capitel.

Das Gemiſch der Empfindungen von Verdruß und Dankbarkeit verdarb ihm den ganzen Reſt des Tages, bis er gegen Abend wieder Beſchäftigung fand, indem Melina ihm eröffnete, der Graf habe von einem Vorſpiele geſprochen, das dem Prinzen zu Ehren den Tag ſeiner Ankunft aufgeführt werden ſollte. Er wolle darin die Eigenſchaften dieſes großen Helden und Menſchenfreundes perſonificirt haben. Dieſe Tugenden ſollten mit einander auftreten, ſein Lob verkündigen und zuletzt ſeine Büſte mit Blumen- und Lorbeerkränzen umwinden, wobei ſein verzogener Name mit dem Fürſtenhute durchſcheinend glänzen ſollte. Der Graf habe ihm aufgegeben, für die Verſification und übrige Einrichtung dieſes Stückes zu ſorgen, und er hoffe, daß ihm Wilhelm, dem es etwas Leichtes ſei, hierin gerne beiſtehen werde.

„Wie!“ rief Dieſer verdrießlich aus, „haben wir nichts als Portraite, verzogene Namen und allegoriſche Figuren, um einen Fürſten zu ehren, der nach meiner Meinung ein ganz anderes Lob verdient? Wie kann es einem vernünftigen Manne ſchmeicheln, ſich in Effigie

aufgeſtellt und ſeinen Namen auf geöltem Papiere ſchimmern zu ſehen! Ich fürchte ſehr, die Allegorien würden, beſonders bei unſerer Garderobe, zu manchen Zweideutigkeiten und Späßen Anlaß geben. Wollen Sie das Stück machen oder machen laſſen, ſo kann ich nichts dawider haben; nur bitte ich, daß ich damit verſchont bleibe."

Melina entſchuldigte ſich, es ſei nur die ungefähre Angabe des Herrn Grafen, der ihnen übrigens ganz überlaſſe, wie ſie das Stück arrangiren wollten. „Herzlich gerne", verſetzte Wilhelm, „trage ich etwas zum Vergnügen dieſer vortrefflichen Herrſchaft bei, und meine Muſe hat noch kein ſo angenehmes Geſchäft gehabt, als zum Lob eines Fürſten, der ſo viel Verehrung verdient, auch nur ſtammelnd ſich hören zu laſſen. Ich will der Sache nachdenken; vielleicht gelingt es mir, unſere kleine Truppe ſo zu ſtellen, daß wir doch wenigſtens einigen Effect machen."

Von dieſem Augenblicke ſann Wilhelm eifrig dem Auftrage nach. Ehe er einſchlief, hatte er Alles ſchon ziemlich geordnet, und den andern Morgen bei früher Zeit war der Plan fertig, die Scenen entworfen, ja, ſchon einige der vornehmſten Stellen und Geſänge in Verſe und zu Papiere gebracht.

Wilhelm eilte Morgens gleich den Baron wegen gewiſſer Umſtände zu ſprechen und legte ihm ſeinen Plan vor. Dieſem gefiel er ſehr wohl, doch bezeigte er einige Verwunderung. Denn er hatte den Grafen geſtern Abend von einem ganz andern Stücke ſprechen hören, welches nach ſeiner Angabe in Verſe gebracht werden ſollte.

„Es iſt mir nicht wahrſcheinlich", verſetzte Wilhelm, „daß es die Abſicht des Herrn Grafen geweſen ſei, gerade das Stück, ſo wie er es Melina'n angegeben, fertigen zu laſſen; wenn ich nicht irre, ſo wollte er uns blos durch einen Fingerzeig auf den rechten Weg weiſen. Der Liebhaber und Kenner zeigt dem Künſtler an, was er wünſcht, und überläßt ihm alsdann die Sorge, das Werk hervorzubringen."

„Mit nichten!" verſetzte der Baron; „der Herr Graf verläßt ſich darauf, daß das Stück ſo und nicht anders, wie er es angegeben, aufgeführt werde. Das Ihrige hat freilich eine entfernte Aehnlichkeit mit ſeiner Idee, und wenn wir es durchſetzen und ihn von ſeinen erſten Gedanken abbringen wollen, ſo müſſen wir es durch die

Damen bewirken. Vorzüglich weiß die Baroneſſe dergleichen Operationen meiſterlich anzulegen; es wird die Frage ſein, ob ihr der Plan ſo gefällt, daß ſie ſich der Sache annehmen mag, und dann wird es gewiß gehen."

„Wir brauchen ohnedies die Hülfe der Damen", ſagte Wilhelm; „denn es möchte unſer Perſonale und unſere Garderobe zu der Ausführung nicht hinreichen. Ich habe auf einige hübſche Kinder gerechnet, die im Hauſe hin und wieder laufen, und die dem Kammerdiener und dem Haushofmeiſter zugehören."

Darauf erſuchte er den Baron, die Damen mit ſeinem Plane bekannt zu machen. Dieſer kam bald zurück und brachte die Nachricht, ſie wollten ihn ſelbſt ſprechen. Heute Abend, wenn die Herren ſich zum Spiele ſetzten, das ohnedies wegen der Ankunft eines gewiſſen Generals ernſthafter werden würde als gewöhnlich, wollten ſie ſich unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit in ihr Zimmer zurückziehen, er ſollte durch die geheime Treppe eingeführt werden und könne alsdann ſeine Sache auf das Beſte vortragen. Dieſe Art von Geheimniß gebe der Angelegenheit nunmehr einen doppelten Reiz, und die Baroneſſe beſonders freue ſich wie ein Kind auf dieſes Rendezvous, und mehr noch darauf, daß es heimlich und geſchickt gegen den Willen des Grafen unternommen werden ſollte.

Gegen Abend um die beſtimmte Zeit ward Wilhelm abgeholt und mit Vorſicht hinaufgeführt. Die Art, mit der ihm die Baroneſſe in einem kleinen Cabinete entgegen kam, erinnerte ihn einen Augenblick an vorige glückliche Zeiten. Sie brachte ihn in das Zimmer der Gräfin, und nun ging es an ein Fragen, an ein Unterſuchen. Er legte ſeinen Plan mit der möglichſten Wärme und Lebhaftigkeit vor, ſo daß die Damen dafür ganz eingenommen wurden, und unſere Leſer werden erlauben, daß wir ſie auch in der Kürze damit bekannt machen.

In einer ländlichen Scene ſollten Kinder das Stück mit einem Tanze eröffnen, der jenes Spiel vorſtellte, wo Eins herum gehen und dem Andern einen Platz abgewinnen muß. Darauf ſollten ſie mit andern Scherzen abwechſeln und zuletzt zu einem immer wiederkehrenden Reihentanze ein fröhliches Lied ſingen. Darauf ſollte der Harfner mit Mignon herbeikommen, Neugierde erregen und mehrere Landleute herbeilocken; der Alte ſollte verſchiedene Lieder zum Lobe

des Friedens, der Ruhe, der Freude ſingen, und Mignon darauf den Eiertanz tanzen.

In dieſer unſchuldigen Freude werden ſie durch eine kriegeriſche Muſik geſtört, und die Geſellſchaft von einem Trupp Soldaten überfallen. Die Mannsperſonen ſetzen ſich zur Wehre und werden überwunden, die Mädchen fliehen und werden eingeholt. Es ſcheint Alles im Getümmel zu Grunde zu gehen, als eine Perſon, über deren Beſtimmung der Dichter noch ungewiß war, herbei kommt und durch die Nachricht, daß der Heerführer nicht weit ſei, die Ruhe wieder herſtellt. Hier wird der Charakter des Helden mit den ſchönſten Zügen geſchildert, mitten unter den Waffen Sicherheit verſprochen, dem Uebermuth und der Gewaltthätigkeit Schranken geſetzt. Es wird ein allgemeines Feſt zu Ehren des großmüthigen Heerführers begangen.

Die Damen waren mit dem Plane ſehr zufrieden; nur behaupteten ſie, es müſſe nothwendig etwas Allegoriſches in dem Stücke ſein, um es dem Herrn Grafen angenehm zu machen. Der Baron that den Vorſchlag, den Anführer der Soldaten als den Genius der Zwietracht und der Gewaltthätigkeit zu bezeichnen; zuletzt aber müſſe Minerva herbei kommen, ihm Feſſeln anzulegen, Nachricht von der Ankunft des Helden zu geben und deſſen Lob zu preiſen. Die Baroneſſe übernahm das Geſchäft, den Grafen zu überzeugen, daß der von ihm angegebene Plan, nur mit einiger Veränderung, ausgeführt worden ſei; dabei verlangte ſie ausdrücklich, daß am Ende des Stücks nothwendig die Büſte, der verzogene Namen und der Fürſtenhut erſcheinen müßten, weil ſonſt alle Unterhandlung vergeblich ſein würde.

Wilhelm, der ſich ſchon im Geiſte vorgeſtellt hatte, wie fein er ſeinen Helden aus dem Munde der Minerva preiſen wollte, gab nur nach langem Widerſtande in dieſem Punkte nach; allein er fühlte ſich auf eine ſehr angenehme Weiſe gezwungen. Die ſchönen Augen der Gräfin und ihr liebenswürdiges Benehmen hätten ihn gar leicht bewogen, auch auf die ſchönſte und angenehmſte Erfindung, auf die ſo erwünſchte Einheit einer Compoſition und auf alle ſchicklichen Details Verzicht zu thun und gegen ſein poetiſches Gewiſſen zu handeln. Eben ſo ſtand auch ſeinem bürgerlichen Gewiſſen ein harter Kampf bevor, indem bei beſtimmterer Austheilung der

Rollen die Damen ausdrücklich darauf beſtanden, daß er mitſpielen müſſe.

Laertes hatte zu ſeinem Theil jenen gewaltthätigen Kriegsgott erhalten. Wilhelm ſollte den Anführer der Landleute vorſtellen, der einige ſehr artige und gefühlvolle Verſe zu ſagen hatte. Nachdem er ſich eine Zeit lang geſträubt, mußte er ſich endlich doch ergeben; beſonders fand er keine Entſchuldigung, da die Baroneſſe ihm vorſtellte, die Schaubühne hier auf dem Schloſſe ſei ohnedem nur als ein Geſellſchaftstheater anzuſehen, auf dem ſie gern, wenn man nur eine ſchickliche Einleitung machen könnte, mitzuſpielen wünſchte. Darauf entließen die Damen unſern Freund mit vieler Freundlichkeit. Die Baroneſſe verſicherte ihm, daß er ein unvergleichlicher Menſch ſei, und begleitete ihn bis an die kleine Treppe, wo ſie ihm mit einem Händedruck gute Nacht gab.

Siebentes Capitel.

Befeuert durch den aufrichtigen Antheil, den die Frauenzimmer an der Sache nahmen, ward der Plan, der ihm durch die Erzählung gegenwärtiger geworden war, ganz lebendig. Er brachte den größten Theil der Nacht und den andern Morgen mit der ſorgfältigſten Verſification des Dialogs und der Lieder zu.

Er war ſo ziemlich fertig, als er in das neue Schloß gerufen wurde, wo er hörte, daß die Herrſchaft, die eben frühſtückte, ihn ſprechen wollte. Er trat in den Saal; die Baroneſſe kam ihm wieder zuerſt entgegen, und unter dem Vorwande, als wenn ſie ihm einen guten Morgen bieten wollte, liſpelte ſie heimlich zu ihm: „Sagen Sie nichts von Ihrem Stücke, als was Sie gefragt werden!“

„Ich höre“, rief ihm der Graf zu, „Sie ſind recht fleißig und arbeiten an meinem Vorſpiele, das ich zu Ehren des Prinzen geben will. Ich billige, daß Sie eine Minerva darin anbringen wollen, und ich denke bei Zeiten darauf, wie die Göttin zu kleiden iſt, damit man nicht gegen das Coſtüme verſtößt. Ich laſſe deswegen aus meiner Bibliothek alle Bücher herbeibringen, worin ſich das Bild derſelben findet.“

In eben dem Augenblicke traten einige Bedienten mit großen Körben voll Bücher allerlei Formats in den Saal.

Montfaucon [1]), die Sammlungen antiker Statuen, Gemmen und Münzen, alle Arten mythologiſcher Schriften wurden aufgeſchlagen und die Figuren verglichen. Aber auch daran war es noch nicht genug! Des Grafen vortreffliches Gedächtniß ſtellte ihm alle Minerven vor, die etwa noch auf Titelkupfern, Vignetten oder ſonſt vorkommen mochten. Es mußte deshalb ein Buch nach dem andern aus der Bibliothek herbeigeſchafft werden, ſo daß der Graf zuletzt in einem Haufen von Büchern ſaß. Endlich, da ihm keine Minerva mehr einfiel, rief er mit Lachen aus: „Ich wollte wetten, daß nun keine Minerva mehr in der ganzen Bibliothek ſei, und es möchte wohl das erſte Mal vorkommen, daß eine Bücherſammlung ſo ganz und gar des Bildes ihrer Schutzgöttin entbehren muß.“

Die ganze Geſellſchaft freute ſich über den Einfall, und beſonders Jarno, der den Grafen immer mehr Bücher herbeizuſchaffen gereizt hatte, lachte ganz unmäßig.

„Nunmehr“, ſagte der Graf, indem er ſich zu Wilhelmen wendete, „iſt es eine Hauptſache, welche Göttin meinen Sie? Minerva oder Pallas? die Göttin des Krieges oder der Künſte?“

„Sollte es nicht am ſchicklichſten ſein, Ew. Excellenz“, verſetzte Wilhelm, „wenn man hierüber ſich nicht beſtimmt ausdrückte und ſie, eben weil ſie in der Mythologie eine doppelte Perſon ſpielt, auch hier in doppelter Qualität erſcheinen ließe? Sie meldet einen Krieger an, aber nur um das Volk zu beruhigen; ſie preiſt einen Helden, indem ſie ſeine Menſchlichkeit erhebt; ſie überwindet die Gewaltthätigkeit und ſtellt die Freude und Ruhe unter dem Volke wieder her.“

Die Baroneſſe, der es bange wurde, Wilhelm möchte ſich verrathen, ſchob geſchwinde den Leibſchneider der Gräfin dazwiſchen, der ſeine Meinung abgeben mußte, wie ein ſolcher antiker Rock auf das Beſte gefertigt werden könnte. Dieſer Mann, in Maskenarbeiten erfahren, wußte die Sache ſehr leicht zu machen, und da Madame Melina, ungeachtet ihrer hohen Schwangerſchaft, die Rolle der himm-

1) Gelehrter Alterthumsforſcher (1655—1741). Es handelt ſich hier um deſſen Werk: L'antiquité expliquée et représentée en figures, Paris 1719—1721, 15 Bände in Folio.

liſchen Jungfrau übernommen hatte, ſo wurde er angewieſen, ihr das Maß zu nehmen, und die Gräfin bezeichnete, wiewohl mit einigem Unwillen ihrer Kammerjungfern, die Kleider aus der Garderobe, welche dazu verſchnitten werden ſollten.

Auf eine geſchickte Weiſe wußte die Baroneſſe Wilhelmen wieder bei Seite zu ſchaffen und ließ ihn bald darauf wiſſen, ſie habe die übrigen Sachen auch beſorgt. Sie ſchickte ihm zugleich den Muſicus, der des Grafen Hauscapelle dirigirte, damit dieſer theils die nothwendigen Stücke componiren, theils ſchickliche Melodien aus dem Muſikvorrathe dazu ausſuchen ſollte. Nunmehr ging Alles nach Wunſche, der Graf fragte dem Stücke nicht weiter nach, ſondern war hauptſächlich mit der transparenten Decoration beſchäftigt, welche am Ende des Stückes die Zuſchauer überraſchen ſollte. Seine Erfindung und die Geſchicklichkeit ſeines Conditors brachten zuſammen wirklich eine recht angenehme Erleuchtung zuwege. Denn auf ſeinen Reiſen hatte er die größten Feierlichkeiten dieſer Art geſehen, viele Kupfer und Zeichnungen mitgebracht und wußte, was dazu gehörte, mit vielem Geſchmacke anzugeben.

Unterdeſſen endigte Wilhelm ſein Stück, gab einem Jeden ſeine Rolle, übernahm die ſeinige, und der Muſicus, der ſich zugleich ſehr gut auf den Tanz verſtand, richtete das Ballet ein, und ſo ging Alles zum Beſten.

Nur ein unerwartetes Hinderniß legte ſich in den Weg, das ihm eine böſe Lücke zu machen drohte. Er hatte ſich den größten Effect von Mignons Eiertanze verſprochen, und wie erſtaunt war er daher, als das Kind ihm mit ſeiner gewöhnlichen Trockenheit abſchlug zu tanzen, verſicherte, es ſei nunmehr ſein und werde nicht mehr auf das Theater gehen. Er ſuchte es durch allerlei Zureden zu bewegen und ließ nicht eher ab, als bis es bitterlich zu weinen anfing, ihm zu Füßen fiel und rief: „Lieber Vater! bleib auch du von den Brettern!“ Er merkte nicht auf dieſen Wink und ſann, wie er durch eine andere Wendung die Scene intereſſant machen wollte.

Philine, die eins von den Landmädchen machte und in dem Reihentanz die einzelne Stimme ſingen und die Verſe dem Chore zubringen ſollte, freute ſich recht ausgelaſſen darauf. Uebrigens ging es ihr vollkommen nach Wunſche; ſie hatte ihr beſonderes Zimmer, war immer um die Gräfin, die ſie mit ihren Affenpoſſen

unterhielt und dafür täglich etwas geſchenkt bekam; ein Kleid zu dieſem Stücke wurde auch für ſie zurechte gemacht; und weil ſie von einer leichten nachahmenden Natur war, ſo hatte ſie ſich bald aus dem Umgange der Damen ſo viel gemerkt, als ſich für ſie ſchickte, und war in kurzer Zeit voll Lebensart und guten Betragens geworden. Die Sorgfalt des Stallmeiſters nahm mehr zu als ab, und da die Offiziere auch ſtark auf ſie eindrangen, und ſie ſich in einem ſo reichlichen Elemente befand, fiel es ihr ein, auch einmal die Spröde zu ſpielen und auf eine geſchickte Weiſe ſich in einem gewiſſen vornehmen Anſehn zu üben. Kalt und fein, wie ſie war, kannte ſie in acht Tagen die Schwächen des ganzen Hauſes, daß, wenn ſie abſichtlich hätte verfahren können, ſie gar leicht ihr Glück würde gemacht haben. Allein auch hier bediente ſie ſich ihres Vortheils nur, um ſich zu beluſtigen, um ſich einen guten Tag zu machen und impertinent zu ſein, wo ſie merkte, daß es ohne Gefahr geſchehen konnte.

Die Rollen waren gelernt, eine Hauptprobe des Stücks ward befohlen, der Graf wollte dabei ſein, und ſeine Gemahlin fing an zu ſorgen, wie er es aufnehmen möchte. Die Baroneſſe berief Wilhelmen heimlich, und man zeigte, je näher die Stunde herbei rückte, immer mehr Verlegenheit; denn es war doch eben ganz und gar nichts von der Idee des Grafen übrig geblieben. Jarno, der eben hereintrat, wurde in das Geheimniß gezogen. Es freute ihn herzlich, und er war geneigt, ſeine guten Dienſte den Damen anzubieten. „Es wäre gar ſchlimm“, ſagte er, „gnädige Frau, wenn Sie ſich aus dieſer Sache nicht allein heraushelfen wollten; doch auf alle Fälle will ich im Hinterhalte liegen bleiben.“ Die Baroneſſe erzählte hierauf, wie ſie bisher dem Grafen das ganze Stück, aber nur immer ſtellenweiſe und ohne Ordnung, erzählt habe, daß er alſo auf jedes Einzelne vorbereitet ſei; nur ſtehe er freilich in Gedanken, das Ganze werde mit ſeiner Idee zuſammentreffen. „Ich will mich“, ſagte ſie, „heute Abend in der Probe zu ihm ſetzen und ihn zu zerſtreuen ſuchen. Den Conditor habe ich auch ſchon vorgehabt, daß er ja die Decoration am Ende recht ſchön macht, dabei aber doch etwas Geringes fehlen läßt.“

„Ich wüßte einen Hof“, verſetzte Jarno, „wo wir ſo thätige und kluge Freunde brauchten, als Sie ſind. Will es heute Abend

mit Ihren Künſten nicht mehr fort, ſo winken Sie mir, und ich will den Grafen heraus holen und ihn nicht eher wieder hinein laſſen, bis Minerva auftritt und von der Illumination bald Succurs zu hoffen iſt. Ich habe ihm ſchon ſeit einigen Tagen etwas zu eröffnen, das ſeinen Vetter betrifft, und das ich noch immer aus Urſachen aufgeſchoben habe. Es wird ihm auch das eine Diſtraction geben, und zwar nicht die angenehmſte.“

Einige Geſchäfte hinderten den Grafen, beim Anfange der Probe zu ſein, dann unterhielt ihn die Baroneſſe. Jarno's Hülfe war gar nicht nöthig. Denn indem der Graf genug zurechtzuweiſen, zu verbeſſern und anzuordnen hatte, vergaß er ſich ganz und gar darüber, und da Frau Melina zuletzt nach ſeinem Sinne ſprach, und die Illumination gut ausfiel, bezeigte er ſich vollkommen zufrieden. Erſt als Alles vorbei war, und man zum Spiele ging, ſchien ihm der Unterſchied aufzufallen, und er fing an nachzudenken, ob denn das Stück auch wirklich von ſeiner Erfindung ſei. Auf einen Wink fiel nun Jarno aus ſeinem Hinterhalte hervor, der Abend verging, die Nachricht, daß der Prinz wirklich komme, beſtätigte ſich; man ritt einigemal aus, die Avantgarde in der Nachbarſchaft campiren zu ſehen, das Haus war voll Lärmen und Unruhe, und unſere Schauſpieler, die nicht immer zum Beſten von den unwilligen Bedienten verſorgt wurden, mußten, ohne daß Jemand ſonderlich ſich ihrer erinnerte, in dem alten Schloſſe ihre Zeit in Erwartungen und Uebungen zubringen.

Achtes Capitel.

Endlich war der Prinz angekommen; die Generalität, die Stabsoffiziere und das übrige Gefolge, das zu gleicher Zeit eintraf, die vielen Menſchen, die theils zum Beſuche, theils geſchäftswegen einſprachen, machten das Schloß einem Bienenſtocke ähnlich, der eben ſchwärmen will. Jedermann drängte ſich herbei, den vortrefflichen Fürſten zu ſehen, und Jedermann bewunderte ſeine Leutſeligkeit und Herablaſſung; Jedermann erſtaunte, in dem Helden und Heerführer zugleich den gefälligſten Hofmann zu erblicken.

Alle Hausgenoſſen mußten nach Ordre des Grafen bei der An-

kunft des Fürſten auf ihrem Poſten ſein; kein Schauſpieler durfte ſich blicken laſſen, weil der Prinz mit den vorbereiteten Feierlichkeiten überraſcht werden ſollte, und ſo ſchien er auch des Abends, als man ihn in den großen wohlerleuchteten und mit gewirkten Tapeten des vorigen Jahrhunderts ausgezierten Saal führte, ganz und gar nicht auf ein Schauſpiel, viel weniger auf ein Vorſpiel zu ſeinem Lobe vorbereitet zu ſein. Alles lief auf das Beſte ab, und die Truppe mußte nach vollendeter Vorſtellung herbei und ſich dem Prinzen zeigen, der Jeden auf die freundlichſte Weiſe etwas zu fragen, Jedem auf die gefälligſte Art etwas zu ſagen wußte. Wilhelm als Autor mußte beſonders vortreten, und ihm ward gleichfalls ſein Theil Beifall zugeſpendet.

Nach dem Vorſpiele fragte Niemand ſonderlich; in einigen Tagen war es, als wenn nichts dergleichen wäre aufgeführt worden, außer daß Jarno mit Wilhelmen gelegentlich davon ſprach und es ſehr verſtändig lobte; nur ſetzte er hinzu: „Es iſt Schade, daß Sie mit hohlen Nüſſen um hohle Nüſſe ſpielen.“ Mehrere Tage lag Wilhelmen dieſer Ausdruck im Sinne; er wußte nicht, wie er ihn auslegen, noch was er daraus nehmen ſollte.

Unterdeſſen ſpielte die Geſellſchaft jeden Abend ſo gut, als ſie es nach ihren Kräften vermochte, und that das Mögliche, um die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf ſich zu ziehen. Ein unverdienter Beifall munterte ſie auf, und in ihrem alten Schloſſe glaubten ſie nun wirklich, eigentlich um ihretwillen dränge ſich die große Verſammlung herbei, nach ihren Vorſtellungen ziehe ſich die Menge der Fremden, und ſie ſeien der Mittelpunkt, um den und um deswillen ſich Alles drehe und bewege.

Wilhelm allein bemerkte zu ſeinem großen Verdruſſe gerade das Gegentheil. Denn obgleich der Prinz die erſten Vorſtellungen von Anfange bis zu Ende auf ſeinem Seſſel ſitzend mit der größten Gewiſſenhaftigkeit abwartete, ſo ſchien er ſich doch nach und nach auf eine gute Weiſe davon zu diſpenſiren. Gerade Diejenigen, welche Wilhelm im Geſpräche als die Verſtändigſten gefunden hatte, Jarno an ihrer Spitze, brachten nur flüchtige Augenblicke im Theaterſaale zu; übrigens ſaßen ſie im Vorzimmer, ſpielten oder ſchienen ſich von Geſchäften zu unterhalten.

Wilhelmen verdroß gar ſehr, bei ſeinen anhaltenden Bemühungen

des erwünſchteſten Beifalls zu entbehren. Bei der Auswahl der Stücke, der Abſchrift der Rollen, den häufigen Proben, und was ſonſt nur immer vorkommen konnte, ging er Melina'n eifrig zur Hand, der ihn denn auch, ſeine eigene Unzulänglichkeit im Stillen fühlend, zuletzt gewähren ließ. Die Rollen memorirte Wilhelm mit Fleiß und trug ſie mit Wärme und Lebhaftigkeit und mit ſo viel Anſtand vor, als die wenige Bildung erlaubte, die er ſich ſelbſt gegeben hatte.

Die fortgeſetzte Theilnahme des Barons benahm indeß der übrigen Geſellſchaft jeden Zweifel, indem er ſie verſicherte, daß ſie die größten Effecte hervorbringe, beſonders indem ſie eins ſeiner eigenen Stücke aufführte; nur bedauerte er, daß der Prinz eine ausſchließende Neigung für das franzöſiſche Theater habe, daß ein Theil ſeiner Leute hingegen, worunter ſich Jarno beſonders auszeichne, den Ungeheuern der engliſchen Bühne einen leidenſchaftlichen Vorzug gebe.

War nun auf dieſe Weiſe die Kunſt unſerer Schauſpieler nicht auf das Beſte bemerkt und bewundert, ſo waren dagegen ihre Perſonen den Zuſchauern und Zuſchauerinnen nicht völlig gleichgiltig. Wir haben ſchon oben angezeigt, daß die Schauſpielerinnen gleich von Anfang die Aufmerkſamkeit junger Offiziere erregten; allein ſie waren in der Folge glücklicher und machten wichtigere Eroberungen. Doch wir ſchweigen davon und bemerken nur, daß Wilhelm der Gräfin von Tag zu Tag intereſſanter vorkam, ſo wie auch in ihm eine ſtille Neigung gegen ſie aufzukeimen anfing. Sie konnte, wenn er auf dem Theater war, die Augen nicht von ihm abwenden, und er ſchien bald nur allein gegen ſie gerichtet zu ſpielen und zu recitiren. Sich wechſelſeitig anzuſehen, war ihnen ein unausſprechliches Vergnügen, dem ſich ihre harmloſen Seelen ganz überließen, ohne lebhaftere Wünſche zu nähren oder für irgend eine Folge beſorgt zu ſein.

Wie über einen Fluß hinüber, der ſie ſcheidet, zwei feindliche Vorpoſten ſich ruhig und luſtig zuſammen beſprechen, ohne an den Krieg zu denken, in welchem ihre beiderſeitigen Parteien begriffen ſind, ſo wechſelte die Gräfin mit Wilhelmen bedeutende Blicke über die ungeheure Kluft der Geburt und des Standes hinüber, und Jedes glaubte an ſeiner Seite, ſicher ſeinen Empfindungen nachhängen zu dürfen.

Die Baroneſſe hatte ſich indeſſen den Laertes ausgeſucht, der ihr als ein wackerer, munterer Jüngling beſonders wohl gefiel, und der, ſo ſehr Weiberfeind er war, doch ein vorbeigehendes Abenteuer nicht verſchmähte und wirklich diesmal wider Willen durch die Leutſeligkeit und das einnehmende Weſen der Baroneſſe gefeſſelt worden wäre, hätte ihm der Baron zufällig nicht einen guten oder, wenn man will, einen ſchlimmen Dienſt erzeigt, indem er ihn mit den Geſinnungen dieſer Dame näher bekannt machte.

Denn als Laertes ſie einſt laut rühmte und ſie allen Andern ihres Geſchlechts vorzog, verſetzte der Baron ſcherzend: „Ich merke ſchon, wie die Sachen ſtehen; unſre liebe Freundin hat wieder Einen für ihre Ställe gewonnen.“ Dieſes unglückliche Gleichniß, das nur zu klar auf die gefährlichen Liebkoſungen einer Circe[1]) deutete, verdroß Laertes über die Maßen, und er konnte dem Baron nicht ohne Aergerniß zuhören, der ohne Barmherzigkeit fortfuhr: „Jeder Fremde glaubt, daß er der Erſte ſei, dem ein ſo angenehmes Betragen gelte; aber er irrt gewaltig; denn wir Alle ſind einmal auf dieſem Wege herumgeführt worden; Mann, Jüngling oder Knabe, er ſei, wer er ſei, muß ſich eine Zeit lang ihr ergeben, ihr anhängen und ſich mit Sehnſucht um ſie bemühen.“

Den Glücklichen, der eben, in die Gärten einer Zauberin hinein tretend, von allen Seligkeiten eines künſtlichen Frühlings empfangen wird, kann nichts unangenehmer überraſchen, als wenn ihm, deſſen Ohr ganz auf den Geſang der Nachtigall lauſcht, irgend ein verwandelter Vorfahr unvermuthet entgegen grunzt.

Laertes ſchämte ſich nach dieſer Entdeckung recht von Herzen, daß ihn ſeine Eitelkeit nochmals verleitet habe, von irgend einer Frau auch nur im Mindeſten gut zu denken. Er vernachläſſigte ſie nunmehr völlig, hielt ſich zu dem Stallmeiſter, mit dem er fleißig focht und auf die Jagd ging, bei Proben und Vorſtellungen aber ſich betrug, als wenn dies blos eine Nebenſache wäre.

Der Graf und die Gräfin ließen manchmal Morgens Einige von der Geſellſchaft rufen, da Jeder denn immer Philinens unverdientes Glück zu beneiden Urſache fand. Der Graf hatte ſeinen Liebling, den Pedanten, oft ſtundenlang bei ſeiner Toilette. Dieſer

---

1) Vgl. Odyſſee X, 211 ff.

Menſch ward nach und nach bekleidet und bis auf Uhr und Doſe equipirt und ausgeſtattet.

Auch wurde die Geſellſchaft manchmal ſammt und ſonders nach Tafel vor die hohen Herrſchaften gefordert. Sie ſchätzten ſich es zur größten Ehre und bemerkten nicht, daß man zu eben derſelben Zeit durch Jäger und Bediente eine Anzahl Hunde hereinbringen und Pferde im Schloßhofe vorführen ließ.

Man hatte Wilhelmen geſagt, daß er ja gelegentlich des Prinzen Liebling, Racine, loben und dadurch auch von ſich eine gute Meinung erwecken ſolle. Er fand dazu an einem ſolchen Nachmittage Gelegenheit, da er auch mit vorgefordert worden war, und der Prinz ihn fragte, ob er auch fleißig die großen franzöſiſchen Theaterſchriftſteller leſe, darauf ihm denn Wilhelm mit einem ſehr lebhaften Ja antwortete. Er bemerkte nicht, daß der Fürſt, ohne ſeine Antwort abzuwarten, ſchon im Begriff war, ſich weg und zu jemand Anderm zu wenden; er faßte ihn vielmehr ſogleich und trat ihm beinah in den Weg, indem er fortfuhr: er ſchätze das franzöſiſche Theater ſehr hoch und leſe die Werke der großen Meiſter mit Entzücken; beſonders habe er zu wahrer Freude gehört, daß der Fürſt den großen Talenten eines Racine völlige Gerechtigkeit widerfahren laſſe. „Ich kann es mir vorſtellen", fuhr er fort, „wie vornehme und erhabene Perſonen einen Dichter ſchätzen müſſen, der die Zuſtände ihrer höheren Verhältniſſe ſo vortrefflich und richtig ſchildert. Corneille hat, wenn ich ſo ſagen darf, große Menſchen dargeſtellt, und Racine vornehme Perſonen. Ich kann mir, wenn ich ſeine Stücke leſe, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Beſten umgeht und in die Geheimniſſe der Menſchen dringt, wie ſie ſich hinter koſtbar gewirkten Tapeten verbergen. Wenn ich ſeinen Britannicus, ſeine Berenice ſtudire, ſo kommt es mir wirklich vor, ich ſei am Hofe, ſei in das Große und Kleine dieſer Wohnungen der irdiſchen Götter eingeweiht, und ich ſehe durch die Augen eines feinfühlenden Franzoſen Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die von viel Tauſenden beneidet werden, in ihrer natürlichen Geſtalt mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anekdote, daß Racine ſich zu Tode gegrämt habe, weil Ludwig der Vierzehnte ihn nicht mehr angeſehen, ihn ſeine Unzufriedenheit fühlen laſſen, iſt mir ein Schlüſſel zu allen

ſeinen Werken, und es iſt unmöglich, daß ein Dichter von ſo großen Talenten, deſſen Leben und Tod an den Augen eines Königes hängt, nicht auch Stücke ſchreiben ſolle, die des Beifalls eines Königes und eines Fürſten werth ſeien."

Jarno war herbei getreten und hörte unſerem Freunde mit Verwunderung zu; der Fürſt, der nicht geantwortet und nur mit einem gefälligen Blicke ſeinen Beifall gezeigt hatte, wandte ſich ſeitwärts, obgleich Wilhelm, dem es noch unbekannt war, daß es nicht anſtändig ſei, unter ſolchen Umſtänden einen Discurs fortzuſetzen und eine Materie erſchöpfen zu wollen, noch gerne mehr geſprochen und dem Fürſten gezeigt hätte, daß er nicht ohne Nutzen und Gefühl ſeinen Lieblingsdichter geleſen.

„Haben Sie denn niemals", ſagte Jarno, indem er ihn beiſeite nahm, „ein Stück von Shakeſpearen geſehen?"

„Nein", verſetzte Wilhelm; „denn ſeit der Zeit, daß ſie in Deutſchland bekannter geworden ſind [1]), bin ich mit dem Theater unbekannt worden, und ich weiß nicht, ob ich mich freuen ſoll, daß ſich zufällig eine alte jugendliche Liebhaberei und Beſchäftigung gegenwärtig wieder erneuerte. Indeſſen hat mich Alles, was ich von jenen Stücken gehört, nicht neugierig gemacht, ſolche ſeltſame Ungeheuer näher kennen zu lernen, die über alle Wahrſcheinlichkeit, allen Wohlſtand hinauszuſchreiten ſcheinen."

„Ich will Ihnen denn doch rathen", verſetzte Jener, „einen Verſuch zu machen; es kann nichts ſchaden, wenn man auch das Seltſame mit eigenen Augen ſieht. Ich will Ihnen ein paar Theile borgen, und Sie können Ihre Zeit nicht beſſer anwenden, als wenn Sie ſich gleich von Allem losmachen und in der Einſamkeit Ihrer alten Wohnung in die Zauberlaterne dieſer unbekannten Welt ſehen. Es iſt ſündlich, daß Sie Ihre Stunden verderben, dieſe Affen menſchlicher auszuputzen und dieſe Hunde tanzen zu lehren. Nur Eins bedinge ich mir aus, daß Sie ſich an die Form nicht ſtoßen; das Uebrige kann ich Ihrem richtigen Gefühle überlaſſen."

---

1) Die bedeutendſten Dramen Shakeſpeare's brachte zuerſt in Deutſchland Friedrich Ludwig Schröder in eigenen Bearbeitungen während der Jahre 1776—1780 auf die Hamburger Bühne, nachdem Leſſing in ſeiner „Hamburgiſchen Dramaturgie" 1767—1768 ſich eingehend mit dem britiſchen Dichter beſchäftigt hatte. Wieland's Shakeſpeare-Ueberſetzung war bereits 1762—1768 erſchienen.

Die Pferde ſtanden vor der Thür, und Jarno ſetzte ſich mit einigen Cavalieren auf, um ſich mit der Jagd zu erluſtigen. Wilhelm ſah ihm traurig nach. Er hätte gern mit dieſem Manne noch Vieles geſprochen, der ihm, wiewohl auf eine unfreundliche Art, neue Ideen gab, Ideen, deren er bedurfte.

Der Menſch kommt manchmal, indem er ſich einer Entwicklung ſeiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter Freund leicht helfen könnte. Er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge ins Waſſer fällt; griffe Jemand ſogleich zu, riſſe ihn ans Land, ſo wäre es um einmal naß werden gethan, anſtatt daß er ſich auch wohl ſelbſt, aber am jenſeitigen Ufer, heraushilft und einen beſchwerlichen weiten Umweg nach ſeinem beſtimmten Ziele zu machen hat.

Wilhelm fing an zu wittern, daß es in der Welt anders zugehe, als er es ſich gedacht. Er ſah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe und verwunderte ſich, wie einen leichten Anſtand ſie ihm zu geben wußten. Ein Heer auf dem Marſche, ein fürſtlicher Held an ſeiner Spitze, ſo viele mitwirkende Krieger, ſo viele zudringende Verehrer erhöhten ſeine Einbildungskraft. In dieſer Stimmung erhielt er die verſprochenen Bücher, und in Kurzem, wie man es vermuthen kann, ergriff ihn der Strom jenes großen Genius, und führte ihn einem unüberſehlichen Meere zu, worin er ſich gar bald völlig vergaß und verlor.

Neuntes Capitel.

Das Verhältniß des Barons zu den Schauſpielern hatte ſeit ihrem Aufenthalte im Schloſſe verſchiedene Veränderungen erlitten. Im Anfange gereichte es zu beiderſeitiger Zufriedenheit; denn indem der Baron das erſte Mal in ſeinem Leben eines ſeiner Stücke, mit denen er ein Geſellſchaftstheater ſchon belebt hatte, in den Händen wirklicher Schauſpieler und auf dem Wege zu einer anſtändigen Vorſtellung ſah, war er von dem beſten Humor, bewies ſich freigebig, und kaufte bei jedem Galanteriehändler, deren ſich Manche einſtellten, kleine Geſchenke für die Schauſpielerinnen und wußte den Schauſpielern manche Bouteille Champagner extra zu verſchaffen;

dagegen gaben sie sich auch mit seinen Stücken alle Mühe, und Wilhelm sparte keinen Fleiß, die herrlichen Reden des vortrefflichen Helden, dessen Rolle ihm zugefallen war, auf das Genaueste zu memoriren.

Indessen hatten sich doch auch nach und nach einige Mißhelligkeiten eingeschlichen. Die Vorliebe des Barons für gewisse Schauspieler wurde von Tag zu Tag merklicher, und nothwendig mußte dies die Uebrigen verdrießen. Er erhob seine Günstlinge ganz ausschließlich und brachte dadurch Eifersucht und Uneinigkeit unter die Gesellschaft. Melina, der sich bei streitigen Fällen ohnedem nicht zu helfen wußte, befand sich in einem sehr unangenehmen Zustande. Die Gepriesenen nahmen das Lob an, ohne sonderlich dankbar zu sein, und die Zurückgesetzten ließen auf allerlei Weise ihren Verdruß spüren und wußten ihrem erst hochverehrten Gönner den Aufenthalt unter ihnen auf eine oder die andere Weise unangenehm zu machen; ja, es war ihrer Schadenfreude keine geringe Nahrung, als ein gewisses Gedicht, dessen Verfasser man nicht kannte, im Schlosse viele Bewegung verursachte. Bisher hatte man sich immer, doch auf eine ziemlich feine Weise, über den Umgang des Barons mit den Komödianten aufgehalten; man hatte allerlei Geschichten auf ihn gebracht, gewisse Vorfälle ausgeputzt und ihnen eine lustige und interessante Gestalt gegeben. Zuletzt fing man an zu erzählen, es entstehe eine Art von Handwerksneid zwischen ihm und einigen Schauspielern, die sich auch einbildeten, Schriftsteller zu sein, und auf diese Sage gründet sich das Gedicht, von welchem wir sprachen, und welches lautet, wie folgt:

Ich armer Teufel, Herr Baron,
Beneide Sie um Ihren Stand,
Um Ihren Platz so nah am Thron
Und um manch schön Stück Ackerland,
Um Ihres Vaters festes Schloß,
Um seine Wildbahn und Geschoß.

Mich armen Teufel, Herr Baron,
Beneiden Sie, so wie es scheint,
Weil die Natur vom Knaben schon
Mit mir es mütterlich gemeint.

Ich ward, mit leichtem Muth und Kopf,
Zwar arm, doch nicht ein armer Tropf.

Nun dächt' ich, lieber Herr Baron,
Wir ließen's Beide, wie wir sind:
Sie blieben des Herrn Vaters Sohn,
Und ich blieb' meiner Mutter Kind;
Wir lebten ohne Neid und Haß,
Begehrten nicht des Andern Titel,
Sie keinen Platz auf dem Parnaß,
Und keinen ich in dem Capitel.

Die Stimmen über dieses Gedicht, das in einigen fast unleserlichen Abschriften sich in verschiedenen Händen befand, waren sehr getheilt, auf den Verfasser aber wußte Niemand zu muthmaßen, und als man mit einiger Schadenfreude sich darüber zu ergetzen anfing, erklärte sich Wilhelm sehr dagegen.

„Wir Deutschen", rief er aus, „verdienten, daß unsere Musen in der Verachtung blieben, in der sie so lange geschmachtet haben, da wir nicht Männer von Stande zu schätzen wissen, die sich mit unserer Literatur auf irgend eine Weise abgeben mögen. Geburt, Stand und Vermögen stehen in keinem Widerspruch mit Genie und Geschmack; das haben uns fremde Nationen gelehrt, welche unter ihren besten Köpfen eine große Anzahl Edelleute zählen. War es bisher in Deutschland ein Wunder, wenn ein Mann von Geburt sich den Wissenschaften widmete, wurden bisher nur wenige berühmte Namen durch ihre Neigung zu Kunst und Wissenschaft noch berühmter, stiegen dagegen manche aus der Dunkelheit hervor und traten wie unbekannte Sterne an den Horizont: so wird das nicht immer so sein, und wenn ich mich nicht sehr irre, so ist die erste Klasse der Nation auf dem Wege, sich ihrer Vortheile auch zu Erringung des schönsten Kranzes der Musen in Zukunft zu bedienen. Es ist mir daher nichts unangenehmer, als wenn ich nicht allein den Bürger oft über den Edelmann, der die Musen zu schätzen weiß, spotten, sondern auch Personen von Stande selbst mit unüberlegter Laune und niemals zu billigender Schadenfreude ihres Gleichen von einem Wege abschrecken sehe, auf dem einen Jeden Ehre und Zufriedenheit erwartet."

Es ſchien die letzte Aeußerung gegen den Grafen gerichtet zu ſein, von welchem Wilhelm gehört hatte, daß er das Gedicht wirklich gut finde. Freilich war dieſem Herrn, der immer auf ſeine Art mit dem Baron zu ſcherzen pflegte, ein ſolcher Anlaß ſehr erwünſcht, ſeinen Verwandten auf alle Weiſe zu plagen. Jedermann hatte ſeine eigenen Muthmaßungen, wer der Verfaſſer des Gedichtes ſein könnte, und der Graf, der ſich nicht gern im Scharfſinn von Jemand übertroffen ſah, fiel auf einen Gedanken, den er ſogleich zu beſchwören bereit war: das Gedicht könne ſich nur von ſeinem Pedanten herſchreiben, der ein ſehr feiner Burſche ſei, und an dem er ſchon lange ſo etwas poetiſches Genie gemerkt habe. Um ſich ein rechtes Vergnügen zu machen, ließ er deswegen an einem Morgen dieſen Schauſpieler rufen, der ihm in Gegenwart der Gräfin, der Baroneſſe und Jarno's das Gedicht nach ſeiner Art vorleſen mußte und dafür Lob, Beifall und ein Geſchenk einerntete und die Frage des Grafen, ob er nicht ſonſt noch einige Gedichte von frühern Zeiten beſitze, mit Klugheit abzulehnen wußte. So kam der Pedant zum Rufe eines Dichters, eines Witzlings und in den Augen Derer, die dem Baron günſtig waren, eines Pasquillanten und ſchlechten Menſchen. Von der Zeit an applaudirte ihm der Graf nur immer mehr, er mochte ſeine Rolle ſpielen, wie er wollte, ſo daß der arme Menſch zuletzt aufgeblaſen, ja beinahe verrückt wurde und darauf ſann, gleich Philinen ein Zimmer im neuen Schloſſe zu beziehen.

Wäre dieſer Plan ſogleich zu vollführen geweſen, ſo möchte er einen großen Unfall vermieden haben. Denn als er eines Abends ſpät nach dem alten Schloſſe ging und in dem dunkeln engen Wege herum tappte, ward er auf einmal angefallen, von einigen Perſonen feſtgehalten, indeſſen andere auf ihn wacker losſchlugen und ihn im Finſtern ſo zerdraſchen, daß er beinahe liegen blieb und nur mit Mühe zu ſeinen Kameraden hinaufkroch, die, ſo ſehr ſie ſich entrüſtet ſtellten, über dieſen Unfall ihre heimliche Freude fühlten und ſich kaum des Lachens erwehren konnten, als ſie ihn ſo wohl durchwalkt und ſeinen neuen braunen Rock über und über weiß, als wenn er mit Müllern Händel gehabt, beſtäubt und befleckt ſahen.

Der Graf, der ſogleich hiervon Nachricht erhielt, brach in einen unbeſchreiblichen Zorn aus. Er behandelte dieſe That als das größte Verbrechen, qualificirte ſie zu einem beleidigten Burgfrieden und

ließ durch ſeinen Gerichtshalter die ſtrengſte Inquiſition vornehmen. Der weißbeſtäubte Rock ſollte eine Hauptanzeige geben. Alles, was nur irgend mit Puder und Mehl im Schloſſe zu ſchaffen haben konnte, wurde mit in die Unterſuchung gezogen, jedoch vergebens.

Der Baron verſicherte bei ſeiner Ehre feierlich: jene Art zu ſcherzen habe ihm freilich ſehr mißfallen, und das Betragen des Herrn Grafen ſei nicht das freundſchaftlichſte geweſen; aber er habe ſich darüber hinauszuſetzen gewußt, und an dem Unfall, der dem Poeten oder Pasquillanten, wie man ihn nennen wolle, begegnet, habe er nicht den mindeſten Antheil.

Die übrigen Bewegungen der Fremden und die Unruhe des Hauſes brachten bald die ganze Sache in Vergeſſenheit, und der unglückliche Günſtling mußte das Vergnügen, fremde Federn eine kurze Zeit getragen zu haben, theuer bezahlen.

Unſere Truppe, die regelmäßig alle Abende fortſpielte und im Ganzen ſehr wohl gehalten wurde, fing nun an, je beſſer es ihr ging, deſto größere Anforderungen zu machen. In kurzer Zeit war ihnen Eſſen, Trinken, Aufwartung, Wohnung zu gering, und ſie lagen ihrem Beſchützer, dem Baron, an, daß er für ſie beſſer ſorgen und ihnen zu dem Genuſſe und der Bequemlichkeit, die er ihnen verſprochen, doch endlich verhelfen ſolle. Ihre Klagen wurden lauter, und die Bemühungen ihres Freundes, ihnen genug zu thun, immer fruchtloſer.

Wilhelm kam indeſſen, außer in Proben und Spielſtunden, wenig mehr zum Vorſcheine. In einem der hinterſten Zimmer verſchloſſen, wozu nur Mignon und dem Harfner der Zutritt gerne verſtattet wurde, lebte und webte er in der Shakeſpeare'ſchen Welt, ſo daß er außer ſich nichts kannte noch empfand.

Man erzählt von Zauberern, die durch magiſche Formeln eine ungeheure Menge allerlei geiſtiger Geſtalten in ihre Stube herbeiziehen. Die Beſchwörungen ſind ſo kräftig, daß ſie bald den Raum des Zimmers ausfüllen, und die Geiſter, bis an den kleinen gezogenen Kreis hinangedrängt, um denſelben und über dem Haupte des Meiſters in ewig drehender Verwandlung ſich bewegend vermehren. Jeder Winkel iſt vollgepfropft, und jedes Geſims beſetzt. Eier dehnen ſich aus, und Rieſengeſtalten ziehen ſich in Pilze zuſammen. Unglücklicherweiſe hat der Schwarzkünſtler das Wort

vergeſſen, womit er dieſe Geiſterfluth wieder zur Ebbe bringen könnte. [1])

So ſaß Wilhelm, und mit unbekannter Bewegung wurden tauſend Empfindungen und Fähigkeiten in ihm rege, von denen er keinen Begriff und keine Ahnung gehabt hatte. Nichts konnte ihn aus dieſem Zuſtande reißen, und er war ſehr unzufrieden, wenn irgend Jemand zu kommen Gelegenheit nahm, um ihn von dem, was auswärts vorging, zu unterhalten.

So merkte er kaum auf, als man ihm die Nachricht brachte, es ſolle in dem Schloßhof eine Execution vorgehen, und ein Knabe geſtäupt werden, der ſich eines nächtlichen Einbruchs verdächtig gemacht habe, und da er den Rock eines Perrückenmachers trage, wahrſcheinlich mit unter den Meuchlern geweſen ſei. Der Knabe leugne zwar auf das Hartnäckigſte, und man könne ihn deswegen nicht förmlich beſtrafen, wolle ihm aber als einem Vagabunden einen Denkzettel geben und ihn weiter ſchicken, weil er einige Tage in der Gegend herumgeſchwärmt ſei, ſich des Nachts in den Mühlen aufgehalten, endlich eine Leiter an eine Gartenmauer angelehnt habe und herüber geſtiegen ſei.

Wilhelm fand an dem ganzen Handel nichts ſonderlich merkwürdig, als Mignon haſtig herein kam und ihm verſicherte, der Gefangene ſei Friedrich, der ſich ſeit den Händeln mit dem Stallmeiſter von der Geſellſchaft und aus unſern Augen verloren hatte.

Wilhelm, den der Knabe intereſſirte, machte ſich eilends auf und fand im Schloßhofe ſchon Zurüſtungen. Denn der Graf liebte die Feierlichkeit auch in dergleichen Fällen. Der Knabe wurde herbeigebracht; Wilhelm trat dazwiſchen und bat, daß man inne halten möchte, indem er den Knaben kenne und vorher erſt Verſchiedenes ſeinetwegen anzubringen habe. Er hatte Mühe, mit ſeinen Vorſtellungen durchzudringen, und erhielt endlich die Erlaubniß, mit dem Delinquenten allein zu ſprechen. Dieſer verſicherte, von dem Ueberfalle, bei dem ein Acteur ſollte gemißhandelt worden ſein, wiſſe er gar nichts. Er ſei nur um das Schloß herum geſtreift und des Nachts hereingeſchlichen, um Philinen aufzuſuchen, deren Schlafzimmer er ausgekundſchaftet gehabt und es auch gewiß würde

---

1) Ein ähnliches Motiv behandelt Goethe's Gedicht: „Der Zauberlehrling."

getroffen haben, wenn er nicht unterwegs aufgefangen worden wäre.

Wilhelm, der zur Ehre der Gesellschaft das Verhältniß nicht gerne entdecken wollte, eilte zu dem Stallmeister und bat ihn, nach seiner Kenntniß der Personen und des Hauses, diese Angelegenheit zu vermitteln und den Knaben zu befreien.

Dieser launige Mann erdachte unter Wilhelms Beistand eine kleine Geschichte, daß der Knabe zur Truppe gehört habe, von ihr entlaufen sei, doch wieder gewünscht, sich bei ihr einzufinden und aufgenommen zu werden. Er habe deswegen die Absicht gehabt, bei Nachtzeit einige seiner Gönner aufzusuchen und sich ihnen zu empfehlen. Man bezeugte übrigens, daß er sich sonst gut aufgeführt, die Damen mischten sich darein, und er ward entlassen.

Wilhelm nahm ihn auf, und er war nunmehr die dritte Person der wunderbaren Familie, die Wilhelm seit einiger Zeit als seine eigene ansah. Der Alte und Mignon nahmen den Wiederkehrenden freundlich auf, und alle Drei verbanden sich nunmehr, ihrem Freunde und Beschützer aufmerksam zu dienen und ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

Zehntes Capitel.

Philine wußte sich nun täglich besser bei den Damen einzuschmeicheln. Wenn sie zusammen allein waren, leitete sie meistentheils das Gespräch auf die Männer, welche kamen und gingen, und Wilhelm war nicht der Letzte, mit dem man sich beschäftigte. Dem klugen Mädchen blieb es nicht verborgen, daß er einen tiefen Eindruck auf das Herz der Gräfin gemacht habe; sie erzählte daher von ihm, was sie wußte und nicht wußte, hütete sich aber, irgend etwas vorzubringen, das man zu seinem Nachtheile hätte deuten können, und rühmte dagegen seinen Edelmuth, seine Freigebigkeit und besonders seine Sittsamkeit im Betragen gegen das weibliche Geschlecht. Alle übrigen Fragen, die an sie geschahen, beantwortete sie mit Klugheit, und als die Baronesse die zunehmende Neigung ihrer schönen Freundin bemerkte, war auch ihr diese Entdeckung sehr willkommen. Denn ihre Verhältnisse zu mehreren Männern, besonders in diesen

letzten Tagen zu Jarno, blieben der Gräfin nicht verborgen, deren reine Seele einen ſolchen Leichtſinn nicht ohne Mißbilligung und ohne ſanften Tadel bemerken konnte.

Auf dieſe Weiſe hatte die Baroneſſe ſowohl als Philine, Jede ein beſonderes Intereſſe, unſern Freund der Gräfin näher zu bringen, und Philine hoffte noch überdies, bei Gelegenheit wieder für ſich zu arbeiten und die verlorne Gunſt des jungen Mannes ſich womöglich wieder zu erwerben.

Eines Tages, als der Graf mit der übrigen Geſellſchaft auf die Jagd geritten war, und man die Herren erſt den andern Morgen zurück erwartete, erſann ſich die Baroneſſe einen Scherz, der völlig in ihrer Art war; denn ſie liebte die Verkleidungen und kam, um die Geſellſchaft zu überraſchen, bald als Bauermädchen, bald als Page, bald als Jägerburſche zum Vorſchein. Sie gab ſich dadurch das Anſehen einer kleinen Fee, die überall, und gerade da, wo man ſie am wenigſten vermuthet, gegenwärtig iſt. Nichts glich ihrer Freude, wenn ſie unerkannt eine Zeit lang die Geſellſchaft bedient oder ſonſt unter ihr gewandelt hatte, und ſie ſich zuletzt auf eine ſcherzhafte Weiſe zu entdecken wußte.

Gegen Abend ließ ſie Wilhelmen auf ihr Zimmer fordern, und da ſie eben noch etwas zu thun hatte, ſollte Philine ihn vorbereiten.

Er kam und fand nicht ohne Verwunderung ſtatt der gnädigen Frau das leichtfertige Mädchen im Zimmer. Sie begegnete ihm mit einer gewiſſen anſtändigen Freimüthigkeit, in der ſie ſich bisher geübt hatte, und nöthigte ihn dadurch gleichfalls zur Höflichkeit.

Zuerſt ſcherzte ſie im Allgemeinen über das gute Glück, das ihn verfolge und ihn auch, wie ſie wohl merke, gegenwärtig hierher gebracht habe; ſodann warf ſie ihm auf eine angenehme Art ſein Betragen vor, womit er ſie bisher gequält habe, ſchalt und beſchuldigte ſich ſelbſt, geſtand, daß ſie ſonſt wohl ſo eine Begegnung verdient, machte eine ſo aufrichtige Beſchreibung ihres Zuſtandes, den ſie den vorigen nannte, und ſetzte hinzu: daß ſie ſich ſelbſt verachten müſſe, wenn ſie nicht fähig wäre, ſich zu ändern und ſich ſeiner Freundſchaft werth zu machen.

Wilhelm war über dieſe Rede betroffen. Er hatte zu wenig Kenntniß der Welt, um zu wiſſen, daß eben ganz leichtſinnige und

der Beſſerung unfähige Menſchen ſich oft am lebhafteſten anklagen, ihre Fehler mit großer Freimüthigkeit bekennen und bereuen, ob ſie gleich nicht die mindeſte Kraft in ſich haben, von dem Wege zurückzutreten, auf den eine übermächtige Natur ſie hinreißt. Er konnte daher nicht unfreundlich gegen die zierliche Sünderin bleiben; er ließ ſich mit ihr in ein Geſpräch ein und vernahm von ihr den Vorſchlag zu einer ſonderbaren Verkleidung, womit man die ſchöne Gräfin zu überraſchen gedachte.

Er fand dabei einiges Bedenken, das er Philinen nicht verhehlte; allein die Baroneſſe, welche in dem Augenblick hereintrat, ließ ihm keine Zeit zu Zweifeln übrig; ſie zog ihn vielmehr mit ſich fort, indem ſie verſicherte, es ſei die rechte Stunde.

Es war dunkel geworden, und ſie führte ihn in die Garderobe des Grafen, ließ ihn ſeinen Rock ausziehen und in den ſeidnen Schlafrock des Grafen hineinſchlüpfen, ſetzte ihm darauf die Mütze mit dem rothen Bande auf, führte ihn ins Cabinet und hieß ihn ſich in den großen Seſſel ſetzen und ein Buch nehmen, zündete die Argandiſche Lampe [1]) ſelbſt an, die vor ihm ſtand, und unterrichtete ihn, was er zu thun, und was er für eine Rolle zu ſpielen habe.

Man werde, ſagte ſie, der Gräfin die unvermuthete Ankunft ihres Gemahls und ſeine üble Laune ankündigen; ſie werde kommen, einigemal im Zimmer auf- und abgehen, ſich alsdann auf die Lehne des Seſſels ſetzen, ihren Arm auf ſeine Schulter legen und einige Worte ſprechen. Er ſolle ſeine Ehemannsrolle ſo lange und ſo gut als möglich ſpielen; wenn er ſich aber endlich entdecken müßte, ſo ſolle er hübſch artig und galant ſein.

Wilhelm ſaß nun unruhig genug in dieſer wunderlichen Maske; der Vorſchlag hatte ihn überraſcht, und die Ausführung eilte der Ueberlegung zuvor. Schon war die Baroneſſe wieder zum Zimmer hinaus, als er erſt bemerkte, wie gefährlich der Poſten war, den er eingenommen hatte. Er leugnete ſich nicht, daß die Schönheit, die Jugend, die Anmuth der Gräfin einigen Eindruck auf ihn gemacht hatten; allein da er ſeiner Natur nach von aller leeren Galanterie

1) Oellampe mit dem von dem Genfer Mechaniker Jacques Antoine Argand 1769 erfundenen hohlen Rundbocht, welcher vermittelſt des doppelten, innern und äußern Luftzuges das Oel vollkommener verbrennt und eine hellere Flamme erzeugt, als der bis dahin gebräuchliche Flachdocht.

weit entfernt war, und ihm seine Grundsätze einen Gedanken an ernsthaftere Unternehmungen nicht erlaubten, so war er wirklich in diesem Augenblicke in nicht geringer Verlegenheit. Die Furcht, der Gräfin zu mißfallen oder ihr mehr als billig zu gefallen, war gleich groß bei ihm.

Jeder weibliche Reiz, der jemals auf ihn gewirkt hatte, zeigte sich wieder vor seiner Einbildungskraft. Mariane erschien ihm im weißen Morgenkleide und flehte um sein Andenken. Philinens Liebenswürdigkeit, ihre schönen Haare und ihr einschmeichelndes Betragen waren durch ihre neueste Gegenwart wieder wirksam geworden; doch Alles trat wie hinter den Flor der Entfernung zurück, wenn er sich die edle, blühende Gräfin dachte, deren Arm er in wenig Minuten an seinem Halse fühlen sollte, deren unschuldige Liebkosungen er zu erwidern aufgefordert war.

Die sonderbare Art, wie er aus dieser Verlegenheit sollte gezogen werden, ahnte er freilich nicht. Denn wie groß war sein Erstaunen, ja sein Schrecken, als hinter ihm die Thüre sich aufthat, und er bei dem ersten verstohlnen Blick in den Spiegel den Grafen ganz deutlich erblickte, der mit einem Lichte in der Hand hereintrat. Sein Zweifel, was er zu thun habe, ob er sitzen bleiben oder aufstehen, fliehen, bekennen, leugnen oder um Vergebung bitten solle, dauerte nur einige Augenblicke. Der Graf, der unbeweglich in der Thüre stehen geblieben war, trat zurück und machte sie sachte zu. In dem Moment sprang die Baronesse zur Seitenthüre herein, löschte die Lampe aus, riß Wilhelmen vom Stuhle und zog ihn nach sich in das Cabinet. Geschwind warf er den Schlafrock ab, der sogleich wieder seinen gewöhnlichen Platz erhielt. Die Baronesse nahm Wilhelms Rock über den Arm und eilte mit ihm durch einige Stuben, Gänge und Verschläge in ihr Zimmer, wo Wilhelm, nachdem sie sich erholt hatte, von ihr vernahm: sie sei zu der Gräfin gekommen, um ihr die erdichtete Nachricht von der Ankunft des Grafen zu bringen. „Ich weiß es schon", sagte die Gräfin; „was mag wohl begegnet sein? Ich habe ihn soeben zum Seitenthor hereintreten sehen." Erschrocken sei die Baronesse sogleich auf des Grafen Zimmer gelaufen, um ihn abzuholen.

„Unglücklicherweise sind Sie zu spät gekommen!" rief Wilhelm aus; „der Graf war vorhin im Zimmer und hat mich sitzen sehen."

„Hat er Sie erkannt?“

„Ich weiß es nicht. Er ſah mich im Spiegel, ſo wie ich ihn, und eh' ich wußte, ob es ein Geſpenſt oder er ſelbſt war, trat er ſchon wieder zurück und drückte die Thüre hinter ſich zu.“

Die Verlegenheit der Baroneſſe vermehrte ſich, als ein Bedienter ſie zu rufen kam und anzeigte, der Graf befinde ſich bei ſeiner Gemahlin. Mit ſchwerem Herzen ging ſie hin und fand den Grafen zwar ſtill und in ſich gekehrt, aber in ſeinen Aeußerungen milder und freundlicher als gewöhnlich. Sie wußte nicht, was ſie denken ſollte. Man ſprach von den Vorfällen der Jagd und den Urſachen ſeiner frühern Zurückkunft. Das Geſpräch ging bald aus. Der Graf ward ſtille, und beſonders mußte der Baroneſſe auffallen, als er nach Wilhelm fragte und den Wunſch äußerte, man möchte ihn rufen laſſen, damit er etwas vorleſe.

Wilhelm, der ſich im Zimmer der Baroneſſe wieder angekleidet und einigermaßen erholt hatte, kam nicht ohne Sorgen auf den Befehl herbei. Der Graf gab ihm ein Buch, aus welchem er eine abenteuerliche Novelle nicht ohne Beklemmung vorlas. Sein Ton hatte etwas Unſicheres, Zitterndes, das glücklicherweiſe dem Inhalt der Geſchichte gemäß war. Der Graf gab einigemal freundliche Zeichen des Beifalls und lobte den beſondern Ausdruck der Vorleſung, da er zuletzt unſern Freund entließ.

Elftes Capitel.

Wilhelm hatte kaum einige Stücke Shakeſpeare's geleſen, als ihre Wirkung auf ihn ſo ſtark wurde, daß er weiter fortzufahren nicht im Stande war. Seine ganze Seele gerieth in Bewegung. Er ſuchte Gelegenheit, mit Jarno zu ſprechen, und konnte ihm nicht genug für die verſchaffte Freude danken.

„Ich habe es wohl vorausgeſehen“, ſagte Dieſer, „daß Sie gegen die Trefflichkeit des außerordentlichſten und wunderbarſten aller Schriftſteller nicht unempfindlich bleiben würden.“

„Ja“, rief Wilhelm aus, „ich erinnere mich nicht, daß ein Buch, ein Menſch oder irgend eine Begebenheit des Lebens ſo große Wirkungen auf mich hervorgebracht hätte als die köſtlichen Stücke,

die ich durch Ihre Gütigkeit habe kennen lernen. Sie scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu sein, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte! Man glaubt vor den aufgeschlagenen, ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust, und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit, über die Gewalt und Ruhe so erstaunt und außer aller Fassung gebracht, daß ich nur mit Sehnsucht auf die Zeit warte, da ich mich in einem Zustande befinden werde, weiter zu lesen."

„Bravo!" sagte Jarno, indem er unserm Freunde die Hand reichte und sie ihm drückte, „so wollte ich es haben! Und die Folgen, die ich hoffe, werden gewiß auch nicht ausbleiben."

„Ich wünschte", versetzte Wilhelm, „daß ich Ihnen Alles, was gegenwärtig in mir vorgeht, entdecken könnte. Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, die mich von Jugend auf, mir selbst unbemerkt, begleiteten, finde ich in Shakespeare's Stücken erfüllt und entwickelt. Es scheint, als wenn er uns alle Räthsel offenbarte, ohne daß man doch sagen kann: hier oder da ist das Wort der Auflösung. Seine Menschen scheinen natürliche Menschen zu sein, und sie sind es doch nicht. Diese geheimnißvollsten und zusammengesetztesten Geschöpfe der Natur handeln vor uns in seinen Stücken, als wenn sie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuse man von Krystall gebildet hätte; sie zeigen nach ihrer Bestimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das sie treibt. Diese wenigen Blicke, die ich in Shakespeare's Welt gethan, reizen mich mehr als irgend etwas Anderes, in der wirklichen Welt schnellere Fortschritte vorwärts zu thun, mich in die Fluth der Schicksale zu mischen, die über sie verhängt sind, und dereinst, wenn es mir glücken sollte, aus dem großen Meer der wahren Natur wenige Becher zu schöpfen und sie von der Schaubühne dem lechzenden Publikum meines Vaterlandes auszuspenden."

„Wie freut mich die Gemüthsverfassung, in der ich Sie sehe!" versetzte Jarno und legte dem bewegten Jüngling die Hand auf die Schulter. „Lassen Sie den Vorsatz nicht fahren, in ein thätiges Leben überzugehen, und eilen Sie, die guten Jahre, die Ihnen ge-

gönnt ſind, wacker zu nutzen. Kann ich Ihnen behülflich ſein, ſo geſchieht es von ganzem Herzen. Noch habe ich nicht gefragt, wie Sie in dieſe Geſellſchaft gekommen ſind, für die Sie weder geboren noch erzogen ſein können. So viel hoffe ich und ſehe ich, daß Sie ſich herausſehnen. Ich weiß nichts von Ihrer Herkunft, von Ihren häuslichen Umſtänden; überlegen Sie, was Sie mir vertrauen wollen. So viel kann ich Ihnen nur ſagen, die Zeiten des Krieges [1]), in denen wir leben, können ſchnelle Wechſel des Glücks hervorbringen; mögen Sie Ihre Kräfte und Talente unſerm Dienſte widmen, Mühe, und wenn es Noth thut, Gefahr nicht ſcheuen, ſo habe ich eben jetzo eine Gelegenheit, Sie an einen Platz zu ſtellen, den eine Zeit lang bekleidet zu haben Sie in der Folge nicht gereuen wird.“ Wilhelm konnte ſeinen Dank nicht genug ausdrücken und war willig, ſeinem Freunde und Beſchützer die ganze Geſchichte ſeines Lebens zu erzählen.

Sie hatten ſich unter dieſem Geſpräche weit in den Park verloren und waren auf die Landſtraße, welche durch denſelben ging, gekommen. Jarno ſtand einen Augenblick ſtill und ſagte: „Bedenken Sie meinen Vorſchlag, entſchließen Sie ſich, geben Sie mir in einigen Tagen Antwort und ſchenken Sie mir Ihr Vertrauen! Ich verſichre Sie, es iſt mir bisher unbegreiflich geweſen, wie Sie ſich mit ſolchem Volke haben gemein machen können. Ich hab' es oft mit Ekel und Verdruß geſehen, wie Sie, um nur einigermaßen leben zu können, Ihr Herz an einen herumziehenden Bänkelſänger und an ein albernes zwitterhaftes Geſchöpf hängen mußten.“

Er hatte noch nicht ausgeredet, als ein Offizier zu Pferde eilends herankam, dem ein Reitknecht mit einem Handpferd folgte. Jarno rief ihm einen lebhaften Gruß zu. Der Offizier ſprang vom Pferde; Beide umarmten ſich und unterhielten ſich mit einander, indem Wilhelm, beſtürzt über die letzten Worte ſeines kriegeriſchen

1) Gemeint dürfte hier etwa die Zeit des bairiſchen Erbfolgekrieges 1778—79 ſein, bei deſſen Eröffnung Prinz Heinrich von Preußen mit ſeiner Armee durch Sachſen nach Böhmen zog. Dieſer berühmte Heerführer iſt mit ſeinem Gefolge das Vorbild für die Schilderung des Dichters. Goethe war bereits 1778 in Berlin von demſelben zur Tafel gezogen worden. Er begegnete ihm wieder am 5. Juli 1784 zu Eiſenach bei Hofe, wo der Prinz nur über Tiſch blieb und ſich gegen Goethe ſehr gnädig erwies. Der Dichter benutzte dieſe Gelegenheit, um für ſein Buch Einiges „im Fluge zu ſchießen“. — Die obige Zeitbeſtimmung darf freilich in einem idealen Werke nicht hiſtoriſch genau genommen werden; ſie würde ſonſt mit anderen ähnlichen Hindeutungen auf eine ſpätere Zeit in Widerſpruch gerathen.

Freundes, in ſich gekehrt an der Seite ſtand. Jarno durchblätterte einige Papiere, die ihm der Ankommende überreicht hatte; Dieſer aber ging auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand und rief mit Emphaſe: „Ich treffe Sie in einer würdigen Geſellſchaft; folgen Sie dem Rathe Ihres Freundes und erfüllen Sie dadurch zugleich die Wünſche eines Unbekannten, der herzlichen Theil an Ihnen nimmt.“ Er ſprach's, umarmte Wilhelmen, drückte ihn mit Lebhaftigkeit an ſeine Bruſt. Zu gleicher Zeit trat Jarno herbei, und ſagte zu dem Fremden: „Es iſt am beſten, ich reite gleich mit Ihnen hinein, ſo können Sie die nöthigen Ordres erhalten, und Sie reiten noch vor Nacht wieder fort.“ Beide ſchwangen ſich darauf zu Pferde und überließen unſern verwunderten Freund ſeinen eigenen Betrachtungen.

Die letzten Worte Jarno's klangen noch in ſeinen Ohren. Ihm war unerträglich, das Paar menſchlicher Weſen, das ihm unſchuldigerweiſe ſeine Neigung abgewonnen hatte, durch einen Mann, den er ſo ſehr verehrte, ſo tief heruntergeſetzt zu ſehen. Die ſonderbare Umarmung des Offiziers, den er nicht kannte, machte wenig Eindruck auf ihn, ſie beſchäftigte ſeine Neugierde und Einbildungskraft einen Augenblick; aber Jarno's Reden hatten ſein Herz getroffen; er war tief verwundet, und nun brach er auf ſeinem Rückwege gegen ſich ſelbſt in Vorwürfe aus, daß er nur einen Augenblick die hartherzige Kälte Jarno's, die ihm aus den Augen herausſehe und aus allen ſeinen Geberden ſpreche, habe verkennen und vergeſſen mögen. „Nein!“ rief er aus, „du bildeſt dir nur ein, du abgeſtorbener Weltmann, daß du ein Freund ſein könneſt! Alles, was du mir anbieten magſt, iſt der Empfindung nicht werth, die mich an dieſe Unglücklichen bindet. Welch ein Glück, daß ich noch bei Zeiten entdecke, was ich von dir zu erwarten hatte!“

Er ſchloß Mignon, die ihm eben entgegen kam, in die Arme und rief aus: „Nein, uns ſoll nichts trennen, du gutes kleines Geſchöpf! Die ſcheinbare Klugheit der Welt ſoll mich nicht vermögen, dich zu verlaſſen, noch zu vergeſſen, was ich dir ſchuldig bin.“

Das Kind, deſſen heftige Liebkoſungen er ſonſt abzulehnen pflegte, erfreute ſich dieſes unerwarteten Ausdruckes der Zärtlichkeit und hing ſich ſo feſt an ihn, daß er es nur mit Mühe zuletzt loswerden konnte.

Seit dieſer Zeit gab er mehr auf Jarno's Handlungen Acht,

die ihm nicht alle lobenswürdig ſchienen; ja, es kam wohl Manches vor, das ihm durchaus mißfiel. So hatte er zum Beiſpiel ſtarken Verdacht, das Gedicht auf den Baron, welches der arme Pedant ſo theuer hatte bezahlen müſſen, ſei Jarno's Arbeit. Da nun Dieſer in Wilhelms Gegenwart über den Vorfall geſcherzt hatte, glaubte unſer Freund hierin das Zeichen eines höchſt verdorbenen Herzens zu erkennen; denn was konnte boshafter ſein, als einen Unſchuldigen, deſſen Leiden man verurſacht, zu verſpotten und weder an Genugthuung noch Entſchädigung zu denken. Gern hätte Wilhelm ſie ſelbſt veranlaßt; denn er war durch einen ſehr ſonderbaren Zufall den Thätern jener nächtlichen Mißhandlung auf die Spur gekommen.

Man hatte ihm bisher immer zu verbergen gewußt, daß einige junge Offiziere im untern Saale des alten Schloſſes mit einem Theile der Schauſpieler und Schauſpielerinnen ganze Nächte auf eine luſtige Weiſe zubrachten. Eines Morgens, als er nach ſeiner Gewohnheit früh aufgeſtanden, kam er von ungefähr in das Zimmer und fand die jungen Herren, die eine höchſt ſonderbare Toilette zu machen im Begriff ſtanden. Sie hatten in einen Napf mit Waſſer Kreide eingerieben und trugen den Teig mit einer Bürſte auf ihre Weſten und Beinkleider, ohne ſie auszuziehen, und ſtellten alſo die Reinlichkeit ihrer Garderobe auf das Schnellſte wieder her. Unſerm Freunde, der ſich über dieſe Handgriffe wunderte, fiel der weiß beſtäubte und befleckte Rock des Pedanten ein; der Verdacht wurde um ſo viel ſtärker, als er erfuhr, daß einige Verwandte des Barons ſich unter der Geſellſchaft befänden.

Um dieſem Verdacht näher auf die Spur zu kommen, ſuchte er die jungen Herren mit einem kleinen Frühſtück zu beſchäftigen. Sie waren ſehr lebhaft und erzählten viele luſtige Geſchichten. Der Eine beſonders, der eine Zeit lang auf Werbung geſtanden, wußte nicht genug die Liſt und Thätigkeit ſeines Hauptmanns zu rühmen, der alle Arten von Menſchen an ſich zu ziehen und Jeden nach ſeiner Art zu überliſten verſtand. Umſtändlich erzählte er, wie junge Leute von gutem Hauſe und ſorgfältiger Erziehung durch allerlei Vorſpiegelungen einer anſtändigen Verſorgung betrogen worden, und lachte herzlich über die Gimpel, denen es im Anfange ſo wohl gethan habe, ſich von einem angeſehenen, tapfern, klugen und freigebigen Offizier geſchätzt und hervorgezogen zu ſehen.

Wie segnete Wilhelm seinen Genius, der ihm so unvermuthet den Abgrund zeigte, dessen Rande er sich unschuldigerweise genähert hatte. Er sah nun in Jarno nichts als den Werber; die Umarmung des fremden Offiziers war ihm leicht erklärlich. Er verabscheute die Gesinnungen dieser Männer und vermied von dem Augenblicke, mit irgend Jemand, der eine Uniform trug, zusammenzukommen, und so wäre ihm die Nachricht, daß die Armee weiter vorwärts rücke, sehr angenehm gewesen, wenn er nicht zugleich hätte fürchten müssen, aus der Nähe seiner schönen Freundin, vielleicht auf immer, verbannt zu werden.

Zwölftes Capitel.

Inzwischen hatte die Baroneſſe mehrere Tage, von Sorgen und einer unbefriedigten Neugierde gepeinigt, zugebracht. Denn das Betragen des Grafen seit jenem Abenteuer war ihr ein völliges Räthsel. Er war ganz aus seiner Manier herausgegangen; von seinen gewöhnlichen Scherzen hörte man keinen. Seine Forderungen an die Gesellschaft und an die Bedienten hatten sehr nachgelassen. Von Pedanterie und gebieterischem Wesen merkte man wenig; vielmehr war er still und in sich gekehrt, jedoch schien er heiter, und wirklich ein anderer Mensch zu sein. Bei Vorlesungen, zu denen er zuweilen Anlaß gab, wählte er ernsthafte, oft religiöse Bücher, und die Baroneſſe lebte in beständiger Furcht, es möchte hinter dieser anscheinenden Ruhe sich ein geheimer Groll verbergen, ein stiller Vorsatz, den Frevel, den er so zufällig entdeckt, zu rächen. Sie entschloß sich daher, Jarno zu ihrem Vertrauten zu machen, und sie konnte es um so mehr, als sie mit ihm in einem Verhältnisse stand, in dem man sich sonst wenig zu verbergen pflegt. Jarno war seit kurzer Zeit ihr entschiedener Freund; doch waren sie klug genug, ihre Neigung und ihre Freuden vor der lärmenden Welt, die sie umgab, zu verbergen. Nur den Augen der Gräfin war dieser neue Roman nicht entgangen, und höchst wahrscheinlich suchte die Baroneſſe ihre Freundin gleichfalls zu beschäftigen, um den stillen Vorwürfen zu entgehen, welche sie denn doch manchmal von jener edlen Seele zu erdulden hatte.

Kaum hatte die Baroneſſe ihrem Freunde die Geſchichte erzählt, als er lachend ausrief: „Da glaubt der Alte gewiß ſich ſelbſt geſehen zu haben! Er fürchtet, daß ihm dieſe Erſcheinung Unglück, ja vielleicht gar den Tod bedeute, und nun iſt er zahm geworden, wie alle die Halbmenſchen, wenn ſie an die Auflöſung denken, welcher Niemand entgangen iſt, noch entgehen wird. Nur ſtille! Da ich hoffe, daß er noch lange leben ſoll, ſo wollen wir ihn bei dieſer Gelegenheit wenigſtens ſo formiren, daß er ſeiner Frau und ſeinen Hausgenoſſen nicht mehr zur Laſt ſein ſoll.“

Sie fingen nun, ſo bald es nur ſchicklich war, in Gegenwart des Grafen an, von Ahnungen, Erſcheinungen, und dergleichen zu ſprechen. Jarno ſpielte den Zweifler, ſeine Freundin gleichfalls, und ſie trieben es ſo weit, daß der Graf endlich Jarno bei Seite nahm, ihm ſeine Freigeiſterei verwies und ihn durch ſein eigenes Beiſpiel von der Möglichkeit und Wirklichkeit ſolcher Geſchichten zu überzeugen ſuchte. Jarno ſpielte den Betroffenen, Zweifelnden und endlich den Ueberzeugten, machte ſich aber gleich darauf in ſtiller Nacht mit ſeiner Freundin deſto luſtiger über den ſchwachen Weltmann, der nun auf einmal von ſeinen Unarten durch einen Popanz bekehrt worden, und der nur noch deswegen zu loben ſei, weil er mit ſo vieler Faſſung ein bevorſtehendes Unglück, ja vielleicht gar den Tod erwarte.

„Auf die natürlichſte Folge, welche dieſe Erſcheinung hätte haben können, möchte er doch wohl nicht gefaßt ſein“, rief die Baroneſſe mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit, zu der ſie, ſobald ihr eine Sorge vom Herzen genommen war, gleich wieder übergehen konnte. Jarno ward reichlich belohnt, und man ſchmiedete neue Anſchläge, den Grafen noch mehr kirre zu machen und die Neigung der Gräfin zu Wilhelmen noch mehr zu reizen und zu beſtärken.

In dieſer Abſicht erzählte man der Gräfin die ganze Geſchichte, die ſich zwar anfangs unwillig darüber zeigte, aber ſeit der Zeit nachdenklicher ward und in ruhigen Augenblicken jene Scene, die ihr zubereitet war, zu bedenken, zu verfolgen und auszumalen ſchien.

Die Anſtalten, welche nunmehr von allen Seiten getroffen wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, daß die Armeen bald vorwärts rücken, und der Prinz zugleich ſein Hauptquartier verändern würde; ja, es hieß, daß der Graf zugleich auch das Gut

verlaſſen und wieder nach der Stadt zurückkehren werde. Unſere Schauſpieler konnten ſich alſo leicht die Nativität ſtellen; doch nur der einzige Melina nahm ſeine Maßregeln darnach, die Andern ſuchten nur noch von dem Augenblicke ſo viel als möglich das Vergnüglichſte zu erhaſchen.

Wilhelm war indeſſen auf eine eigene Weiſe beſchäftigt. Die Gräfin hatte von ihm die Abſchrift ſeiner Stücke verlangt, und er ſah dieſen Wunſch der liebenswürdigen Frau als die ſchönſte Belohnung an.

Ein junger Autor, der ſich noch nicht gedruckt geſehen, wendet in einem ſolchen Falle die größte Aufmerkſamkeit auf eine reinliche und zierliche Abſchrift ſeiner Werke. Es iſt gleichſam das goldne Zeitalter der Autorſchaft; man ſieht ſich in jene Jahrhunderte verſetzt, in denen die Preſſe noch nicht die Welt mit ſo viel unnützen Schriften überſchwemmt hatte, wo nur würdige Geiſtesproducte abgeſchrieben und von den edelſten Menſchen verwahrt wurden; und wie leicht begeht man alsdann den Fehlſchluß, daß ein ſorgfältig abgezirkeltes Manuſcript auch ein würdiges Geiſtesproduct ſei, werth, von einem Kenner und Beſchützer beſeſſen und aufgeſtellt zu werden.

Man hatte zu Ehren des Prinzen, der nun in Kurzem abgehen ſollte, noch ein großes Gaſtmahl angeſtellt. Viele Damen aus der Nachbarſchaft waren geladen, und die Gräfin hatte ſich bei Zeiten angezogen. Sie hatte dieſen Tag ein reicheres Kleid angelegt, als ſie ſonſt zu thun gewohnt war. Friſur und Aufſatz waren geſuchter, ſie war mit allen ihren Juwelen geſchmückt. Eben ſo hatte die Baroneſſe das Mögliche gethan, um ſich mit Pracht und Geſchmack anzukleiden.

Philine, als ſie merkte, daß den beiden Damen in Erwartung ihrer Gäſte die Zeit lang wurde, ſchlug vor, Wilhelmen kommen zu laſſen, der ſein fertiges Manuſcript zu überreichen und noch einige Kleinigkeiten vorzuleſen wünſche. Er kam und erſtaunte im Hereintreten über die Geſtalt, über die Anmuth der Gräfin, die durch ihren Putz nur ſichtbarer geworden waren. Er las nach dem Befehle der Damen, allein ſo zerſtreut und ſchlecht, daß, wenn die Zuhörerinnen nicht ſo nachſichtig geweſen wären, ſie ihn gar bald würden entlaſſen haben.

So oft er die Gräfin anblickte, ſchien es ihm, als wenn ein

elektriſcher Funke ſich vor ſeinen Augen zeigte; er wußte zuletzt nicht mehr, wo er Athem zu ſeiner Recitation hernehmen ſolle. Die ſchöne Dame hatte ihm immer gefallen; aber jetzt ſchien es ihm, als ob er nie etwas Vollkommneres geſehen hätte, und von den tauſenderlei Gedanken, die ſich in ſeiner Seele kreuzten, mochte ungefähr Folgendes der Inhalt ſein:

„Wie thöricht lehnen ſich doch ſo viele Dichter und ſogenannte gefühlvolle Menſchen gegen Putz und Pracht auf und verlangen nur in einfachen, der Natur angemeſſenen Kleidern die Frauen alles Standes zu ſehen. Sie ſchelten den Putz, ohne zu bedenken, daß es der arme Putz nicht iſt, der uns mißfällt, wenn wir eine häßliche oder minder ſchöne Perſon reich und ſonderbar gekleidet erblicken; aber ich wollte alle Kenner der Welt hier verſammeln und ſie fragen, ob ſie wünſchten, etwas von dieſen Falten, von dieſen Bändern und Spitzen, von dieſen Puffen, Locken und leuchtenden Steinen wegzunehmen. Würden ſie nicht fürchten, den angenehmen Eindruck zu ſtören, der ihnen hier ſo willig und natürlich entgegen kommt? Ja, natürlich darf ich wohl ſagen! Wenn Minerva ganz gerüſtet aus dem Haupte des Jupiter entſprang, ſo ſcheint dieſe Göttin in ihrem vollen Putze aus irgend einer Blume mit leichtem Fuße hervorgetreten zu ſein.“

Er ſah ſie oft im Leſen an, als wenn er dieſen Eindruck ſich auf ewig einprägen wollte, und las einigemal falſch, ohne darüber in Verwirrung zu gerathen, ob er gleich ſonſt über die Verwechslung eines Wortes oder eines Buchſtabens als über einen leidigen Schandfleck einer ganzen Vorleſung verzweifeln konnte.

Ein falſcher Lärm, als wenn die Gäſte angefahren kämen, machte der Vorleſung ein Ende; die Baroneſſe ging weg, und die Gräfin, im Begriff, ihren Schreibtiſch zuzumachen, der noch offen ſtand, ergriff ein Ringkäſtchen und ſteckte noch einige Ringe an die Finger. „Wir werden uns bald trennen“, ſagte ſie, indem ſie die Augen auf das Käſtchen heftete; „nehmen Sie ein Andenken von einer guten Freundin, die nichts lebhafter wünſcht, als daß es Ihnen wohl gehen möge.“ Sie nahm darauf einen Ring heraus, der unter einem Kryſtall ein ſchön von Haaren geflochtenes Schild zeigte und mit Steinen beſetzt war. Sie überreichte ihn Wilhelmen, der, als er ihn annahm, nichts zu ſagen und nichts zu thun wußte, ſondern

wie eingewurzelt in den Boden daſtand. Die Gräfin ſchloß den Schreibtiſch zu und ſetzte ſich auf ihren Sopha.

„Und ich ſoll leer ausgehen!“ ſagte Philine, indem ſie zur rechten Hand der Gräfin niederkniete. „Seht nur den Menſchen, der zur Unzeit ſo viele Worte im Munde führt, und jetzt nicht einmal eine armſelige Dankſagung herſtammeln kann. Friſch, mein Herr, thun Sie wenigſtens pantomimiſch Ihre Schuldigkeit, und wenn Sie heute ſelbſt nichts zu erfinden wiſſen, ſo ahmen Sie mir wenigſtens nach!“

Philine ergriff die rechte Hand der Gräfin und küßte ſie mit Lebhaftigkeit. Wilhelm ſtürzte auf ſeine Knie, faßte die linke und drückte ſie an ſeine Lippen. Die Gräfin ſchien verlegen, aber ohne Widerwillen.

„Ach!“ rief Philine aus, „ſo viel Schmuck hab' ich wohl ſchon geſehen, aber noch nie eine Dame, ſo würdig, ihn zu tragen. Welche Armbänder! aber auch welche Hand! Welcher Halsſchmuck! aber welche Bruſt!“

„Stille, Schmeichlerin!“ rief die Gräfin.

„Stellt denn das den Herrn Grafen vor?“ ſagte Philine, indem ſie auf ein reiches Medaillon deutete, das die Gräfin an koſtbaren Ketten an der linken Seite trug.

„Er iſt als Bräutigam gemalt“, verſetzte die Gräfin.

„War er denn damals ſo jung?“ fragte Philine; „Sie ſind ja nur erſt, wie ich weiß, wenige Jahre verheirathet.“

„Dieſe Jugend kommt auf die Rechnung des Malers“, verſetzte die Gräfin.

„Es iſt ein ſchöner Mann“, ſagte Philine. „Doch ſollte wohl niemals“, fuhr ſie fort, indem ſie die Hand auf das Herz der Gräfin legte, „in dieſe verborgene Kapſel ſich ein ander Bild eingeſchlichen haben?“

„Du biſt ſehr verwegen, Philine!“ rief ſie aus; „ich habe dich verzogen. Laß mich ſo etwas nicht zum zweiten Mal hören!“

„Wenn Sie zürnen, bin ich unglücklich“, rief Philine, ſprang auf und eilte zur Thüre hinaus.

Wilhelm hielt die ſchönſte Hand noch in ſeinen Händen. Er ſah unverwandt auf das Armſchloß, das zu ſeiner größten Verwunderung die Anfangsbuchſtaben ſeiner Namen in brillantenen Zügen ſehen ließ.

„Beſitz' ich“, fragte er beſcheiden, „in dem koſtbaren Ringe denn wirklich Ihre Haare?“

„Ja", verſetzte ſie mit halber Stimme; dann nahm ſie ſich zuſammen und ſagte, indem ſie ihm die Hand drückte: „Stehen Sie auf und leben Sie wohl!"

„Hier ſteht mein Name", rief er aus, „durch den ſonderbarſten Zufall!" Er zeigte auf das Armſchloß.

„Wie?" rief die Gräfin; „es iſt die Chiffre einer Freundin!"

„Es ſind die Anfangsbuchſtaben meines Namens. Vergeſſen Sie meiner nicht! Ihr Bild ſteht unauslöſchlich in meinem Herzen. Leben Sie wohl, laſſen Sie mich fliehen!"

Er küßte ihre Hand und wollte aufſtehen; aber wie im Traum das Seltſamſte aus dem Seltſamſten ſich entwickelnd uns überraſcht, ſo hielt er, ohne zu wiſſen, wie es geſchah, die Gräfin in ſeinen Armen; ihre Lippen ruhten auf den ſeinigen, und ihre wechſelſeitigen lebhaften Küſſe gewährten ihnen eine Seligkeit, die wir nur aus dem erſten aufbrauſenden Schaum des friſch eingeſchenkten Bechers der Liebe ſchlürfen.

Ihr Haupt ruhte auf ſeiner Schulter, und der zerdrückten Locken und Bänder ward nicht gedacht. Sie hatte ihren Arm um ihn geſchlungen; er umfaßte ſie mit Lebhaftigkeit und drückte ſie wiederholend an ſeine Bruſt. O, daß ein ſolcher Augenblick nicht Ewigkeiten währen kann, und wehe dem neidiſchen Geſchick, das auch unſern Freunden dieſe kurzen Augenblicke unterbrach!

Wie erſchrak Wilhelm, wie betäubt fuhr er aus einem glücklichen Traume auf, als die Gräfin ſich auf einmal mit einem Schrei von ihm losriß und mit der Hand nach ihrem Herzen fuhr!

Er ſtand betäubt vor ihr da; ſie hielt die andere Hand vor die Augen und rief nach einer Pauſe: „Entfernen Sie ſich, eilen Sie!"

Er ſtand noch immer.

„Verlaſſen Sie mich!" rief ſie, und indem ſie die Hand von den Augen nahm und ihn mit einem unbeſchreiblichen Blicke anſah, ſetzte ſie mit der lieblichſten Stimme hinzu: „Fliehen Sie mich, wenn Sie mich lieben!"

Wilhelm war aus dem Zimmer und wieder auf ſeiner Stube, eh' er wußte, wo er ſich befand.

Die Unglücklichen! Welche ſonderbare Warnung des Zufalls oder der Schickung riß ſie aus einander?

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Laertes stand nachdenklich am Fenster und blickte, auf seinen Arm gestützt, in das Feld hinaus. Philine schlich über den großen Saal herbei, lehnte sich auf den Freund und verspottete sein ernsthaftes Ansehen.

„Lache nur nicht!“ versetzte er; „es ist abscheulich, wie die Zeit vergeht, wie Alles sich verändert und ein Ende nimmt! Sieh nur, hier stand vor Kurzem noch ein schönes Lager; wie lustig sahen die Zelte aus! wie lebhaft ging es darin zu! wie sorgfältig bewachte man den ganzen Bezirk! und nun ist Alles auf einmal verschwunden. Nur kurze Zeit werden das zertretene Stroh und die eingegrabenen Kochlöcher noch eine Spur zeigen; dann wird Alles umgepflügt sein, und die Gegenwart so vieler tausend rüstigen Menschen in dieser Gegend wird nur noch in den Köpfen einiger alten Leute spuken.

Philine fing an zu singen und zog ihren Freund zu einem Tanze in den Saal. „Laß uns“, rief sie, „da wir der Zeit nicht nachlaufen können, wenn sie vorüber ist, sie wenigstens als eine schöne Göttin, indem sie bei uns vorbeizieht, fröhlich und zierlich verehren!“

Sie hatten kaum einige Wendungen gemacht, als Madame Melina durch den Saal ging. Philine war boshaft genug, sie gleichfalls zum Tanze einzuladen und sie dadurch an die Mißgestalt zu erinnern, in welche sie durch ihre Schwangerschaft versetzt war.

„Wenn ich nur“, sagte Philine hinter ihrem Rücken, „keine Frau mehr guter Hoffnung sehen sollte!“

„Sie hofft doch", ſagte Laertes.

„Aber es kleidet ſie ſo häßlich. Haſt du die vordere Wackelfalte des verkürzten Rocks geſehen, die immer voraus ſpaziert, wenn ſie ſich bewegt? Sie hat gar keine Art noch Geſchick, ſich nur ein bischen zu muſtern und ihren Zuſtand zu verbergen."

„Laß nur!" ſagte Laertes; „die Zeit wird ihr ſchon zu Hülfe kommen."

„Es wäre doch immer hübſcher", rief Philine, „wenn man die Kinder von den Bäumen ſchüttelte."

Der Baron trat herein und ſagte ihnen etwas Freundliches im Namen des Grafen und der Gräfin, die ganz früh abgereiſt waren, und machte ihnen einige Geſchenke. Er ging darauf zu Wilhelmen, der ſich im Nebenzimmer mit Mignon beſchäftigte. Das Kind hatte ſich ſehr freundlich und zuthätig bezeigt, nach Wilhelms Eltern, Geſchwiſtern und Verwandten gefragt und ihn dadurch an ſeine Pflicht erinnert, den Seinigen von ſich einige Nachricht zu geben.

Der Baron brachte ihm nebſt einem Abſchiedsgruße von den Herrſchaften die Verſicherung, wie ſehr der Graf mit ihm, ſeinem Spiele, ſeinen poetiſchen Arbeiten und ſeinen theatraliſchen Bemühungen zufrieden geweſen ſei. Er zog darauf zum Beweis dieſer Geſinnung einen Beutel hervor, durch deſſen ſchönes Gewebe die reizende Farbe neuer Goldſtücke durchſchimmerte; Wilhelm trat zurück und weigerte ſich, ihn anzunehmen.

„Sehen Sie", fuhr der Baron fort, „dieſe Gabe als einen Erſatz für Ihre Zeit, als eine Erkenntlichkeit für Ihre Mühe, nicht als eine Belohnung Ihres Talents an. Wenn uns dieſes einen guten Namen und die Neigung der Menſchen verſchafft, ſo iſt billig, daß wir durch Fleiß und Anſtrengung zugleich die Mittel erwerben, unſere Bedürfniſſe zu befriedigen, da wir doch einmal nicht ganz Geiſt ſind. Wären wir in der Stadt, wo Alles zu finden iſt, ſo hätte man dieſe kleine Summe in eine Uhr, einen Ring oder ſonſt etwas verwandelt; nun gebe ich aber den Zauberſtab unmittelbar in Ihre Hände; ſchaffen Sie ſich ein Kleinod dafür, das Ihnen am liebſten und am dienlichſten iſt, und verwahren Sie es zu unſerm Andenken. Dabei halten Sie ja den Beutel in Ehren! Die Damen haben ihn ſelbſt geſtrickt, und ihre Abſicht war, durch das Gefäß dem Inhalt die annehmlichſte Form zu geben."

„Vergeben Sie", verſetzte Wilhelm, „meiner Verlegenheit und meinem Zweifeln, dieſes Geſchenk anzunehmen. Es vernichtet gleichſam das Wenige, was ich gethan habe, und hindert das freie Spiel einer glücklichen Erinnerung. Geld iſt eine ſchöne Sache, wo etwas abgethan werden ſoll, und ich wünſchte nicht, in dem Andenken Ihres Hauſes ſo ganz abgethan zu ſein."

„Das iſt nicht der Fall", verſetzte der Baron; „aber indem Sie ſelbſt zart empfinden, werden Sie nicht verlangen, daß der Graf ſich völlig als Ihren Schuldner denken ſoll: ein Mann, der ſeinen größten Ehrgeiz darein ſetzt, aufmerkſam und gerecht zu ſein. Ihm iſt nicht entgangen, welche Mühe Sie ſich gegeben, und wie Sie ſeinen Abſichten ganz Ihre Zeit gewidmet haben; ja, er weiß, daß Sie, um gewiſſe Anſtalten zu beſchleunigen, Ihr eigenes Geld nicht ſchonten. Wie will ich wieder vor ihm erſcheinen, wenn ich ihn nicht verſichern kann, daß ſeine Erkenntlichkeit Ihnen Vergnügen gemacht hat!"

„Wenn ich nur an mich ſelbſt denken, wenn ich nur meinen eigenen Empfindungen folgen dürfte", verſetzte Wilhelm, „würde ich mich, ungeachtet aller Gründe, hartnäckig weigern, dieſe Gabe, ſo ſchön und ehrenvoll ſie iſt, anzunehmen; aber ich leugne nicht, daß ſie mich in dem Augenblicke, in dem ſie mich in Verlegenheit ſetzt, aus einer Verlegenheit reißt, in der ich mich bisher gegen die Meinigen befand, und die mir manchen ſtillen Kummer verurſachte. Ich habe ſowohl mit dem Gelde als mit der Zeit, von denen ich Rechenſchaft zu geben habe, nicht zum Beſten hausgehalten; nun wird es mir durch den Edelmuth des Herrn Grafen möglich, den Meinigen getroſt von dem Glücke Nachricht zu geben, zu dem mich dieſer ſonderbare Seitenweg geführt hat. Ich opfre die Delicateſſe, die uns wie ein zartes Gewiſſen bei ſolchen Gelegenheiten warnt, einer höhern Pflicht auf, und um meinem Vater muthig unter die Augen treten zu können, ſteh' ich beſchämt vor den Ihrigen."

„Es iſt ſonderbar", verſetzte der Baron, „welch ein wunderlich Bedenken man ſich macht, Geld von Freunden und Gönnern anzunehmen, von denen man jede andere Gabe mit Dank und Freude empfangen würde. Die menſchliche Natur hat mehr ähnliche Eigenheiten, ſolche Skrupel gern zu erzeugen und ſorgfältig zu nähren."

„Iſt es nicht das Nämliche mit allen Ehrenpunkten?“ fragte Wilhelm.

„Ach ja“, verſetzte der Baron, „und andern Vorurtheilen. Wir wollen ſie nicht ausjäten, um nicht vielleicht edle Pflanzen zugleich mit auszuraufen. Aber mich freut immer, wenn einzelne Perſonen fühlen, über was man ſich hinausſetzen kann und ſoll, und ich denke mit Vergnügen an die Geſchichte des geiſtreichen Dichters, der für ein Hoftheater einige Stücke verfertigte, welche den ganzen Beifall des Monarchen erhielten. ‚Ich muß ihn anſehnlich belohnen‘, ſagte der großmüthige Fürſt; ‚man forſche an ihm, ob ihm irgend ein Kleinod Vergnügen macht, oder ob er nicht verſchmäht, Geld anzunehmen.‘ Nach ſeiner ſcherzhaften Art antwortete der Dichter dem abgeordneten Hofmann: ‚Ich danke lebhaft für die gnädigen Geſinnungen, und da der Kaiſer alle Tage Geld von uns nimmt, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich mich ſchämen ſollte, Geld von ihm anzunehmen.‘“

Der Baron hatte kaum das Zimmer verlaſſen, als Wilhelm eifrig die Baarſchaft zählte, die ihm ſo unvermuthet und, wie er glaubte, ſo unverdient zugekommen war. Es ſchien, als ob ihm der Werth und die Würde des Goldes, die uns in ſpätern Jahren erſt fühlbar werden, ahnungsweiſe zum erſten Mal entgegen blickten, als die ſchönen blinkenden Stücke aus dem zierlichen Beutel hervorrollten. Er machte ſeine Rechnung und fand, daß er, beſonders da Melina den Vorſchuß ſogleich wieder zu bezahlen verſprochen hatte, eben ſo viel, ja noch mehr in Caſſa habe, als an jenem Tage, da Philine ihm den erſten Strauß abfordern ließ. Mit heimlicher Zufriedenheit blickte er auf ſein Talent, mit einem kleinen Stolze auf das Glück, das ihn geleitet und begleitet hatte. Er ergriff nunmehr mit Zuverſicht die Feder, um einen Brief zu ſchreiben, der auf einmal die Familie aus aller Verlegenheit und ſein bisheriges Betragen in das beſte Licht ſetzen ſollte. Er vermied eine eigentliche Erzählung und ließ nur in bedeutenden und myſtiſchen Ausdrücken dasjenige, was ihm begegnet ſein könnte, errathen. Der gute Zuſtand ſeiner Caſſe, der Erwerb, den er ſeinem Talent ſchuldig war, die Gunſt der Großen, die Neigung der Frauen, die Bekanntſchaft in einem weiten Kreiſe, die Ausbildung ſeiner körperlichen und geiſtigen Anlagen, die Hoffnung für die Zukunft bildeten ein

ſolches wunderliches Luſtgemälde, daß Fata Morgana ſelbſt es nicht ſeltſamer hätte durcheinander wirken können.

In dieſer glücklichen Exaltation fuhr er fort, nachdem der Brief geſchloſſen war, ein langes Selbſtgeſpräch zu unterhalten, in welchem er den Inhalt des Schreibens recapitulirte und ſich eine thätige und würdige Zukunft ausmalte. Das Beiſpiel ſo vieler edlen Krieger hatte ihn angefeuert, die Shakeſpeariſche Dichtung hatte ihm eine neue Welt eröffnet, und von den Lippen der ſchönen Gräfin hatte er ein unausſprechliches Feuer in ſich geſogen. Das Alles konnte, das Alles ſollte nicht ohne Wirkung bleiben.

Der Stallmeiſter kam und fragte, ob ſie mit Einpacken fertig ſeien. Leider hatte außer Melina noch Niemand daran gedacht. Nun ſollte man eilig aufbrechen. Der Graf hatte verſprochen, die ganze Geſellſchaft einige Tagereiſen weit transportiren zu laſſen; die Pferde waren eben bereit und konnten nicht lange entbehrt werden. Wilhelm fragte nach ſeinem Koffer, Madame Melina hatte ſich ihn zu Nutze gemacht; er verlangte nach ſeinem Gelde [1]), Herr Melina hatte es ganz unten in den Koffer mit großer Sorgfalt gepackt. Philine ſagte: „Ich habe in dem meinigen noch Platz", nahm Wilhelms Kleider und befahl Mignon, das Uebrige nachzubringen. Wilhelm mußte es, nicht ohne Widerwillen, geſchehen laſſen.

Indem man aufpackte und Alles zubereitete, ſagte Melina: „Es iſt mir verdrießlich, daß wir wie Seiltänzer und Marktſchreier reiſen; ich wünſchte, daß Mignon Weiberkleider anzöge, und daß der Harfenſpieler ſich noch geſchwinde den Bart ſcheeren ließe." Mignon hielt ſich feſt an Wilhelm und ſagte mit großer Lebhaftigkeit: „Ich bin ein Knabe und will kein Mädchen ſein!" Der Alte ſchwieg, und Philine machte bei dieſer Gelegenheit über die Eigenheit des Grafen, ihres Beſchützers, einige luſtige Anmerkungen. „Wenn der Harfner ſeinen Bart abſchneidet", ſagte ſie, „ſo mag er ihn nur ſorgfältig auf Band nähen und bewahren, daß er ihn gleich wieder vornehmen kann, ſobald er dem Herrn Grafen irgendwo in der Welt begegnet; denn dieſer Bart allein hat ihm die Gnade dieſes Herrn verſchafft."

Als man in ſie drang und eine Erklärung dieſer ſonderbaren Aeußerung verlangte, ließ ſie ſich folgendergeſtalt vernehmen: „Der

1) Das ihm Melina zurückzahlen ſollte.

Graf glaubt, daß es zur Illuſion ſehr viel beitrage, wenn der Schauſpieler auch im gemeinen Leben ſeine Rolle fortſpielt und ſeinen Charakter ſoutenirt; deswegen war er dem Pedanten ſo günſtig, und er fand, es ſei recht geſcheidt, daß der Harfner ſeinen falſchen Bart nicht allein des Abends auf dem Theater, ſondern auch beſtändig bei Tage trage, und freute ſich ſehr über das natürliche Ausſehen der Maskerade."

Als die Andern über dieſen Irrthum und über die ſonderbaren Meinungen des Grafen ſpotteten, ging der Harfner mit Wilhelm bei Seite, nahm von ihm Abſchied und bat mit Thränen, ihn ja ſogleich zu entlaſſen. Wilhelm redete ihm zu und verſicherte, daß er ihn gegen Jedermann ſchützen werde, daß ihm Niemand ein Haar krümmen, viel weniger ohne ſeinen Willen abſchneiden ſolle.

Der Alte war ſehr bewegt, und in ſeinen Augen glühte ein ſonderbares Feuer. „Nicht dieſer Anlaß treibt mich hinweg", rief er aus; „ſchon lange mache ich mir ſtille Vorwürfe, daß ich um Sie bleibe. Ich ſollte nirgends verweilen; denn das Unglück ereilt mich und beſchädigt Die, die ſich zu mir geſellen. Fürchten Sie Alles, wenn Sie mich nicht entlaſſen, aber fragen Sie mich nicht! ich gehöre nicht mir zu, ich kann nicht bleiben."

„Wem gehörſt du an? Wer kann eine ſolche Gewalt über dich ausüben?"

„Mein Herr, laſſen Sie mir mein ſchaudervolles Geheimniß und geben Sie mich los! Die Rache, die mich verfolgt, iſt nicht des irdiſchen Richters; ich gehöre einem unerbittlichen Schickſale; ich kann nicht bleiben, und ich darf nicht!"

„In dieſem Zuſtande, in dem ich dich ſehe, werde ich dich gewiß nicht laſſen."

„Es iſt Hochverrath an Ihnen, mein Wohlthäter, wenn ich zaudre. Ich bin ſicher bei Ihnen, aber Sie ſind in Gefahr. Sie wiſſen nicht, wen Sie in Ihrer Nähe hegen. Ich bin ſchuldig, aber unglücklicher als ſchuldig. Meine Gegenwart verſcheucht das Glück, und die gute That wird ohnmächtig, wenn ich dazu trete. Flüchtig und unſtät ſollt' ich ſein, daß mein unglücklicher Genius mich nicht einholt, der mich nur langſam verfolgt und nur dann ſich merken läßt, wenn ich mein Haupt niederlegen und ruhen will. Dankbarer kann ich mich nicht bezeigen, als wenn ich Sie verlaſſe."

„Sonderbarer Menſch! du kannſt mir das Vertrauen in dich ſo wenig nehmen als die Hoffnung, dich glücklich zu ſehen. Ich will in die Geheimniſſe deines Aberglaubens nicht eindringen; aber wenn du ja in Ahnung wunderbarer Verknüpfungen und Vorbedeutungen lebſt, ſo ſage ich dir zu deinem Troſt und zu deiner Aufmunterung: Geſelle dich zu meinem Glücke, und wir wollen ſehen, welcher Genius der ſtärkſte iſt, dein ſchwarzer oder mein weißer!“

Wilhelm ergriff dieſe Gelegenheit, um ihm noch mancherlei Tröſtliches zu ſagen; denn er hatte ſchon ſeit einiger Zeit in ſeinem wunderbaren Begleiter einen Menſchen zu ſehen geglaubt, der durch Zufall oder Schickung eine große Schuld auf ſich geladen hat und nun die Erinnerung derſelben immer mit ſich fortſchleppt. Noch vor wenigen Tagen hatte Wilhelm ſeinen Geſang behorcht und folgende Zeilen wohl bemerkt:

Ihm färbt der Morgenſonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über ſeinem ſchuld'gen Haupte bricht
Das ſchöne Bild der ganzen Welt zuſammen.

Der Alte mochte nun ſagen was er wollte, ſo hatte Wilhelm immer ein ſtärker Argument, wußte Alles zum Beſten zu kehren und zu wenden, wußte ſo brav, ſo herzlich und tröſtlich zu ſprechen, daß der Alte ſelbſt wieder aufzuleben und ſeinen Grillen zu entſagen ſchien.

Zweites Capitel.

Melina hatte Hoffnung, in einer kleinen, aber wohlhabenden Stadt mit ſeiner Geſellſchaft unterzukommen. Schon befanden ſie ſich an dem Orte, wohin ſie die Pferde des Grafen gebracht hatten, und ſahen ſich nach andern Wagen und Pferden um, mit denen ſie weiter zu kommen hofften. Melina hatte den Transport übernommen und zeigte ſich nach ſeiner Gewohnheit übrigens ſehr karg. Dagegen hatte Wilhelm die ſchönen Ducaten der Gräfin in der Taſche, auf deren fröhliche Verwendung er das größte Recht zu haben glaubte, und ſehr leicht vergaß er, daß er ſie in der ſtatt-

lichen Bilanz, die er den Seinigen zuſchickte, ſchon ſehr ruhmredig aufgeführt hatte.

Sein Freund Shakeſpeare, den er mit großer Freude auch als ſeinen Pathen anerkannte und ſich um ſo lieber Wilhelm nennen ließ, hatte ihm einen Prinzen [1]) bekannt gemacht, der ſich unter geringer, ja ſogar ſchlechter Geſellſchaft eine Zeit lang aufhält, und, ungeachtet ſeiner edlen Natur, an der Rohheit, Unſchicklichkeit und Albernheit ſolcher ganz ſinnlichen Burſche ſich ergetzt. Höchſt willkommen war ihm das Ideal, womit er ſeinen gegenwärtigen Zuſtand vergleichen konnte, und der Selbſtbetrug, wozu er eine faſt unüberwindliche Neigung ſpürte, ward ihm dadurch außerordentlich erleichtert.

Er fing nun an, über ſeine Kleidung nachzudenken. Er fand, daß ein Weſtchen, über das man im Nothfall einen kurzen Mantel würfe, für einen Wanderer eine ſehr angemeſſene Tracht ſei. Lange geſtrickte Beinkleider und ein Paar Schnürſtiefeln ſchienen die wahre Tracht eines Fußgängers. Dann verſchaffte er ſich eine ſchöne ſeidene Schärpe, die er zuerſt unter dem Vorwande, den Leib warm zu halten, umband; dagegen befreite er ſeinen Hals von der Knechtſchaft einer Binde und ließ ſich einige Streifen Neſſeltuch ans Hemde heften, die aber etwas breit geriethen und das völlige Anſehn eines antiken Kragens erhielten. Das ſchöne ſeidene Halstuch, das gerettete Andenken Marianens, lag nur locker geknüpft unter der neſſeltuchenen Krauſe. Ein runder Hut mit einem bunten Bande und einer großen Feder machte die Maskerade vollkommen.

Die Frauen betheuerten, dieſe Tracht laſſe ihm vorzüglich gut. Philine ſtellte ſich ganz bezaubert darüber und bat ſich ſeine ſchönen Haare aus, die er, um dem natürlichen Ideal nur deſto näher zu kommen, unbarmherzig abgeſchnitten hatte. Sie empfahl ſich dadurch nicht übel, und unſer Freund, der durch ſeine Freigebigkeit ſich das Recht erworben hatte, auf Prinz Harry's Manier mit den Uebrigen umzugehen, kam bald ſelbſt in den Geſchmack, einige tolle Streiche anzugeben und zu befördern. Man focht, man tanzte, man erfand allerlei Spiele, und in der Fröhlichkeit des Herzens genoß man des leidlichen Weins, den man angetroffen hatte, in

1) In ſeinem „Heinrich IV.“.

ſtarkem Maße, und Philine lauerte in der Unordnung dieſer Lebensart dem ſpröden Helden auf, für den ſein guter Genius Sorge tragen möge.

Eine vorzügliche Unterhaltung, mit der ſich die Geſellſchaft beſonders ergetzte, beſtand in einem extemporirten Spiel, in welchem ſie ihre bisherigen Gönner und Wohlthäter nachahmten und durchzogen. Einige unter ihnen hatten ſich ſehr gut die Eigenheiten des äußern Anſtandes verſchiedener vornehmer Perſonen gemerkt, und die Nachbildung derſelben ward von der übrigen Geſellſchaft mit dem größten Beifall aufgenommen, und als Philine aus dem geheimen Archiv ihrer Erfahrungen einige beſondere Liebeserklärungen, die an ſie geſchehen waren, vorbrachte, wußte man ſich vor Lachen und Schadenfreude kaum zu laſſen.

Wilhelm ſchalt ihre Undankbarkeit; allein man ſetzte ihm entgegen, daß ſie das, was ſie dort erhalten, genugſam abverdient, und daß überhaupt das Betragen gegen ſo verdienſtvolle Leute, wie ſie ſich zu ſein rühmten, nicht das beſte geweſen ſei. Nun beſchwerte man ſich, mit wie wenig Achtung man ihnen begegnet, wie ſehr man ſie zurückgeſetzt habe. Das Spotten, Necken und Nachahmen ging wieder an, und man ward immer bitterer und ungerechter.

„Ich wünſchte", ſagte Wilhelm darauf, „daß durch eure Aeußerungen weder Neid noch Eigenliebe durchſchiene, und daß ihr jene Perſonen und ihre Verhältniſſe aus dem rechten Geſichtspunkte betrachtetet. Es iſt eine eigene Sache, ſchon durch die Geburt auf einen erhabenen Platz in der menſchlichen Geſellſchaft geſetzt zu ſein. Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daſeins verſchafft haben, wer ſich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, von allem Beiweſen der Menſchheit von Jugend auf reichlich umgeben findet, gewöhnt ſich meiſt, dieſe Güter als das Erſte und Größte zu betrachten, und der Werth einer von der Natur ſchön ausgeſtatteten Menſchheit wird ihm nicht ſo deutlich. Das Betragen der Vornehmen gegen Geringere und auch unter einander iſt nach äußern Vorzügen abgemeſſen; ſie erlauben Jedem, ſeinen Titel, ſeinen Rang, ſeine Kleider und Equipage, nur nicht ſeine Verdienſte geltend zu machen."

Dieſen Worten gab die Geſellſchaft einen unmäßigen Beifall. Man fand abſcheulich, daß der Mann von Verdienſt immer zurück

ſtehen müſſe, und daß in der großen Welt keine Spur von natürlichem und herzlichem Umgang zu finden ſei. Sie kamen beſonders über dieſen letzten Punkt aus dem Hundertſten ins Tauſendſte.

„Scheltet ſie nicht darüber“, rief Wilhelm aus, „bedauert ſie vielmehr! Denn von jenem Glück, das wir als das höchſte erkennen, das aus dem innern Reichthum der Natur fließt, haben ſie ſelten eine erhöhte Empfindung. Nur uns Armen, die wir wenig oder nichts beſitzen, iſt es gegönnt, das Glück der Freundſchaft in reichem Maße zu genießen. Wir können unſere Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunſt befördern, noch durch Geſchenke beglücken. Wir haben nichts als uns ſelbſt. Dieſes ganze Selbſt müſſen wir hingeben und, wenn es einigen Werth haben ſoll, dem Freunde das Gut auf ewig verſichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für den Geber und Empfänger! In welchen ſeligen Zuſtand verſetzt uns die Treue! ſie giebt dem vorübergehenden Menſchenleben eine himmliſche Gewißheit; ſie macht das Hauptcapital unſeres Reichthums aus.“

Mignon hatte ſich ihm unter dieſen Worten genähert, ſchlang ihre zarten Arme um ihn und blieb mit dem Köpfchen an ſeine Bruſt gelehnt ſtehen. Er legte die Hand auf des Kindes Haupt und fuhr fort: „Wie leicht wird es einem Großen, die Gemüther zu gewinnen! wie leicht eignet er ſich die Herzen zu! Ein gefälliges, bequemes, nur einigermaßen menſchliches Betragen thut Wunder, und wie viele Mittel hat er, die einmal erworbenen Geiſter feſtzuhalten! Uns kommt Alles ſeltner, wird Alles ſchwerer, und wie natürlich iſt es, daß wir auf das, was wir erwerben und leiſten, einen größern Werth legen. Welche rührenden Beiſpiele von treuen Dienern, die ſich für ihre Herren aufopferten! Wie ſchön hat uns Shakeſpeare ſolche geſchildert! Die Treue iſt in dieſem Falle ein Beſtreben einer edlen Seele, einem Größern gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener ſeinem Herrn gleich, der ihn ſonſt nur als einen bezahlten Sclaven anzuſehen berechtigt iſt. Ja, dieſe Tugenden ſind nur für den geringen Stand; er kann ſie nicht entbehren, und ſie kleiden ihn ſchön. Wer ſich leicht loskaufen kann, wird ſo leicht verſucht, ſich auch der Erkenntlichkeit zu überheben. Ja, in dieſem Sinne glaube ich behaupten zu können, daß ein Großer wohl Freunde haben, aber nicht Freund ſein könne.“

Mignon drückte ſich immer feſter an ihn.

„Nun gut!“ verſetzte Einer aus der Geſellſchaft, „wir brauchen ihre Freundſchaft nicht und haben ſie niemals verlangt. Nur ſollten ſie ſich beſſer auf Künſte verſtehen, die ſie doch beſchützen wollen. Wenn wir am beſten geſpielt haben, hat uns Niemand zugehört; Alles war lauter Parteilichkeit. Wem man günſtig war, Der gefiel, und man war Dem nicht günſtig, der zu gefallen verdiente. Es war nicht erlaubt, wie oft das Alberne und Abgeſchmackte Aufmerkſamkeit und Beifall auf ſich zog.“

„Wenn ich abrechne“, verſetzte Wilhelm, „was Schadenfreude und Ironie geweſen ſein mag, ſo denk' ich, es geht in der Kunſt, wie in der Liebe. Wie will der Weltmann bei ſeinem zerſtreuten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künſtler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen denkt, und die ſelbſt Demjenigen nicht fremd ſein darf, der einen ſolchen Antheil am Werke nehmen will, wie der Künſtler ihn wünſcht und hofft. Glaubt mir, meine Freunde, es iſt mit den Talenten wie mit der Tugend: man muß ſie um ihrer ſelbſt willen lieben oder ſie ganz aufgeben. Und doch werden ſie beide nicht anders erkannt und belohnt, als wenn man ſie, gleich einem gefährlichen Geheimniß, im Verborgenen üben kann.“

„Unterdeſſen, bis ein Kenner uns auffindet, kann man Hungers ſterben“, rief Einer aus der Ecke.

„Nicht eben ſogleich“, verſetzte Wilhelm. „Ich habe geſehen, ſo lange Einer lebt und ſich rührt, findet er immer ſeine Nahrung, und wenn ſie auch gleich nicht die reichlichſte iſt. Und worüber habt ihr euch denn zu beſchweren? Sind wir nicht ganz unvermuthet, eben da es mit uns am ſchlimmſten ausſah, gut aufgenommen und bewirthet worden? Und jetzt, da es uns noch an nichts gebricht, fällt es uns denn ein, etwas zu unſerer Uebung zu thun und nur einigermaßen weiter zu ſtreben? Wir treiben fremde Dinge und entfernen, den Schulkindern ähnlich, Alles, was uns nur an unſre Lection erinnern könnte.“

„Wahrhaftig“, ſagte Philine, „es iſt unverantwortlich! Laßt uns ein Stück wählen; wir wollen es auf der Stelle ſpielen. Jeder muß ſein Möglichſtes thun, als wenn er vor dem größten Auditorium ſtünde.“

Man überlegte nicht lange; das Stück ward beſtimmt. Es war

eines derer, die damals in Deutschland großen Beifall fanden und nun verschollen sind. Einige pfiffen eine Symphonie, Jeder besann sich schnell auf seine Rolle, man fing an und spielte mit der größten Aufmerksamkeit das Stück durch, und wirklich über Erwartung gut. Man applaudirte sich wechselsweise; man hatte sich selten so wohl gehalten.

Als sie fertig waren, empfanden sie Alle ein ausnehmendes Vergnügen, theils über ihre wohl zugebrachte Zeit, theils weil Jeder besonders mit sich zufrieden sein konnte. Wilhelm ließ sich weitläufig zu ihrem Lobe heraus, und ihre Unterhaltung war heiter und fröhlich.

„Ihr solltet sehen", rief unser Freund, „wie weit wir kommen müßten, wenn wir unsere Uebungen auf diese Art fortsetzten und nicht blos auf Auswendiglernen, Probiren und Spielen uns mechanisch pflicht- und handwerksmäßig einschränkten. Wie viel mehr Lob verdienen die Tonkünstler, wie sehr ergetzen sie sich, wie genau sind sie, wenn sie gemeinschaftlich ihre Uebungen vornehmen! Wie sind sie bemüht, ihre Instrumente übereinzustimmen, wie genau halten sie Tact, wie zart wissen sie die Stärke und Schwäche des Tons auszudrücken! Keinem fällt es ein, sich bei dem Solo eines Andern durch ein vorlautes Accompagniren Ehre zu machen. Jeder sucht in dem Geist und Sinne des Componisten zu spielen, und Jeder das, was ihm aufgetragen ist, es mag viel oder wenig sein, gut auszudrücken. Sollten wir nicht eben so genau und eben so geistreich zu Werke gehen, da wir eine Kunst treiben, die noch viel zarter als jede Art von Musik ist, da wir die gewöhnlichsten und seltensten Aeußerungen der Menschheit geschmackvoll und ergetzend darzustellen berufen sind? Kann etwas abscheulicher sein, als in den Proben zu sudeln und sich bei der Vorstellung auf Laune und gut Glück zu verlassen? Wir sollten unser größtes Glück und Vergnügen darein setzen, mit einander übereinzustimmen, um uns wechselsweise zu gefallen, und auch nur in sofern den Beifall des Publikums zu schätzen, als wir ihn uns gleichsam unter einander schon selbst garantirt hätten. Warum ist der Capellmeister seines Orchesters gewisser als der Director seines Schauspiels? Weil dort Jeder sich seines Mißgriffs, der das äußere Ohr beleidigt, schämen muß; aber wie selten hab' ich einen Schauspieler verzeihliche und unverzeihliche Mißgriffe, durch die das innere Ohr so schnöde beleidigt wird, anerkennen und

ſich ihrer ſchämen ſehen! Ich wünſchte nur, daß das Theater ſo ſchmal wäre, als der Draht eines Seiltänzers, damit ſich kein Ungeſchickter hinauf wagte, anſtatt daß jetzo ein Jeder ſich Fähigkeit genug fühlt, darauf zu paradiren."

Die Geſellſchaft nahm dieſe Apoſtrophe gut auf, indem Jeder überzeugt war, daß nicht von ihm die Rede ſein könne, da er ſich noch vor Kurzem nebſt den Uebrigen ſo gut gehalten. Man kam vielmehr überein, daß man in dem Sinne, wie man angefangen, auf dieſer Reiſe und künftig, wenn man zuſammen bliebe, eine geſellige Bearbeitung wolle obwalten laſſen. Man fand nur, daß, weil dieſes eine Sache der guten Laune und des freien Willens ſei, ſo müſſe ſich eigentlich kein Director darein miſchen. Man nahm als ausgemacht an, daß unter guten Menſchen die republikaniſche Form die beſte ſei; man behauptete, das Amt eines Directors müſſe herumgehen; er müſſe von Allen gewählt werden, und eine Art von kleinem Senat ihm jederzeit beigeſetzt bleiben. Sie waren ſo von dieſem Gedanken eingenommen, daß ſie wünſchten, ihn gleich ins Werk zu richten.

„Ich habe nichts dagegen", ſagte Melina, „wenn ihr auf der Reiſe einen ſolchen Verſuch machen wollt; ich ſuſpendire meine Directorſchaft gern, bis wir wieder an Ort und Stelle kommen." Er hoffte dabei zu ſparen und manche Ausgaben der kleinen Republik oder dem Interimsdirector aufzuwälzen. Nun ging man ſehr lebhaft zu Rathe, wie man die Form des neuen Staates aufs Beſte einrichten wolle.

„Es iſt ein wanderndes Reich", ſagte Laertes; „wir werden wenigſtens keine Grenzſtreitigkeiten haben."

Man ſchritt ſogleich zur Sache und erwählte Wilhelmen zum erſten Director. Der Senat ward beſtellt, die Frauen erhielten Sitz und Stimme, man ſchlug Geſetze vor, man verwarf, man genehmigte. Die Zeit ging unvermerkt unter dieſem Spiele vorüber, und weil man ſie angenehm zubrachte, glaubte man auch wirklich etwas Nützliches gethan und durch die neue Form eine neue Ausſicht für die vaterländiſche Bühne eröffnet zu haben.

Drittes Capitel.

Wilhelm hoffte nunmehr, da er die Gesellschaft in so guter Disposition sah, sich auch mit ihr über das dichterische Verdienst der Stücke unterhalten zu können. „Es ist nicht genug", sagte er zu ihnen, als sie des andern Tages wieder zusammen kamen, „daß der Schauspieler ein Stück nur so obenhin ansehe, dasselbe nach dem ersten Eindrucke beurtheile und ohne Prüfung sein Gefallen oder Mißfallen daran zu erkennen gebe. Dies ist dem Zuschauer wohl erlaubt, der gerührt und unterhalten sein, aber eigentlich nicht urtheilen will. Der Schauspieler dagegen soll von dem Stücke und von den Ursachen seines Lobes und Tadels Rechenschaft geben können; und wie will er das, wenn er nicht in den Sinn seines Autors, wenn er nicht in die Absichten desselben einzudringen versteht? Ich habe den Fehler, ein Stück aus einer Rolle zu beurtheilen, eine Rolle nur an sich und nicht im Zusammenhange mit dem Stücke zu betrachten, an mir selbst in diesen Tagen so lebhaft bemerkt, daß ich euch das Beispiel erzählen will, wenn ihr mir ein geneigtes Gehör gönnen wollt.

„Ihr kennt Shakespeare's unvergleichlichen Hamlet aus einer Vorlesung, die euch schon auf dem Schlosse das größte Vergnügen machte. Wir setzten uns vor, das Stück zu spielen, und ich hatte, ohne zu wissen, was ich that, die Rolle des Prinzen übernommen; ich glaubte sie zu studiren, indem ich anfing, die stärksten Stellen, die Selbstgespräche und jene Auftritte zu memoriren, in denen Kraft der Seele, Erhebung des Geistes und Lebhaftigkeit freien Spielraum haben, wo das bewegte Gemüth sich in einem gefühlvollen Ausdrucke zeigen kann. Auch glaubte ich recht in den Geist der Rolle einzudringen, wenn ich die Last der tiefen Schwermuth gleichsam selbst auf mich nähme und unter diesem Druck meinem Vorbilde durch das seltsame Labyrinth so mancher Launen und Sonderbarkeiten zu folgen suchte. So memorirte ich, und so übte ich mich und glaubte nach und nach mit meinem Helden zu einer Person zu werden.

„Allein je weiter ich kam, desto schwerer ward mir die Vorstellung des Ganzen, und mir schien zuletzt fast unmöglich, zu einer Uebersicht zu gelangen. Nun ging ich das Stück in einer ununterbrochenen Folge durch, und auch da wollte mir leider Manches nicht

passen. Bald schienen sich die Charaktere, bald der Ausdruck zu widersprechen, und ich verzweifelte fast, einen Ton zu finden, in welchem ich meine ganze Rolle mit allen Abweichungen und Schattirungen vortragen könnte. In diesen Irrgängen bemühte ich mich lange vergebens, bis ich mich endlich auf einem ganz besondern Wege meinem Ziele zu nähern hoffte.

„Ich suchte jede Spur auf, die sich von dem Charakter Hamlets in früherer Zeit vor dem Tode seines Vaters zeigte; ich bemerkte, was unabhängig von dieser traurigen Begebenheit, unabhängig von dem nachfolgenden schrecklichen Ereignisse, dieser interessante Jüngling gewesen war, und was er ohne sie vielleicht geworden wäre.

„Zart und edel entsprossen, wuchs die königliche Blume unter den unmittelbaren Einflüssen der Majestät hervor; der Begriff des Rechts und der fürstlichen Würde, des Guten und Anständigen mit dem Bewußtsein der Höhe seiner Geburt entwickelten sich zugleich in ihm. Er war ein Fürst, ein geborner Fürst, und wünschte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut sein möchte. Angenehm von Gestalt, gesittet von Natur, gefällig von Herzen aus, sollte er das Muster der Jugend sein und die Freude der Welt werden.

„Ohne irgend eine hervorstechende Leidenschaft, war seine Liebe zu Ophelien ein stilles Vorgefühl süßer Bedürfnisse; sein Eifer zu ritterlichen Uebungen war nicht ganz original; vielmehr mußte diese Lust durch das Lob, das man dem Dritten beilegte, geschärft und erhöht werden; rein fühlend kannte er die Redlichen und wußte die Ruhe zu schätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem offnen Busen eines Freundes genießt. Bis auf einen gewissen Grad hatte er in Künsten und Wissenschaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt; das Abgeschmackte war ihm zuwider, und wenn in seiner zarten Seele der Haß aufkeimen konnte, so war es nur eben so viel, als nöthig ist, um bewegliche und falsche Höflinge zu verachten und spöttisch mit ihnen zu spielen. Er war gelassen in seinem Wesen, in seinem Betragen einfach, weder im Müßiggange behaglich noch allzu begierig nach Beschäftigung. Ein akademisches Hinschlendern schien er auch bei Hofe fortzusetzen. Er besaß mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, war ein guter Gesellschafter, nachgiebig, bescheiden, besorgt, und konnte eine Beleidigung vergeben

und vergeſſen; aber niemals konnte er ſich mit Dem vereinigen, der die Grenzen des Rechten, des Guten, des Anſtändigen überſchritt.

„Wenn wir das Stück wieder zuſammen leſen werden, könnt ihr beurtheilen, ob ich auf dem rechten Wege bin. Wenigſtens hoffe ich meine Meinung durchaus mit Stellen belegen zu können.“

Man gab der Schilderung lauten Beifall; man glaubte vorauszuſehen, daß ſich nun die Handlungsweiſe Hamlets gar gut werde erklären laſſen; man freute ſich über dieſe Art, in den Geiſt des Schriftſtellers einzudringen. Jeder nahm ſich vor, auch irgend ein Stück auf dieſe Art zu ſtudiren und den Sinn des Verfaſſers zu entwickeln.

Viertes Capitel.

Nur einige Tage mußte die Geſellſchaft an dem Orte liegen bleiben, und ſogleich zeigten ſich für verſchiedene Glieder derſelben nicht unangenehme Abenteuer; beſonders aber ward Laertes von einer Dame angereizt, die in der Nachbarſchaft ein Gut hatte, gegen die er ſich aber äußerſt kalt, ja unartig betrug und darüber von Philinen viele Spöttereien erdulden mußte. Sie ergriff die Gelegenheit, unſerm Freunde die unglückliche Liebesgeſchichte zu erzählen, über die der arme Jüngling dem ganzen weiblichen Geſchlechte feind geworden war. „Wer wird ihm übel nehmen“, rief ſie aus, „daß er ein Geſchlecht haßt, das ihm ſo übel mitgeſpielt hat und ihm alle Uebel, die ſonſt Männer von Weibern zu befürchten haben, in einem ſehr concentrirten Tranke zu verſchlucken gab? Stellen Sie ſich vor: binnen vierundzwanzig Stunden war er Liebhaber, Bräutigam, Ehemann, Hahnrei, Patient und Wittwer! Ich wüßte nicht, wie man's Einem ärger machen wollte.“

Laertes lief halb lachend, halb verdrießlich zur Stube hinaus, und Philine fing in ihrer allerliebſten Art die Geſchichte zu erzählen an, wie Laertes als ein junger Menſch von achtzehn Jahren, eben als er bei einer Theatergeſellſchaft eingetroffen, ein ſchönes vierzehnjähriges Mädchen gefunden, die eben mit ihrem Vater, der ſich mit dem Director entzweit, abzureiſen Willens geweſen. Er habe ſich aus dem Stegreife ſterblich verliebt, dem Vater alle mögliche Vorſtellungen gethan, zu bleiben, und endlich verſprochen, das Mädchen zu heirathen. Nach einigen angenehmen Stunden des Brautſtandes

ſei er getraut worden, habe eine glückliche Nacht als Ehemann zugebracht, darauf habe ihn ſeine Frau des andern Morgens, als er in der Probe geweſen, nach Standesgebühr mit einem Hörnerſchmuck beehrt; weil er aber aus allzu großer Zärtlichkeit viel zu früh nach Hauſe geeilt, habe er leider einen ältern Liebhaber an ſeiner Stelle gefunden, habe mit unſinniger Leidenſchaft drein geſchlagen, Liebhaber und Vater herausgefordert, und ſei mit einer leidlichen Wunde davon gekommen. Vater und Tochter ſeien darauf noch in der Nacht abgereiſt, und er ſei leider auf eine doppelte Weiſe verwundet zurück geblieben. Sein Unglück habe ihn zu dem ſchlechteſten Feldſcher von der Welt geführt, und der Arme ſei leider mit ſchwarzen Zähnen und triefenden Augen aus dieſem Abenteuer geſchieden. Er ſei zu bedauern, weil er übrigens der bravſte Junge ſei, den Gottes Erdboden trüge. „Beſonders", ſagte ſie, „thut es mir leid, daß der arme Narr nun die Weiber haßt; denn wer die Weiber haßt, wie kann der leben?"

Melina unterbrach ſie mit der Nachricht, daß Alles zum Transport völlig bereit ſei, und daß ſie morgen früh abfahren könnten. Er überreichte ihnen eine Dispoſition, wie ſie fahren ſollten.

„Wenn mich ein guter Freund auf den Schooß nimmt", ſagte Philine, „ſo bin ich zufrieden, daß wir eng und erbärmlich ſitzen; übrigens iſt mir Alles einerlei."

„Es thut nichts!" ſagte Laertes, der auch herbei kam.

„Es iſt verdrießlich!" ſagte Wilhelm und eilte weg. Er fand für ſein Geld noch einen gar bequemen Wagen, den Melina verleugnet hatte. Eine andere Eintheilung ward gemacht, und man freute ſich, bequem abreiſen zu können, als die bedenkliche Nachricht einlief, daß auf dem Wege, den ſie nehmen wollten, ſich ein Freicorps ſehen laſſe, von dem man nicht viel Gutes erwartete.

An dem Orte ſelbſt war man ſehr auf dieſe Zeitung aufmerkſam, wenn ſie gleich nur ſchwankend und zweideutig war. Nach der Stellung der Armeen ſchien es unmöglich, daß ein feindliches Corps ſich habe durchſchleichen, oder daß ein freundliches ſo weit habe zurückbleiben können. Jedermann war eifrig, unſerer Geſellſchaft die Gefahr, die auf ſie wartete, recht gefährlich zu beſchreiben und ihr einen andern Weg anzurathen.

Die Meiſten waren darüber in Unruhe und Furcht geſetzt, und als nach der neuen republikaniſchen Form die ſämmtlichen Glieder

des Staats zuſammengerufen wurden, um über dieſen außerordentlichen Fall zu berathſchlagen, waren ſie faſt einſtimmig der Meinung, daß man das Uebel vermeiden und am Orte bleiben, oder ihm ausweichen und einen andern Weg erwählen müſſe.

Nur Wilhelm, von Furcht nicht eingenommen, hielt für ſchimpflich, einen Plan, in den man mit ſo viel Ueberlegung eingegangen war, nunmehr auf ein bloßes Gerücht aufzugeben. Er ſprach ihnen Muth ein, und ſeine Gründe waren männlich und überzeugend.

„Noch", ſagte er, „iſt es nichts als ein Gerücht, und wie viele dergleichen entſtehen im Kriege! Verſtändige Leute ſagen, daß der Fall höchſt unwahrſcheinlich, ja beinah unmöglich ſei. Sollten wir uns in einer ſo wichtigen Sache blos durch ein ſo ungewiſſes Gerede beſtimmen laſſen? Die Route, welche uns der Herr Graf angegeben hat, auf die unſer Paß lautet, iſt die kürzeſte, und wir finden auf ſelbiger den beſten Weg. Sie führt uns nach der Stadt, wo ihr Bekanntſchaften, Freunde vor euch ſeht und eine gute Aufnahme zu hoffen habt. Der Umweg bringt uns auch dahin; aber in welche ſchlimmen Wege verwickelt er uns, wie weit führt er uns ab! Können wir Hoffnung haben, uns in der ſpäten Jahreszeit wieder herauszufinden? und was für Zeit und Geld werden wir indeſſen verſplittern!" Er ſagte noch viel und trug die Sache von ſo mancherlei vortheilhaften Seiten vor, daß ihre Furcht ſich verringerte, und ihr Muth zunahm. Er wußte ihnen ſo viel von der Mannszucht der regelmäßigen Truppen vorzuſagen und ihnen die Marodeurs und das hergelaufene Geſindel ſo nichtswürdig zu ſchildern und ſelbſt die Gefahr ſo lieblich und luſtig darzuſtellen, daß alle Gemüther aufgeheitert wurden.

Laertes war vom erſten Moment an auf ſeiner Seite und verſicherte, daß er nicht wanken noch weichen wolle. Der alte Polterer fand wenigſtens einige übereinſtimmende Ausdrücke in ſeiner Manier, Philine lachte ſie Alle zuſammen aus, und da Madame Melina, die, ihrer hohen Schwangerſchaft ungeachtet, ihre natürliche Herzhaftigkeit nicht verloren hatte, den Vorſchlag heroiſch fand, ſo konnte Melina, der denn freilich auf dem nächſten Wege, auf den er accordirt hatte, viel zu ſparen hoffte, nicht widerſtehen, und man willigte in den Vorſchlag von ganzem Herzen.

Nun fing man an, ſich auf alle Fälle zur Vertheidigung ein-

zurichten. Man kaufte große Hirſchfänger und hing ſie an wohlgeſtickten Riemen über die Schultern. Wilhelm ſteckte noch überdies ein Paar Terzerole in den Gürtel; Laertes hatte ohnedem eine gute Flinte bei ſich, und man machte ſich mit einer hohen Freudigkeit auf den Weg.

Den zweiten Tag ſchlugen die Fuhrleute, die der Gegend wohl kundig waren, vor, ſie wollten auf einem waldigen Bergplatze Mittagsruhe halten, weil das Dorf weit abgelegen ſei, und man bei guten Tagen gern dieſen Weg nähme.

Die Witterung war ſchön, und Jedermann ſtimmte leicht in den Vorſchlag ein. Wilhelm eilte zu Fuß durch das Gebirge voraus, und über ſeine ſonderbare Geſtalt mußte Jeder, der ihm begegnete, ſtutzig werden. Er eilte mit ſchnellen und zufriedenen Schritten den Wald hinauf, Laertes pfiff hinter ihm drein, nur die Frauen ließen ſich in den Wagen fortſchleppen. Mignon lief gleichfalls nebenher, ſtolz auf den Hirſchfänger, den man ihr, als die Geſellſchaft ſich bewaffnete, nicht abſchlagen konnte. Um ihren Hut hatte ſie die Perlenſchnur gewunden, die Wilhelm von Marianens Reliquien übrig behalten hatte. Friedrich der Blonde trug die Flinte des Laertes, der Harfner hatte das friedlichſte Anſehen. Sein langes Kleid war in den Gürtel geſteckt, und ſo ging er freier. Er ſtützte ſich auf einen knotigen Stab, ſein Inſtrument war bei den Wagen zurück geblieben.

Nachdem ſie nicht ganz ohne Beſchwerlichkeit die Höhe erſtiegen, erkannten ſie ſogleich den angezeigten Platz an den ſchönen Buchen, die ihn umgaben und bedeckten. Eine große ſanftabhängende Waldwieſe lud zum Bleiben ein; eine eingefaßte Quelle bot die lieblichſte Erquickung dar, und es zeigte ſich an der andern Seite durch Schluchten und Waldrücken eine ferne, ſchöne und hoffnungsvolle Ausſicht. Da lagen Dörfer und Mühlen in den Gründen, Städtchen in der Ebene, und neue in der Ferne eintretende Berge machten die Ausſicht noch hoffnungsvoller, indem ſie nur wie eine ſanfte Beſchränkung hereintraten.

Die erſten Ankommenden nahmen Beſitz von der Gegend, ruhten im Schatten aus, machten ein Feuer an und erwarteten geſchäftig, ſingend die übrige Geſellſchaft, welche nach und nach herbeikam und den Platz, das ſchöne Wetter, die unausſprechlich ſchöne Gegend mit Einem Munde begrüßte.

Fünftes Capitel.

Hatte man oft zwiſchen vier Wänden gute und fröhliche Stunden zuſammen genoſſen, ſo war man natürlich noch viel aufgeweckter hier, wo die Freiheit des Himmels und die Schönheit der Gegend jedes Gemüth zu reinigen ſchien. Alle fühlten ſich einander näher, Alle wünſchten in einem ſo angenehmen Aufenthalt ihr ganzes Leben hinzubringen. Man beneidete die Jäger, Köhler und Holzhauer, Leute, die ihr Beruf in dieſen glücklichen Wohnplätzen feſthält; über Alles aber pries man die reizende Wirthſchaft eines Zigeunerhaufens. Man beneidete die wunderlichen Geſellen, die in ſeligem Müßiggange alle abenteuerlichen Reize der Natur zu genießen berechtigt ſind; man freute ſich, ihnen einigermaßen ähnlich zu ſein.

Indeſſen hatten die Frauen angefangen, Erdäpfel zu ſieden und die mitgebrachten Speiſen auszupacken und zu bereiten. Einige Töpfe ſtanden beim Feuer, gruppenweiſe lagerte ſich die Geſellſchaft unter den Bäumen und Büſchen. Ihre ſeltſamen Kleidungen und die mancherlei Waffen gaben ihr ein fremdes Anſehen. Die Pferde wurden bei Seite gefüttert, und wenn man die Kutſchen hätte verſtecken wollen, ſo wäre der Anblick dieſer kleinen Horde bis zur Illuſion romantiſch geweſen.

Wilhelm genoß ein nie gefühltes Vergnügen. Er konnte hier eine wandernde Colonie und ſich als Anführer derſelben denken. In dieſem Sinne unterhielt er ſich mit einem Jeden und bildete den Wahn des Moments ſo poetiſch als möglich aus. Die Gefühle der Geſellſchaft erhöhten ſich; man aß, trank und jubilirte und bekannte wiederholt, niemals ſchönere Augenblicke erlebt zu haben.

Nicht lange hatte das Vergnügen zugenommen, als bei den jungen Leuten die Thätigkeit erwachte. Wilhelm und Laertes griffen zu den Rapieren und fingen diesmal in theatraliſcher Abſicht ihre Uebungen an. Sie wollten den Zweikampf darſtellen, in welchem Hamlet und ſein Gegner ein ſo tragiſches Ende nehmen. Beide Freunde waren überzeugt, daß man in dieſer wichtigen Scene nicht, wie es wohl auf Theatern zu geſchehen pflegt [1]), nur ungeſchickt hin

1) Die Zwiſchenbemerkung bezieht ſich allgemein auf die Theatergewohnheit bei ähnlichen Fechtſcenen, nicht ſpeciell auf Darſtellungen des Hamlet, welche ja Wilhelm und Laertes noch nicht geſehen hatten.

und wieder ſtoßen dürfe; ſie hofften ein Muſter darzuſtellen, wie man bei der Aufführung auch dem Kenner der Fechtkunſt ein würdiges Schauſpiel zu geben habe. Man ſchloß einen Kreis um ſie her; Beide fochten mit Eifer und Einſicht, das Intereſſe der Zuſchauer wuchs mit jedem Gange.

Auf einmal aber fiel im nächſten Buſche ein Schuß, und gleich darauf noch einer; und die Geſellſchaft fuhr erſchreckt auseinander. Bald erblickte man bewaffnete Leute, die auf den Ort zudrangen, wo die Pferde nicht weit von den bepackten Kutſchen ihr Futter einnahmen.

Ein allgemeiner Schrei entfuhr dem weiblichen Geſchlechte, unſere Helden warfen die Rapiere weg, griffen nach den Piſtolen, eilten den Räubern entgegen und forderten unter lebhaften Drohungen Rechenſchaft des Unternehmens.

Als man ihnen lakoniſch mit einem paar Musketenſchüſſen antwortete, drückte Wilhelm ſeine Piſtole auf einen Krauskopf ab, der den Wagen erſtiegen hatte und die Stricke des Gepäckes auseinander ſchnitt. Wohlgetroffen ſtürzte er ſogleich herunter; Laertes hatte auch nicht fehl geſchoſſen, und beide Freunde zogen beherzt ihre Seitengewehre, als ein Theil der räuberiſchen Bande mit Fluchen und Gebrüll auf ſie losbrach, einige Schüſſe auf ſie that und ſich mit blinkenden Säbeln ihrer Kühnheit entgegen ſetzte. Unſre jungen Helden hielten ſich tapfer; ſie riefen ihren übrigen Geſellen zu und munterten ſie zu einer allgemeinen Vertheidigung auf. Bald aber verlor Wilhelm den Anblick des Lichtes und das Bewußtſein deſſen, was vorging. Von einem Schuß, der ihn zwiſchen der Bruſt und dem linken Arme verwundete, von einem Hiebe, der ihm den Hut ſpaltete und faſt bis auf die Hirnſchale durchdrang, betäubt, fiel er nieder und mußte das unglückliche Ende des Ueberfalls nur erſt in der Folge aus der Erzählung vernehmen.

Als er die Augen wieder aufſchlug, befand er ſich in der wunderbarſten Lage. Das erſte, was ihm durch die Dämmerung, die noch vor ſeinen Augen lag, entgegenblickte, war das Geſicht Philinens, das ſich über das ſeine herüber neigte. Er fühlte ſich ſchwach, und da er, um ſich emporzurichten, eine Bewegung machte, fand er ſich in Philinens Schooß, in den er auch wieder zurückſank. Sie ſaß auf dem Raſen, hatte den Kopf des vor ihr ausgeſtreckten Jünglings

leiſe an ſich gedrückt und ihm in ihren Armen, ſo viel ſie konnte, ein ſanftes Lager bereitet. Mignon kniete mit zerſtreuten blutigen Haaren an ſeinen Füßen und umfaßte ſie mit vielen Thränen.

Als Wilhelm ſeine blutigen Kleider anſah, fragte er mit gebrochener Stimme, wo er ſich befinde, was ihm und den Andern begegnet ſei. Philine bat ihn, ruhig zu bleiben; die Uebrigen, ſagte ſie, ſeien alle in Sicherheit, und Niemand als er und Laertes verwundet. Weiter wollte ſie nichts erzählen und bat ihn inſtändig, er möchte ſich ruhig halten, weil ſeine Wunden nur ſchlecht und in der Eile verbunden ſeien. Er reichte Mignon die Hand und erkundigte ſich nach der Urſache der blutigen Locken des Kindes, das er auch verwundet glaubte.

Um ihn zu beruhigen, erzählte Philine: dieſes gutherzige Geſchöpf, da es ſeinen Freund verwundet geſehen, habe ſich in der Geſchwindigkeit auf nichts beſonnen, um das Blut zu ſtillen; es habe ſeine eigenen Haare, die um den Kopf geflogen, genommen, um die Wunden zu ſtopfen, habe aber bald von dem vergeblichen Unternehmen abſtehen müſſen. Nachher verband man ihn mit Schwamm und Moos; Philine hatte dazu ihr Halstuch hergegeben.

Wilhelm bemerkte, daß Philine mit dem Rücken gegen ihren Koffer ſaß, der noch ganz wohl verſchloſſen und unbeſchädigt ausſah. Er fragte, ob die Andern auch ſo glücklich geweſen, ihre Habſeligkeiten zu retten. Sie antwortete mit Achſelzucken und einem Blick auf die Wieſe, wo zerbrochene Kaſten, zerſchlagene Koffer, zerſchnittene Mantelſäcke und eine Menge kleiner Geräthſchaften zerſtreut hin und wieder lagen. Kein Menſch war auf dem Platze zu ſehen, und die wunderliche Gruppe fand ſich in dieſer Einſamkeit allein.

Wilhelm erfuhr nun immer mehr, als er wiſſen wollte: die übrigen Männer, die allenfalls noch Widerſtand hätten thun können, waren gleich in Schrecken geſetzt und bald überwältigt; ein Theil floh, ein Theil ſah mit Entſetzen dem Unfalle zu. Die Fuhrleute, die ſich noch wegen ihrer Pferde am hartnäckigſten gehalten hatten, wurden niedergeworfen und gebunden, und in Kurzem war Alles rein ausgeplündert und weggeſchleppt. Die beängſtigten Reiſenden fingen, ſobald die Sorge für ihr Leben vorüber war, ihren Verluſt zu bejammern an, eilten mit möglichſter Geſchwindigkeit dem benachbarten Dorfe zu, führten den leicht verwundeten Laertes mit

ſich und brachten nur wenige Trümmer ihrer Beſitzthümer davon. Der Harfner hatte ſein beſchädigtes Inſtrument an einen Baum gelehnt und war mit nach dem Orte geeilt, einen Wundarzt aufzuſuchen und ſeinem für todt zurückgelaſſenen Wohlthäter nach Möglichkeit beizuſpringen.

Sechstes Capitel.

Unſere drei verunglückten Abenteurer blieben indeß noch eine Zeit lang in ihrer ſeltſamen Lage; Niemand eilte ihnen zu Hülfe. Der Abend kam herbei, die Nacht drohte hereinzubrechen; Philinens Gleichgiltigkeit fing an in Unruhe überzugehen, Mignon lief hin und wieder, und die Ungeduld des Kindes nahm mit jedem Augenblick zu. Endlich, da ihnen der Wunſch gewährt ward, und Menſchen ſich ihnen näherten, überfiel ſie ein neuer Schrecken. Sie hörten ganz deutlich einen Trupp Pferde in dem Wege heraufkommen, den auch ſie zurückgelegt hatten, und fürchteten, daß abermals eine Geſellſchaft ungebetener Gäſte dieſen Wahlplatz beſuchen möchte, um Nachleſe zu halten.

Wie angenehm wurden ſie dagegen überraſcht, als ihnen aus den Büſchen, auf einem Schimmel reitend, ein Frauenzimmer zu Geſichte kam, die von einem ältlichen Herrn und einigen Cavalieren begleitet wurde; Reitknechte, Bediente und ein Trupp Huſaren folgten nach.

Philine, die zu dieſer Erſcheinung große Augen machte, war eben im Begriff, zu rufen und die ſchöne Amazone um Hülfe anzuflehen, als dieſe ſchon erſtaunt ihre Augen nach der wunderbaren Gruppe wendete, ſogleich ihr Pferd lenkte, herzuritt und ſtille hielt. Sie erkundigte ſich eifrig nach dem Verwundeten, deſſen Lage, in dem Schooße der leichtfertigen Samariterin, ihr höchſt ſonderbar vorzukommen ſchien.

„Iſt es Ihr Mann?“ fragte ſie Philinen. „Es iſt nur ein guter Freund“, verſetzte Dieſe mit einem Ton, der Wilhelmen höchſt zuwider war. Er hatte ſeine Augen auf die ſanften, hohen, ſtillen, theilnehmenden Geſichtszüge der Ankommenden geheftet; er glaubte nie etwas Edleres noch Liebenswürdigeres geſehen zu haben. Ein

weiter Mannsüberrock verbarg ihm ihre Geſtalt; ſie hatte ihn, wie es ſchien, gegen die Einflüſſe der kühlen Abendluft von einem ihrer Geſellſchafter geborgt.

Die Ritter waren indeß auch näher gekommen, einige ſtiegen ab, die Dame that ein Gleiches und fragte mit menſchenfreundlicher Theilnehmung nach allen Umſtänden des Unfalls, der die Reiſenden betroffen hatte, beſonders aber nach den Wunden des hingeſtreckten Jünglings. Darauf wandte ſie ſich ſchnell um und ging mit einem alten Herrn ſeitwärts nach den Wagen, welche langſam den Berg herauf kamen und auf dem Wahlplatz ſtille hielten.

Nachdem die junge Dame eine kurze Zeit am Schlage der einen Kutſche geſtanden und ſich mit den Ankommenden unterhalten hatte, ſtieg ein Mann von unterſetzter Geſtalt heraus, den ſie zu unſerm verwundeten Helden führte. An dem Käſtchen, das er in der Hand hatte, und an der ledernen Taſche mit Inſtrumenten erkannte man ihn bald für einen Wundarzt. Seine Manieren waren mehr rauh als einnehmend, doch ſeine Hand leicht und ſeine Hülfe willkommen.

Er unterſuchte genau, erklärte, keine Wunde ſei gefährlich; er wolle ſie auf der Stelle verbinden, alsdann könne man den Kranken in das nächſte Dorf bringen.

Die Beſorgniſſe der jungen Dame ſchienen ſich zu vermehren. „Sehen Sie nur“, ſagte ſie, nachdem ſie einigemal hin- und hergegangen war und den alten Herrn wieder herbeiführte, „ſehen Sie, wie man ihn zugerichtet hat! Und leidet er nicht um unſertwillen?“ Wilhelm hörte dieſe Worte und verſtand ſie nicht. Sie ging unruhig hin und wieder; es ſchien, als könnte ſie ſich nicht von dem Anblick des Verwundeten losreißen, und als fürchtete ſie zugleich den Wohlſtand zu verletzen, wenn ſie ſtehen bliebe, zu der Zeit, da man ihn, wiewohl mit Mühe, zu entkleiden anfing. Der Chirurgus ſchnitt eben den linken Aermel auf, als der alte Herr hinzutrat und ihr mit einem ernſthaften Tone die Nothwendigkeit, ihre Reiſe fortzuſetzen, vorſtellte. Wilhelm hatte ſeine Augen auf ſie gerichtet und war von ihren Blicken ſo eingenommen, daß er kaum fühlte, was mit ihm vorging.

Philine war indeſſen aufgeſtanden, um der gnädigen Dame die Hand zu küſſen. Als ſie neben einander ſtanden, glaubte unſer

Freund nie einen ſolchen Abſtand geſehen zu haben. Philine war ihm noch nie in einem ſo ungünſtigen Lichte erſchienen. Sie ſollte, wie es ihm vorkam, ſich jener edlen Natur nicht nahen, noch weniger ſie berühren.

Die Dame fragte Philinen Verſchiedenes, aber leiſe. Endlich kehrte ſie ſich zu dem alten Herrn, der noch immer trocken dabei ſtand, und ſagte: „Lieber Oheim, darf ich auf Ihre Koſten freigebig ſein?“ Sie zog ſogleich den Ueberrock aus, und ihre Abſicht, ihn dem Verwundeten und Unbekleideten hinzugeben, war nicht zu verkennen.

Wilhelm, den der heilſame Blick ihrer Augen bisher feſtgehalten hatte, war nun, als der Ueberrock fiel, von ihrer ſchönen Geſtalt überraſcht. Sie trat näher herzu und legte den Rock ſanft über ihn hin. In dieſem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes ſtammeln wollte, wirkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart ſo ſonderbar auf ſeine ſchon angegriffenen Sinne, daß es ihm auf einmal vorkam, als ſei ihr Haupt mit Strahlen umgeben, und über ihr ganzes Bild verbreite ſich nach und nach ein glänzendes Licht. Der Chirurgus berührte ihn eben unſanfter, indem er die Kugel, welche in der Wunde ſtak, herauszuziehen Anſtalt machte. Die Heilige verſchwand vor den Augen des Hinſinkenden; er verlor alles Bewußtſein, und als er wieder zu ſich kam, waren Reiter und Wagen, die Schöne ſammt ihren Begleitern verſchwunden.

Siebentes Capitel.

Nachdem unſer Freund verbunden und angekleidet war, eilte der Chirurgus weg, eben als der Harfenſpieler mit einer Anzahl Bauern heraufkam. Sie bereiteten eilig aus abgehauenen Aeſten und eingeflochtenem Reiſig eine Trage, luden den Verwundeten darauf und brachten ihn unter Anführung eines reitenden Jägers, den die Herrſchaft zurückgelaſſen hatte, ſachte den Berg hinunter. Der Harfner, ſtill und in ſich gekehrt, trug ſein beſchädigtes Inſtrument, einige Leute ſchleppten Philinens Koffer, ſie ſchlenderte mit einem Bündel nach, Mignon ſprang bald voraus, bald zur

Seite durch Busch und Wald und blickte sehnlich nach ihrem kranken Beschützer hinüber.

Dieser lag, in seinen warmen Ueberrock gehüllt, ruhig auf der Bahre. Eine elektrische Wärme schien aus der feinen Wolle in seinen Körper überzugehen; genug, er fühlte sich in die behaglichste Empfindung versetzt. Die schöne Besitzerin des Kleides hatte mächtig auf ihn gewirkt. Er sah noch den Rock von ihren Schultern fallen, die edelste Gestalt, von Strahlen umgeben, vor sich stehen, und seine Seele eilte der Verschwundenen durch Felsen und Wälder auf dem Fuße nach.

Nur mit sinkender Nacht kam der Zug im Dorfe vor dem Wirthshause an, in welchem sich die übrige Gesellschaft befand und verzweiflungsvoll den unersetzlichen Verlust beklagte. Die einzige kleine Stube des Hauses war von Menschen vollgepfropft; Einige lagen auf der Streue, Andere hatten die Bänke eingenommen, Einige sich hinter den Ofen gedrückt, und Frau Melina erwartete in einer benachbarten Kammer ängstlich ihre Niederkunft. Der Schrecken hatte sie beschleunigt, und unter dem Beistande der Wirthin, einer jungen, unerfahrenen Frau, konnte man wenig Gutes erwarten.

Als die neuen Ankömmlinge hereingelassen zu werden verlangten, entstand ein allgemeines Murren. Man behauptete nun, daß man allein auf Wilhelms Rath, unter seiner besonderen Anführung diesen gefährlichen Weg unternommen und sich diesem Unfall ausgesetzt habe. Man warf die Schuld des übeln Ausgangs auf ihn, widersetzte sich an der Thür seinem Eintritt und behauptete, er müsse anderswo unterzukommen suchen. Philinen begegnete man noch schnöder; der Harfenspieler und Mignon mußten auch das Ihrige leiden.

Nicht lange hörte der Jäger, dem die Vorsorge für die Verlassenen von seiner schönen Herrschaft ernstlich anbefohlen war, dem Streite mit Geduld zu; er fuhr mit Fluchen und Drohen auf die Gesellschaft los, gebot ihnen, zusammenzurücken und den Ankommenden Platz zu machen. Man fing an sich zu bequemen. Er bereitete Wilhelmen einen Platz auf einem Tische, den er in eine Ecke schob; Philine ließ ihren Koffer daneben stellen und setzte sich drauf. Jeder drückte sich, so gut er konnte, und der Jäger begab sich weg,

um zu ſehen, ob er nicht ein bequemeres Quartier für das Ehepaar [1]) ausmachen könne.

Kaum war er fort, als der Unwille wieder laut zu werden anfing, und ein Vorwurf den andern drängte. Jedermann erzählte und erhöhte ſeinen Verluſt; man ſchalt die Verwegenheit, durch die man ſo Vieles eingebüßt, man verhehlte ſogar die Schadenfreude nicht, die man über die Wunden unſeres Freundes empfand, man verhöhnte Philinen und wollte ihr die Art und Weiſe, wie ſie ihren Koffer gerettet, zum Verbrechen machen. Aus allerlei Anzüglichkeiten und Stichelreden hätte man ſchließen ſollen, ſie habe ſich während der Plünderung und Niederlage um die Gunſt des Anführers der Bande bemüht und habe ihn, wer weiß durch welche Künſte und Gefälligkeiten, vermocht, ihren Koffer frei zu geben. Man wollte ſie eine ganze Weile vermißt haben. Sie antwortete nichts und klapperte nur mit den großen Schlöſſern ihres Koffers, um ihre Neider recht von ſeiner Gegenwart zu überzeugen und die Verzweiflung des Haufens durch ihr eigenes Glück zu vermehren.

Achtes Capitel.

Wilhelm, ob er gleich durch den ſtarken Verluſt des Blutes ſchwach und nach der Erſcheinung jenes hülfreichen Engels mild und ſanft geworden war, konnte ſich doch zuletzt des Verdruſſes über die harten und ungerechten Reden nicht enthalten, welche bei ſeinem Stillſchweigen von der unzufriedenen Geſellſchaft immer erneuert wurden. Endlich fühlte er ſich geſtärkt genug, um ſich aufzurichten und ihnen die Unart vorzuſtellen, mit der ſie ihren Freund und Führer beunruhigten. Er hob ſein verbundenes Haupt in die Höhe und fing, indem er ſich mit einiger Mühe ſtützte und gegen die Wand lehnte, folgendergeſtalt zu reden an:

„Ich vergebe dem Schmerze, den Jeder über ſeinen Verluſt empfindet, daß ihr mich in einem Augenblicke beleidigt, wo ihr mich beklagen ſolltet, daß ihr mir widerſteht und mich von euch ſtoßt, das erſte Mal, da ich Hülfe von euch erwarten könnte. Für die Dienſte,

---

1) Der Jäger meint damit Wilhelm und Philine, die er für ein Ehepaar hält.

die ich euch erzeigte, für die Gefälligkeiten, die ich euch erwies, habe ich mich durch euern Dank, durch euer freundschaftliches Betragen bisher genugsam belohnt gefunden; verleitet mich nicht, zwingt mein Gemüth nicht, zurückzugehen und zu überdenken, was ich für euch gethan habe; diese Berechnung würde mir nur peinlich werden. Der Zufall hat mich zu euch geführt, Umstände und eine heimliche Neigung haben mich bei euch gehalten. Ich nahm an euern Arbeiten, an euern Vergnügungen Theil; meine wenigen Kenntnisse waren zu eurem Dienste. Gebt ihr mir jetzt auf eine bittre Weise den Unfall Schuld, der uns betroffen hat, so erinnert ihr euch nicht, daß der erste Vorschlag, diesen Weg zu nehmen, von fremden Leuten kam, von euch Allen geprüft und so gut von Jedem als von mir gebilligt worden ist. Wäre unsere Reise glücklich vollbracht, so würde sich Jeder wegen des guten Einfalls loben, daß er diesen Weg angerathen, daß er ihn vorgezogen; er würde sich unserer Ueberlegungen und seines ausgeübten Stimmrechts mit Freuden erinnern; jetzo macht ihr mich allein verantwortlich, ihr zwingt mir eine Schuld auf, die ich willig übernehmen wollte, wenn mich das reinste Bewußtsein nicht frei spräche, ja, wenn ich mich nicht auf euch selbst berufen könnte. Habt ihr gegen mich etwas zu sagen, so bringt es ordentlich vor, und ich werde mich zu vertheidigen wissen; habt ihr nichts Gegründetes anzugeben, so schweigt und quält mich nicht, jetzt da ich der Ruhe so äußerst bedürftig bin."

Statt aller Antwort fingen die Mädchen an, abermals zu weinen und ihren Verlust umständlich zu erzählen. Melina war ganz außer Fassung; denn er hatte freilich am meisten, und mehr als wir denken können, eingebüßt. Wie ein Rasender stolperte er in dem engen Raume hin und her, stieß den Kopf wider die Wand, fluchte und schalt auf das Unziemlichste; und da nun gar zu gleicher Zeit die Wirthin aus der Kammer trat mit der Nachricht, daß seine Frau mit einem todten Kinde niedergekommen, erlaubte er sich die heftigsten Ausbrüche, und einstimmig mit ihm heulte, schrie, brummte und lärmte Alles durcheinander.

Wilhelm, der zugleich von mitleidiger Theilnehmung an ihrem Zustande und von Verdruß über ihre niedrige Gesinnung bis in sein Innerstes bewegt war, fühlte, unerachtet der Schwäche seines Körpers, die ganze Kraft seiner Seele lebendig. „Fast", rief er aus,

„muß ich euch verachten, ſo beklagenswerth ihr auch ſein mögt. Kein Unglück berechtigt uns, einen Unſchuldigen mit Vorwürfen zu beladen; habe ich Theil an dieſem falſchen Schritte, ſo büße ich auch mein Theil. Ich liege verwundet hier, und wenn die Geſellſchaft verloren hat, ſo verliere ich das Meiſte. Was an Garderobe geraubt worden, was an Decorationen zu Grunde gegangen, war mein; denn Sie, Herr Melina, haben mich noch nicht bezahlt, und ich ſpreche Sie von dieſer Forderung hiermit völlig frei.“

„Sie haben gut ſchenken“, rief Melina, „was Niemand wiederſehen wird. Ihr Geld lag in meiner Frau Koffer, und es iſt Ihre Schuld, daß es Ihnen verloren geht. Aber, o! wenn das Alles wäre!“ Er fing aufs Neue zu ſtampfen, zu ſchimpfen und zu ſchreien an. Jedermann erinnerte ſich der ſchönen Kleider aus der Garderobe des Grafen, der Schnallen, Uhren, Doſen, Hüte, welche Melina von dem Kammerdiener ſo glücklich gehandelt hatte. Jedem fielen ſeine eigenen, obgleich viel geringern Schätze dabei wieder ins Gedächtniß; man blickte mit Verdruß auf Philinens Koffer, man gab Wilhelmen zu verſtehen, er habe wahrſcheinlich nicht übel gethan, ſich mit dieſer Schönen zu aſſociiren und durch ihr Glück auch ſeine Habſeligkeiten zu retten.

„Glaubt ihr denn“, rief er endlich aus, „daß ich etwas Eigenes haben werde, ſo lange ihr darbt, und iſt es wohl das erſte Mal, daß ich in der Noth mit euch redlich theile? Man öffne den Koffer, und was mein iſt, will ich zum öffentlichen Bedürfniß niederlegen.“

„Es iſt *mein* Koffer“, ſagte Philine, „und ich werde ihn nicht eher aufmachen, bis es mir beliebt. Ihre paar Fittige, die ich Ihnen aufgehoben, können wenig betragen, und wenn ſie an den redlichſten Juden verkauft werden. Denken Sie an ſich, was Ihre Heilung koſten, was Ihnen in einem fremden Lande begegnen kann.“

„Sie werden mir, Philine“, verſetzte Wilhelm, „nichts vorenthalten, was mein iſt, und das Wenige wird uns aus der erſten Verlegenheit retten. Allein der Menſch beſitzt noch Manches, womit er ſeinen Freunden beiſtehen kann, das eben nicht klingende Münze zu ſein braucht. Alles, was in mir iſt, ſoll dieſen Unglücklichen gewidmet ſein, die gewiß, wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen, ihr gegenwärtiges Betragen bereuen werden. Ja“, fuhr er fort, „ich fühle, daß ihr bedürft, und was ich vermag, will ich euch leiſten;

ſchenkt mir euer Vertrauen aufs Neue, beruhigt euch für dieſen Augenblick, nehmet an, was ich euch verſpreche! Wer will die Zuſage im Namen Aller von mir empfangen?"

Hier ſtreckte er ſeine Hand aus und rief: „Ich verſpreche, daß ich nicht eher von euch weichen, euch nicht eher verlaſſen will, als bis ein Jeder ſeinen Verluſt doppelt und dreifach erſetzt ſieht, bis ihr den Zuſtand, in dem ihr euch, durch weſſen Schuld es wolle, befindet, völlig vergeſſen und mit einem glücklichern vertauſcht habt."

Er hielt ſeine Hand noch immer ausgeſtreckt, und Niemand wollte ſie faſſen. „Ich verſprech' es noch einmal", rief er aus, indem er auf ſein Kiſſen zurückſank. Alle blieben ſtille; ſie waren beſchämt, aber nicht getröſtet, und Philine, auf ihrem Koffer ſitzend, knackte Nüſſe auf, die ſie in ihrer Taſche gefunden hatte.

Neuntes Capitel.

Der Jäger kam mit einigen Leuten zurück und machte Anſtalt, den Verwundeten wegzuſchaffen. Er hatte den Pfarrer des Orts beredet, das Ehepaar aufzunehmen; Philinens Koffer ward fortgetragen, und ſie folgte mit natürlichem Anſtand. Mignon lief voraus, und da der Kranke im Pfarrhaus ankam, ward ihm ein weites Ehebette, das ſchon lange Zeit als Gaſt- und Ehrenbett bereit ſtand, eingegeben. Hier bemerkte man erſt, daß die Wunde aufgegangen war und ſtark geblutet hatte. Man mußte für einen neuen Verband ſorgen. Der Kranke verfiel in ein Fieber; Philine wartete ihn treulich, und als die Müdigkeit ſie übermeiſterte, löſte ſie der Harfenſpieler ab; Mignon war, mit dem feſten Vorſatz, zu wachen, in einer Ecke eingeſchlafen.

Des Morgens, als Wilhelm ſich ein wenig erholt hatte, erfuhr er von dem Jäger, daß die Herrſchaft, die ihnen geſtern zu Hülfe gekommen ſei, vor Kurzem ihre Güter verlaſſen habe, um den Kriegsbewegungen auszuweichen und ſich bis zum Frieden in einer ruhigern Gegend aufzuhalten. Er nannte den ältlichen Herrn und ſeine Nichte, zeigte den Ort an, wohin ſie ſich zuerſt begeben, erklärte Wilhelmen, wie das Fräulein ihm eingebunden, für die Verlaſſenen Sorge zu tragen.

Der hereintretende Wundarzt unterbrach die lebhaften Dankſagungen, in welche ſich Wilhelm gegen den Jäger ergoß, machte eine umſtändliche Beſchreibung der Wunden, verſicherte, daß ſie leicht heilen würden, wenn der Patient ſich ruhig hielte und ſich abwartete.

Nachdem der Jäger weggeritten war, erzählte Philine, daß er ihr einen Beutel mit zwanzig Louisd'oren zurückgelaſſen, daß er dem Geiſtlichen ein Douceur für die Wohnung gegeben und die Curkoſten für den Chirurgus bei ihm niedergelegt habe. Sie gelte durchaus für Wilhelms Frau, introducire ſich ein- für allemal bei ihm in dieſer Qualität und werde nicht zugeben, daß er ſich nach einer andern Wartung umſehe.

„Philine", ſagte Wilhelm, „ich bin Ihnen bei dem Unfall, der uns begegnet iſt, ſchon manchen Dank ſchuldig geworden, und ich wünſchte nicht, meine Verbindlichkeiten gegen Sie vermehrt zu ſehen. Ich bin unruhig, ſo lange Sie um mich ſind; denn ich weiß nichts, womit ich Ihnen die Mühe vergelten kann. Geben Sie mir meine Sachen, die Sie in Ihrem Koffer gerettet haben, heraus, ſchließen Sie ſich an die übrige Geſellſchaft an, ſuchen Sie ein ander Quartier, nehmen Sie meinen Dank und die goldene Uhr als eine kleine Erkenntlichkeit; nur verlaſſen Sie mich! Ihre Gegenwart beunruhigt mich mehr, als Sie glauben."

Sie lachte ihm ins Geſicht, als er geendigt hatte. „Du biſt ein Thor", ſagte ſie, „du wirſt nicht klug werden. Ich weiß beſſer, was dir gut iſt; ich werde bleiben, ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet, alſo auch auf deinen nicht; und wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?" [1])

Sie blieb und hatte ſich bald bei dem Pfarrer und ſeiner Familie eingeſchmeichelt, indem ſie immer luſtig war, Jedem etwas zu ſchenken, Jedem nach dem Sinne zu reden wußte und dabei immer that, was ſie wollte. Wilhelm befand ſich nicht übel; der

---

1) Düntzer weiſt paſſend auf Goethe's Aeußerung über ſeine eigene Jugendzeit in „Wahrheit und Dichtung" hin: „Uneigennützig zu ſein in Allem, am uneigennützigſten in Liebe und Freundſchaft, war meine höchſte Luſt, meine Maxime, meine Ausführung, ſo daß jenes freche ſpätere Wort: ‚Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?' mir recht aus dem Herzen geſprochen iſt." — Freilich hat dieſer Ausſpruch in Philinens Munde nicht ganz dieſelbe rein ethiſche Bedeutung.

Chirurgus, ein unwiſſender, aber nicht ungeſchickter Menſch, ließ die Natur walten, und ſo war der Patient bald auf dem Wege der Beſſerung. Sehnlich wünſchte dieſer ſich wieder hergeſtellt zu ſehen, um ſeine Pläne, ſeine Wünſche eifrig verfolgen zu können.

Unaufhörlich rief er ſich jene Begebenheit zurück, welche einen unauslöſchlichen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht hatte. Er ſah die ſchöne Amazone reitend aus den Büſchen hervorkommen; ſie näherte ſich ihm, ſtieg ab, ging hin und wieder und bemühte ſich um ſeinetwillen. Er ſah das umhüllende Kleid von ihren Schultern fallen, ihr Geſicht, ihre Geſtalt glänzend verſchwinden. Alle ſeine Jugendträume knüpften ſich an dieſes Bild. Er glaubte nunmehr die edle heldenmüthige Chlorinde mit eigenen Augen geſehen zu haben; ihm fiel der kranke Königsſohn wieder ein, an deſſen Lager die ſchöne theilnehmende Prinzeſſin mit ſtiller Beſcheidenheit herantritt.

„Sollten nicht", ſagte er manchmal im Stillen zu ſich ſelbſt, „uns in der Jugend, wie im Schlafe, die Bilder zukünftiger Schickſale umſchweben und unſerm unbefangenen Auge ahnungsvoll ſichtbar werden? Sollten die Keime deſſen, was uns begegnen wird, nicht ſchon von der Hand des Schickſals ausgeſtreut, ſollte nicht ein Vorgenuß der Früchte, die wir einſt zu brechen hoffen, möglich ſein?"

Sein Krankenlager gab ihm Zeit, jene Scene tauſendmal zu wiederholen. Tauſendmal rief er den Klang jener ſüßen Stimme zurück, und wie beneidete er Philinen, die jene hülfreiche Hand geküßt hatte. Oft kam ihm die Geſchichte wie ein Traum vor, und er würde ſie für ein Mährchen gehalten haben, wenn nicht das Kleid zurückgeblieben wäre, das ihm die Gewißheit der Erſcheinung verſicherte.

Mit der größten Sorgfalt für dieſes Gewand war das lebhafteſte Verlangen verbunden, ſich damit zu bekleiden. Sobald er aufſtand, warf er es über und befürchtete den ganzen Tag, es möchte durch einen Flecken oder auf ſonſt eine Weiſe beſchädigt werden.

Zehntes Capitel.

Laertes beſuchte ſeinen Freund. Er war bei jener lebhaften Scene im Wirthshauſe nicht gegenwärtig geweſen; denn er lag in einer obern Kammer. Ueber ſeinen Verluſt war er ſehr getröſtet

und half ſich mit dem gewöhnlichen: „Was thut's?“ Er erzählte verſchiedene lächerliche Züge von der Geſellſchaft, beſonders gab er Frau Melina Schuld, ſie beweine den Verluſt ihrer Tochter nur deswegen, weil ſie nicht das altdeutſche Vergnügen haben könne, eine Mechtilde[1]) taufen zu laſſen. Was ihren Mann betreffe, ſo offenbare ſich's nun, daß er viel Geld bei ſich gehabt und auch ſchon damals des Vorſchuſſes, den er Wilhelmen abgelockt, keineswegs bedurft habe. Melina wolle nunmehr mit dem nächſten Poſtwagen abgehen und werde von Wilhelmen ein Empfehlungsſchreiben an ſeinen Freund, den Director Serlo, verlangen, bei deſſen Geſellſchaft er, weil die eigene Unternehmung geſcheitert, nun unterzukommen hoffe.

Mignon war einige Tage ſehr ſtill geweſen, und als man in ſie drang, geſtand ſie endlich, daß ihr rechter Arm verrenkt ſei. „Das haſt du deiner Verwegenheit zu danken“, ſagte Philine und erzählte, wie das Kind im Gefechte ſeinen Hirſchfänger gezogen und, als es ſeinen Freund in Gefahr geſehen, wacker auf die Freibeuter zugehauen habe; endlich ſei es beim Arme ergriffen und auf die Seite geſchleudert worden. Man ſchalt auf ſie, daß ſie das Uebel nicht eher entdeckt habe; doch merkte man wohl, daß ſie ſich vor dem Chirurgus geſcheut, der ſie bisher immer für einen Knaben gehalten hatte. Man ſuchte das Uebel zu heben, und ſie mußte den Arm in der Binde tragen. Hierüber war ſie aufs Neue empfindlich, weil ſie den beſten Theil der Pflege und Wartung ihres Freundes Philinen überlaſſen mußte, und die angenehme Sünderin zeigte ſich nur um deſto thätiger und aufmerkſamer.

Eines Morgens, als Wilhelm erwachte, fand er ſich mit ihr in einer ſonderbaren Nähe. Er war auf ſeinem weiten Lager in der Unruhe des Schlafs ganz an die hintere Seite gerutſcht. Philine lag quer über den vordern Theil hingeſtreckt; ſie ſchien auf dem Bette ſitzend und leſend eingeſchlafen zu ſein. Ein Buch war ihr aus der Hand gefallen; ſie war zurück und mit dem Kopf nah' an ſeine Bruſt geſunken, über die ſich ihre blonden aufgelöſten Haare in Wellen ausbreiteten. Die Unordnung des Schlafs erhöhte mehr als Kunſt und Vorſatz ihre Reize; eine kindiſche lächelnde Ruhe ſchwebte über ihrem Geſichte. Er ſah ſie eine Zeit lang an und

1) Aeltere Form für Mathilde; vgl. S. 115.

ſchien ſich ſelbſt über das Vergnügen zu tadeln, womit er ſie anſah, und wir wiſſen nicht, ob er ſeinen Zuſtand ſegnete oder tadelte, der ihm Ruhe und Mäßigung zur Pflicht machte. Er hatte ſie eine Zeit lang aufmerkſam betrachtet, als ſie ſich zu regen anfing. Er ſchloß die Augen ſachte zu, doch konnte er nicht unterlaſſen, zu blinzeln und nach ihr zu ſehen, als ſie ſich wieder zurecht putzte und wegging, nach dem Frühſtück zu fragen.

Nach und nach hatten ſich nun die ſämmtlichen Schauſpieler bei Wilhelmen gemeldet, hatten Empfehlungsſchreiben und Reiſegeld, mehr oder weniger unartig und ungeſtüm, gefordert und immer mit Widerwillen Philinens erhalten. Vergebens ſtellte ſie ihrem Freunde vor, daß der Jäger auch dieſen Leuten eine anſehnliche Summe zurückgelaſſen, daß man ihn nur zum Beſten habe. Vielmehr kamen ſie darüber in einen lebhaften Zwiſt, und Wilhelm behauptete nunmehr ein- für allemal, daß ſie ſich gleichfalls an die übrige Geſellſchaft anſchließen und ihr Glück bei Serlo verſuchen ſollte.

Nur einige Augenblicke verließ ſie ihr Gleichmuth; dann erholte ſie ſich ſchnell wieder und rief: „Wenn ich nur meinen Blonden wieder hätte, ſo wollt' ich mich um euch Alle nichts kümmern.“ Sie meinte Friedrichen, der ſich vom Wahlplatze verloren und nicht wieder gezeigt hatte.

Des andern Morgens brachte Mignon die Nachricht ans Bette, daß Philine in der Nacht abgereiſt ſei; im Nebenzimmer habe ſie Alles, was ihm gehöre, ſehr ordentlich zuſammengelegt. Er empfand ihre Abweſenheit; er hatte an ihr eine treue Wärterin, eine muntere Geſellſchafterin verloren; er war nicht mehr gewohnt, allein zu ſein. Allein Mignon füllte die Lücke bald wieder aus.

Seitdem jene leichtfertige Schöne in ihren freundlichen Bemühungen den Verwundeten umgab, hatte ſich die Kleine nach und nach zurückgezogen und war ſtille für ſich geblieben; nun aber, da ſie wieder freies Feld gewann, trat ſie mit Aufmerkſamkeit und Liebe hervor war eifrig, ihm zu dienen, und munter, ihn zu unterhalten.

Elftes Capitel.

Mit lebhaften Schritten nahte er ſich der Beſſerung; er hoffte nun in wenig Tagen ſeine Reiſe antreten zu können. Er wollte nicht etwa planlos ein ſchlenderndes Leben fortſetzen, ſondern zweckmäßige Schritte ſollten künftig ſeine Bahn bezeichnen. Zuerſt wollte er die hülfreiche Herrſchaft aufſuchen, um ſeine Dankbarkeit an den Tag zu legen, alsdann zu ſeinem Freunde, dem Director, eilen, um für die verunglückte Geſellſchaft auf das Beſte zu ſorgen, und zugleich die Handelsfreunde, an die er mit Adreſſen verſehen war, beſuchen und die ihm aufgetragenen Geſchäfte verrichten. Er machte ſich Hoffnung, daß ihm das Glück wie vorher auch künftig beiſtehen und ihm Gelegenheit verſchaffen werde, durch eine glückliche Speculation den Verluſt zu erſetzen und die Lücke ſeiner Caſſe wieder auszufüllen.

Das Verlangen, ſeine Retterin wieder zu ſehen, wuchs mit jedem Tage. Um ſeine Reiſeroute zu beſtimmen, ging er mit dem Geiſtlichen zu Rathe, der ſchöne geographiſche und ſtatiſtiſche Kenntniſſe hatte und eine artige Bücher- und Karten-Sammlung beſaß. Man ſuchte nach dem Orte, den die edle Familie während des Kriegs zu ihrem Sitz erwählt hatte, man ſuchte Nachrichten von ihr ſelbſt auf; allein der Ort war in keiner Geographie, auf keiner Karte zu finden, und die genealogiſchen Handbücher ſagten nichts von einer ſolchen Familie.

Wilhelm wurde unruhig, und als er ſeine Bekümmerniß laut werden ließ, entdeckte ihm der Harfenſpieler, er habe Urſache zu glauben, daß der Jäger, es ſei, aus welcher Urſache es wolle, den wahren Namen verſchwiegen habe.

Wilhelm, der nun einmal ſich in der Nähe der Schönen glaubte, hoffte einige Nachricht von ihr zu erhalten, wenn er den Harfenſpieler abſchickte; aber auch dieſe Hoffnung ward getäuſcht. So ſehr der Alte ſich auch erkundigte, konnte er doch auf keine Spur kommen. In jenen Tagen waren verſchiedene lebhafte Bewegungen und unvorgeſehene Durchmärſche in dieſen Gegenden vorgefallen; Niemand hatte auf die reiſende Geſellſchaft beſonders Acht gegeben, ſo daß der ausgeſendete Bote, um nicht für einen jüdiſchen Spion angeſehen zu werden, wieder zurückgehen und ohne Oelblatt vor ſeinem Herrn und

Freund erſcheinen mußte. Er legte ſtrenge Rechenſchaft ab, wie er den Auftrag auszurichten geſucht, und war bemüht, allen Verdacht einer Nachläſſigkeit von ſich zu entfernen. Er ſuchte auf alle Weiſe Wilhelms Betrübniß zu lindern, beſann ſich auf Alles, was er von dem Jäger erfahren hatte, und brachte mancherlei Muthmaßungen vor, wobei denn endlich ein Umſtand vorkam, woraus Wilhelm einige räthſelhafte Worte der ſchönen Verſchwundnen deuten konnte.

Die räuberiſche Bande nämlich hatte nicht der wandernden Truppe, ſondern jener Herrſchaft aufgepaßt, bei der ſie mit Recht vieles Geld und Koſtbarkeiten vermuthete, und von deren Zug ſie genaue Nachricht mußte gehabt haben. Man wußte nicht, ob man die That einem Freicorps, ob man ſie Marodeurs oder Räubern zuſchreiben ſollte. Genug, zum Glücke der vornehmen und reichen Caravane waren die Geringen und Armen zuerſt auf den Platz gekommen und hatten das Schickſal erduldet, daß Jenen zubereitet war. Darauf bezogen ſich die Worte der jungen Dame, deren ſich Wilhelm noch gar wohl erinnerte. Wenn er nun vergnügt und glücklich ſein konnte, daß ein vorſichtiger Genius ihn zum Opfer beſtimmt hatte, eine vollkommene Sterbliche zu retten, ſo war er dagegen nahe an der Verzweiflung, da ihm, ſie wieder zu finden, ſie wieder zu ſehen, wenigſtens für den Augenblick alle Hoffnung verſchwunden war.

Was dieſe ſonderbare Bewegung in ihm vermehrte, war die Aehnlichkeit, die er zwiſchen der Gräfin und der ſchönen Unbekannten entdeckt zu haben glaubte. Sie glichen ſich, wie ſich Schweſtern gleichen mögen, deren keine die jüngere noch die ältere genannt werden darf; denn ſie ſcheinen Zwillinge zu ſein.

Die Erinnerung an die liebenswürdige Gräfin war ihm unendlich ſüß. Er rief ſich ihr Bild nur allzu gern wieder ins Gedächtniß. Aber nun trat die Geſtalt der edlen Amazone gleich dazwiſchen, eine Erſcheinung verwandelte ſich in die andere, ohne daß er im Stande geweſen wäre, dieſe oder jene feſt zu halten.

Wie wunderbar mußte ihm daher die Aehnlichkeit ihrer Handſchriften ſein! denn er verwahrte ein reizendes Lied von der Hand der Gräfin in ſeiner Schreibtafel, und in dem Ueberrock hatte er ein Zettelchen gefunden, worin man ſich mit viel zärtlicher Sorgfalt nach dem Befinden eines Oheims erkundigte.

Wilhelm war überzeugt, daß ſeine Retterin dieſes Billet geſchrieben, daß es auf der Reiſe in einem Wirthshauſe aus einem Zimmer in das andere geſchickt und von dem Oheim in die Taſche geſteckt worden ſei. Er hielt beide Handſchriften gegen einander, und wenn die zierlich geſtellten Buchſtaben der Gräfin ihm ſonſt ſo ſehr gefallen hatten, ſo fand er in den ähnlichen, aber freieren Zügen der Unbekannten eine unausſprechlich fließende Harmonie. Das Billet enthielt nichts, und ſchon die Züge ſchienen ihn, ſo wie ehemals die Gegenwart der Schönen, zu erheben.

Er verfiel in eine träumende Sehnſucht, und wie einſtimmend mit ſeinen Empfindungen war das Lied, das eben in dieſer Stunde Mignon und der Harfner als ein unregelmäßiges Duett mit dem herzlichſten Ausdrucke ſangen:

Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt,
Iſt in der Weite.
Es ſchwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide!

Zwölftes Capitel.

Die ſanften Lockungen des lieben Schutzgeiſtes, anſtatt unſern Freund auf irgend einen Weg zu führen, nährten und vermehrten die Unruhe, die er vorher empfunden hatte. Eine heimliche Gluth ſchlich in ſeinen Adern; beſtimmte und unbeſtimmte Gegenſtände wechſelten in ſeiner Seele und erregten ein endloſes Verlangen. Bald wünſchte er ſich ein Roß, bald Flügel, und indem es ihm unmöglich ſchien, bleiben zu können, ſah er ſich erſt um, wohin er denn eigentlich begehre.

Der Faden seines Schicksals hatte sich so sonderbar verworren; er wünschte die seltsamen Knoten aufgelöst oder zerschnitten zu sehen. Oft, wenn er ein Pferd traben oder einen Wagen rollen hörte, schaute er eilig zum Fenster hinaus, in der Hoffnung, es würde Jemand sein, der ihn aufsuchte und, wäre es auch nur durch Zufall, ihm Nachricht, Gewißheit und Freude brächte. Er erzählte sich Geschichten vor, wie sein Freund Werner in diese Gegend kommen und ihn überraschen könnte, daß Mariane vielleicht erscheinen dürfte. Der Ton eines jeden Posthorns setzte ihn in Bewegung. Melina sollte von seinem Schicksale Nachricht geben, vorzüglich aber sollte der Jäger wieder kommen und ihn zu jener angebeteten Schönheit einladen.

Von Allem diesem geschah leider nichts, und er mußte zuletzt wieder mit sich allein bleiben, und indem er das Vergangene wieder durchnahm, ward ihm ein Umstand, je mehr er ihn betrachtete und beleuchtete, immer widriger und unerträglicher. Es war seine verunglückte Heerführerschaft, an die er ohne Verdruß nicht denken konnte. Denn ob er gleich am Abend jenes bösen Tages sich vor der Gesellschaft so ziemlich herausgeredet hatte, so konnte er sich doch selbst seine Schuld nicht verleugnen. Er schrieb sich vielmehr in hypochondrischen Augenblicken den ganzen Vorfall allein zu.

Die Eigenliebe läßt uns sowohl unsere Tugenden als unsere Fehler viel bedeutender, als sie sind, erscheinen. Er hatte das Vertrauen auf sich rege gemacht, den Willen der Uebrigen gelenkt und war, von Unerfahrenheit und Kühnheit geleitet, vorangegangen; es ergriff sie eine Gefahr, der sie nicht gewachsen waren. Laute und stille Vorwürfe verfolgten ihn und wenn er der irregeführten Gesellschaft nach dem empfindlichen Verluste zugesagt hatte, sie nicht zu verlassen, bis er ihnen das Verlorne mit Wucher ersetzt hätte, so hatte er sich über eine neue Verwegenheit zu schelten, womit er ein allgemein ausgetheiltes Uebel auf seine Schultern zu nehmen sich vermaß. Bald verwies er sich, daß er durch Aufspannung und Drang des Augenblicks ein solches Versprechen gethan hatte; bald fühlte er wieder, daß jenes gutmüthige Hinreichen seiner Hand, die Niemand anzunehmen würdigte, nur eine leichte Förmlichkeit sei gegen das Gelübde, das sein Herz gethan hatte. Er sann auf Mittel, ihnen wohlthätig und nützlich zu sein, und fand alle Ur-

ſache, ſeine Reiſe zu Serlo zu beſchleunigen. Er packte nunmehr ſeine Sachen zuſammen und eilte, ohne ſeine völlige Geneſung abzuwarten, ohne auf den Rath des Paſtors und Wundarztes zu hören, in der wunderbaren Geſellſchaft Mignons und des Alten, der Unthätigkeit zu entfliehen, in der ihn ſein Schickſal abermals nur zu lange gehalten hatte.

Dreizehntes Capitel.

Serlo empfing ihn mit offenen Armen, und rief ihm entgegen: „Seh' ich Sie? Erkenn' ich Sie wieder? Sie haben ſich wenig oder nicht geändert. Iſt Ihre Liebe zur edelſten Kunſt noch immer ſo ſtark und lebendig? So ſehr erfreu' ich mich über Ihre Ankunft, daß ich ſelbſt das Mißtrauen nicht mehr fühle, das Ihre letzten Briefe bei mir erregt haben."

Wilhelm bat betroffen um eine nähere Erklärung.

„Sie haben ſich", verſetzte Serlo, „gegen mich nicht wie ein alter Freund betragen; Sie haben mich wie einen großen Herrn behandelt, dem man mit gutem Gewiſſen unbrauchbare Leute empfehlen darf. Unſer Schickſal hängt von der Meinung des Publikums ab, und ich fürchte, daß Ihr Herr Melina mit den Seinigen ſchwerlich bei uns wohl aufgenommen werden dürfte."

Wilhelm wollte etwas zu ihren Gunſten ſprechen, aber Serlo fing an, eine ſo unbarmherzige Schilderung von ihnen zu machen, daß unſer Freund ſehr zufrieden war, als ein Frauenzimmer in das Zimmer trat, das Geſpräch unterbrach und ihm ſogleich als Schweſter Aurelia von ſeinem Freunde vorgeſtellt ward. Sie empfing ihn auf das Freundſchaftlichſte, und ihre Unterhaltung war ſo angenehm, daß er nicht einmal einen entſchiedenen Zug des Kummers gewahr wurde, der ihrem geiſtreichen Geſicht noch ein beſonderes Intereſſe gab.

Zum erſten Mal ſeit langer Zeit fand ſich Wilhelm wieder in ſeinem Elemente. Bei ſeinen Geſprächen hatte er ſonſt nur nothdürftig gefällige Zuhörer gefunden, da er gegenwärtig mit Künſtlern und Kennern zu ſprechen das Glück hatte, die ihn nicht allein vollkommen verſtanden, ſondern die auch ſein Geſpräch belehrend er-

widerten. Mit welcher Geſchwindigkeit ging man die neueſten Stücke durch! Mit welcher Sicherheit beurtheilte man ſie! Wie wußte man das Urtheil des Publikums zu prüfen und zu ſchätzen! In welcher Geſchwindigkeit klärte man einander auf!

Nun mußte ſich, bei Wilhelms Vorliebe für Shakeſpearen, das Geſpräch nothwendig auf dieſen Schriftſteller lenken. Er zeigte die lebhafteſte Hoffnung auf die Epoche, welche dieſe vortrefflichen Stücke in Deutſchland machen müßten, und bald brachte er ſeinen Hamlet vor, der ihn ſo ſehr beſchäftigt hatte.

Serlo verſicherte, daß er das Stück längſt, wenn es nur möglich geweſen wäre, gegeben hätte, daß er gern die Rolle des Polonius übernehmen wolle. Dann ſetzte er mit Lächeln hinzu: „Und Ophelien finden ſich wohl auch, wenn wir nur erſt den Prinzen haben.“

Wilhelm bemerkte nicht, daß Aurelien dieſer Scherz des Bruders zu mißfallen ſchien; er ward vielmehr nach ſeiner Art weitläufig und lehrreich, in welchem Sinne er den Hamlet geſpielt haben wolle. Er legte ihnen die Reſultate umſtändlich dar, mit welchen wir ihn oben beſchäftigt geſehen, und gab ſich alle Mühe, ſeine Meinung annehmlich zu machen, ſo viel Zweifel auch Serlo gegen ſeine Hypotheſe erregte. „Nun gut“, ſagte Dieſer zuletzt, „wir geben Ihnen Alles zu; was wollen Sie weiter daraus erklären?“

„Vieles, Alles“, verſetzte Wilhelm. „Denken Sie ſich einen Prinzen, wie ich ihn geſchildert habe, deſſen Vater unvermuthet ſtirbt. Ehrgeiz und Herrſchſucht ſind nicht die Leidenſchaften, die ihn beleben; er hatte ſich's gefallen laſſen, Sohn eines Königs zu ſein; aber nun iſt er erſt genöthigt, auf den Abſtand aufmerkſamer zu werden, der den König vom Unterthanen ſcheidet. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben ſeines Vaters die Anſprüche ſeines einzigen Sohnes mehr befeſtigt, und die Hoffnung zur Krone geſichert. Dagegen ſieht er ſich nun durch ſeinen Oheim, ungeachtet ſcheinbarer Verſprechungen, vielleicht auf immer ausgeſchloſſen; er fühlt ſich nun ſo arm an Gnade, an Gütern und fremd in dem, was er von Jugend auf als ſein Eigenthum betrachten konnte. Hier nimmt ſein Gemüth die erſte traurige Richtung. Er fühlt, daß er nicht mehr, ja nicht ſo viel iſt als jeder Edelmann; er giebt ſich für einen Diener eines Jeden, er iſt nicht höflich, nicht herablaſſend, nein, herabgeſunken und bedürftig.

Nach seinem vorigen Zustande blickt er nur wie nach einem verschwundenen Traume. Vergebens, daß sein Oheim ihn aufmuntern, ihm seine Lage aus einem andern Gesichtspunkte zeigen will; die Empfindung seines Nichts verläßt ihn nie.

„Der zweite Schlag, der ihn traf, verletzte tiefer, beugte noch mehr. Es ist die Heirath seiner Mutter. Ihm, einem treuen und zärtlichen Sohne, blieb, da sein Vater starb, eine Mutter noch übrig; er hoffte in Gesellschaft seiner hinterlassenen edlen Mutter die Heldengestalt jenes großen Abgeschiednen zu verehren; aber auch seine Mutter verliert er, und es ist schlimmer, als wenn sie ihm der Tod geraubt hätte. Das zuverlässige Bild, das sich ein wohlgerathenes Kind so gern von seinen Eltern macht, verschwindet; bei dem Todten ist keine Hülfe und an der Lebendigen kein Halt. Sie ist auch ein Weib, und unter dem allgemeinen Geschlechtsnamen, Gebrechlichkeit, ist auch sie begriffen.

„Nun erst fühlt er sich recht gebeugt, nun erst verwaist, und kein Glück der Welt kann ihm wieder ersetzen, was er verloren hat. Nicht traurig, nicht nachdenklich von Natur, wird ihm Trauer und Nachdenken zur schweren Bürde. So sehen wir ihn auftreten. Ich glaube nicht, daß ich etwas in das Stück hineinlege oder einen Zug übertreibe."

Serlo sah seine Schwester an und sagte: „Habe ich dir ein falsches Bild von unserm Freunde gemacht? Er fängt gut an und wird uns noch Manches vorerzählen und viel überreden." Wilhelm schwur hoch und theuer, daß er nicht überreden, sondern überzeugen wolle, und bat nur noch um einen Augenblick Geduld.

„Denken Sie sich", rief er aus, „diesen Jüngling, diesen Fürstensohn recht lebhaft, vergegenwärtigen Sie sich seine Lage, und dann beobachten Sie ihn, wenn er erfährt, die Gestalt seines Vaters erscheine; stehen Sie ihm bei in der schrecklichen Nacht, wenn der ehrwürdige Geist selbst vor ihm auftritt. Ein ungeheures Entsetzen ergreift ihn; er redet die Wundergestalt an, sieht sie winken, folgt und hört. Die schreckliche Anklage wider seinen Oheim ertönt in seinen Ohren, Aufforderung zur Rache und die dringende wiederholte Bitte: ‚Erinnere dich meiner!' Und da der Geist verschwunden ist, wen sehen wir vor uns stehen? Einen jungen Helden, der nach Rache schnaubt? Einen gebornen Fürsten, der sich glücklich fühlt,

gegen den Uſurpator ſeiner Krone aufgefordert zu werden? Nein! Staunen und Trübſinn überfällt den Einſamen; er wird bitter gegen die lächelnden Böſewichter, ſchwört, den Abgeſchiedenen nicht zu vergeſſen, und ſchließt mit dem bedeutenden Seufzer: ‚Die Zeit iſt aus dem Gelenke; wehe mir, daß ich geboren ward, ſie wieder einzurichten!‘

„In dieſen Worten, dünkt mich, liegt der Schlüſſel zu Hamlet's ganzem Betragen, und mir iſt deutlich, daß Shakeſpeare habe ſchildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachſen iſt. Und in dieſem Sinne find' ich das Stück durchgängig gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köſtliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in ſeinen Schooß hätte aufnehmen ſollen; die Wurzeln dehnen ſich aus, das Gefäß wird zernichtet.

„Ein ſchönes, reines, edles, höchſt moraliſches Weſen, ohne die ſinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Laſt zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht iſt ihm heilig, dieſe zu ſchwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an ſich, ſondern das, was ihm unmöglich iſt. Wie er ſich windet, dreht, ängſtigt, vor und zurück tritt, immer erinnert wird, ſich immer erinnert und zuletzt faſt ſeinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden!“

Vierzehntes Capitel.

Verſchiedene Perſonen traten herein, die das Geſpräch unterbrachen. Es waren Virtuoſen, die ſich bei Serlo gewöhnlich einmal die Woche zu einem kleinen Concerte verſammelten. Er liebte die Muſik ſehr und behauptete, daß ein Schauſpieler ohne dieſe Liebe niemals zu einem deutlichen Begriff und Gefühl ſeiner eigenen Kunſt gelangen könne. So wie man viel leichter und anſtändiger agire, wenn die Geberden durch eine Melodie begleitet und geleitet werden, ſo müſſe der Schauſpieler ſich auch ſeine proſaiſche Rolle gleichſam im Sinne componiren, daß er ſie nicht etwa eintönig nach ſeiner individuellen Art und Weiſe hinſudele, ſondern ſie in gehöriger Abwechſelung nach Tact und Maß behandle.

Aurelie ſchien an Allem, was vorging, wenig Antheil zu nehmen, vielmehr führte ſie zuletzt unſern Freund in ein Seitenzimmer, und indem ſie ans Fenſter trat und den geſtirnten Himmel anſchaute, ſagte ſie zu ihm: „Sie ſind uns Manches über Hamlet ſchuldig geblieben; ich will zwar nicht voreilig ſein und wünſche, daß mein Bruder auch mit anhören möge, was Sie uns noch zu ſagen haben; doch laſſen Sie mich Ihre Gedanken über Ophelien hören!“

„Von ihr läßt ſich nicht viel ſagen“, verſetzte Wilhelm; „denn nur mit wenig Meiſterzügen iſt ihr Charakter vollendet. Ihr ganzes Weſen ſchwebt in reiner ſüßer Sinnlichkeit. Ihre Neigung zu dem Prinzen, auf deſſen Hand ſie Anſpruch machen darf, fließt ſo aus der Quelle, das gute Herz überläßt ſich ſo ganz ſeinem Verlangen, daß Vater und Bruder Beide fürchten, Beide geradezu und unbeſcheiden warnen. Der Wohlſtand, wie der leichte Flor auf ihrem Buſen, kann die Bewegung ihres Herzens nicht verbergen, er wird vielmehr ein Verräther dieſer leiſen Bewegung. Ihre Einbildungskraft iſt angeſteckt, ihre ſtille Beſcheidenheit athmet eine liebevolle Begierde, und ſollte die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen ſchütteln, ſo würde die Frucht ſogleich herabfallen.“

„Und nun“, ſagte Aurelie, „wenn ſie ſich verlaſſen ſieht, verſtoßen und verſchmäht, wenn in der Seele ihres wahnſinnigen Geliebten ſich das Höchſte zum Tiefſten umwendet, und er ihr, ſtatt des ſüßen Bechers der Liebe, den bittern Kelch der Leiden hinreicht —“

„Ihr Herz bricht“, rief Wilhelm aus, „das ganze Gerüſt ihres Daſeins rückt aus ſeinen Fugen, der Tod ihres Vaters ſtürmt herein, und das ſchöne Gebäude ſtürzt völlig zuſammen.“

Wilhelm hatte nicht bemerkt, mit welchem Ausdruck Aurelie die letzten Worte ausſprach. Nur auf das Kunſtwerk, deſſen Zuſammenhang und Vollkommenheit gerichtet, ahnte er nicht, daß ſeine Freundin eine ganz andere Wirkung empfand, nicht, daß ein eigener tiefer Schmerz durch dieſe dramatiſchen Schattenbilder in ihr lebhaft erregt ward.

Noch immer hatte Aurelie ihr Haupt von ihren Armen unterſtützt, und ihre Augen, die ſich mit Thränen füllten, gen Himmel gewendet. Endlich hielt ſie nicht länger ihren verborgenen Schmerz zurück; ſie faßte des Freundes beide Hände, und rief, indem er erſtaunt vor ihr ſtand: „Verzeihen Sie, verzeihen Sie einem geängſtig-

ten Herzen! die Gesellschaft schnürt und preßt mich zusammen; vor meinem unbarmherzigen Bruder muß ich mich zu verbergen suchen; nun hat Ihre Gegenwart alle Bande aufgelöst. Mein Freund!" fuhr sie fort, „seit einem Augenblicke sind wir erst bekannt, und schon werden Sie mein Vertrauter." Sie konnte die Worte kaum aussprechen und sank an seine Schulter. „Denken Sie nicht übler von mir", sagte sie schluchzend, „daß ich mich Ihnen so schnell eröffne, daß Sie mich so schwach sehen. Sein Sie, bleiben Sie mein Freund, ich verdiene es." Er redete ihr auf das Herzlichste zu; umsonst! ihre Thränen flossen und erstickten ihre Worte.

In diesem Augenblicke trat Serlo sehr unwillkommen herein, und sehr unerwartet Philine, die er bei der Hand hielt. „Hier ist Ihr Freund", sagte er zu ihr; „er wird sich freuen, Sie zu begrüßen."

„Wie!" rief Wilhelm erstaunt, „muß ich Sie hier sehen?" Mit einem bescheidenen, gesetzten Wesen ging sie auf ihn los, hieß ihn willkommen, rühmte Serlo's Güte, der sie ohne ihr Verdienst, blos in Hoffnung, daß sie sich bilden werde, unter seine treffliche Truppe aufgenommen habe. Sie that dabei gegen Wilhelmen freundlich, doch aus einer ehrerbietigen Entfernung.

Diese Verstellung währte aber nicht länger, als die Beiden zugegen waren. Denn als Aurelie, ihren Schmerz zu verbergen, wegging und Serlo abgerufen ward, sah Philine erst recht genau nach den Thüren, ob Beide auch gewiß fort seien; dann hüpfte sie wie thöricht in der Stube herum, setzte sich an die Erde und wollte vor Kichern und Lachen ersticken. Dann sprang sie auf, schmeichelte unserm Freunde und freute sich über alle Maßen, daß sie so klug gewesen sei, vorauszugehen, das Terrain zu recognosciren und sich einzunisten.

„Hier geht es bunt zu", sagte sie, „gerade so wie mir's recht ist. Aurelie hat einen unglücklichen Liebeshandel mit einem Edelmanne gehabt, der ein prächtiger Mensch sein muß, und den ich selbst wohl einmal sehen möchte. Er hat ihr ein Andenken hinterlassen, oder ich müßte mich sehr irren. Es läuft da ein Knabe herum, ungefähr von drei Jahren, schön wie die Sonne; der Papa mag allerliebst sein. Ich kann sonst die Kinder nicht leiden, aber dieser Junge freut mich. Ich habe ihr nachgerechnet. Der Tod

ihres Mannes, die neue Bekanntſchaft, das Alter des Kindes, Alles trifft zuſammen. Nun iſt der Freund ſeiner Wege gegangen; ſeit einem Jahre ſieht er ſie nicht mehr. Sie iſt darüber außer ſich und untröſtlich. Die Närrin! — Der Bruder hat unter der Truppe eine Tänzerin, mit der er ſchön thut, ein Actrischen, mit der er vertraut iſt, in der Stadt noch einige Frauen, denen er aufwartet, und nun ſteh' ich auch auf der Liſte. Der Narr! — Vom übrigen Volke ſollſt du morgen hören. Und nun noch ein Wörtchen von Philinen, die du kennſt; die Erznärrin iſt in dich verliebt." Sie ſchwur, daß es wahr ſei, und betheuerte, daß es ein rechter Spaß ſei. Sie bat Wilhelmen inſtändig, er möchte ſich in Aurelien verlieben; dann werde die Hetze erſt recht angehen. „Sie läuft ihrem Ungetreuen, du ihr, ich dir und der Bruder mir nach. Wenn das nicht eine Luſt auf ein halbes Jahr giebt, ſo will ich an der erſten Epiſode ſterben, die ſich zu dieſem vierfach verſchlungenen Romane hinzuwirft." Sie bat ihn, er möchte ihr den Handel nicht verderben und ihr ſo viel Achtung bezeigen, als ſie durch ihr öffentliches Betragen verdienen wolle.

Fünfzehntes Capitel.

Den nächſten Morgen gedachte Wilhelm Madame Melina zu beſuchen; er fand ſie nicht zu Hauſe, fragte nach den übrigen Gliedern der wandernden Geſellſchaft, und erfuhr, Philine habe ſie zum Frühſtück eingeladen. Aus Neugier eilte er hin und traf ſie Alle ſehr aufgeräumt und getröſtet. Das kluge Geſchöpf hatte ſie verſammelt, ſie mit Chocolade bewirthet und ihnen zu verſtehen gegeben, noch ſei nicht alle Ausſicht verſperrt; ſie hoffe durch ihren Einfluß den Director zu überzeugen, wie vortheilhaft es ihm ſei, ſo geſchickte Leute in ſeine Geſellſchaft aufzunehmen. Sie hörten ihr aufmerkſam zu, ſchlürften eine Taſſe nach der andern hinunter, fanden das Mädchen gar nicht übel und nahmen ſich vor, das Beſte von ihr zu reden.

„Glauben Sie denn", ſagte Wilhelm, der mit Philinen allein geblieben war, „daß Serlo ſich noch entſchließen werde, unſere Gefährten zu behalten?"

„Mit nichten!“ verſetzte Philine; „es iſt mir auch gar nichts daran gelegen; ich wollte, ſie wären je eher je lieber fort! Den einzigen Laertes wünſcht' ich zu behalten; die Uebrigen wollen wir ſchon nach und nach bei Seite bringen.“

Hierauf gab ſie ihrem Freunde zu verſtehen, daß ſie gewiß überzeugt ſei, er werde nunmehr ſein Talent nicht länger vergraben, ſondern unter Direction eines Serlo aufs Theater gehen. Sie konnte die Ordnung, den Geſchmack, den Geiſt, der hier herrſche, nicht genug rühmen; ſie ſprach ſo ſchmeichelnd zu unſerm Freunde, ſo ſchmeichelhaft von ſeinen Talenten, daß ſein Herz und ſeine Einbildungskraft ſich eben ſo ſehr dieſem Vorſchlage näherten, als ſein Verſtand und ſeine Vernunft ſich davon entfernten. Er verbarg ſeine Neigung vor ſich ſelbſt und vor Philinen und brachte einen unruhigen Tag zu, an dem er ſich nicht entſchließen konnte, zu ſeinen Handelscorreſpondenten zu gehen und die Briefe, die dort für ihn liegen möchten, abzuholen. Denn, ob er ſich gleich die Unruhe der Seinigen dieſe Zeit über vorſtellen konnte, ſo ſcheute er ſich doch, ihre Sorgen und Vorwürfe umſtändlich zu erfahren, um ſo mehr, da er ſich einen großen und reinen Genuß dieſen Abend von der Aufführung eines neuen Stücks verſprach.

Serlo hatte ſich geweigert, ihn bei der Probe zuzulaſſen. „Sie müſſen uns“, ſagte er, „erſt von der beſten Seite kennen lernen, ehe wir zugeben, daß Sie uns in die Karte ſehen.“

Mit der größten Zufriedenheit wohnte aber auch unſer Freund den Abend darauf der Vorſtellung bei. Es war das erſte Mal, daß er ein Theater in ſolcher Vollkommenheit ſah. Man traute ſämmtlichen Schauſpielern vortreffliche Gaben, glückliche Anlagen und einen hohen und klaren Begriff von ihrer Kunſt zu, und doch waren ſie einander nicht gleich; aber ſie hielten und trugen ſich wechſelsweiſe, feuerten einander an und waren in ihrem ganzen Spiele ſehr beſtimmt und genau. Man fühlte bald, daß Serlo die Seele des Ganzen war, und er zeichnete ſich ſehr zu ſeinem Vortheil aus. Eine heitere Laune, eine gemäßigte Lebhaftigkeit, ein beſtimmtes Gefühl des Schicklichen bei einer großen Gabe der Nachahmung mußte man an ihm, wie er aufs Theater trat, wie er den Mund öffnete, bewundern. Die innere Behaglichkeit ſeines Daſeins ſchien ſich über alle Zuhörer auszubreiten, und die geiſtreiche Art,

mit der er die feinſten Schattirungen der Rollen leicht und gefällig ausdrückte, erweckte um ſo viel mehr Freude, als er die Kunſt zu verbergen wußte, die er ſich durch eine anhaltende Uebung eigen gemacht hatte. Seine Schweſter Aurelie blieb nicht hinter ihm und erhielt noch größern Beifall, indem ſie die Gemüther der Menſchen rührte, die er zu erheitern und zu erfreuen ſo ſehr im Stande war.

Nach einigen Tagen, die auf eine angenehme Weiſe zugebracht wurden, verlangte Aurelie nach unſerm Freund. Er eilte zu ihr und fand ſie auf dem Canapé liegen; ſie ſchien am Kopfweh zu leiden, und ihr ganzes Weſen konnte eine fieberhafte Bewegung nicht verbergen. Ihr Auge erheiterte ſich, als ſie den Hereintretenden anſah. „Vergeben Sie!“ rief ſie ihm entgegen; „das Zutrauen, das Sie mir einflößten, hat mich ſchwach gemacht. Bisher konnt' ich mich mit meinen Schmerzen im Stillen unterhalten, ja, ſie gaben mir Stärke und Troſt; nun haben Sie, ich weiß nicht, wie es zugegangen iſt, die Bande der Verſchwiegenheit gelöſt, und Sie werden nun ſelbſt wider Willen Theil an dem Kampfe nehmen, den ich gegen mich ſelbſt ſtreite.“

Wilhelm antwortete ihr freundlich und verbindlich. Er verſicherte, daß ihr Bild und ihre Schmerzen ihm beſtändig vor der Seele geſchwebt, daß er ſie um ihr Vertrauen bitte, daß er ſich ihr zum Freunde widme.

Indem er ſo ſprach, wurden ſeine Augen von dem Knaben angezogen, der vor ihr auf der Erde ſaß und allerlei Spielwerk durcheinander warf. Er mochte, wie Philine ſchon angegeben, ungefähr drei Jahre alt ſein, und Wilhelm verſtand nun erſt, warum das leichtfertige, in ihren Ausdrücken ſelten erhabene Mädchen den Knaben der Sonne verglichen. Denn um die offenen Augen und das volle Geſicht kräuſelten ſich die ſchönſten goldenen Locken, an einer blendend weißen Stirne zeigten ſich zarte dunkle ſanftgebogene Augenbrauen, und die lebhafte Farbe der Geſundheit glänzte auf ſeinen Wangen. „Setzen Sie ſich zu mir!“ ſagte Aurelie; „Sie ſehen das glückliche Kind mit Verwunderung an; gewiß, ich habe es mit Freuden auf meine Arme genommen, ich bewahre es mit Sorgfalt; nur kann ich auch recht an ihm den Grad meiner Schmerzen erkennen; denn ſie laſſen mich den Werth einer ſolchen Gabe nur ſelten empfinden.“

„Erlauben Sie mir", fuhr sie fort, „daß ich nun auch von mir und meinem Schicksale rede; denn es ist mir sehr daran gelegen, daß Sie mich nicht verkennen. Ich glaubte einige gelassene Augenblicke zu haben, darum ließ ich Sie rufen; Sie sind nun da, und ich habe meinen Faden verloren. ‚Ein verlassenes Geschöpf mehr in der Welt!' werden Sie sagen. Sie sind ein Mann, und denken: ‚Wie geberdet sie sich bei einem nothwendigen Uebel, das gewisser als der Tod über einem Weibe schwebt, bei der Untreue eines Mannes, die Thörin!' — O mein Freund, wäre mein Schicksal gemein, ich wollte gern gemeines Uebel ertragen; aber es ist so außerordentlich; warum kann ich's Ihnen nicht im Spiegel zeigen, warum nicht Jemand auftragen, es Ihnen zu erzählen! O, wäre ich verführt, überrascht und dann verlassen, dann würde in der Verzweiflung noch Trost sein; aber ich bin weit schlimmer daran, ich habe mich selbst hintergangen, mich selbst wider Wissen betrogen: das ist's, was ich mir niemals verzeihen kann."

„Bei edlen Gesinnungen, wie die Ihrigen sind", versetzte der Freund, „können Sie nicht ganz unglücklich sein."

„Und wissen Sie, wem ich meine Gesinnungen schuldig bin?" fragte Aurelie; „der allerschlechtesten Erziehung, durch die jemals ein Mädchen hätte verderbt werden sollen, dem schlimmsten Beispiele, um Sinne und Neigung zu verführen. Nach dem frühzeitigen Tode meiner Mutter bracht' ich die schönsten Jahre der Entwicklung bei einer Tante zu, die sich zum Gesetz machte, die Gesetze der Ehrbarkeit zu verachten. Blindlings überließ sie sich einer jeden Neigung, sie mochte über den Gegenstand gebieten oder sein Sclav sein, wenn sie nur im wilden Genuß ihrer selbst vergessen konnte. Was mußten wir Kinder mit dem reinen und deutlichen Blick der Unschuld uns für Begriffe von dem männlichen Geschlechte machen? Wie dumpf, dringend, dreist, ungeschickt war Jeder, den sie herbeireizte! wie satt, übermüthig, leer und abgeschmackt dagegen, sobald er seiner Wünsche Befriedigung gefunden hatte! So hab' ich diese Frau Jahre lang unter dem Gebote der schlechtesten Menschen erniedrigt gesehen; was für Begegnungen mußte sie erdulden, und mit welcher Stirne wußte sie sich in ihr Schicksal zu finden, ja, mit welcher Art diese schändlichen Fesseln zu tragen!

„So lernte ich Ihr Geschlecht kennen, mein Freund, und wie

rein haßte ich's, da ich zu bemerken ſchien, daß ſelbſt leidliche Männer im Verhältniß gegen das unſrige jedem guten Gefühl zu entſagen ſchienen, zu dem ſie die Natur ſonſt noch mochte fähig gemacht haben. Leider mußt' ich auch bei ſolchen Gelegenheiten viel traurige Erfahrungen über mein eigen Geſchlecht machen, und wahrhaftig, als Mädchen von ſechzehn Jahren war ich klüger, als ich jetzt bin, jetzt, da ich mich ſelbſt kaum verſtehe. Warum ſind wir ſo klug, wenn wir jung ſind, ſo klug, um immer thörichter zu werden!"

Der Knabe machte Lärm, Aurelie ward ungeduldig und klingelte. Ein altes Weib kam herein, ihn wegzuholen. „Haſt du noch immer Zahnweh?" ſagte Aurelie zu der Alten, die das Geſicht verbunden hatte.

„Faſt unleidliches", verſetzte Dieſe mit dumpfer Stimme, hob den Knaben auf, der gerne mitzugehen ſchien, und brachte ihn weg.

Kaum war das Kind bei Seite, als Aurelie bitterlich zu weinen anfing. „Ich kann nichts als jammern und klagen", rief ſie aus, „und ich ſchäme mich, wie ein armer Wurm vor Ihnen zu liegen. Meine Beſonnenheit iſt ſchon weg, und ich kann nicht mehr erzählen."

Sie ſtockte und ſchwieg. Ihr Freund, der nichts Allgemeines ſagen wollte und nichts Beſonderes zu ſagen wußte, drückte ihre Hand und ſah ſie eine Zeit lang an. Endlich nahm er in der Verlegenheit ein Buch auf, das er vor ſich auf dem Tiſchchen liegen fand; es waren Shakeſpeare's Werke, und Hamlet aufgeſchlagen.

Serlo, der eben zur Thüre hereinkam, nach dem Befinden ſeiner Schweſter fragte, ſchaute in das Buch, das unſer Freund in der Hand hielt, und rief aus: „Find' ich Sie wieder über Ihrem Hamlet? Eben recht! Es ſind mir gar manche Zweifel aufgeſtoßen, die das kanoniſche Anſehn, das Sie dem Stücke ſo gerne geben möchten, ſehr zu vermindern ſcheinen. Haben doch die Engländer ſelbſt bekannt, daß das Hauptintereſſe ſich mit dem dritten Act ſchlöſſe, daß die zwei letzten Acte nur kümmerlich das Ganze zuſammenhielten; und es iſt doch wahr, das Stück will gegen das Ende weder gehen noch rücken."

„Es iſt ſehr möglich", ſagte Wilhelm, „daß einige Glieder einer Nation, die ſo viel Meiſterſtücke aufzuweiſen hat, durch Vorurtheile und Beſchränktheit auf falſche Urtheile geleitet werden; aber das kann uns nicht hindern, mit eigenen Augen zu ſehen und gerecht

zu ſein. Ich bin weit entfernt, den Plan dieſes Stückes zu tadeln, ich glaube vielmehr, daß kein größerer erſonnen worden ſei; ja er iſt nicht erſonnen, es iſt ſo."

„Wie wollen Sie das auslegen?" fragte Serlo.

„Ich will nichts auslegen", verſetzte Wilhelm, „ich will Ihnen nur vorſtellen, was ich mir denke."

Aurelie hob ſich von ihrem Kiſſen auf, ſtützte ſich auf ihre Hand und ſah unſern Freund an, der mit der größten Verſicherung, daß er Recht habe, alſo zu reden fortfuhr: „Es gefällt uns ſo wohl, es ſchmeichelt ſo ſehr, wenn wir einen Helden ſehen, der durch ſich ſelbſt handelt, der liebt und haßt, wenn es ihm ſein Herz gebietet, der unternimmt und ausführt, alle Hinderniſſe abwendet und zu einem großen Zwecke gelangt. Geſchichtſchreiber und Dichter möchten uns gerne überreden, daß ein ſo ſtolzes Loos dem Menſchen fallen könne. Hier werden wir anders belehrt; der Held hat keinen Plan, aber das Stück iſt planvoll. Hier wird nicht etwa nach einer ſtarr und eigenſinnig durchgeführten Idee von Rache ein Böſewicht beſtraft, nein, es geſchieht eine ungeheure That, ſie wälzt ſich in ihren Folgen fort, reißt Unſchuldige mit: der Verbrecher ſcheint dem Abgrunde, der ihm beſtimmt iſt, ausweichen zu wollen, und ſtürzt hinein, eben da, wo er ſeinen Weg glücklich auszulaufen gedenkt. Denn das iſt die Eigenſchaft der Gräuelthat, daß ſie auch Böſes über den Unſchuldigen, wie der guten Handlung, daß ſie viele Vortheile auch über den Unverdienten ausbreitet, ohne daß der Urheber von beiden oft weder beſtraft noch belohnt wird. Hier in unſerm Stücke wie wunderbar! Das Fegefeuer ſendet ſeinen Geiſt und fordert Rache; aber vergebens! Alle Umſtände kommen zuſammen und treiben die Rache; vergebens! Weder Irdiſchen noch Unterirdiſchen kann gelingen, was dem Schickſal allein vorbehalten iſt. Die Gerichtsſtunde kommt. Der Böſe fällt mit dem Guten. Ein Geſchlecht wird weggemäht, und das andere ſproßt auf."

Nach einer Pauſe, in der ſie einander anſahen, nahm Serlo das Wort: „Sie machen der Vorſehung kein ſonderlich Compliment, indem Sie den Dichter erheben, und dann ſcheinen Sie mir wieder zu Ehren ihres Dichters, wie Andere zu Ehren der Vorſehung, ihm Endzweck und Plan unterzuſchieben, an die er nicht gedacht hat."

Sechzehntes Capitel.

„Laſſen Sie mich“, ſagte Aurelie, „nun auch eine Frage thun! Ich habe Opheliens Rolle wieder angeſehen, ich bin zufrieden damit und getraue mir, ſie unter gewiſſen Umſtänden zu ſpielen. Aber ſagen Sie mir, hätte der Dichter ſeiner Wahnſinnigen nicht andere Liedchen unterlegen ſollen? Könnte man nicht Fragmente aus melancholiſchen Balladen wählen? Was ſollen Zweideutigkeiten und lüſterne Albernheiten in dem Munde dieſes edlen Mädchens?“

„Beſte Freundin“, verſetzte Wilhelm, „ich kann auch hier nicht ein Jota nachgeben. Auch in dieſen Sonderbarkeiten, auch in dieſer anſcheinenden Unſchicklichkeit liegt ein großer Sinn. Wiſſen wir doch gleich zu Anfange des Stücks, womit das Gemüth des guten Kindes beſchäftigt iſt. Stille lebte ſie vor ſich hin, aber kaum verbarg ſie ihre Sehnſucht, ihre Wünſche. Heimlich klangen die Töne der Lüſternheit in ihrer Seele, und wie oft mag ſie verſucht haben, gleich einer unvorſichtigen Wärterin, ihre Sinnlichkeit zur Ruhe zu ſingen mit Liedchen, die ſie nur mehr wach halten mußten. Zuletzt, da ihr jede Gewalt über ſich ſelbſt entriſſen iſt, da ihr Herz auf der Zunge ſchwebt, wird dieſe Zunge ihre Verrätherin, und in der Unſchuld des Wahnſinns ergetzt ſie ſich vor König und Königin an dem Nachklange ihrer geliebten loſen Lieder: vom Mädchen, das gewonnen ward, vom Mädchen, das zum Knaben ſchleicht, und ſo weiter.“

Er hatte noch nicht ausgeredet, als auf einmal eine wunderbare Scene vor ſeinen Augen entſtand, die er ſich auf keine Weiſe erklären konnte.

Serlo war einigemal in der Stube auf und abgegangen, ohne daß er irgend eine Abſicht merken ließ. Auf einmal trat er an Aureliens Putztiſch, griff ſchnell nach etwas, das darauf lag, und eilte mit ſeiner Beute der Thüre zu. Aurelie bemerkte kaum ſeine Handlung, als ſie auffuhr, ſich ihm in den Weg warf, ihn mit unglaublicher Leidenſchaft angriff und geſchickt genug war, ein Ende des geraubten Gegenſtandes zu faſſen. Sie rangen und balgten ſich ſehr hartnäckig, drehten und wanden ſich lebhaft mit einander herum; er lachte, ſie ereiferte ſich, und als Wilhelm hinzu eilte,

ſie auseinanderzubringen und zu beſänftigen, ſah er auf einmal Aurelien mit einem bloßen Dolch in der Hand auf die Seite ſpringen, indem Serlo die Scheide, die ihm zurückgeblieben war, verdrießlich auf den Boden warf. Wilhelm trat erſtaunt zurück, und ſeine ſtumme Verwunderung ſchien nach der Urſache zu fragen, warum ein ſo ſonderbarer Streit über einen ſo wunderbaren Hausrath habe unter ihnen entſtehen können.

„Sie ſollen", ſprach Serlo, „Schiedsrichter zwiſchen uns Beiden ſein. Was hat ſie mit dem ſcharfen Stahle zu thun? Laſſen Sie ſich ihn zeigen! Dieſer Dolch ziemt keiner Schauſpielerin; ſpitz und ſcharf wie Nadel und Meſſer! Zu was die Poſſe? Heftig, wie ſie iſt, thut ſie ſich noch einmal von ungefähr ein Leids. Ich habe einen innerlichen Haß gegen ſolche Sonderbarkeiten; ein ernſtlicher Gedanke dieſer Art iſt toll, und ein ſo gefährliches Spielwerk iſt abgeſchmackt."

„Ich habe ihn wieder!" rief Aurelie, indem ſie die blanke Klinge in die Höhe hielt; „ich will meinen treuen Freund nun beſſer verwahren. Verzeih mir", rief ſie aus, indem ſie den Stahl küßte, „daß ich dich ſo vernachläſſigt habe!"

Serlo ſchien im Ernſte böſe zu werden. — „Nimm es wie du willſt, Bruder", fuhr ſie fort; „kannſt du denn wiſſen, ob mir nicht etwa unter dieſer Form ein köſtlicher Talisman beſcheert iſt? ob ich nicht Hülfe und Rath zur ſchlimmſten Zeit bei ihm finde? Muß denn Alles ſchädlich ſein, was gefährlich ausſieht?"

„Dergleichen Reden, in denen kein Sinn iſt, könnten mich toll machen!" ſagte Serlo und verließ mit heimlichem Grimme das Zimmer. Aurelie verwahrte den Dolch ſorgfältig in der Scheide und ſteckte ihn zu ſich. „Laſſen Sie uns das Geſpräch fortſetzen, das der unglückliche Bruder geſtört hat", fiel ſie ein, als Wilhelm einige Fragen über den ſonderbaren Streit vorbrachte.

„Ich muß Ihre Schilderung Opheliens wohl gelten laſſen", fuhr ſie fort, „ich will die Abſicht des Dichters nicht verkennen; nur kann ich ſie mehr bedauern als mit ihr empfinden. Nun aber erlauben Sie mir eine Betrachtung, zu der Sie mir in der kurzen Zeit oft Gelegenheit gegeben haben. Mit Bewunderung bemerke ich an Ihnen den tiefen und richtigen Blick, mit dem Sie Dichtung und beſonders dramatiſche Dichtung beurtheilen; die tiefſten Abgründe

der Erfindung ſind Ihnen nicht verborgen, und die feinſten Züge der Ausführung ſind Ihnen bemerkbar. Ohne die Gegenſtände jemals in der Natur erblickt zu haben, erkennen Sie die Wahrheit im Bilde; es ſcheint eine Vorempfindung der ganzen Welt in Ihnen zu liegen, welche durch die harmoniſche Berührung der Dichtkunſt erregt und entwickelt wird. Denn wahrhaftig", fuhr ſie fort, „von außen kommt nichts in Sie hinein; ich habe nicht leicht Jemanden geſehen, der die Menſchen, mit denen er lebt, ſo wenig kennt, ſo von Grund aus verkennt, wie Sie. Erlauben Sie mir, es zu ſagen: wenn man Sie Ihren Shakeſpeare erklären hört, glaubt man, Sie kämen eben aus dem Rathe der Götter und hätten zugehört, wie man ſich daſelbſt beredet, Menſchen zu bilden; wenn Sie dagegen mit Leuten umgehen, ſeh' ich in Ihnen gleichſam das erſte, groß geborene Kind der Schöpfung, das mit ſonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmüthigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elephanten anſtaunt und ſie treuherzig als ſeines Gleichen anſpricht, weil ſie eben auch da ſind und ſich bewegen."

„Die Ahnung meines ſchülerhaften Weſens, werthe Freundin", verſetzte er, „iſt mir öfters läſtig, und ich werde Ihnen danken, wenn Sie mir über die Welt zu mehrerer Klarheit verhelfen wollen. Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geiſtes mehr nach innen als nach außen gerichtet, und da iſt es ſehr natürlich, daß ich den Menſchen bis auf einen gewiſſen Grad habe kennen lernen, ohne die Menſchen im Mindeſten zu verſtehen und zu begreifen."

„Gewiß", ſagte Aurelie, „ich hatte Sie anfangs in Verdacht, als wollten Sie uns zum Beſten haben, da Sie von den Leuten, die Sie meinem Bruder zugeſchickt haben, ſo manches Gute ſagten, wenn ich Ihre Briefe mit den Verdienſten dieſer Menſchen zuſammen hielt."

Die Bemerkung Aureliens, ſo wahr ſie ſein mochte, und ſo gern ihr Freund dieſen Mangel bei ſich geſtand, führte doch etwas Drückendes, ja ſogar Beleidigendes mit ſich, daß er ſtill ward und ſich zuſammennahm, theils um keine Empfindlichkeit merken zu laſſen, theils in ſeinem Buſen nach der Wahrheit dieſes Vorwurfs zu forſchen.

„Sie dürfen nicht darüber betreten ſein", fuhr Aurelie fort; „zum Lichte des Verſtandes können wir immer gelangen; aber die Fülle des Herzens kann uns Niemand geben. Sind Sie zum Künſtler beſtimmt, ſo können Sie dieſe Dunkelheit und Unſchuld

nicht lange genug bewahren; ſie iſt die ſchöne Hülle über der jungen Knospe; Unglücks genug, wenn wir zu früh herausgetrieben werden. Gewiß, es iſt gut, wenn wir Die nicht immer kennen, für die wir arbeiten.

„O! ich war auch einmal in dieſem glücklichen Zuſtande, als ich mit dem höchſten Begriff von mir ſelbſt und meiner Nation die Bühne betrat. Was waren die Deutſchen nicht in meiner Einbildung, was konnten ſie nicht ſein! Zu dieſer Nation ſprach ich, über die mich ein kleines Gerüſt erhob, von welcher mich eine Reihe Lampen trennte, deren Glanz und Dampf mich hinderte, die Gegenſtände vor mir genau zu unterſcheiden. Wie willkommen war mir der Klang des Beifalls, der aus der Menge herauf tönte; wie dankbar nahm ich das Geſchenk an, das mir einſtimmig von ſo vielen Händen dargebracht wurde! Lange wiegte ich mich ſo hin; wie ich wirkte, wirkte die Menge wieder auf mich zurück; ich war mit meinem Publikum in dem beſten Vernehmen; ich glaubte eine willkommene Harmonie zu fühlen, und jederzeit die Edelſten und Beſten der Nation vor mir zu ſehen.

„Unglücklicherweiſe war es nicht die Schauſpielerin allein, deren Naturell und Kunſt die Theaterfreunde intereſſirte, ſie machten auch Anſprüche an das junge lebhafte Mädchen. Sie gaben mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß meine Pflicht ſei, die Empfindungen, die ich in ihnen rege gemacht, auch perſönlich mit ihnen zu theilen. Leider war das nicht meine Sache; ich wünſchte ihre Gemüther zu erheben, aber an das, was ſie ihr Herz nannten, hatte ich nicht den mindeſten Anſpruch; und nun wurden mir alle Stände, Alter und Charaktere, einer um den andern, zur Laſt, und nichts war mir verdrießlicher, als daß ich mich nicht, wie ein anderes ehrliches Mädchen, in mein Zimmer verſchließen und ſo mir manche Mühe erſparen konnte.

„Die Männer zeigten ſich meiſt, wie ich ſie bei meiner Tante zu ſehen gewohnt war, und ſie würden mir auch diesmal nur wieder Abſcheu erregt haben, wenn mich nicht ihre Eigenheiten und Albernheiten unterhalten hätten. Da ich nicht vermeiden konnte, ſie bald auf dem Theater, bald an öffentlichen Orten, bald zu Hauſe zu ſehen, nahm ich mir vor, ſie Alle auszulauern, und mein Bruder half mir wacker dazu. Und wenn Sie denken, daß vom beweglichen Ladendiener und dem eingebildeten Kaufmannsſohn bis zum gewandten abwiegenden Weltmann, dem kühnen Soldaten und dem

raſchen Prinzen, Alle nach und nach bei mir vorbeigegangen ſind, und Jeder nach ſeiner Art ſeinen Roman anzuknüpfen gedachte, ſo werden Sie mir verzeihen, wenn ich mir einbildete, mit meiner Nation ziemlich bekannt zu ſein.

„Den phantaſtiſch aufgeputzten Studenten, den demüthig-ſtolz verlegenen Gelehrten, den ſchwankfüßigen genügſamen Domherrn, den ſteifen aufmerkſamen Geſchäftsmann, den derben Landbaron, den freundlich glatt-platten Hofmann, den jungen aus der Bahn ſchreitenden Geiſtlichen, den gelaſſenen, ſo wie den ſchnellen und thätig ſpeculirenden Kaufmann, Alle habe ich in Bewegung geſehen, und, beim Himmel! Wenige fanden ſich darunter, die mir nur ein gemeines Intereſſe einzuflößen im Stande geweſen wären; vielmehr war es mir äußerſt verdrießlich, den Beifall der Thoren im Einzelnen mit Beſchwerlichkeit und Langerweile einzucaſſiren, der mir im Ganzen ſo wohl behagt hatte, den ich mir im Großen ſo gerne zueignete.

„Wenn ich über mein Spiel ein vernünftiges Compliment erwartete, wenn ich hoffte, ſie ſollten einen Autor loben, den ich hochſchätzte, ſo machten ſie eine alberne Anmerkung über die andere und nannten ein abgeſchmacktes Stück, in welchem ſie wünſchten mich ſpielen zu ſehen. Wenn ich in der Geſellſchaft herum horchte, ob nicht etwa ein edler, geiſtreicher, witziger Zug nachklänge und zur rechten Zeit wieder zum Vorſchein käme, konnte ich ſelten eine Spur vernehmen. Ein Fehler, der vorgekommen war, wenn ein Schauſpieler ſich verſprach oder irgend einen Provinzialism hören ließ, das waren die wichtigen Punkte, an denen ſie ſich feſthielten, von denen ſie nicht loskommen konnten. Ich wußte zuletzt nicht, wohin ich mich wenden ſollte; ſie dünkten ſich zu klug, ſich unterhalten zu laſſen, und ſie glaubten mich wunderſam zu unterhalten, wenn ſie an mir herumtätſchelten. Ich fing an, ſie Alle von Herzen zu verachten, und es war mir eben, als wenn die ganze Nation ſich recht vorſätzlich bei mir durch ihre Abgeſandten habe proſtituiren wollen. Sie kam mir im Ganzen ſo linkiſch vor, ſo übel erzogen, ſo ſchlecht unterrichtet, ſo leer von gefälligem Weſen, ſo geſchmacklos. Oft rief ich aus: ‚Es kann doch kein Deutſcher einen Schuh zuſchnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat!‘

„Sie ſehen, wie verblendet, wie hypochondriſch ungerecht ich war, und je länger es währte, deſto mehr nahm meine Krankheit

zu. Ich hätte mich umbringen können; allein ich verfiel auf ein ander Extrem: ich verheirathete mich, oder vielmehr, ich ließ mich verheirathen. Mein Bruder, der das Theater übernommen hatte, wünſchte ſehr einen Gehülfen zu haben. Seine Wahl fiel auf einen jungen Mann, der mir nicht zuwider war, dem Alles mangelte, was mein Bruder beſaß: Genie, Leben, Geiſt und raſches Weſen; an dem ſich aber auch Alles fand, was Jenem abging: Liebe zur Ordnung, Fleiß, eine köſtliche Gabe, hauszuhalten und mit Gelde umzugehen.

„Er iſt mein Mann geworden, ohne daß ich weiß, wie; wir haben zuſammen gelebt, ohne daß ich recht weiß, warum. Genug, unſere Sachen gingen gut. Wir nahmen viel ein, davon war die Thätigkeit meines Bruders Urſache; wir kamen gut aus, und das war das Verdienſt meines Mannes. Ich dachte nicht mehr an Welt und Nation. Mit der Welt hatte ich nichts zu theilen, und den Begriff von Nation hatte ich verloren. Wenn ich auftrat, that ich's, um zu leben; ich öffnete den Mund nur, weil ich nicht ſchweigen durfte, weil ich doch heraus gekommen war, um zu reden.

„Doch, daß ich es nicht zu arg mache, eigentlich hatte ich mich ganz in die Abſicht meines Bruders ergeben; ihm war um Beifall und Geld zu thun; denn, unter uns, er hört ſich gerne loben und braucht viel. Ich ſpielte nun nicht mehr nach meinem Gefühl, nach meiner Ueberzeugung, ſondern wie er mich anwies, und wenn ich es ihm zu Danke gemacht hatte, war ich zufrieden. Er richtete ſich nach allen Schwächen des Publikums; es ging Geld ein, er konnte nach ſeiner Willkür leben, und wir hatten gute Tage mit ihm.

„Ich war indeſſen in einen handwerksmäßigen Schlendrian gefallen. Ich zog meine Tage ohne Freude und Antheil hin, meine Ehe war kinderlos und dauerte nur kurze Zeit. Mein Mann ward krank, ſeine Kräfte nahmen ſichtbar ab, die Sorge für ihn unterbrach meine allgemeine Gleichgültigkeit. In dieſen Tagen machte ich eine Bekanntſchaft, mit der ein neues Leben für mich anfing, ein neues und ſchnelleres; denn es wird bald zu Ende ſein."

Sie ſchwieg eine Zeit lang ſtille; dann fuhr ſie fort: „Auf einmal ſtockt meine geſchwätzige Laune, und ich getraue mir den Mund nicht weiter aufzuthun. Laſſen Sie mich ein wenig ausruhen! Sie ſollen nicht weggehen, ohne ausführlich all mein Unglück zu wiſſen. Rufen Sie doch indeſſen Mignon herein, und hören, was ſie will."

Das Kind war während Aureliens Erzählung einigemal im Zimmer geweſen. Da man bei ſeinem Eintritt leiſer ſprach, war es wieder weggeſchlichen, ſaß auf dem Saale ſtill und wartete. Als man ſie wieder hereinkommen hieß, brachte ſie ein Buch mit, das man bald an Form und Einband für einen kleinen geographiſchen Atlas erkannte. Sie hatte bei dem Pfarrer unterwegs mit großer Verwunderung die erſten Landkarten geſehen, ihn viel darüber gefragt, und ſich, ſo weit es gehen wollte, unterrichtet. Ihr Verlangen, etwas zu lernen, ſchien durch dieſe neue Kenntniß noch viel lebhafter zu werden. Sie bat Wilhelmen inſtändig, ihr das Buch zu kaufen. Sie habe dem Bildermann ihre großen ſilbernen Schnallen dafür eingeſetzt, und wolle ſie, weil es heute Abend ſo ſpät geworden, morgen früh wieder einlöſen. Es ward ihr bewilligt, und ſie fing nun an, dasjenige, was ſie wußte, theils herzuſagen, theils nach ihrer Art die wunderlichſten Fragen zu thun. Man konnte auch hier wieder bemerken, daß bei einer großen Anſtrengung ſie nur ſchwer und mühſam begriff. So war auch ihre Handſchrift, mit der ſie ſich viele Mühe gab. Sie ſprach noch immer ſehr gebrochen Deutſch, und nur wenn ſie den Mund zum Singen aufthat, wenn ſie die Cither rührte, ſchien ſie ſich des einzigen Organs zu bedienen, wodurch ſie ihr Innerſtes aufſchließen und mittheilen konnte.

Wir müſſen, da wir gegenwärtig von ihr ſprechen, auch der Verlegenheit gedenken, in die ſie ſeit einiger Zeit unſern Freund öfters verſetzte. Wenn ſie kam oder ging, guten Morgen oder gute Nacht ſagte, ſchloß ſie ihn ſo feſt in ihre Arme und küßte ihn mit ſolcher Inbrunſt, daß ihm die Heftigkeit dieſer aufkeimenden Natur oft angſt und bange machte. Die zuckende Lebhaftigkeit ſchien ſich in ihrem Betragen täglich zu vermehren, und ihr ganzes Weſen bewegte ſich in einer raſtloſen Stille. Sie konnte nicht ſein, ohne einen Bindfaden in den Händen zu drehen, ein Tuch zu kneten, Papier oder Hölzchen zu kauen. Jedes ihrer Spiele ſchien nur eine innere heftige Erſchütterung abzuleiten. Das Einzige, was ihr einige Heiterkeit zu geben ſchien, war die Nähe des kleinen Felix, mit dem ſie ſich ſehr artig abzugeben wußte.

Aurelie, die nach einiger Ruhe geſtimmt war, ſich mit ihrem Freunde über einen Gegenſtand, der ihr ſo ſehr am Herzen lag, endlich zu erklären, ward über die Beharrlichkeit der Kleinen dies-

mal ungeduldig, und gab ihr zu verstehen, daß sie sich wegbegeben sollte, und man mußte sie endlich, da Alles nicht helfen wollte, ausdrücklich und wider ihren Willen fortschicken.

„Jetzt oder niemals", sagte Aurelie, „muß ich Ihnen den Rest meiner Geschichte erzählen. Wäre mein zärtlich geliebter, ungerechter Freund nur wenige Meilen von hier, ich würde sagen: ‚Setzen Sie sich zu Pferde, suchen Sie auf irgend eine Weise Bekanntschaft mit ihm; und wenn Sie zurückkehren, so haben Sie mir gewiß verziehen, und bedauern mich von Herzen'. Jetzt kann ich Ihnen nur mit Worten sagen, wie liebenswürdig er war, und wie sehr ich ihn liebte.

„Eben zu der kritischen Zeit, da ich für die Tage meines Mannes besorgt sein mußte, lernt' ich ihn kennen. Er war eben aus Amerika zurück gekommen, wo er in Gesellschaft einiger Franzosen mit vieler Distinction unter den Fahnen der Vereinigten Staaten gedient hatte.[1]) Er begegnete mir mit einem gelassenen Anstande, mit einer offenen Gutmüthigkeit, sprach über mich selbst, meine Lage, mein Spiel wie ein alter Bekannter, so theilnehmend und so deutlich, daß ich mich zum ersten Mal freuen konnte, meine Existenz in einem andern Wesen so klar wieder zu erkennen. Seine Urtheile waren richtig, ohne absprechend, treffend, ohne lieblos zu sein. Er zeigte keine Härte, und sein Muthwille war zugleich gefällig. Er schien des guten Glücks bei Frauen gewohnt zu sein, das machte mich aufmerksam; er war keineswegs schmeichelnd und andringend, das machte mich sorglos.

„In der Stadt ging er mit Wenigen um, war meist zu Pferde besuchte seine vielen Bekannten in der Gegend, und besorgte die Geschäfte seines Hauses. Kam er zurück, so stieg er bei mir ab, behandelte meinen immer kränkern Mann mit warmer Sorge, schaffte dem Leidenden durch einen geschickten Arzt Linderung, und wie er an Allem, was mich betraf, Theil nahm, ließ er mich auch an seinem Schicksale Theil nehmen. Er erzählte mir die Geschichte

---

1) Demnach scheint er sich der Expedition Lafayette's angeschlossen zu haben, welcher 1776 auf einem von ihm ausgerüsteten Schiffe nach Nordamerika ging, um als Freiwilliger an dem Unabhängigkeitskampfe theilzunehmen. Soll diese Zeitangabe mit derjenigen auf S. 180 Anm. 1 übereinstimmen, so muß man annehmen, daß Lothario nach zwei Jahren bereits aus Amerika zurückgekehrt sei.

ſeiner Campagne, ſeiner unüberwindlichen Neigung zum Soldatenſtande, ſeine Familienverhältniſſe; er vertraute mir ſeine gegenwärtigen Beſchäftigungen. Genug, er hatte nichts Geheimes vor mir; er entwickelte mir ſein Innerſtes, ließ mich in die verborgenſten Winkel ſeiner Seele ſehen; ich lernte ſeine Fähigkeiten, ſeine Leidenſchaften kennen. Es war das erſte Mal in meinem Leben, daß ich eines herzlichen, geiſtreichen Umgangs genoß. Ich war von ihm angezogen, von ihm hingeriſſen, eh' ich über mich ſelbſt Betrachtungen anſtellen konnte.

„Inzwiſchen verlor ich meinen Mann ungefähr, wie ich ihn genommen hatte. Die Laſt der theatraliſchen Geſchäfte fiel nun ganz auf mich. Mein Bruder, unverbeſſerlich [1]) auf dem Theater, war in der Haushaltung niemals nütze; ich beſorgte Alles, und ſtudirte dabei meine Rollen fleißiger als jemals. Ich ſpielte wieder wie vor Alters, ja mit ganz anderer Kraft und neuem Leben, zwar durch ihn und um ſeinetwillen, doch nicht immer gelang es mir zum Beſten, wenn ich meinen edlen Freund im Schauſpiel wußte; aber einigemal behorchte er mich, und wie angenehm mich ſein unvermutheter Beifall überraſchte, können Sie denken.

„Gewiß, ich bin ein ſeltſames Geſchöpf. Bei jeder Rolle, die ich ſpielte, war es mir eigentlich nur immer zu Muthe, als wenn ich ihn lobte und zu ſeinen Ehren ſpräche; denn das war die Stimmung meines Herzens, die Worte mochten übrigens ſein, wie ſie wollten. Wußt' ich ihn unter den Zuhörern, ſo getraute ich mich nicht, mit der ganzen Gewalt zu ſprechen, eben als wenn ich ihm meine Liebe, mein Lob nicht geradezu ins Geſicht aufdringen wollte; war er abweſend, dann hatte ich freies Spiel, ich that mein Beſtes mit einer gewiſſen Ruhe, mit einer unbeſchreiblichen Zufriedenheit. Der Beifall freute mich wieder, und wenn ich dem Publikum Vergnügen machte, hätte ich immer zugleich hinunter rufen mögen: ‚Das ſeid ihr ihm ſchuldig!'

„Ja, mir war wie durch ein Wunder das Verhältniß zum Publikum, zur ganzen Nation verändert. Sie erſchien mir auf einmal wieder in dem vortheilhafteſten Lichte, und ich erſtaunte recht über meine bisherige Verblendung. ‚Wie unverſtändig', ſagt' ich oft zu

1) Unübertrefflich.

mir ſelbſt, ‚war es, als du ehemals auf eine Nation ſchalteſt, eben weil es eine Nation iſt. Müſſen denn, können denn einzelne Menſchen ſo intereſſant ſein? Keineswegs! Es fragt ſich, ob unter der großen Maſſe eine Menge von Anlagen, Kräften und Fähigkeiten vertheilt ſei, die durch günſtige Umſtände entwickelt, durch vorzügliche Menſchen zu einem gemeinſamen Endzwecke geleitet werden können.‘ Ich freute mich nun, ſo wenig hervorſtechende Originalität unter meinen Landsleuten zu finden; ich freute mich, daß ſie eine Richtung von außen anzunehmen nicht verſchmähten; ich freute mich, einen Anführer gefunden zu haben.

„Lothar — laſſen Sie mich meinen Freund mit ſeinem geliebten Vornamen nennen — hatte mir immer die Deutſchen von der Seite der Tapferkeit vorgeſtellt, und mir gezeigt, daß keine bravere Nation in der Welt ſei, wenn ſie recht geführt werde, und ich ſchämte mich, an die erſte Eigenſchaft eines Volkes niemals gedacht zu haben. Ihm war die Geſchichte bekannt, und mit den meiſten verdienſtvollen Männern ſeines Zeitalters ſtand er in Verhältniſſen. So jung er war, hatte er ein Auge auf die hervorkeimende hoffnungsvolle Jugend ſeines Vaterlandes, auf die ſtillen Arbeiten in ſo vielen Fächern beſchäftigter und thätiger Männer. Er ließ mich einen Ueberblick über Deutſchland thun, was es ſei, und was es ſein könnte, und ich ſchämte mich, eine Nation nach der verworrenen Menge beurtheilt zu haben, die ſich in eine Theatergarderobe drängen mag. Er machte mir's zur Pflicht, auch in meinem Fache wahr, geiſtreich und belebend zu ſein. Nun ſchien ich mir ſelbſt inſpirirt, ſo oft ich auf das Theater trat. Mittelmäßige Stellen wurden zu Gold in meinem Munde, und hätte mir damals ein Dichter zweckmäßig beigeſtanden, ich hätte die wunderbarſten Wirkungen hervorgebracht.

„So lebte die junge Wittwe Monate lang fort. Er konnte mich nicht entbehren, und ich war höchſt unglücklich, wenn er außen blieb. Er zeigte mir die Briefe ſeiner Verwandten, ſeiner vortrefflichen Schweſter. Er nahm an den kleinſten Umſtänden meiner Verhältniſſe Theil; inniger, vollkommener iſt keine Einigkeit zu denken. Der Name der Liebe ward nicht genannt. Er ging und kam, kam und ging — und nun, mein Freund, iſt es hohe Zeit, daß Sie auch gehen.“

Siebzehntes Capitel.

Wilhelm konnte nun nicht länger den Beſuch bei ſeinen Handelsfreunden aufſchieben. Er ging nicht ohne Verlegenheit dahin; denn er wußte, daß er Briefe von den Seinigen daſelbſt antreffen werde. Er fürchtete ſich vor den Vorwürfen, die ſie enthalten mußten; wahrſcheinlich hatte man auch dem Handelshauſe Nachricht von der Verlegenheit gegeben, in der man ſich ſeinetwegen befand. Er ſcheute ſich, nach ſo vielen ritterlichen Abenteuern, vor dem ſchülerhaften Anſehen, in dem er erſcheinen würde, und nahm ſich vor, recht trotzig zu thun, und auf dieſe Weiſe ſeine Verlegenheit zu verbergen.

Allein zu ſeiner großen Verwunderung und Zufriedenheit ging Alles ſehr gut und leidlich ab. In dem großen, lebhaften und beſchäftigten Comptoir hatte man kaum Zeit, ſeine Briefe aufzuſuchen; ſeines längern Ausbleibens ward nur im Vorbeigehen gedacht. Und als er die Briefe ſeines Vaters und ſeines Freundes Werner eröffnete, fand er ſie ſämmtlich ſehr leidlichen Inhalts. Der Alte, in Hoffnung eines weitläufigen Journals, deſſen Führung er dem Sohne beim Abſchiede ſorgfältig empfohlen, und wozu er ihm ein tabellariſches Schema mitgegeben, ſchien über das Stillſchweigen der erſten Zeit ziemlich beruhigt, ſo wie er ſich nur über das Räthſelhafte des erſten und einzigen vom Schloſſe des Grafen noch abgeſandten Briefes beſchwerte. Werner ſcherzte nur auf ſeine Art, erzählte luſtige Stadtgeſchichten, und bat ſich Nachricht von Freunden und Bekannten aus, die Wilhelm nunmehr in der großen Handelsſtadt häufig würde kennen lernen. Unſer Freund, der außerordentlich erfreut war, um einen ſo wohlfeilen Preis loszukommen, antwortete ſogleich in einigen ſehr muntern Briefen und verſprach dem Vater ein ausführliches Reiſejournal mit allen verlangten geographiſchen, ſtatiſtiſchen und mercantiliſchen Bemerkungen. Er hatte Vieles auf der Reiſe geſehen, und hoffte daraus ein leidliches Heft zuſammenſchreiben zu können. Er merkte nicht, daß er beinah in eben dem Falle war, in dem er ſich befand, als er, um ein Schauſpiel, das weder geſchrieben, noch weniger memorirt war, aufzuführen, Lichter angezündet und Zuſchauer herbeigerufen hatte. Als er daher wirklich anfing, an ſeine Compoſition zu gehen, ward er

leider gewahr, daß er von Empfindungen und Gedanken, von manchen Erfahrungen des Herzens und Geiſtes ſprechen und erzählen konnte, nur nicht von äußern Gegenſtänden, denen er, wie er nun merkte, nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte.

In dieſer Verlegenheit kamen die Kenntniſſe ſeines Freundes Laertes ihm gut zu Statten. Die Gewohnheit hatte beide junge Leute, ſo unähnlich ſie ſich waren, zuſammen verbunden, und Jener war, bei allen ſeinen Fehlern, mit ſeinen Sonderbarkeiten wirklich ein intereſſanter Menſch. Mit einer heitern, glücklichen Sinnlichkeit begabt, hätte er alt werden können, ohne über ſeinen Zuſtand irgend nachzudenken. Nun hatte ihm aber ſein Unglück und ſeine Krankheit das reine Gefühl der Jugend geraubt und ihm dagegen einen Blick auf die Vergänglichkeit, auf das Zerſtückelte unſeres Daſeins eröffnet. Daraus war eine launige, rhapſodiſche Art, über die Gegenſtände zu denken, oder vielmehr ihre unmittelbaren Eindrücke zu äußern, entſtanden. Er war nicht gern allein, trieb ſich auf allen Kaffeehäuſern, an allen Wirthstiſchen herum, und wenn er ja zu Hauſe blieb, waren Reiſebeſchreibungen ſeine liebſte, ja einzige Lectüre. Dieſe konnte er nun, da er eine große Leihbibliothek fand, nach Wunſch befriedigen, und bald ſpukte die halbe Welt in ſeinem guten Gedächtniſſe.

Wie leicht konnte er daher ſeinem Freunde Muth einſprechen, als Dieſer ihm den völligen Mangel an Vorrath zu der von ihm ſo feierlich verſprochenen Relation entdeckte. „Da wollen wir ein Kunſtſtück machen", ſagte Jener, „das ſeines Gleichen nicht haben ſoll. Iſt nicht Deutſchland von einem Ende zum andern durchreiſt, durchkreuzt, durchzogen, durchkrochen und durchflogen? Und hat nicht jeder deutſche Reiſende den herrlichen Vortheil, ſich ſeine großen und kleinen Ausgaben vom Publikum wieder erſtatten zu laſſen? Gieb mir nur deine Reiſeroute, ehe du zu uns kamſt; das Andere weiß ich. Die Quellen und Hülfsmittel zu deinem Werke will ich dir aufſuchen; an Quadratmeilen, die nicht gemeſſen ſind, und an Volksmenge, die nicht gezählt iſt, müſſen wir's nicht fehlen laſſen. Die Einkünfte der Länder nehmen wir aus Taſchenbüchern und Tabellen, die, wie bekannt, die zuverläſſigſten Documente ſind. Darauf gründen wir unſere politiſchen Räſonnements; an Seitenblicken auf die Regierungen ſoll's nicht fehlen. Ein paar Fürſten

beſchreiben wir als wahre Väter des Vaterlandes, damit man uns deſto eher glaubt, wenn wir einigen andern etwas anhängen; und wenn wir nicht geradezu durch den Wohnort einiger berühmten Leute durchreiſen, ſo begegnen wir ihnen in einem Wirthshauſe, laſſen ſie uns im Vertrauen das albernſte Zeug ſagen. Beſonders vergeſſen wir nicht eine Liebesgeſchichte mit irgend einem naiven Mädchen auf das Anmuthigſte einzuflechten, und es ſoll ein Werk geben, das nicht allein Vater und Mutter mit Entzücken erfüllen ſoll, ſondern das dir auch jeder Buchhändler mit Vergnügen bezahlt.“

Man ſchritt zum Werke, und beide Freunde hatten viel Luſt an ihrer Arbeit, indeß Wilhelm Abends im Schauſpiel und in dem Umgange mit Serlo und Aurelien die größte Zufriedenheit fand und ſeine Ideen, die nur zu lange ſich in einem engen Kreiſe herumgedreht hatten, täglich weiter ausbreitete.

Achtzehntes Capitel.

Nicht ohne das größte Intereſſe vernahm er ſtückweiſe den Lebenslauf Serlo's; denn es war nicht die Art dieſes ſeltenen Mannes, vertraulich zu ſein und über irgend etwas im Zuſammenhange zu ſprechen. Er war, man darf ſagen, auf dem Theater geboren und geſäugt. Schon als ſtummes Kind mußte er durch ſeine bloße Gegenwart die Zuſchauer rühren, weil auch ſchon damals die Verfaſſer dieſe natürlichen und unſchuldigen Hülfsmittel kannten, und ſein erſtes ‚Vater‘ und ‚Mutter‘ brachte in beliebten Stücken ihm ſchon den größten Beifall zuwege, ehe er wußte, was das Händeklatſchen bedeute. Als Amor kam er zitternd mehr als einmal im Flugwerke herunter, entwickelte ſich als Harlekin aus dem Ei und machte als kleiner Eſſenkehrer ſchon früh die artigſten Streiche.

Leider mußte er den Beifall, den er an glänzenden Abenden erhielt, in den Zwiſchenzeiten ſehr theuer bezahlen. Sein Vater, überzeugt, daß nur durch Schläge die Aufmerkſamkeit der Kinder erregt und feſtgehalten werden könne, prügelte ihn beim Einſtudiren einer jeden Rolle zu abgemeſſenen Zeiten; nicht, weil das Kind ungeſchickt war, ſondern damit es ſich deſto gewiſſer und an-

haltender geſchickt zeigen möge. So gab man ehemals, indem ein Grenzſtein geſetzt wurde, den umſtehenden Kindern tüchtige Ohrfeigen, und die älteſten Leute erinnern ſich noch genau des Ortes und der Stelle. Er wuchs heran und zeigte außerordentliche Fähigkeiten des Geiſtes und Fertigkeiten des Körpers und dabei eine große Biegſamkeit ſowohl in ſeiner Vorſtellungsart als in Handlungen und Geberden. Seine Nachahmungsgabe überſtieg allen Glauben. Schon als Knabe ahmte er Perſonen nach, ſo daß man ſie zu ſehen glaubte, ob ſie ihm ſchon an Geſtalt, Alter und Weſen völlig unähnlich und unter einander verſchieden waren. Dabei fehlte es ihm nicht an der Gabe, ſich in die Welt zu ſchicken, und ſobald er ſich einigermaßen ſeiner Kräfte bewußt war, fand er nichts natürlicher, als ſeinem Vater zu entfliehen, der, wie die Vernunft des Knaben zunahm und ſeine Geſchicklichkeit ſich vermehrte, ihnen noch durch harte Begegnung nachzuhelfen für nöthig fand.

Wie glücklich fühlte ſich der loſe Knabe nun in der freien Welt, da ihm ſeine Eulenſpiegelspoſſen überall eine gute Aufnahme verſchafften. Sein guter Stern führte ihn zuerſt in der Faſtnachtszeit in ein Kloſter, wo er, weil eben der Pater, der die Umgänge zu beſorgen und durch geiſtliche Maskeraden die chriſtliche Gemeinde zu ergetzen hatte, geſtorben war, als ein hülfreicher Schutzengel auftrat. Auch übernahm er ſogleich die Rolle Gabriel's in der Verkündigung und mißfiel dem hübſchen Mädchen nicht, die als Maria ſeinen obligeanten Gruß mit äußerlicher Demuth und innerlichem Stolze ſehr zierlich aufnahm. Er ſpielte darauf ſucceſſive in den Myſterien die wichtigſten Rollen und wußte ſich nicht wenig, da er endlich gar als Heiland der Welt verſpottet, geſchlagen und ans Kreuz geheftet wurde.

Einige Kriegsknechte mochten bei dieſer Gelegenheit ihre Rollen gar zu natürlich ſpielen; daher er ſie, um ſich auf die ſchicklichſte Weiſe an ihnen zu rächen, bei Gelegenheit des jüngſten Gerichts in die prächtigſten Kleider von Kaiſern und Königen ſteckte und ihnen in dem Augenblicke, da ſie, mit ihren Rollen ſehr wohl zufrieden, auch in dem Himmel allen Andern vorauszugehen den Schritt nahmen, unvermuthet in Teufelsgeſtalt begegnete und ſie mit der Ofengabel, zur herzlichſten Erbauung ſämmtlicher Zuſchauer und Bettler, weidlich durchdroſch und unbarmherzig zurück in die

Grube ſtürzte, wo ſie ſich von einem hervordringenden Feuer aufs Uebelſte empfangen ſahen.

Er war klug genug einzuſehen, daß die gekrönten Häupter ſein freches Unternehmen nicht wohl vermerken und ſelbſt vor ſeinem privilegirten Ankläger- und Schergenamte keinen Reſpect haben würden; er machte ſich daher, noch ehe das tauſendjährige Reich anging, in aller Stille davon und ward in einer benachbarten Stadt von einer Geſellſchaft, die man damals Kinder der Freude nannte, mit offenen Armen aufgenommen. Es waren verſtändige, geiſtreiche, lebhafte Menſchen, die wohl einſahen, daß die Summe unſerer Exiſtenz, durch Vernunft dividirt, niemals rein aufgehe, ſondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe. Dieſen hinderlichen und, wenn er ſich in die ganze Maſſe vertheilt, gefährlichen Bruch ſuchten ſie zu beſtimmten Zeiten vorſätzlich loszuwerden. Sie waren einen Tag der Woche recht ausführlich Narren und ſtraften an demſelben wechſelſeitig durch allegoriſche Vorſtellungen, was ſie während der übrigen Tage an ſich und Andern Närriſches bemerkt hatten. War dieſe Art gleich roher als eine Folge von Ausbildung, in welcher der ſittliche Menſch ſich täglich zu bemerken, zu warnen und zu ſtrafen pflegt, ſo war ſie doch luſtiger und ſicherer; denn indem man einen gewiſſen Schooßnarren nicht verleugnete, ſo tractirte man ihn auch nur für das, was er war, anſtatt daß er auf dem andern Wege durch Hülfe des Selbſtbetrugs oft im Hauſe zur Herrſchaft gelangt und die Vernunft zur heimlichen Knechtſchaft zwingt, die ſich einbildet, ihn lange verjagt zu haben. Die Narrenmaske ging in der Geſellſchaft herum, und Jedem war erlaubt, ſie an ſeinem Tage mit eigenen oder fremden Attributen charakteriſtiſch auszuzieren. In der Carnevalszeit nahm man ſich die größte Freiheit und wetteiferte mit der Bemühung der Geiſtlichen, das Volk zu unterhalten und anzuziehen. Die feierlichen und allegoriſchen Aufzüge von Tugenden und Laſtern, Künſten und Wiſſenſchaften, Welttheilen und Jahreszeiten verſinnlichten dem Volke eine Menge Begriffe und gaben ihm Ideen entfernter Gegenſtände, und ſo waren dieſe Scherze nicht ohne Nutzen, da von einer andern Seite die geiſtlichen Mummereien nur einen abgeſchmackten Aberglauben noch mehr befeſtigten.

Der junge Serlo war auch hier wieder ganz in ſeinem Ele-

mente; eigentliche Erfindungskraft hatte er nicht, dagegen aber das größte Geſchick, was er vor ſich fand, zu nutzen, zurecht zu ſtellen und ſcheinbar zu machen. Seine Einfälle, ſeine Nachahmungsgabe, ja ſein beißender Witz, den er wenigſtens einen Tag in der Woche völlig frei, ſelbſt gegen ſeine Wohlthäter, üben durfte, machte ihn der ganzen Geſellſchaft werth, ja unentbehrlich.

Doch trieb ihn ſeine Unruhe bald aus dieſer vortheilhaften Lage in andere Gegenden ſeines Vaterlandes, wo er wieder eine neue Schule durchzugehen hatte. Er kam in den gebildeten, aber auch bildloſen Theil von Deutſchland, wo es zur Verehrung des Guten und Schönen zwar nicht an Wahrheit, aber oft an Geiſt gebricht; er konnte mit ſeinen Masken nichts mehr ausrichten; er mußte ſuchen auf Herz und Gemüth zu wirken. Nur kurze Zeit hielt er ſich bei kleinen und großen Geſellſchaften auf und merkte bei dieſer Gelegenheit ſämmtlichen Stücken und Schauſpielern ihre Eigenheiten ab. Die Monotonie, die damals auf dem deutſchen Theater herrſchte, den albernen Fall und Klang der Alexandriner, den geſchraubtplatten Dialog, die Trockenheit und Gemeinheit der unmittelbaren Sittenprediger hatte er bald gefaßt und zugleich bemerkt, was rührte und gefiel.

Nicht Eine Rolle der gangbaren Stücke, ſondern die ganzen Stücke blieben leicht in ſeinem Gedächtniß, und zugleich der eigenthümliche Ton des Schauſpielers, der ſie mit Beifall vorgetragen hatte. Nun kam er zufälligerweiſe auf ſeinen Streifereien, da ihm das Geld völlig ausgegangen war, zu dem Einfall, allein ganze Stücke, beſonders auf Edelhöfen und in Dörfern, vorzuſtellen und ſich dadurch überall ſogleich Unterhalt und Nachtquartier zu verſchaffen. In jeder Schenke, jedem Zimmer und Garten war ſein Theater gleich aufgeſchlagen; mit einem ſchelmiſchen Ernſt und anſcheinenden Enthuſiasmus wußte er die Einbildungskraft ſeiner Zuſchauer zu gewinnen, ihre Sinne zu täuſchen und vor ihren offenen Augen einen alten Schrank zu einer Burg und einen Fächer zum Dolch umzuſchaffen. Seine Jugendwärme erſetzte den Mangel eines tiefen Gefühls; ſeine Heftigkeit ſchien Stärke, und ſeine Schmeichelei Zärtlichkeit. Diejenigen, die das Theater ſchon kannten, erinnerte er an Alles, was ſie geſehen und gehört hatten, und in den Uebrigen erregte er eine Ahnung von etwas Wunderbarem und den Wunſch,

näher damit bekannt zu werden. Was an einem Orte Wirkung that, verfehlte er nicht am andern zu wiederholen, und hatte die herzlichſte Schadenfreude, wenn er alle Menſchen auf gleiche Weiſe aus dem Stegreife zum Beſten haben konnte.

Bei ſeinem lebhaften, freien und durch nichts gehinderten Geiſt verbeſſerte er ſich, indem er Rollen und Stücke oft wiederholte, ſehr geſchwind. Bald recitirte und ſpielte er dem Sinne gemäßer als die Muſter, die er anfangs nur nachgeahmt hatte. Auf dieſem Wege kam er nach und nach dazu, natürlich zu ſpielen und doch immer verſtellt zu ſein. Er ſchien hingeriſſen und lauerte auf den Effect, und ſein größter Stolz war, die Menſchen ſtufenweiſe in Bewegung zu ſetzen. Selbſt das tolle Handwerk, das er trieb, nöthigte ihn bald mit einer gewiſſen Mäßigung zu verfahren, und ſo lernte er, theils gezwungen, theils aus Inſtinct, das, wovon ſo wenig Schauſpieler einen Begriff zu haben ſcheinen: mit Organ und Geberden ökonomiſch zu ſein.

So wußte er ſelbſt rohe und unfreundliche Menſchen zu bändigen und für ſich zu intereſſieren. Da er überall mit Nahrung und Obdach zufrieden war, jedes Geſchenk dankbar annahm, das man ihm reichte, ja, manchmal gar das Geld, wenn er deſſen nach ſeiner Meinung genug hatte, ausſchlug, ſo ſchickte man ihn mit Empfehlungsſchreiben einander zu, und ſo wanderte er eine ganze Zeit von einem Edelhof zum andern, wo er manches Vergnügen erregte, manches genoß und nicht ohne die angenehmſten und artigſten Abenteuer blieb.

Bei der innerlichen Kälte ſeines Gemüthes liebte er eigentlich Niemanden; bei der Klarheit ſeines Blickes konnte er Niemanden achten; denn er ſah nur immer die äußern Eigenheiten der Menſchen und trug ſie in ſeine mimiſche Sammlung ein. Dabei aber war ſeine Selbſtigkeit äußerſt beleidigt, wenn er nicht Jedem gefiel, und wenn er nicht überall Beifall erregte. Wie dieſer zu erlangen ſei, darauf hatte er nach und nach ſo genau Acht gegeben und hatte ſeinen Sinn ſo geſchärft, daß er nicht allein bei ſeinen Darſtellungen, ſondern auch im gemeinen Leben nicht mehr anders als ſchmeicheln konnte. Und ſo arbeitete ſeine Gemüthsart, ſein Talent und ſeine Lebensart dergeſtalt wechſelsweiſe gegen einander, daß er ſich unvermerkt zu einem vollkommenen Schauſpieler ausgebildet ſah. Ja,

durch eine seltsam scheinende, aber ganz natürliche Wirkung und Gegenwirkung stieg durch Einsicht und Uebung seine Recitation, Declamation und sein Geberdenspiel zu einer hohen Stufe von Wahrheit, Freiheit und Offenheit, indem er im Leben und Umgang immer heimlicher, künstlicher, ja verstellt und ängstlich zu werden schien.

Von seinen Schicksalen und Abenteuern sprechen wir vielleicht an einem andern Orte und bemerken hier nur so viel, daß er in späteren Zeiten, da er schon ein gemachter Mann, im Besitz von entschiedenem Namen und in einer sehr guten, obgleich nicht festen Lage war, sich angewöhnt hatte, im Gespräch auf eine feine Weise theils ironisch, theils spöttisch den Sophisten zu machen und dadurch fast jede ernste Unterhaltung zu zerstören. Besonders gebrauchte er diese Manier gegen Wilhelmen, sobald Dieser, wie es ihm oft begegnete, ein allgemeines theoretisches Gespräch anzuknüpfen Lust hatte. Demungeachtet waren sie sehr gern beisammen, indem durch ihre beiderseitige Denkart die Unterhaltung lebhaft werden mußte. Wilhelm wünschte Alles aus den Begriffen, die er gefaßt hatte, zu entwickeln, und wollte die Kunst in einem Zusammenhange behandelt haben. Er wollte ausgesprochene Regeln festsetzen, bestimmen, was recht, schön und gut sei, und was Beifall verdiene; genug, er behandelte Alles auf das Ernstlichste. Serlo hingegen nahm die Sache sehr leicht, und indem er niemals direct auf eine Frage antwortete, wußte er durch eine Geschichte oder einen Schwank die artigste und vergnüglichste Erläuterung beizubringen und die Gesellschaft zu unterrichten, indem er sie erheiterte.

Neunzehntes Capitel.

Indem nun Wilhelm auf diese Weise sehr angenehme Stunden zubrachte, befanden sich Melina und die Uebrigen in einer desto verdrießlichern Lage. Sie erschienen unserm Freunde manchmal wie böse Geister, und machten ihm nicht blos durch ihre Gegenwart, sondern auch oft durch flämische Gesichter und bittere Reden einen verdrießlichen Augenblick. Serlo hatte sie nicht einmal zu Gastrollen gelassen, geschweige daß er ihnen Hoffnung zum Engagement gemacht hätte, und hatte demungeachtet nach und nach ihre

ſämmtlichen Fähigkeiten kennen gelernt. So oft ſich Schauſpieler bei ihm geſellig verſammelten, hatte er die Gewohnheit, leſen zu laſſen und manchmal ſelbſt mitzuleſen. Er nahm Stücke vor, die noch gegeben werden ſollten, die lange nicht gegeben waren, und zwar meiſtens nur theilweiſe. So ließ er auch nach einer erſten Aufführung Stellen, bei denen er etwas zu erinnern hatte, wiederholen, vermehrte dadurch die Einſicht der Schauſpieler und verſtärkte ihre Sicherheit, den rechten Punkt zu treffen. Und wie ein geringer, aber richtiger Verſtand mehr als ein verworrenes und ungeläutertes Genie zur Zufriedenheit Anderer wirken kann, ſo erhob er mittelmäßige Talente durch die deutliche Einſicht, die er ihnen unmerklich verſchaffte, zu einer bewundernswürdigen Fähigkeit. Nicht wenig trug dazu bei, daß er auch Gedichte leſen ließ, und in ihnen das Gefühl jenes Reizes erhielt, den ein wohlvorgetragener Rhythmus in unſerer Seele erregt, anſtatt daß man bei andern Geſellſchaften ſchon anfing, nur diejenige Proſa vorzutragen, wozu einem Jeden der Schnabel gewachſen war.

Bei ſolchen Gelegenheiten hatte er auch die ſämmtlichen angekommenen Schauſpieler kennen lernen, das, was ſie waren, und was ſie werden konnten, beurtheilt und ſich in der Stille vorgenommen, von ihren Talenten bei einer Revolution, die ſeiner Geſellſchaft drohte, ſogleich Vortheil zu ziehen. Er ließ die Sache eine Weile auf ſich beruhen, lehnte alle Interceſſionen Wilhelms für ſie mit Achſelzucken ab, bis er ſeine Zeit erſah und ſeinem jungen Freunde ganz unerwartet den Vorſchlag that, er ſolle doch ſelbſt bei ihm aufs Theater gehen, und unter dieſer Bedingung wolle er auch die Uebrigen engagiren.

„Die Leute müſſen alſo doch ſo unbrauchbar nicht ſein, wie Sie mir ſolche bisher geſchildert haben", verſetzte ihm Wilhelm, „wenn ſie jetzt auf einmal zuſammen angenommen werden können, und ich dächte, ihre Talente müßten auch ohne mich dieſelbigen bleiben."

Serlo eröffnete ihm darauf unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſeine Lage: wie ſein erſter Liebhaber Miene mache, ihn bei der Erneuerung des Contracts zu ſteigern, und wie er nicht geſinnt ſei, ihm nachzugeben, beſonders da die Gunſt des Publikums gegen ihn ſo groß nicht mehr ſei. Ließe er Dieſen gehen, ſo würde ſein

ganzer Anhang ihm folgen, wodurch denn die Gesellschaft einige gute, aber auch einige mittelmäßige Glieder verlöre. Hierauf zeigte er Wilhelmen, was er dagegen an ihm, an Laertes, dem alten Polterer und selbst an Frau Melina zu gewinnen hoffe. Ja, er versprach, dem armen Pedanten als Juden, Minister und überhaupt als Bösewicht einen entschiedenen Beifall zu verschaffen.

Wilhelm stutzte und vernahm den Vortrag nicht ohne Unruhe; und, nur um etwas zu sagen, versetzte er, nachdem er tief Athem geholt hatte: „Sie sprechen auf eine sehr freundliche Weise nur von dem Guten, was Sie an uns finden und von uns hoffen; wie sieht es denn aber mit den schwachen Seiten aus, die Ihrem Scharfsinne gewiß nicht entgangen sind?“

„Die wollen wir bald durch Fleiß, Uebung und Nachdenken zu starken Seiten machen“, versetzte Serlo. „Es ist unter euch Allen, die ihr denn doch nur Naturalisten und Pfuscher seid, Keiner, der nicht mehr oder weniger Hoffnung von sich gäbe; denn so viel ich Alle beurtheilen kann, so ist kein einziger Stock darunter, und Stöcke allein sind die Unverbesserlichen, sie mögen nun aus Eigendünkel, Dummheit oder Hypochondrie ungelenk und unbiegsam sein.“

Serlo legte darauf mit wenigen Worten die Bedingungen dar, die er machen könne und wolle, bat Wilhelmen um schleunige Entscheidung und verließ ihn in nicht geringer Unruhe.

Bei der wunderlichen und gleichsam nur zum Scherz unternommenen Arbeit jener fingirten Reisebeschreibung, die er mit Laertes zusammensetzte, war er auf die Zustände und das tägliche Leben der wirklichen Welt aufmerksamer geworden, als er sonst gewesen war. Er begriff jetzt selbst erst die Absicht des Vaters, als er ihm die Führung des Journals so lebhaft empfohlen. Er fühlte zum ersten Male, wie angenehm und nützlich es sein könne, sich zur Mittelsperson so vieler Gewerbe und Bedürfnisse zu machen und bis in die tiefsten Gebirge und Wälder des festen Landes Leben und Thätigkeit verbreiten zu helfen. Die lebhafte Handelsstadt, in der er sich befand, gab ihm bei der Unruhe des Laertes, der ihn überall mit herumschleppte, den anschaulichsten Begriff eines großen Mittelpunktes, woher Alles ausfließt, und wohin Alles zurückkehrt, und es war das erste Mal, daß sein Geist im Anschauen dieser Art von Thätigkeit sich wirklich ergetzte. In diesem Zustande hatte ihm Serlo den

Antrag gethan, und ſeine Wünſche, ſeine Neigung, ſein Zutrauen auf ein angebornes Talent und ſeine Verpflichtung gegen die hülfloſe Geſellſchaft wieder rege gemacht.

„Da ſteh' ich nun", ſagte er zu ſich ſelbſt, „abermals am Scheidewege zwiſchen den beiden Frauen, die mir in meiner Jugend erſchienen. Die eine ſieht nicht mehr ſo kümmerlich aus wie damals, und die andere nicht ſo prächtig. Der einen wie der andern zu folgen, fühlſt du eine Art von innerm Beruf, und von beiden Seiten ſind die äußern Anläſſe ſtark genug; es ſcheint dir unmöglich, dich zu entſcheiden; du wünſcheſt, daß irgend ein Uebergewicht von außen deine Wahl beſtimmen möge; und doch, wenn du dich recht unterſuchſt, ſo ſind es nur äußere Umſtände, die dir eine Neigung zu Gewerb, Erwerb und Beſitz einflößen, aber dein innerſtes Bedürfniß erzeugt und nährt den Wunſch, die Anlagen, die in dir zum Guten und Schönen ruhen mögen, ſie ſeien körperlich oder geiſtig, immer mehr zu entwickeln und auszubilden. Und muß ich nicht das Schickſal verehren, das mich ohne mein Zuthun hierher an das Ziel aller meiner Wünſche führt? Geſchieht nicht Alles, was ich mir ehemals ausgedacht und vorgeſetzt, nun zufällig ohne mein Mitwirken? Sonderbar genug! Der Menſch ſcheint mit nichts vertrauter zu ſein als mit ſeinen Hoffnungen und Wünſchen, die er lange im Herzen nährt und bewahrt, und doch, wenn ſie ihm nun begegnen, wenn ſie ſich ihm gleichſam aufdringen, erkennt er ſie nicht und weicht vor ihnen zurück. Alles, was ich mir vor jener unglücklichen Nacht, die mich von Marianen entfernte, nur träumen ließ, ſteht vor mir und bietet ſich mir ſelbſt an. Hierher wollte ich flüchten, und bin ſachte hergeleitet worden; bei Serlo wollte ich unterzukommen ſuchen, er ſucht nun mich und bietet mir Bedingungen an, die ich als Anfänger nie erwarten konnte. War es denn blos Liebe zu Marianen, die mich ans Theater feſſelte? oder war es Liebe zur Kunſt, die mich an das Mädchen feſtknüpfte? War jene Ausſicht, jener Ausweg nach der Bühne blos einem unordentlichen, unruhigen Menſchen willkommen, der ein Leben fortzuſetzen wünſchte, das ihm die Verhältniſſe der bürgerlichen Welt nicht geſtatteten, oder war es Alles anders, reiner, würdiger? Und was ſollte dich bewegen können, deine damaligen Geſinnungen zu ändern? Haſt du nicht vielmehr bisher ſelbſt unwiſſend deinen

Plan verfolgt? Iſt nicht jetzt der letzte Schritt noch mehr zu billigen, da keine Nebenabſichten dabei im Spiele ſind, und da du zugleich ein feierlich gegebenes Wort halten und dich auf eine edle Weiſe von einer ſchweren Schuld befreien kannſt?“

Alles, was in ſeinem Herzen und ſeiner Einbildungskraft ſich bewegte, wechſelte nun auf das Lebhafteſte gegen einander ab. Daß er ſeine Mignon behalten könne, daß er den Harfner nicht zu verſtoßen brauche, war kein kleines Gewicht auf der Wagſchale, und doch ſchwankte ſie noch hin und wieder, als er ſeine Freundin Aurelie gewohnterweiſe zu beſuchen ging.

Zwanzigſtes Capitel.

Er fand ſie auf ihrem Ruhebette; ſie ſchien ſtille. „Glauben Sie noch morgen ſpielen zu können?“ fragte er. „O ja!“ verſetzte ſie lebhaft; „Sie wiſſen, daran hindert mich nichts. Wenn ich nur ein Mittel wüßte, den Beifall unſers Parterres von mir abzulehnen; ſie meinen es gut, und werden mich noch umbringen. Vorgeſtern dacht' ich, das Herz müßte mir reißen! Sonſt konnt' ich es wohl leiden, wenn ich mir ſelbſt gefiel, wenn ich lange ſtudiert und mich vorbereitet hatte, dann freute ich mich, wenn das willkommene Zeichen, nun ſei es gelungen, von allen Enden widertönte. Jetzo ſag' ich nicht, was ich will, nicht wie ich's will; ich werde hingeriſſen, ich verwirre mich, und mein Spiel macht einen weit größern Eindruck. Der Beifall wird lauter, und ich denke: ‚Wüßtet ihr, was euch entzückt! Die dunkeln, heftigen, unbeſtimmten Anklänge rühren euch, zwingen euch Bewunderung ab, und ihr fühlt nicht, daß es die Schmerzenstöne der Unglücklichen ſind, der ihr euer Wohlwollen geſchenkt habt.‘

„Heute früh hab' ich gelernt, jetzt wiederholt und verſucht. Ich bin müde, zerbrochen, und morgen geht es wieder von vorn an. Morgen Abend ſoll geſpielt werden. So ſchlepp' ich mich hin und her; es iſt mir langweilig, aufzuſtehen, und verdrießlich, zu Bette zu gehen. Alles macht einen ewigen Cirkel in mir. Dann treten die leidigen Tröſtungen vor mir auf, dann werf' ich ſie weg und verwünſche ſie. Ich will mich nicht ergeben, nicht der Nothwendigkeit

ergeben — warum ſoll das nothwendig ſein, was mich zu Grunde richtet? Könnte es nicht auch anders ſein? Ich muß es eben bezahlen, daß ich eine Deutſche bin; es iſt der Charakter der Deutſchen, daß ſie über Allem ſchwer werden, daß Alles über ihnen ſchwer wird."

„O, meine Freundin", fiel Wilhelm ein, „könnten Sie doch aufhören, ſelbſt den Dolch zu ſchärfen, mit dem Sie ſich unabläſſig verwunden! Bleibt Ihnen denn nichts? Iſt denn Ihre Jugend, Ihre Geſtalt, Ihre Geſundheit, ſind Ihre Talente nichts? Wenn Sie ein Gut ohne Ihr Verſchulden verloren haben, müſſen Sie denn alles Uebrige hinterdrein werfen? Iſt das auch nothwendig?"

Sie ſchwieg einige Augenblicke; dann fuhr ſie auf: „Ich weiß es wohl, daß es Zeitverderb iſt, nichts als Zeitverderb iſt die Liebe! Was hätte ich nicht thun können! thun ſollen! Nun iſt Alles rein zu nichts geworden. Ich bin ein armes verliebtes Geſchöpf, nichts als verliebt! Haben Sie Mitleiden mit mir! bei Gott, ich bin ein armes Geſchöpf!"

Sie verſank in ſich, und nach einer kurzen Pauſe rief ſie heftig aus: „Ihr ſeid gewohnt, daß ſich euch Alles an den Hals wirft. Nein, ihr könnt es nicht fühlen, kein Mann iſt im Stande, den Werth eines Weibes zu fühlen, das ſich zu ehren weiß! Bei allen heiligen Engeln, bei allen Bildern der Seligkeit, die ſich ein reines, gutmüthiges Herz erſchafft, es iſt nichts Himmliſcheres als ein weibliches Weſen, das ſich dem geliebten Manne hingiebt! Wir ſind kalt, ſtolz, hoch, klar, klug, wenn wir verdienen, Weiber zu heißen; und alle dieſe Vorzüge legen wir euch zu Füßen, ſobald wir lieben, ſobald wir hoffen, Gegenliebe zu erwerben. O, wie hab' ich mein ganzes Daſein ſo mit Wiſſen und Willen weggeworfen! Aber nun will ich auch verzweifeln, abſichtlich verzweifeln. Es ſoll kein Blutstropfen in mir ſein, der nicht geſtraft wird, keine Faſer, die ich nicht peinigen will. Lächeln Sie nur, lachen Sie nur über den theatraliſchen Aufwand von Leidenſchaft!"

Fern war von unſerm Freunde jede Anwandlung des Lachens. Der entſetzliche, halb natürliche, halb erzwungene Zuſtand ſeiner Freundin peinigte ihn nur zu ſehr. Er empfand die Foltern der unglücklichen Anſpannung mit; ſein Gehirn zerrüttete ſich, und ſein Blut war in einer fieberhaften Bewegung.

Sie war aufgeſtanden und ging in der Stube hin und wieder.

„Ich ſage mir Alles vor", rief ſie aus, „warum ich ihn nicht lieben ſollte. Ich weiß auch, daß er es nicht werth iſt; ich wende mein Gemüth ab, dahin und dorthin, beſchäftige mich, wie es nur gehen will. Bald nehm' ich eine Rolle vor, wenn ich ſie auch nicht zu ſpielen habe; ich übe die alten, die ich durch und durch kenne, fleißiger und fleißiger, ins Einzelne, und übe und übe — mein Freund, mein Vertrauter, welche entſetzliche Arbeit iſt es, ſich mit Gewalt von ſich ſelbſt zu entfernen! Mein Verſtand leidet, mein Gehirn iſt ſo angeſpannt; um mich vom Wahnſinne zu retten, überlaſſ' ich mich wieder dem Gefühle, daß ich ihn liebe. — Ja, ich liebe ihn, ich liebe ihn!" rief ſie unter tauſend Thränen, „ich liebe ihn, und ſo will ich ſterben!"

Er faßte ſie bei der Hand und bat ſie auf das Inſtändigſte, ſich nicht ſelbſt aufzureiben. „O", ſagte er, „wie ſonderbar iſt es, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt iſt. Sie waren nicht beſtimmt, ein treues Herz zu finden, das Ihre ganze Glückſeligkeit würde gemacht haben. Ich war dazu beſtimmt, das ganze Heil meines Lebens an eine Unglückliche feſtzuknüpfen, die ich durch die Schwere meiner Treue wie ein Rohr zu Boden zog, ja vielleicht gar zerbrach."

Er hatte Aurelien ſeine Geſchichte mit Marianen vertraut und konnte ſich alſo jetzt darauf beziehen. Sie ſah ihm ſtarr in die Augen und fragte: „Können Sie ſagen, daß Sie noch niemals ein Weib betrogen, daß Sie Keiner mit leichtſinniger Galanterie, mit frevelhafter Betheuerung, mit herzlockenden Schwüren ihre Gunſt abzuſchmeicheln geſucht?"

„Das kann ich", verſetzte Wilhelm, „und zwar ohne Ruhmredigkeit; denn mein Leben war ſehr einfach, und ich bin ſelten in die Verſuchung gerathen, zu verſuchen. Und welche Warnung, meine ſchöne, meine edle Freundin, iſt mir der traurige Zuſtand, in den ich Sie verſetzt ſehe! Nehmen Sie ein Gelübde von mir, das meinem Herzen ganz angemeſſen iſt, das durch die Rührung, die Sie mir einflößten, ſich bei mir zur Sprache und Form beſtimmt und durch dieſen Augenblick geheiligt wird: Jeder flüchtigen Neigung will ich widerſtehen, und ſelbſt die ernſtlichſten in meinem Buſen bewahren; kein weibliches Geſchöpf ſoll ein Bekenntniß der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann!"

Sie ſah ihn mit einer wilden Gleichgiltigkeit an und entfernte ſich, als er ihr die Hand reichte, um einige Schritte. „Es iſt nichts daran gelegen!“ rief ſie; „ſo viel Weiberthränen mehr oder weniger, die See wird darum doch nicht wachſen. Doch“, fuhr ſie fort, „unter Tauſenden Eine gerettet, das iſt doch etwas, unter Tauſenden Einen Redlichen gefunden, das iſt anzunehmen! Wiſſen Sie auch, was Sie verſprechen?“

„Ich weiß es“, verſetzte Wilhelm lächelnd und hielt ſeine Hand hin.

„Ich nehm' es an“, verſetzte ſie und machte eine Bewegung mit ihrer Rechten, ſo daß er glaubte, ſie würde die ſeine faſſen; aber ſchnell fuhr ſie in die Taſche, riß den Dolch blitzgeſchwind heraus und fuhr mit Spitze und Schneide ihm raſch über die Hand weg. Er zog ſie ſchnell zurück, aber ſchon lief das Blut herunter.

„Man muß euch Männer ſcharf zeichnen, wenn ihr merken ſollt“, rief ſie mit einer wilden Heiterkeit aus, die bald in eine haſtige Geſchäftigkeit überging. Sie nahm ihr Schnupftuch und umwickelte ſeine Hand damit, um das erſte hervordringende Blut zu ſtillen. „Verzeihen Sie einer Halbwahnſinnigen“, rief ſie aus, „und laſſen Sie ſich dieſe Tropfen Bluts nicht reuen. Ich bin verſöhnt, ich bin wieder bei mir ſelber. Auf meinen Knien will ich Abbitte thun; laſſen Sie mir den Troſt, Sie zu heilen!“

Sie eilte nach ihrem Schranke, holte Leinwand und einiges Geräth, ſtillte das Blut und beſah die Wunde ſorgfältig. Der Schnitt ging durch den Ballen gerade unter dem Daumen, theilte die Lebenslinie und lief gegen den kleinen Finger aus. Sie verband ihn ſtill und mit einer nachdenklichen Bedeutſamkeit in ſich gekehrt. Er fragte einigemal: „Beſte, wie konnten Sie Ihren Freund verletzen?“

„Still!“ erwiderte ſie, indem ſie den Finger auf den Mund legte, „ſtill!“

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Zweiter Theil.

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

So hatte Wilhelm zu ſeinen zwei kaum geheilten Wunden abermals eine friſche dritte, die ihm nicht wenig unbequem war. Aurelie wollte nicht zugeben, daß er ſich eines Wundarztes bediente; ſie ſelbſt verband ihn unter allerlei wunderlichen Reden, Ceremonien und Sprüchen und ſetzte ihn dadurch in eine ſehr peinliche Lage. Doch nicht er allein, ſondern alle Perſonen, die ſich in ihrer Nähe befanden, litten durch ihre Unruhe und Sonderbarkeit, Niemand aber mehr als der kleine Felix. Das lebhafte Kind war unter einem ſolchen Druck höchſt ungeduldig und zeigte ſich immer unartiger, je mehr ſie es tadelte und zurechtwies.

Der Knabe gefiel ſich in gewiſſen Eigenheiten, die man auch Unarten zu nennen pflegt, und die ſie ihm keineswegs nachzuſehen gedachte. Er trank zum Beiſpiel lieber aus der Flaſche als aus dem Glaſe, und offenbar ſchmeckten ihm die Speiſen aus der Schüſſel beſſer als von dem Teller. Eine ſolche Unſchicklichkeit wurde nicht überſehen, und wenn er nun gar die Thüre aufließ oder zuſchlug, und, wenn ihm etwas befohlen wurde, entweder nicht von der Stelle wich oder ungeſtüm davon rannte, ſo mußte er eine große Lection anhören, ohne daß er darauf je einige Beſſerung hätte ſpüren laſſen. Vielmehr ſchien die Neigung zu Aurelien ſich täglich mehr zu verlieren; in ſeinem Tone war nichts Zärtliches, wenn er ſie Mutter nannte, er hing vielmehr leidenſchaftlich an der alten Amme, die ihm denn freilich allen Willen ließ.

Aber auch Dieſe war ſeit einiger Zeit ſo krank geworden, daß man ſie aus dem Hauſe in ein ſtilles Quartier bringen mußte, und Felix hätte ſich ganz allein geſehen, wäre nicht Mignon auch ihm als ein liebevoller Schutzgeiſt erſchienen. Auf das Artigſte unterhielten ſich beide Kinder mit einander; ſie lehrte ihm kleine Lieder, und er, der ein ſehr gutes Gedächtniß hatte, recitirte ſie oft zur Verwunderung der Zuhörer. Auch wollte ſie ihm die Landkarten erklären, mit denen ſie ſich noch immer ſehr abgab, wobei ſie jedoch nicht mit der beſten Methode verfuhr. Denn eigentlich ſchien ſie bei den Ländern kein beſonderes Intereſſe zu haben, als ob ſie kalt oder warm ſeien. Von den Weltpolen, von dem ſchrecklichen Eiſe daſelbſt und von der zunehmenden Wärme, je mehr man ſich von ihnen entfernte, wußte ſie ſehr gut Rechenſchaft zu geben. Wenn Jemand reiſte, fragte ſie nur, ob er nach Norden oder nach Süden gehe, und bemühte ſich, die Wege auf ihren kleinen Karten aufzufinden. Beſonders wenn Wilhelm von Reiſen ſprach, war ſie ſehr aufmerkſam und ſchien ſich immer zu betrüben, ſobald das Geſpräch auf eine andere Materie überging. So wenig man ſie bereden konnte, eine Rolle zu übernehmen oder auch nur, wenn geſpielt wurde, auf das Theater zu gehen, ſo gern und fleißig lernte ſie Oden und Lieder auswendig und erregte, wenn ſie ein ſolches Gedicht, gewöhnlich von der ernſten und feierlichen Art, oft unvermuthet wie aus dem Stegreiſe declamirte, bei Jedermann Erſtaunen.

Serlo, der auf jede Spur eines aufkeimenden Talentes zu achten gewohnt war, ſuchte ſie aufzumuntern; am meiſten aber empfahl ſie ſich ihm durch einen ſehr artigen, mannigfaltigen und manchmal ſelbſt muntern Geſang, und auf eben dieſem Wege hatte ſich der Harfenſpieler ſeine Gunſt erworben.

Serlo, ohne ſelbſt Genie zur Muſik zu haben oder irgend ein Inſtrument zu ſpielen, wußte ihren hohen Werth zu ſchätzen; er ſuchte ſich ſo oft als möglich dieſen Genuß, der mit keinem andern verglichen werden kann, zu verſchaffen. Er hatte wöchentlich einmal Concert, und nun hatte ſich ihm durch Mignon, den Harfenſpieler und Laertes, der auf der Violine nicht ungeſchickt war, eine wunderliche kleine Hauscapelle gebildet.

Er pflegte zu ſagen: „Der Menſch iſt ſo geneigt, ſich mit dem

Gemeinſten abzugeben, Geiſt und Sinne ſtumpfen ſich ſo leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei ſich auf alle Weiſe erhalten ſollte. Denn einen ſolchen Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit, etwas Gutes zu genießen, iſt Urſache, daß viele Menſchen ſchon am Albernen und Abgeſchmackten, wenn es nur neu iſt, Vergnügen finden. Man ſollte", ſagte er, „alle Tage wenigſtens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht leſen, ein treffliches Gemälde ſehen und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte ſprechen."

Bei dieſen Geſinnungen, die Serlo gewiſſermaßen natürlich waren, konnte es den Perſonen, die ihn umgaben, nicht an angenehmer Unterhaltung fehlen. Mitten in dieſem vergnüglichen Zuſtande brachte man Wilhelmen eines Tages einen ſchwarzgeſiegelten Brief. Werners Petſchaft deutete auf eine traurige Nachricht, und er erſchrak nicht wenig, als er den Tod ſeines Vaters nur mit einigen Worten angezeigt fand. Nach einer unerwarteten, kurzen Krankheit war er aus der Welt gegangen und hatte ſeine häuslichen Angelegenheiten in der beſten Ordnung hinterlaſſen.

Dieſe unvermuthete Nachricht traf Wilhelmen im Innerſten. Er fühlte tief, wie unempfindlich man oft Freunde und Verwandte, ſo lange ſie ſich mit uns des irdiſchen Aufenthaltes erfreuen, vernachläſſigt und nur dann erſt die Verſäumniß bereut, wenn das ſchöne Verhältniß wenigſtens für diesmal aufgehoben iſt. Auch konnte der Schmerz über das zeitige Abſterben des braven Mannes nur durch das Gefühl gelindert werden, daß er auf der Welt wenig geliebt, und durch die Ueberzeugung, daß er wenig genoſſen habe.

Wilhelms Gedanken wandten ſich nun bald auf ſeine eigenen Verhältniſſe, und er fühlte ſich nicht wenig beunruhigt. Der Menſch kann in keine gefährlichere Lage verſetzt werden, als wenn durch äußere Umſtände eine große Veränderung ſeines Zuſtandes bewirkt wird, ohne daß ſeine Art zu empfinden und zu denken darauf vorbereitet iſt. Es giebt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entſteht nur ein deſto größerer Widerſpruch, je weniger der Menſch bemerkt, daß er zu dem neuen Zuſtande noch nicht ausgebildet ſei.

Wilhelm ſah ſich in einem Augenblicke frei, in welchem er mit ſich ſelbſt noch nicht einig werden konnte. Seine Geſinnungen waren

edel, seine Absichten lauter, und seine Vorsätze schienen nicht verwerflich. Das Alles durfte er sich mit einigem Zutrauen selbst bekennen; allein er hatte Gelegenheit genug gehabt, zu bemerken, daß es ihm an Erfahrung fehle, und er legte daher auf die Erfahrung Anderer und auf die Resultate, die sie daraus mit Ueberzeugung ableiteten, einen übermäßigen Werth und kam dadurch nur immer mehr in die Irre. Was ihm fehlte, glaubte er am ersten zu erwerben, wenn er alles Denkwürdige, was ihm in Büchern und im Gespräch vorkommen mochte, zu erhalten und zu sammeln unternähme. Er schrieb daher fremde und eigene Meinungen und Ideen, ja ganze Gespräche, die ihm interessant waren, auf, und hielt leider auf diese Weise das Falsche so gut als das Wahre fest, blieb viel zu lange an Einer Idee, ja, man möchte sagen an Einer Sentenz hängen und verließ dabei seine natürliche Denk- und Handlungsweise, indem er oft fremden Lichtern als Leitstern folgte. Aureliens Bitterkeit und seines Freundes Laertes kalte Verachtung der Menschen bestachen öfter, als billig war, sein Urtheil; Niemand aber war ihm gefährlicher gewesen als Jarno, ein Mann, dessen heller Verstand von gegenwärtigen Dingen ein richtiges, strenges Urtheil fällte, dabei aber den Fehler hatte, daß er diese einzelnen Urtheile mit einer Art von Allgemeinheit aussprach, da doch die Aussprüche des Verstandes eigentlich nur einmal, und zwar in dem bestimmtesten Falle, gelten und schon unrichtig werden, wenn man sie auf den nächsten anwendet.

So entfernte sich Wilhelm, indem er mit sich selbst einig zu werden strebte, immer mehr von der heilsamen Einheit, und bei dieser Verwirrung ward es seinen Leidenschaften um so leichter, alle Zurüstungen zu ihrem Vortheil zu gebrauchen und ihn über das, was er zu thun hatte, nur noch mehr zu verwirren.

Serlo benutzte die Todespost zu seinem Vortheil; und wirklich hatte er auch täglich immer mehr Ursache, an eine andere Einrichtung seines Schauspiels zu denken. Er mußte entweder seine alten Contracte erneuern, wozu er keine große Lust hatte, indem mehrere Mitglieder, die sich für unentbehrlich hielten, täglich unleidlicher wurden; oder er mußte, wohin auch sein Wunsch ging, der Gesellschaft eine ganz neue Gestalt geben.

Ohne selbst in Wilhelmen zu dringen, regte er Aurelien und

Philinen auf; und die übrigen Gesellen, die sich nach Engagement sehnten, ließen unserm Freunde gleichfalls keine Ruhe, so daß er mit ziemlicher Verlegenheit an einem Scheidewege stand. Wer hätte gedacht, daß ein Brief von Wernern, der ganz im entgegengesetzten Sinne geschrieben war, ihn endlich zu einer Entschließung hindrängen sollte! Wir lassen nur den Eingang weg und geben übrigens das Schreiben mit weniger Veränderung.

Zweites Capitel.

„— So war es, und so muß es denn auch wohl recht sein, daß Jeder bei jeder Gelegenheit seinem Gewerbe nachgeht und seine Thätigkeit zeigt. Der gute Alte war kaum verschieden, als auch in der nächsten Viertelstunde schon nichts mehr nach seinem Sinne im Hause geschah. Freunde, Bekannte und Verwandte drängten sich zu, besonders aber alle Menschenarten, die bei solchen Gelegenheiten etwas zu gewinnen haben. Man brachte, man trug, man zahlte, schrieb und rechnete; die Einen holten Wein und Kuchen, die Andern tranken und aßen; Niemanden sah ich aber ernsthafter beschäftigt als die Weiber, indem sie die Trauer aussuchten.

„Du wirst mir also verzeihen, mein Lieber, wenn ich bei dieser Gelegenheit auch an *meinen* Vortheil dachte, mich Deiner Schwester so hülfreich und thätig als möglich zeigte und ihr, sobald es nur einigermaßen schicklich war, begreiflich machte, daß es nunmehr unsere Sache sei, eine Verbindung zu beschleunigen, die unsere Väter aus allzu großer Umständlichkeit bisher verzögert hatten.

„Nun mußt Du aber ja nicht denken, daß es uns eingefallen sei, das große leere Haus in Besitz zu nehmen. Wir sind bescheidener und vernünftiger; unsern Plan sollst Du hören. Deine Schwester zieht nach der Heirath gleich in unser Haus herüber, und sogar auch Deine Mutter mit.

„‚Wie ist das möglich?‘ wirst Du sagen; ‚Ihr habt ja selbst in dem Neste kaum Platz.‘ Das ist eben die Kunst, mein Freund! Die geschickte Einrichtung macht Alles möglich, und Du glaubst nicht, wie viel Platz man findet, wenn man wenig Raum braucht. Das große Haus verkaufen wir, wozu sich sogleich eine gute

Gelegenheit darbietet; das daraus gelöſte Geld ſoll hundertfältige Zinſen tragen.

„Ich hoffe, Du biſt damit einverſtanden, und wünſche, daß Du nichts von den unfruchtbaren Liebhabereien Deines Vaters und Großvaters geerbt haben mögeſt. Dieſer ſetzte ſeine höchſte Glückſeligkeit in eine Anzahl unſcheinbarer Kunſtwerke, die Niemand, ich darf wohl ſagen Niemand, mit ihm genießen konnte; Jener lebte in einer koſtbaren Einrichtung, die er Niemanden mit ſich genießen ließ. Wir wollen es anders machen, und ich hoffe Deine Beiſtimmung.

„Es iſt wahr, ich ſelbſt behalte in unſerm ganzen Hauſe keinen Platz als den an meinem Schreibpulte, und noch ſeh' ich nicht ab, wo man künftig eine Wiege hinſetzen will; aber dafür iſt der Raum außer dem Hauſe deſto größer. Die Kaffeehäuſer und Klubbs für den Mann, die Spaziergänge und Spazierfahrten für die Frau und die ſchönen Luſtörter auf dem Lande für Beide. Dabei iſt der größte Vortheil, daß auch unſer runder Tiſch ganz beſetzt iſt, und es dem Vater unmöglich wird, Freunde zu ſehen, die ſich nur deſto leichtfertiger über ihn aufhalten, je mehr er ſich Mühe gegeben hat, ſie zu bewirthen.

„Nur nichts Ueberflüſſiges im Hauſe! nur nicht ſo viel Möbeln, Geräthſchaften, nur keine Kutſche und Pferde! Nichts als Geld, und dann auf eine vernünftige Weiſe jeden Tag gethan, was dir beliebt. Nur keine Garderobe, immer das Neueſte und Beſte auf dem Leibe; der Mann mag ſeinen Rock abtragen und die Frau den ihrigen vertrödeln, ſobald er nur einigermaßen aus der Mode kommt. Es iſt mir nichts unerträglicher als ſo ein alter Kram von Beſitzthum. Wenn man mir den koſtbarſten Edelſtein ſchenken wollte mit der Bedingung, ihn täglich am Finger zu tragen, ich würde ihn nicht annehmen; denn wie läßt ſich bei einem todten Capital nur irgend eine Freude denken? Das iſt alſo mein luſtiges Glaubensbekenntniß: ſeine Geſchäfte verrichtet, Geld geſchafft, ſich mit den Seinigen luſtig gemacht und um die übrige Welt ſich nicht mehr bekümmert, als inſofern man ſie nutzen kann.

„Nun wirſt Du aber ſagen: ‚Wie iſt denn in Eurem ſaubern Plane an mich gedacht? Wo ſoll ich unterkommen, wenn Ihr mir das väterliche Haus verkauft, und in dem Eurigen nicht der mindeſte Raum übrig bleibt?'

„Das iſt freilich der Hauptpunkt, Brüderchen, und auf den werde ich Dir gleich dienen können, wenn ich Dir vorher das gebührende Lob über Deine vortrefflich angewendete Zeit werde entrichtet haben.

„Sage nur, wie haſt Du es angefangen, in ſo wenig Wochen ein Kenner aller nützlichen und intereſſanten Gegenſtände zu werden? So viel Fähigkeiten ich an Dir kenne, hätte ich Dir doch ſolche Aufmerkſamkeit und ſolchen Fleiß nicht zugetraut. Dein Tagebuch hat uns überzeugt, mit welchem Nutzen Du die Reiſe gemacht haſt; die Beſchreibung der Eiſen- und Kupferhämmer iſt vortrefflich und zeigt von vieler Einſicht in die Sache. Ich habe ſie ehemals auch beſucht; aber meine Relation, wenn ich ſie dagegen halte, ſieht ſehr ſtümpermäßig aus. Der ganze Brief über die Leinwandfabrikation iſt lehrreich, und die Anmerkung über die Concurrenz ſehr treffend. An einigen Orten haſt Du Fehler in der Addition gemacht, die jedoch ſehr verzeihlich ſind.

„Was aber mich und meinen Vater am meiſten und höchſten freut, ſind Deine gründlichen Einſichten in die Bewirthſchaftung und beſonders in die Verbeſſerung der Feldgüter. Wir haben Hoffnung, ein großes Gut, das in Sequeſtration liegt, in einer ſehr fruchtbaren Gegend zu kaufen. Wir wenden das Geld, das wir aus dem väterlichen Hauſe löſen, dazu an; ein Theil wird geborgt, und ein Theil kann ſtehen bleiben; und wir rechnen auf Dich, daß Du dahin ziehſt, den Verbeſſerungen vorſtehſt, und ſo kann, um nicht viel zu ſagen, das Gut in einigen Jahren um ein Drittel an Werth ſteigen; man verkauft es wieder, ſucht ein größeres, verbeſſert und handelt wieder, und dazu biſt Du der Mann. Unſere Federn ſollen indeß zu Hauſe nicht müßig ſein, und wir wollen uns bald in einen beneidenswerthen Zuſtand verſetzen.

„Jetzt lebe wohl! Genieße das Leben auf der Reiſe und ziehe hin, wo Du es vergnüglich und nützlich findeſt. Vor dem erſten halben Jahr bedürfen wir Deiner nicht; Du kannſt Dich alſo nach Belieben in der Welt umſehen; denn die beſte Bildung findet ein geſcheidter Menſch auf Reiſen. Lebe wohl! Ich freue mich, ſo nahe mit Dir verbunden, auch nunmehr im Geiſt der Thätigkeit mit Dir vereint zu werden.“

So gut dieſer Brief geſchrieben war, und ſo viel ökonomiſche

Wahrheiten er enthalten mochte, mißfiel er doch Wilhelmen auf mehr als eine Weise. Das Lob, das er über seine fingirten statistischen, technologischen und ruralischen Kenntnisse erhielt, war ihm ein stiller Vorwurf; und das Ideal, das ihm sein Schwager vom Glück des bürgerlichen Lebens vorzeichnete, reizte ihn keineswegs; vielmehr ward er durch einen heimlichen Geist des Widerspruchs mit Heftigkeit auf die entgegengesetzte Seite getrieben. Er überzeugte sich, daß er nur auf dem Theater die Bildung, die er sich zu geben wünschte, vollenden könne, und schien in seinem Entschlusse nur desto mehr bestärkt zu werden, je lebhafter Werner, ohne es zu wissen, sein Gegner geworden war. Er faßte darauf alle seine Argumente zusammen und bestätigte bei sich seine Meinungen nur um desto mehr, je mehr er Ursache zu haben glaubte, sie dem klugen Werner in einem günstigen Lichte darzustellen, und auf diese Weise entstand eine Antwort, die wir gleichfalls einrücken.

Drittes Capitel.

„Dein Brief ist so wohl geschrieben und so gescheidt und klug gedacht, daß sich nichts mehr dazusetzen läßt. Du wirst mir aber verzeihen, wenn ich sage, daß man gerade das Gegentheil davon meinen, behaupten und thun und doch auch Recht haben kann. Deine Art zu sein und zu denken geht auf einen unbeschränkten Besitz und auf eine leichte, lustige Art zu genießen hinaus, und ich brauche Dir kaum zu sagen, daß ich daran nichts, was mich reizte, finden kann.

„Zuerst muß ich Dir leider bekennen, daß mein Tagebuch aus Noth, um meinem Vater gefällig zu sein, mit Hülfe eines Freundes aus mehreren Büchern zusammengeschrieben ist, und daß ich wohl die darin enthaltenen Sachen und noch mehrere dieser Art weiß, aber keineswegs verstehe, noch mich damit abgeben mag. Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabriciren, wenn mein eigenes Inneres voller Schlacken ist? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selber uneins bin?

„Daß ich Dir's mit Einem Wort sage: mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein

Wunſch und meine Abſicht. Noch hege ich eben dieſe Geſinnungen, nur daß mir die Mittel, die mir es möglich machen werden, etwas deutlicher ſind. Ich habe mehr Welt geſehen, als Du glaubſt, und ſie beſſer benutzt, als Du denkſt. Schenke deswegen dem, was ich ſage, einige Aufmerkſamkeit, wenn es gleich nicht ganz nach Deinem Sinne ſein ſollte.

„Wäre ich ein Edelmann, ſo wäre unſer Streit bald abgethan; da ich aber nur ein Bürger bin, ſo muß ich einen eigenen Weg nehmen, und ich wünſche, daß Du mich verſtehen mögeſt. Ich weiß nicht, wie es in fremden Ländern iſt; aber in Deutſchland iſt nur dem Edelmann eine gewiſſe allgemeine, wenn ich ſagen darf perſonelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann ſich Verdienſt erwerben und zur höchſten Noth ſeinen Geiſt ausbilden; ſeine Perſönlichkeit geht aber verloren, er mag ſich ſtellen, wie er will. Indem es dem Edelmann, der mit den Vornehmſten umgeht, zur Pflicht wird, ſich ſelbſt einen vornehmen Anſtand zu geben, indem dieſer Anſtand, da ihm weder Thür noch Thor verſchloſſen iſt, zu einem freien Anſtand wird, da er mit ſeiner Figur, mit ſeiner Perſon, es ſei bei Hofe oder bei der Armee, bezahlen muß, ſo hat er Urſache, etwas auf ſie zu halten, und zu zeigen, daß er etwas auf ſie hält. Eine gewiſſe feierliche Grazie bei gewöhnlichen Dingen, eine Art von leichtſinniger Zierlichkeit bei ernſthaften und wichtigen kleidet ihn wohl, weil er ſehen läßt, daß er überall im Gleichgewicht ſteht. Er iſt eine öffentliche Perſon, und je ausgebildeter ſeine Bewegungen, je ſonorer ſeine Stimme, je gehaltener und gemeſſener ſein ganzes Weſen iſt, deſto vollkommener iſt er. Wenn er gegen Hohe und Niedere, gegen Freunde und Verwandte immer eben Derſelbe bleibt, ſo iſt nichts an ihm auszuſetzen, man darf ihn nicht anders wünſchen. Er ſei kalt, aber verſtändig; verſtellt, aber klug. Wenn er ſich äußerlich in jedem Momente ſeines Lebens zu beherrſchen weiß, ſo hat Niemand eine weitere Forderung an ihn zu machen, und alles Uebrige, was er an und um ſich hat, Fähigkeit, Talent, Reichthum, Alles ſcheinen nur Zugaben zu ſein.

„Nun denke Dir irgend einen Bürger, der an jene Vorzüge nur einigen Anſpruch zu machen gedächte; durchaus muß es ihm mißlingen, und er müßte deſto unglücklicher werden, je mehr ſein Naturell ihm zu jener Art zu ſein Fähigkeit und Trieb gegeben hätte.

„Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Grenzen kennt, wenn man aus ihm Könige oder königähnliche Figuren erschaffen kann, so darf er überall mit einem stillen Bewußtsein vor seines Gleichen treten; er darf überall vorwärts dringen, anstatt daß dem Bürger nichts besser ansteht als das reine stille Gefühl der Grenzlinie, die ihm gezogen ist. Er darf nicht fragen: ‚Was bist du?‘ sondern nur: ‚Was hast du? welche Einsicht, welche Kenntniß, welche Fähigkeit, wie viel Vermögen?‘ Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person Alles giebt, so giebt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben. Jener darf und soll scheinen; Dieser soll nur sein, und was er scheinen will, ist lächerlich und abgeschmackt. Jener soll thun und wirken, Dieser soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sei, noch sein dürfe, weil er, um sich auf Eine Weise brauchbar zu machen, alles Uebrige vernachlässigen muß.

„An diesem Unterschiede ist nicht etwa die Anmaßung der Edelleute und die Nachgiebigkeit der Bürger, sondern die Verfassung der Gesellschaft selbst Schuld; ob sich daran einmal etwas ändern wird, und was sich ändern wird, bekümmert mich wenig; genug, ich habe, wie die Sachen jetzt stehen, an mich selbst zu denken, und wie ich mich selbst und das, was mir ein unerläßliches Bedürfniß ist, rette und erreiche.

„Ich habe nun einmal gerade zu jener harmonischen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt versagt, eine unwiderstehliche Neigung. Ich habe, seit ich Dich verlassen, durch Leibesübung viel gewonnen; ich habe viel von meiner gewöhnlichen Verlegenheit abgelegt und stelle mich so ziemlich dar. Eben so habe ich meine Sprache und Stimme ausgebildet, und ich darf ohne Eitelkeit sagen, daß ich in Gesellschaften nicht mißfalle. Nun leugne ich Dir nicht, daß mein Trieb täglich unüberwindlicher wird, eine öffentliche Person zu sein und in einem weitern Kreise zu gefallen und zu wirken. Dazu kommt meine Neigung zur Dichtkunst und zu Allem, was mit ihr in Verbindung steht, und das Bedürfniß, meinen Geist und Geschmack auszubilden, damit ich nach und nach bei dem Genuß, den ich nicht entbehren kann, nur das Gute wirk-

lich für gut und das Schöne für ſchön halte. Du ſiehſt wohl, daß das Alles für mich nur auf dem Theater zu finden iſt, und daß ich mich in dieſem einzigen Elemente nach Wunſch rühren und ausbilden kann. Auf den Brettern erſcheint der gebildete Menſch ſo gut perſönlich in ſeinem Glanz als in den obern Klaſſen; Geiſt und Körper müſſen bei jeder Bemühung gleichen Schritt gehen, und ich werde da ſo gut ſein und ſcheinen können als irgend anderswo. Suche ich daneben noch Beſchäftigungen, ſo giebt es dort mechaniſche Quälereien genug, und ich kann meiner Geduld tägliche Uebung verſchaffen.

„Disputire mit mir nicht darüber; denn eh' Du mir ſchreibſt, iſt der Schritt ſchon geſchehen. Wegen der herrſchenden Vorurtheile will ich meinen Namen verändern, weil ich mich ohnehin ſchäme, als Meiſter aufzutreten. Lebe wohl! Unſer Vermögen iſt in ſo guter Hand, daß ich mich darum gar nicht bekümmere; was ich brauche, verlange ich gelegentlich von Dir; es wird nicht viel ſein, denn ich hoffe, daß mich meine Kunſt auch nähren ſoll."

Der Brief war kaum abgeſchickt, als Wilhelm auf der Stelle Wort hielt und zu Serlo's und der Uebrigen großer Verwunderung ſich auf einmal erklärte, daß er ſich zum Schauſpieler widme und einen Contract auf billige Bedingungen eingehen wolle. Man war hierüber bald einig; denn Serlo hatte ſchon früher ſich ſo erklärt, daß Wilhelm und die Uebrigen damit gar wohl zufrieden ſein konnten. Die ganze verunglückte Geſellſchaft, mit der wir uns ſo lange unterhalten haben, ward auf einmal angenommen, ohne daß jedoch, außer etwa Laertes, ſich Einer gegen Wilhelmen dankbar erzeigt hätte. Wie ſie ohne Zutrauen gefordert hatten, ſo empfingen ſie ohne Dank. Die Meiſten wollten lieber ihre Anſtellung dem Einfluſſe Philinens zuſchreiben und richteten ihre Dankſagungen an ſie. Indeſſen wurden die ausgefertigten Contracte unterſchrieben, und durch eine unerklärliche Verknüpfung von Ideen entſtand vor Wilhelms Einbildungskraft in dem Augenblicke, als er ſeinen fingirten Namen unterzeichnete, das Bild jenes Waldplatzes, wo er verwundet in Philinens Schooß gelegen. Auf einem Schimmel kam die liebenswürdige Amazone aus den Büſchen, nahte ſich ihm und ſtieg ab. Ihr menſchenfreundliches Bemühen hieß ſie gehen und kommen; endlich ſtand ſie vor ihm. Das Kleid fiel von ihren Schultern; ihr

Geſicht, ihre Geſtalt fing an zu glänzen, und ſie verſchwand. So ſchrieb er ſeinen Namen nur mechaniſch hin, ohne zu wiſſen, was er that, und fühlte erſt, nachdem er unterzeichnet hatte, daß Mignon an ſeiner Seite ſtand, ihn am Arm hielt und ihm die Hand leiſe wegzuziehen verſucht hatte.

Viertes Capitel.

Eine der Bedingungen, unter denen Wilhelm ſich aufs Theater begab, war von Serlo nicht ohne Einſchränkung zugeſtanden worden. Jener verlangte, daß Hamlet ganz und unzerſtückt aufgeführt werden ſollte, und Dieſer ließ ſich das wunderliche Begehren in ſofern gefallen, als es möglich ſein würde. Nun hatten ſie hierüber bisher manchen Streit gehabt; denn was möglich oder nicht möglich ſei, und was man von dem Stück weglaſſen könne, ohne es zu zerſtücken, darüber waren Beide ſehr verſchiedener Meinung.

Wilhelm befand ſich noch in den glücklichen Zeiten, da man nicht begreifen kann, daß an einem geliebten Mädchen, an einem verehrten Schriftſteller irgend etwas mangelhaft ſein könne. Unſere Empfindung von ihnen iſt ſo ganz, ſo mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, daß wir uns auch in ihnen eine ſolche vollkommene Harmonie denken müſſen. Serlo hingegen ſonderte gern und beinah zu viel; ſein ſcharfer Verſtand wollte in einem Kunſtwerke gewöhnlich nur ein mehr oder weniger unvollkommenes Ganzes erkennen. Er glaubte, ſo wie man die Stücke finde, habe man wenig Urſache, mit ihnen ſo gar bedächtig umzugehen, und ſo mußte auch Shakeſpeare, ſo mußte beſonders Hamlet Vieles leiden.

Wilhelm wollte gar nicht hören, wenn Jener von der Abſonderung der Spreu von dem Weizen ſprach. „Es iſt nicht Spreu und Weizen durcheinander“, rief Dieſer, „es iſt ein Stamm, Aeſte, Zweige, Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte. Iſt nicht Eins mit dem Andern und durch das Andere?“ Jener behauptete, man bringe nicht den ganzen Stamm auf den Tiſch; der Künſtler müſſe goldene Aepfel in ſilbernen Schalen ſeinen Gäſten reichen. Sie erſchöpften ſich in Gleichniſſen, und ihre Meinungen ſchienen ſich immer weiter von einander zu entfernen.

Gar verzweifeln wollte unſer Freund, als Serlo ihm einſt nach langem Streit das einfachſte Mittel anrieth, ſich kurz zu reſolviren, die Feder zu ergreifen und in dem Trauerſpiele, was eben nicht gehen wolle noch könne, abzuſtreichen, mehrere Perſonen in Eine zu drängen, und wenn er mit dieſer Art noch nicht bekannt genug ſei, oder noch nicht Herz genug dazu habe, ſo ſolle er ihm die Arbeit überlaſſen, und er wolle bald fertig ſein.

„Das iſt nicht unſerer Abrede gemäß", verſetzte Wilhelm. „Wie können Sie bei ſo viel Geſchmack ſo leichtſinnig ſein?"

„Mein Freund", rief Serlo aus, „Sie werden es auch ſchon werden. Ich kenne das Abſcheuliche dieſer Manier nur zu wohl, die vielleicht noch auf keinem Theater in der Welt Statt gefunden hat. Aber wo iſt auch eins ſo verwahrloſt als das unſere? Zu dieſer ekelhaften Verſtümmelung zwingen uns die Autoren, und das Publikum erlaubt ſie. Wie viel Stücke haben wir denn, die nicht über das Maß des Perſonals, der Decorationen und Theatermechanik, der Zeit, des Dialogs und der phyſiſchen Kräfte des Acteurs hinausſchritten? Und doch ſollen wir ſpielen und immer ſpielen und immer neu ſpielen. Sollen wir uns dabei nicht unſeres Vortheils bedienen, da wir mit zerſtückelten Werken eben ſo viel ausrichten als mit ganzen? Setzt uns das Publikum doch ſelbſt in den Vortheil! Wenig Deutſche, und vielleicht nur wenige Menſchen aller neuern Nationen haben Gefühl für ein äſthetiſches Ganzes; ſie loben und tadeln nur ſtellenweiſe, ſie entzücken ſich nur ſtellenweiſe; und für wen iſt das ein größeres Glück als für den Schauſpieler, da das Theater immer nur ein geſtoppeltes und geſtückeltes Weſen bleibt?"

„Iſt!" verſetzte Wilhelm; „aber muß es denn auch ſo bleiben, muß denn Alles bleiben, was iſt? Ueberzeugen Sie mich ja nicht, daß Sie Recht haben; denn keine Macht in der Welt würde mich bewegen können, einen Contract zu halten, den ich nur im gröbſten Irrthum geſchloſſen hätte."

Serlo gab der Sache eine luſtige Wendung und erſuchte Wilhelmen, ihre öftern Geſpräche über Hamlet nochmals zu bedenken und ſelbſt die Mittel zu einer glücklichen Bearbeitung zu erſinnen.

Nach einigen Tagen, die er in der Einſamkeit zugebracht hatte, kam Wilhelm mit frohem Blicke zurück. „Ich müßte mich ſehr irren", rief er aus, „wenn ich nicht gefunden hätte, wie dem Ganzen zu

helfen iſt; ja, ich bin überzeugt, daß Shakeſpeare es ſelbſt ſo würde gemacht haben, wenn ſein Genie nicht auf die Hauptſache ſo ſehr gerichtet und nicht vielleicht durch die Novellen, nach denen er arbeitete, verführt worden wäre."

„Laſſen Sie hören!" ſagte Serlo, indem er ſich gravitätiſch aufs Canapé ſetzte; „ich werde ruhig aufhorchen, aber auch deſto ſtrenger richten."

Wilhelm verſetzte: „Mir iſt nicht bange; hören Sie nur! Ich unterſcheide, nach der genaueſten Unterſuchung, nach der reiflichſten Ueberlegung, in der Compoſition dieſes Stückes Zweierlei. Das erſte ſind die großen innern Verhältniſſe der Perſonen und der Begebenheiten, die mächtigen Wirkungen, die aus den Charakteren und Handlungen der Hauptfiguren entſtehen, und dieſe ſind einzeln vortrefflich, und die Folge, in der ſie aufgeſtellt ſind, unverbeſſerlich. Sie können durch keine Art von Behandlung zerſtört, ja kaum verunſtaltet werden. Dieſe ſind's, die Jedermann zu ſehen verlangt, die Niemand anzutaſten wagt, die ſich tief in die Seele eindrücken, und die man, wie ich höre, beinahe alle auf das deutſche Theater gebracht hat. Nur hat man, wie ich glaube, darin gefehlt, daß man das Zweite, was bei dieſem Stück zu bemerken iſt, ich meine die äußern Verhältniſſe der Perſonen, wodurch ſie von einem Orte zum andern gebracht oder auf dieſe und jene Weiſe durch gewiſſe zufällige Begebenheiten verbunden werden, für allzu unbedeutend angeſehen, nur im Vorbeigehen davon geſprochen oder ſie gar weggelaſſen hat. Freilich ſind dieſe Fäden nur dünn und loſe, aber ſie gehen doch durchs ganze Stück und halten zuſammen, was ſonſt auseinander fiele, auch wirklich auseinander fällt, wenn man ſie wegſchneidet und ein Uebriges gethan zu haben glaubt, daß man die Enden ſtehen läßt.

„Zu dieſen äußern Verhältniſſen zähle ich die Unruhen in Norwegen, den Krieg mit dem jungen Fortinbras, die Geſandtſchaft an den alten Oheim, den geſchlichteten Zwiſt, den Zug des jungen Fortinbras nach Polen und ſeine Rückkehr am Ende; ingleichen die Rückkehr des Horatio von Wittenberg, die Luſt Hamlet's, dahin zu gehen, die Reiſe des Laertes nach Frankreich, ſeine Rückkunft, die Verſchickung Hamlet's nach England, ſeine Gefangenſchaft beim Seeräuber, den Tod der beiden Hofleute auf den Uriasbrief: Alles

dieſes ſind Umſtände und Begebenheiten, die einen Roman weit und breit machen können, die aber der Einheit dieſes Stücks, in dem beſonders der Held keinen Plan hat, auf das Aeußerſte ſchaden und höchſt fehlerhaft ſind."

„So höre ich Sie einmal gerne!" rief Serlo.

„Fallen Sie mir nicht ein!" verſetzte Wilhelm; „Sie möchten mich nicht immer loben. Dieſe Fehler ſind wie flüchtige Stützen eines Gebäudes, die man nicht wegnehmen darf, ohne vorher eine feſte Mauer unterzuziehen. Mein Vorſchlag iſt alſo, an jenen erſten großen Situationen gar nicht zu rühren, ſondern ſie ſowohl im Ganzen als Einzelnen möglichſt zu ſchonen, aber dieſe äußern, einzelnen, zerſtreuten und zerſtreuenden Motive alle auf einmal wegzuwerfen und ihnen ein einziges zu ſubſtituiren."

„Und das wäre?" fragte Serlo, indem er ſich aus ſeiner ruhigen Stellung aufhob.

„Es liegt auch ſchon im Stücke", erwiderte Wilhelm, „nur mache ich den rechten Gebrauch davon. Es ſind die Unruhen in Norwegen. Hier haben Sie meinen Plan zur Prüfung.

„Nach dem Tode des alten Hamlet werden die erſteroberten Norweger unruhig. Der dortige Statthalter ſchickt ſeinen Sohn Horatio, einen alten Schulfreund Hamlet's, der aber an Tapferkeit und Lebensklugheit allen Andern vorgelaufen iſt, nach Dänemark, auf die Ausrüſtung der Flotte zu dringen, welche unter dem neuen, der Schwelgerei ergebenen König nur ſaumſelig von Statten geht. Horatio kennt den alten König; denn er hat ſeinen letzten Schlachten beigewohnt, hat bei ihm in Gunſten geſtanden, und die erſte Geiſterſcene wird dadurch nicht verlieren. Der neue König giebt ſodann dem Horatio Audienz und ſchickt den Laertes nach Norwegen mit der Nachricht, daß die Flotte bald anlanden werde, indeß Horatio den Auftrag erhält, die Rüſtung derſelben zu beſchleunigen; dagegen will die Mutter nicht einwilligen, daß Hamlet, wie er wünſchte, mit Horatio zur See gehe."

„Gott ſei Dank!" rief Serlo, „ſo werden wir auch Wittenberg und die hohe Schule los, die mir immer ein leidiger Anſtoß war. Ich finde Ihren Gedanken recht gut; denn außer den zwei einzigen fernen Bildern, Norwegen und der Flotte, braucht der Zuſchauer ſich nichts zu denken; das Uebrige ſieht er Alles, das Uebrige

geht Alles vor, anſtatt daß ſonſt ſeine Einbildungskraft in der ganzen Welt herumgejagt würde."

„Sie ſehen leicht", verſetzte Wilhelm, „wie ich nunmehr auch das Uebrige zuſammen halten kann. Wenn Hamlet dem Horatio die Miſſethat ſeines Stiefvaters entdeckt, ſo räth ihm Dieſer, mit nach Norwegen zu gehen, ſich der Armee zu verſichern und mit gewaffneter Hand zurückzukehren. Da Hamlet dem König und der Königin zu gefährlich wird, haben ſie kein näheres Mittel, ihn loszuwerden, als ihn nach der Flotte zu ſchicken und ihm Roſenkranz und Güldenſtern zu Beobachtern mitzugeben; und da indeß Laertes zurückkommt, ſoll Dieſer bis zum Meuchelmord erhitzte Jüngling ihm nachgeſchickt werden. Die Flotte bleibt wegen ungünſtigen Windes liegen; Hamlet kehrt nochmals zurück; ſeine Wanderung über den Kirchhof kann vielleicht glücklich motivirt werden; ſein Zuſammentreffen mit Laertes in Opheliens Grabe iſt ein großer unentbehrlicher Moment. Hierauf mag der König bedenken, daß es beſſer ſei, Hamlet auf der Stelle loszuwerden; das Feſt der Abreiſe, der ſcheinbaren Verſöhnung mit Laertes wird nun feierlich begangen, wobei man Ritterſpiele hält und auch Hamlet und Laertes fechten. Ohne die vier Leichen kann ich das Stück nicht ſchließen; es darf Niemand übrig bleiben. Hamlet giebt, da nun das Wahlrecht des Volks wieder eintritt, ſeine Stimme ſterbend dem Horatio."

„Nur geſchwind!" verſetzte Serlo, „ſetzen Sie ſich hin und arbeiten das Stück aus; die Idee hat völlig meinen Beifall; nur daß die Luft nicht verraucht!"

Fünftes Capitel.

Wilhelm hatte ſich ſchon lange mit einer Ueberſetzung Hamlet's abgegeben; er hatte ſich dabei der geiſtvollen Wieland'ſchen Arbeit bedient, durch die er überhaupt Shakeſpearen zuerſt kennen lernte. Was in derſelben ausgelaſſen war, fügte er hinzu, und ſo war er im Beſitz eines vollſtändigen Exemplars in dem Augenblicke, da er mit Serlo über die Behandlung ſo ziemlich einig geworden war. Er fing nun an, nach ſeinem Plane auszuheben und einzuſchieben,

zu trennen und zu verbinden, zu verändern und oft wieder herzustellen; denn so zufrieden er auch mit seiner Idee war, so schien ihm doch bei der Ausführung immer, daß das Original nur verdorben werde.

Sobald er fertig war, las er es Serlo und der übrigen Gesellschaft vor. Sie bezeigten sich sehr zufrieden damit; besonders machte Serlo manche günstige Bemerkung.

„Sie haben", sagte er unter Anderm, „sehr richtig empfunden, daß äußere Umstände dieses Stück begleiten, aber einfacher sein müssen, als sie uns der große Dichter gegeben hat. Was außer dem Theater vorgeht, was der Zuschauer nicht sieht, was er sich vorstellen muß, ist wie ein Hintergrund, vor dem die spielenden Figuren sich bewegen. Die große einfache Aussicht auf die Flotte und Norwegen wird dem Stück sehr gut thun; nähme man sie ganz weg, so ist es nur eine Familienscene, und der große Begriff, daß hier ein ganzes königliches Haus durch innere Verbrechen und Unschicklichkeiten zu Grunde geht, wird nicht in seiner Würde dargestellt. Bliebe aber jener Hintergrund selbst mannigfaltig, beweglich, confus, so thäte er dem Eindrucke der Figuren Schaden."

Wilhelm nahm nun wieder die Partie Shakespeare's und zeigte, daß er für Insulaner geschrieben habe, für Engländer, die selbst im Hintergrunde nur Schiffe und Seereisen, die Küste von Frankreich und Kaper zu sehen gewohnt sind, und daß, was Jenen etwas ganz Gewöhnliches sei, uns schon zerstreue und verwirre.

Serlo mußte nachgeben, und Beide stimmten darin überein, daß, da das Stück nun einmal auf das deutsche Theater solle, dieser ernstere, einfachere Hintergrund für unsere Vorstellungsart am besten passen werde.

Die Rollen hatte man schon früher ausgetheilt: den Polonius übernahm Serlo; Aurelie Ophelien; Laertes war durch seinen Namen schon bezeichnet; ein junger, untersetzter, muntrer, neuangekommener Jüngling erhielt die Rolle des Horatio; nur wegen des Königs und des Geistes war man in einiger Verlegenheit. Für beide Rollen war nur der alte Polterer da. Serlo schlug den Pedanten zum Könige vor; wogegen Wilhelm aber aufs Aeußerste protestirte. Man konnte sich nicht entschließen.

Ferner hatte Wilhelm in seinem Stücke die beiden Rollen von

Roſenkranz und Güldenſtern ſtehen laſſen. „Warum haben Sie dieſe nicht in Eine verbunden?“ fragte Serlo; „dieſe Abbreviatur iſt doch ſo leicht gemacht.“

„Gott bewahre mich vor ſolchen Verkürzungen, die zugleich Sinn und Wirkung aufheben!“ verſetzte Wilhelm. „Das, was dieſe beiden Menſchen ſind und thun, kann nicht durch Einen vorgeſtellt werden. In ſolchen Kleinigkeiten zeigt ſich Shakeſpeare's Größe. Dieſes leiſe Auftreten, dieſes Schmiegen und Biegen, dies Jaſagen, Streicheln und Schmeicheln, dieſe Behendigkeit, dies Schwenzeln, dieſe Allheit und Leerheit, dieſe rechtliche Schurkerei, dieſe Unfähigkeit: wie kann ſie durch Einen Menſchen ausgedrückt werden? Es ſollten ihrer wenigſtens ein Dutzend ſein, wenn man ſie haben könnte; denn ſie ſind blos in Geſellſchaft etwas, ſie ſind die Geſellſchaft, und Shakeſpeare war ſehr beſcheiden und weiſe, daß er nur zwei ſolche Repräſentanten auftreten ließ. Ueberdies brauche ich ſie in meiner Bearbeitung als ein Paar, das mit dem Einen, guten, trefflichen Horatio contraſtirt.“

„Ich verſtehe Sie“, ſagte Serlo, „und wir können uns helfen. Den Einen geben wir Elmiren (ſo nannte man die älteſte Tochter des Polterers); es kann nicht ſchaden, wenn ſie gut ausſehen, und ich will die Puppen putzen und dreſſiren, daß es eine Luſt ſein ſoll.“

Philine freute ſich außerordentlich, daß ſie die Herzogin in der kleinen Komödie ſpielen ſollte. „Das will ich ſo natürlich machen“, rief ſie aus, „wie man in der Geſchwindigkeit einen Zweiten heirathet, nachdem man den Erſten ganz außerordentlich geliebt hat. Ich hoffe mir den größten Beifall zu erwerben, und jeder Mann ſoll wünſchen, der Dritte zu werden.“

Aurelie machte ein verdrießliches Geſicht bei dieſen Aeußerungen; ihr Widerwille gegen Philinen nahm mit jedem Tage zu.

„Es iſt recht Schade“, ſagte Serlo, „daß wir kein Ballet haben; ſonſt ſollten Sie mir mit Ihrem erſten und zweiten Manne ein Pas de deux tanzen, und der Alte ſollte nach dem Tact einſchlafen, und Ihre Füßchen und Wädchen würden ſich dort hinten auf dem Kindertheater ganz allerliebſt ausnehmen.“

„Von meinen Wädchen wiſſen Sie ja wohl nicht viel“, verſetzte ſie ſchnippiſch, „und was meine Füßchen betrifft“, rief ſie, „indem

ſie ſchnell unter den Tiſch reichte, ihre Pantöffelchen heraufholte und neben einander vor Serlo hinſtellte, „hier ſind die Stelzchen, und ich gebe Ihnen auf, niedlichere zu finden.“

„Es war Ernſt!“ ſagte er, als er die zierlichen Halbſchuhe betrachtete. Gewiß, man konnte nicht leicht etwas Artigers ſehen. Sie waren Pariſer Arbeit; Philine hatte ſie von der Gräfin zum Geſchenk erhalten, einer Dame, deren ſchöner Fuß berühmt war.

„Ein reizender Gegenſtand!“ rief Serlo; „das Herz hüpft mir, wenn ich ſie anſehe.“

„Welche Verzuckungen!“ ſagte Philine.

„Es geht nichts über ein Paar Pantöffelchen von ſo feiner, ſchöner Arbeit“, rief Serlo; „doch iſt ihr Klang noch reizender als ihr Anblick.“ Er hub ſie auf und ließ ſie einigemal hinter einander wechſelsweiſe auf den Tiſch fallen.

„Was ſoll das heißen? Nur wieder her damit!“ rief Philine.

„Darf ich ſagen“, verſetzte er mit verſtellter Beſcheidenheit und ſchalkhaftem Ernſt, „wir andern Junggeſellen, die wir Nachts meiſt allein ſind und uns doch wie andre Menſchen fürchten und im Dunkeln uns nach Geſellſchaft ſehnen, beſonders in Wirthshäuſern und fremden Orten, wo es nicht ganz geheuer iſt, wir finden es gar tröſtlich, wenn ein gutherziges Kind uns Geſellſchaft und Beiſtand leiſten will. Es iſt Nacht, man liegt im Bette, es raſchelt, man ſchaudert, die Thüre thut ſich auf, man erkennt ein liebes piſperndes Stimmchen, es ſchleicht was herbei, die Vorhänge rauſchen, klipp! klapp! die Pantoffeln fallen, und huſch! man iſt nicht mehr allein. Ach, der liebe, der einzige Klang, wenn die Abſätzchen auf den Boden aufſchlagen! Je zierlicher ſie ſind, je feiner klingt's. Man ſpreche mir von Philomelen, von rauſchenden Bächen, vom Säuſeln der Winde, und von Allem, was je georgelt und gepfiffen worden iſt, ich halte mich an das Klipp! Klapp! — Klipp! Klapp! iſt das ſchönſte Thema zu einem Rondeau, das man immer wieder von vorne zu hören wünſcht.“

Philine nahm ihm die Pantoffeln aus den Händen und ſagte: „Wie ich ſie krumm getreten habe! Sie ſind mir viel zu weit.“ Dann ſpielte ſie damit und rieb die Sohlen gegen einander. „Was das heiß wird!“ rief ſie aus, indem ſie die eine Sohle flach an die Wange hielt, dann wieder rieb und ſie gegen Serlo hinreichte.

Er war gutmüthig genug, nach der Wärme zu fühlen, und: „Klipp! Klapp!“ rief sie, indem sie ihm einen derben Schlag mit dem Absatz versetzte, daß er schreiend die Hand zurück zog. „Ich will euch lehren, bei meinen Pantoffeln was anders denken“, sagte Philine lachend.

„Und ich will dich lehren, alte Leute wie Kinder anführen!“ rief Serlo dagegen, sprang auf, faßte sie mit Heftigkeit und raubte ihr manchen Kuß, deren jeden sie sich mit ernstlichem Widerstreben gar künstlich abzwingen ließ. Ueber dem Balgen fielen ihre langen Haare herunter und wickelten sich um die Gruppe, der Stuhl schlug an den Boden, und Aurelie, die von diesem Unwesen innerlich beleidigt war, stand mit Verdruß auf.

Sechstes Capitel.

Obgleich bei der neuen Bearbeitung Hamlet's manche Personen weggefallen waren, so blieb die Anzahl derselben doch immer noch groß genug, und fast wollte die Gesellschaft nicht hinreichen.

„Wenn das so fort geht“, sagte Serlo, „wird unser Souffleur auch noch aus dem Loche hervorsteigen müssen, unter uns wandeln und zur Person werden.“

„Schon oft habe ich ihn an seiner Stelle bewundert“, versetzte Wilhelm.

„Ich glaube nicht, daß es einen vollkommenern Einhelfer giebt“, sagte Serlo. „Kein Zuschauer wird ihn jemals hören; wir auf dem Theater verstehen jede Silbe. Er hat sich gleichsam ein eigen Organ dazu gemacht und ist wie ein Genius, der uns in der Noth vernehmlich zulispelt. Er fühlt, welchen Theil seiner Rolle der Schauspieler vollkommen inne hat, und ahnet von Weitem, wenn ihn das Gedächtniß verlassen will. In einigen Fällen, da ich die Rolle kaum überlesen konnte, da er sie mir Wort vor Wort vorsagte, spielte ich sie mit Glück; nur hat er Sonderbarkeiten, die jeden Andern unbrauchbar machen würden: er nimmt so herzlichen Antheil an den Stücken, daß er pathetische Stellen nicht eben declamirt, aber doch affectvoll recitirt. Mit dieser Unart hat er mich mehr als einmal irre gemacht.“

„So wie er mich", ſagte Aurelie, „mit einer andern Sonderbarkeit einſt an einer ſehr gefährlichen Stelle ſtecken ließ."

„Wie war das bei ſeiner Aufmerkſamkeit möglich?" fragte Wilhelm.

„Er wird", verſetzte Aurelie, „bei gewiſſen Stellen ſo gerührt, daß er heiße Thränen weint und einige Augenblicke ganz aus der Faſſung kommt; und es ſind eigentlich nicht die ſogenannten rührenden Stellen, die ihn in dieſen Zuſtand verſetzen; es ſind, wenn ich mich deutlich ausdrücke, die ſchönen Stellen, aus welchen der reine Geiſt des Dichters gleichſam aus hellen, offenen Augen hervorſieht, Stellen, bei denen wir Andern uns nur höchſtens freuen, und worüber viele Tauſende wegſehen."

„Und warum erſcheint er mit dieſer zarten Seele nicht auf dem Theater?"

„Ein heiſeres Organ und ein ſteifes Betragen ſchließen ihn von der Bühne, und ſeine hypochondriſche Natur von der Geſellſchaft aus", verſetzte Serlo. „Wie viel Mühe habe ich mir gegeben, ihn an mich zu gewöhnen! aber vergebens. Er lieſt vortrefflich, wie ich nicht wieder habe leſen hören; Niemand hält, wie er, die zarte Grenzlinie zwiſchen Declamation und affectvoller Recitation."

„Gefunden!" rief Wilhelm, „gefunden! welch eine glückliche Entdeckung! Nun haben wir den Schauſpieler, der uns die Stelle vom rauhen Pyrrhus recitiren ſoll."

„Man muß ſo viel Leidenſchaft haben wie Sie", verſetzte Serlo, „um Alles zu ſeinem Endzwecke zu nutzen."

„Gewiß, ich war in der größten Sorge", rief Wilhelm, „daß vielleicht dieſe Stelle wegbleiben müßte, und das ganze Stück würde dadurch gelähmt werden."

„Das kann ich doch nicht einſehen", verſetzte Aurelie.

„Ich hoffe, Sie werden bald meiner Meinung ſein", ſagte Wilhelm. „Shakeſpeare führt die ankommenden Schauſpieler zu einem doppelten Endzweck herein. Erſt macht der Mann, der den Tod des Priamus mit ſo viel eigener Rührung declamirt, tiefen Eindruck auf den Prinzen ſelbſt; er ſchärft das Gewiſſen des jungen ſchwankenden Mannes: und ſo wird dieſe Scene das Präludium zu jener, in welcher das kleine Schauſpiel ſo große Wirkung auf den König thut. Hamlet fühlt ſich durch den Schauſpieler

beſchämt, der an fremden, an fingirten Leiden ſo großen Theil nimmt; und der Gedanke, auf eben die Weiſe einen Verſuch auf das Gewiſſen ſeines Stiefvaters zu machen, wird dadurch bei ihm ſogleich erregt. Welch ein herrlicher Monolog iſt's, der den zweiten Act ſchließt! Wie freue ich mich darauf, ihn zu recitiren: ‚O! welch ein Schurke, welch ein niedriger Sklave bin ich! — Iſt es nicht ungeheuer, daß dieſer Schauſpieler hier, nur durch Erdichtung, durch einen Traum von Leidenſchaft, ſeine Seele ſo nach ſeinem Willen zwingt, daß ihre Wirkung ſein ganzes Geſicht entfärbt: — Thränen im Auge! Verwirrung im Betragen! Gebrochne Stimme! Sein ganzes Weſen von Einem Gefühl durchdrungen! und das Alles um nichts — um Hekuba! — Was iſt Hekuba für ihn oder er für Hekuba, daß er um ſie weinen ſollte?'"

„Wenn wir nur unſern Mann auf das Theater bringen können!" ſagte Aurelie.

„Wir müſſen", verſetzte Serlo, „ihn nach und nach hineinführen. Bei den Proben mag er die Stelle leſen, und wir ſagen, daß wir einen Schauſpieler, der ſie ſpielen ſoll, erwarten, und ſo ſehen wir, wie wir ihm näher kommen."

Nachdem ſie darüber einig waren, wendete ſich das Geſpräch auf den Geiſt. Wilhelm konnte ſich nicht entſchließen, die Rolle des lebenden Königs dem Pedanten zu überlaſſen, damit der Polterer den Geiſt ſpielen könne, und meinte vielmehr, daß man noch einige Zeit warten ſollte, indem ſich doch noch einige Schauſpieler gemeldet hätten, und ſich unter ihnen der rechte Mann finden könnte.

Man kann ſich daher denken, wie verwundert Wilhelm war, als er unter der Adreſſe ſeines Theaternamens Abends folgendes Billet mit wunderbaren Zügen verſiegelt auf ſeinem Tiſche fand:

„Du biſt, o ſonderbarer Jüngling, wir wiſſen es, in großer Verlegenheit. Du findeſt kaum Menſchen zu deinem Hamlet, geſchweige Geiſter. Dein Eifer verdient ein Wunder; Wunder können wir nicht thun, aber etwas Wunderbares ſoll geſchehen. Haſt du Vertrauen, ſo ſoll zur rechten Stunde der Geiſt erſcheinen! Habe Muth und bleibe gefaßt! Es bedarf keiner Antwort; dein Entſchluß wird uns bekannt werden."

Mit dieſem ſeltſamen Blatte eilte er zu Serlo zurück, der es las und wieder las und endlich mit bedenklicher Miene verſicherte:

die Sache ſei von Wichtigkeit; man müſſe wohl überlegen, ob man es wagen dürfe und könne. Sie ſprachen Vieles hin und wieder; Aurelie war ſtill und lächelte von Zeit zu Zeit, und als nach einigen Tagen wieder davon die Rede war, gab ſie nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie es für einen Scherz von Serlo halte. Sie bat Wilhelmen, völlig außer Sorge zu ſein und den Geiſt geduldig zu erwarten.

Ueberhaupt war Serlo von dem beſten Humor; denn die abgehenden Schauſpieler gaben ſich alle mögliche Mühe, gut zu ſpielen, damit man ſie ja recht vermiſſen ſollte, und von der Neugierde auf die neue Geſellſchaft konnte er auch die beſte Einnahme erwarten.

Sogar hatte der Umgang Wilhelms auf ihn einigen Einfluß gehabt. Er fing an, mehr über Kunſt zu ſprechen; denn er war am Ende doch ein Deutſcher, und dieſe Nation giebt ſich gern Rechenſchaft von dem, was ſie thut. Wilhelm ſchrieb ſich manche ſolche Unterredung auf; und wir werden, da die Erzählung hier nicht ſo oft unterbrochen werden darf, denjenigen unſerer Leſer, die ſich dafür intereſſiren, ſolche dramaturgiſche Verſuche bei einer andern Gelegenheit vorlegen.

Beſonders war Serlo eines Abends ſehr luſtig, als er von der Rolle des Polonius ſprach, wie er ſie zu faſſen gedachte. „Ich verſpreche“, ſagte er, „diesmal einen recht würdigen Mann zum Beſten zu geben; ich werde die gehörige Ruhe und Sicherheit, Leerheit und Bedeutſamkeit, Annehmlichkeit und geſchmackloſes Weſen, Freiheit und Aufpaſſen, treuherzige Schalkheit und erlogene Wahrheit da, wo ſie hingehören, recht zierlich aufſtellen. Ich will einen ſolchen grauen, redlichen, ausdauernden, der Zeit dienenden Halbſchelm aufs Allerhöflichſte vorſtellen und vortragen, und dazu ſollen mir die etwas rohen und groben Pinſelſtriche unſers Autors gute Dienſte leiſten. Ich will reden wie ein Buch, wenn ich mich vorbereitet habe, und wie ein Thor, wenn ich bei guter Laune bin. Ich werde abgeſchmackt ſein, um Jedem nach dem Maule zu reden, und immer ſo fein, es nicht zu merken, wenn mich die Leute zum Beſten haben. Nicht leicht habe ich eine Rolle mit ſolcher Luſt und Schalkheit übernommen.“

„Wenn ich nur auch von der meinigen ſo viel hoffen könnte“, ſagte Aurelie. „Ich habe weder Jugend noch Weichheit genug, um

mich in dieſen Charakter zu finden. Nur Eins weiß ich leider: das Gefühl, das Ophelien den Kopf verrückt, wird mich nicht verlaſſen."

„Wir wollen es ja nicht ſo genau nehmen", ſagte Wilhelm; „denn eigentlich hat mein Wunſch, den Hamlet zu ſpielen, mich bei allem Studium des Stücks aufs Aeußerſte irre geführt. Je mehr ich mich in die Rolle ſtudire, deſto mehr ſehe ich, daß in meiner ganzen Geſtalt kein Zug der Phyſiognomie iſt, wie Shakeſpeare ſeinen Hamlet aufſtellt. Wenn ich es recht überlege, wie genau in der Rolle Alles zuſammenhängt, ſo getraue ich mir kaum, eine leidliche Wirkung hervorzubringen."

„Sie treten mit großer Gewiſſenhaftigkeit in Ihre Laufbahn", verſetzte Serlo. „Der Schauſpieler ſchickt ſich in die Rolle, wie er kann, und die Rolle richtet ſich nach ihm, wie ſie muß. Wie hat aber Shakeſpeare ſeinen Hamlet vorgezeichnet? Iſt er Ihnen denn ſo ganz unähnlich?"

„Zuvörderſt iſt Hamlet blond", erwiderte Wilhelm.

„Das heiß' ich weit geſucht", ſagte Aurelie. „Woher ſchließen Sie das?"

„Als Däne, als Nordländer iſt er blond von Hauſe aus und hat blaue Augen."

„Sollte Shakeſpeare daran gedacht haben?"

„Beſtimmt ſind' ich es nicht ausgedrückt, aber in Verbindung mit andern Stellen ſcheint es mir unwiderſprechlich. Ihm wird das Fechten ſauer, der Schweiß läuft ihm vom Geſichte, und die Königin ſpricht: ‚Er iſt fett; laßt ihn zu Athem kommen!' Kann man ſich ihn da anders als blond und wohlbehäglich vorſtellen? denn braune Leute ſind in ihrer Jugend ſelten in dieſem Falle. Paßt nicht auch ſeine ſchwankende Melancholie, ſeine thätige Unentſchloſſenheit beſſer zu einer ſolchen Geſtalt, als wenn Sie ſich einen ſchlanken, braunlockigen Jüngling denken, von dem man mehr Entſchloſſenheit und Behendigkeit erwartet?"

„Sie verderben mir die Imagination", rief Aurelie; „weg mit Ihrem fetten Hamlet! Stellen Sie uns ja nicht Ihren wohlbeleibten Prinzen vor! Geben Sie uns lieber irgend ein Quiproquo, das uns reizt, das uns rührt. Die Intention des Autors liegt uns nicht ſo nahe als unſer Vergnügen, und wir verlangen einen Reiz, der uns homogen iſt."

Siebentes Capitel.

Einen Abend ſtritt die Geſellſchaft, ob der Roman oder das Drama den Vorzug verdiene. Serlo verſicherte, es ſei ein vergeblicher, mißverſtandener Streit; beide könnten in ihrer Art vortrefflich ſein, nur müßten ſie ſich in den Grenzen ihrer Gattung halten.

„Ich bin ſelbſt noch nicht ganz im Klaren darüber", verſetzte Wilhelm.

„Wer iſt es auch?" ſagte Serlo; „und doch wäre es der Mühe werth, daß man der Sache näher käme."

Sie ſprachen viel herüber und hinüber, und endlich war Folgendes ungefähr das Reſultat ihrer Unterhaltung:

Im Roman wie im Drama ſehen wir menſchliche Natur und Handlung. Der Unterſchied beider Dichtungsarten liegt nicht blos in der äußern Form, nicht darin, daß die Perſonen in dem einen ſprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird. Leider viele Dramen ſind nur dialogirte Romane, und es wäre nicht unmöglich, ein Drama in Briefen zu ſchreiben.

Im Roman ſollen vorzüglich Geſinnungen und Begebenheiten vorgeſtellt werden; im Drama Charaktere und Thaten. Der Roman muß langſam gehen, und die Geſinnungen der Hauptfigur müſſen, es ſei, auf welche Weiſe es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwickelung aufhalten. Das Drama ſoll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß ſich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigſtens nicht im hohen Grade wirkend ſein; von dem dramatiſchen verlangt man Wirkung und That. Grandiſon, Clariſſe, Pamela [1]), der Landprieſter von Wakefield, Tom Jones ſelbſt ſind, wo nicht leidende, doch retardirende Perſonen, und alle Begebenheiten werden gewiſſermaßen nach ihren Geſinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach ſich, Alles widerſteht ihm, und

1) Die moraliſchen Romane „Sir Charles Grandiſon", „Clariſſa Harlowe" und „Pamela" von Samuel Richardſon (1689—1761) waren damals neben Goldſmith's „Vicar of Wakefield" und Fielding's „Tom Jones" auf der Höhe ihres Ruhms, nachdem zuerſt in Deutſchland Leſſing gleich nach ihrem Erſcheinen auf ſie aufmerkſam gemacht hatte.

er räumt und rückt die Hinderniſſe aus dem Wege oder unterliegt ihnen.

So vereinigte man ſich auch darüber, daß man dem Zufall im Roman gar wohl ſein Spiel erlauben könne; daß er aber immer durch die Geſinnungen der Perſonen gelenkt und geleitet werden müſſe; daß hingegen das Schickſal, das die Menſchen ohne ihr Zuthun durch unzuſammenhängende äußere Umſtände zu einer unvorgeſehenen Kataſtrophe hindrängt, nur im Drama Statt habe; daß der Zufall wohl pathetiſche, niemals aber tragiſche Situationen hervorbringen dürfe; das Schickſal hingegen müſſe immer fürchterlich ſein und werde im höchſten Sinne tragiſch, wenn es ſchuldige und unſchuldige, von einander unabhängige Thaten in eine unglückliche Verknüpfung bringt.

Dieſe Betrachtungen führten wieder auf den wunderlichen Hamlet und auf die Eigenheiten dieſes Stücks. „Der Held", ſagte man, „hat eigentlich auch nur Geſinnungen; es ſind nur Begebenheiten, die zu ihm ſtoßen, und deswegen hat das Stück etwas von dem Gedehnten des Romans; weil aber das Schickſal den Plan gezeichnet hat, weil das Stück von einer fürchterlichen That ausgeht, und der Held immer vorwärts zu einer fürchterlichen That gedrängt wird, ſo iſt es im höchſten Sinne tragiſch und leidet keinen andern als einen tragiſchen Ausgang."

Nun ſollte Leſeprobe gehalten werden, welche Wilhelm eigentlich als ein Feſt anſah. Er hatte die Rollen vorher collationirt, daß alſo von dieſer Seite kein Anſtoß ſein konnte. Die ſämmtlichen Schauſpieler waren mit dem Stücke bekannt, und er ſuchte ſie nur, ehe ſie anfingen, von der Wichtigkeit einer Leſeprobe zu überzeugen. Wie man von jedem Muſikus verlange, daß er bis auf einen gewiſſen Grad vom Blatte ſpielen könne, ſo ſolle auch jeder Schauſpieler, ja jeder wohlerzogene Menſch ſich üben, vom Blatte zu leſen, einem Drama, einem Gedicht, einer Erzählung ſogleich ihren Charakter abzugewinnen und ſie mit Fertigkeit vorzutragen. Alles Memoriren helfe nichts, wenn der Schauſpieler nicht vorher in den Geiſt und Sinn des guten Schriftſtellers eingedrungen ſei; der Buchſtabe könne nichts wirken.

Serlo verſicherte, daß er jeder andern Probe, ja der Hauptprobe nachſehen wolle, ſobald der Leſeprobe ihr Recht widerfahren ſei; „denn gewöhnlich", ſagte er, „iſt nichts luſtiger, als wenn Schau-

ſpieler von Studiren ſprechen; es kommt mir eben ſo vor, als wenn die Freimaurer von Arbeiten reden.“

Die Probe lief nach Wunſch ab, und man kann ſagen, daß der Ruhm und die gute Einnahme der Geſellſchaft ſich auf dieſe wenigen wohlangewandten Stunden gründete.

„Sie haben wohl gethan, mein Freund“, ſagte Serlo, nachdem ſie wieder allein waren, „daß Sie unſern Mitarbeitern ſo ernſtlich zuſprachen, wenn ich gleich fürchte, daß ſie Ihre Wünſche ſchwerlich erfüllen werden.“

„Wie ſo?“ verſetzte Wilhelm.

„Ich habe gefunden“, ſagte Serlo, „daß ſo leicht man der Menſchen Imagination in Bewegung ſetzen kann, ſo gern ſie ſich Märchen erzählen laſſen, eben ſo ſelten iſt es, eine Art von productiver Imagination bei ihnen zu finden. Bei den Schauſpielern iſt dieſes ſehr auffallend. Jeder iſt ſehr wohl zufrieden, eine ſchöne lobenswürdige, brillante Rolle zu übernehmen; ſelten aber thut Einer mehr, als ſich mit Selbſtgefälligkeit an die Stelle des Helden ſetzen, ohne ſich im Mindeſten zu bekümmern, ob ihn auch Jemand dafür halten werde. Aber mit Lebhaftigkeit zu umfaſſen, was ſich der Autor beim Stück gedacht hat, was man von ſeiner Individualität hingeben müſſe, um einer Rolle genug zu thun, wie man durch eigene Ueberzeugung, man ſei ein ganz anderer Menſch, den Zuſchauer gleichfalls zur Ueberzeugung hinreiße, wie man durch eine innere Wahrheit der Darſtellungskraft dieſe Bretter in Tempel, dieſe Pappen in Wälder verwandelt, iſt Wenigen gegeben. Dieſe innere Stärke des Geiſtes, wodurch ganz allein der Zuſchauer getäuſcht wird, dieſe erlogene Wahrheit, die ganz allein Wirkung hervorbringt, wodurch ganz allein die Illuſion erzielt wird, wer hat davon einen Begriff? Laſſen Sie uns daher ja nicht zu ſehr auf Geiſt und Empfindung dringen! Das ſicherſte Mittel iſt, wenn wir unſern Freunden mit Gelaſſenheit zuerſt den Sinn des Buchſtabens erklären und ihnen den Verſtand eröffnen. Wer Anlage hat, eilt alsdann ſelbſt dem geiſtreichen und empfindungsvollen Ausdrucke entgegen; und wer ſie nicht hat, wird wenigſtens niemals ganz falſch ſpielen und recitiren. Ich habe aber bei Schauſpielern, ſo wie überhaupt, keine ſchlimmere Anmaßung gefunden, als wenn Jemand Anſprüche an Geiſt macht, ſo lange ihm der Buchſtabe noch nicht deutlich und geläufig iſt.“

Achtes Capitel.

Wilhelm kam zur erſten Theaterprobe ſehr zeitig und fand ſich auf den Brettern allein. Das Local überraſchte ihn und gab ihm die wunderbarſten Erinnerungen. Die Wald- und Dorfdecoration ſtand genau ſo, wie auf der Bühne ſeiner Vaterſtadt, auch bei einer Probe, als ihm an jenem Morgen Mariane lebhaft ihre Liebe bekannte und ihm die erſte glückliche Nacht zuſagte. Die Bauernhäuſer glichen ſich auf dem Theater wie auf dem Lande; die wahre Morgenſonne beſchien, durch einen halb offenen Fenſterladen hereinfallend, einen Theil der Bank, die neben der Thüre ſchlecht befeſtigt war; nur leider ſchien ſie nicht, wie damals, auf Marianens Schooß und Buſen. Er ſetzte ſich nieder, dachte dieſer wunderbaren Uebereinſtimmung nach und glaubte zu ahnen, daß er ſie vielleicht auf dieſem Platze bald wieder ſehen werde. Ach, und es war weiter nichts, als daß ein Nachſpiel, zu welchem dieſe Decoration gehörte, damals auf dem deutſchen Theater ſehr oft gegeben wurde.

In dieſen Betrachtungen ſtörten ihn die übrigen ankommenden Schauſpieler, mit denen zugleich zwei Theater- und Garderobenfreunde hereintraten und Wilhelmen mit Enthuſiasmus begrüßten. Der Eine war gewiſſermaßen an Madame Melina attachirt; der Andere aber ein ganz reiner Freund der Schauſpielkunſt, und Beide von der Art, wie ſich jede gute Geſellſchaft Freunde wünſchen ſollte. Man wußte nicht zu ſagen, ob ſie das Theater mehr kannten oder liebten. Sie liebten es zu ſehr, um es recht zu kennen; ſie kannten es genug, um das Gute zu ſchätzen und das Schlechte zu verbannen. Aber bei ihrer Neigung war ihnen das Mittelmäßige nicht unerträglich, und der herrliche Genuß, mit dem ſie das Gute vor und nach koſteten, war über allen Ausdruck. Das Mechaniſche machte ihnen Freude, das Geiſtige entzückte ſie, und ihre Neigung war ſo groß, daß auch eine zerſtückelte Probe ſie in eine Art von Illuſion verſetzte. Die Mängel ſchienen ihnen jederzeit in die Ferne zu treten, das Gute berührte ſie wie ein naher Gegenſtand. Kurz, ſie waren Liebhaber, wie ſie ſich der Künſtler in ſeinem Fache wünſcht. Ihre liebſte Wanderung war von den Couliſſen ins Parterre, vom Parterre in die Couliſſen, ihr angenehmſter Aufenthalt

in der Garderobe, ihre emſigſte Beſchäftigung, an der Stellung, Kleidung, Recitation und Declamation der Schauſpieler etwas zuzuſtutzen, ihr lebhafteſtes Geſpräch über den Effect, den man hervorgebracht hatte, und ihre beſtändigſte Bemühung, den Schauſpieler aufmerkſam, thätig und genau zu erhalten, ihm etwas zu Gute oder zu Liebe zu thun und, ohne Verſchwendung, der Geſellſchaft manchen Genuß zu verſchaffen. Sie hatten ſich Beide das ausſchließende Recht verſchafft, bei Proben und Aufführungen auf dem Theater zu erſcheinen. Sie waren, was die Aufführung Hamlet's betraf, mit Wilhelmen nicht bei allen Stellen einig; hie und da gab er nach, meiſtens aber behauptete er ſeine Meinung, und im Ganzen diente dieſe Unterhaltung ſehr zur Bildung ſeines Geſchmacks. Er ließ die beiden Freunde ſehen, wie ſehr er ſie ſchätze, und ſie dagegen weiſſagten nichts weniger von dieſen vereinten Bemühungen als eine neue Epoche fürs deutſche Theater.

Die Gegenwart dieſer beiden Männer war bei den Proben ſehr nützlich. Beſonders überzeugten ſie unſre Schauſpieler, daß man bei der Probe Stellung und Action, wie man ſie bei der Aufführung zu zeigen gedenke, immerfort mit der Rede verbinden und Alles zuſammen durch Gewohnheit mechaniſch vereinigen müſſe. Beſonders mit den Händen ſolle man ja bei der Probe einer Tragödie keine gemeine Bewegung vornehmen; ein tragiſcher Schauſpieler, der in der Probe Tabak ſchnupft, mache ſie immer bange; denn höchſt wahrſcheinlich werde er an einer ſolchen Stelle bei der Aufführung die Priſe vermiſſen. Ja, ſie hielten dafür, daß Niemand in Stiefeln probiren ſolle, wenn die Rolle in Schuhen zu ſpielen ſei. Nichts aber, verſicherten ſie, ſchmerze ſie mehr, als wenn die Frauenzimmer in den Proben ihre Hände in die Rockfalten verſteckten. [1])

Außerdem ward durch das Zureden dieſer Männer noch etwas ſehr Gutes bewirkt, daß nämlich alle Mannsperſonen exerciren lernten. „Da ſo viele Militärrollen vorkommen", ſagten ſie, „ſieht nichts betrübter aus, als Menſchen, die nicht die mindeſte Dreſſur zeigen, in Hauptmanns- und Majorsuniform auf dem Theater herumſchwanken zu ſehen." Wilhelm und Laertes waren die Erſten,

---

1) Vgl. die ähnlichen Vorſchriften in Goethe's: „Regeln für Schauſpieler. In der Probe zu beobachten".

die ſich der Pädagogik eines Unteroffiziers unterwarfen, und ſetzten dabei ihre Fechtübungen mit großer Anſtrengung fort.

So viel Mühe gaben ſich beide Männer mit der Ausbildung einer Geſellſchaft, die ſich ſo glücklich zuſammengefunden hatte. Sie ſorgten für die künftige Zufriedenheit des Publikums, indeß ſich dieſes über ihre entſchiedene Liebhaberei gelegentlich aufhielt. Man wußte nicht, wie viel Urſache man hatte, ihnen dankbar zu ſein, beſonders da ſie nicht verſäumten, den Schauſpielern oft den Hauptpunkt einzuſchärfen, daß es nämlich ihre Pflicht ſei, laut und vernehmlich zu ſprechen. Sie fanden hierbei mehr Widerſtand und Unwillen, als ſie anfangs gedacht hatten. Die Meiſten wollten ſo gehört ſein, wie ſie ſprachen, und Wenige bemühten ſich, ſo zu ſprechen, daß man ſie hören könnte. Einige ſchoben den Fehler aufs Gebäude, Andere ſagten, man könne doch nicht ſchreien, wenn man natürlich, heimlich oder zärtlich zu ſprechen habe.

Unſere Theaterfreunde, die eine unſägliche Geduld hatten, ſuchten auf alle Weiſe dieſe Verwirrung zu löſen, dieſem Eigenſinne beizukommen. Sie ſparten weder Gründe noch Schmeicheleien und erreichten zuletzt doch ihren Endzweck, wobei ihnen das gute Beiſpiel Wilhelms beſonders zu Statten kam. Er bat ſich aus, daß ſie ſich bei den Proben in die entfernteſten Ecken ſetzen, und ſobald ſie ihn nicht vollkommen verſtünden, mit dem Schlüſſel auf die Bank pochen möchten. Er articulirte gut, ſprach gemäßigt aus, ſteigerte den Ton ſtufenweiſe und überſchrie ſich nicht in den heftigſten Stellen. Die pochenden Schlüſſel hörte man in jeder Probe weniger; nach und nach ließen ſich die Andern dieſelbe Operation gefallen, und man konnte hoffen, daß das Stück endlich in allen Winkeln des Hauſes von Jedermann würde verſtanden werden.

Man ſieht aus dieſem Beiſpiel, wie gern die Menſchen ihren Zweck nur auf ihre eigene Weiſe erreichen möchten, wie viel Noth man hat, ihnen begreiflich zu machen, was ſich eigentlich von ſelbſt verſteht, und wie ſchwer es iſt, Denjenigen, der etwas zu leiſten wünſcht, zur Erkenntniß der erſten Bedingungen zu bringen, unter denen ſein Vorhaben allein möglich wird.

Neuntes Capitel.

Man fuhr nun fort, die nöthigen Anſtalten zu Decorationen und Kleidern, und was ſonſt erforderlich war, zu machen. Ueber einige Scenen und Stellen hatte Wilhelm beſondere Grillen, denen Serlo nachgab, theils in Rückſicht auf den Contract, theils aus Ueberzeugung, und weil er hoffte, Wilhelmen durch dieſe Gefälligkeit zu gewinnen und in der Folge deſto mehr nach ſeinen Abſichten zu lenken.

So ſollte zum Beiſpiel König und Königin bei der erſten Audienz auf dem Throne ſitzend erſcheinen, die Hofleute an den Seiten und Hamlet unbedeutend unter ihnen ſtehen. „Hamlet", ſagte er, „muß ſich ruhig verhalten; ſeine ſchwarze Kleidung unterſcheidet ihn ſchon genug. Er muß ſich eher verbergen als zum Vorſchein kommen. Nur dann, wenn die Audienz geendigt iſt, wenn der König mit ihm als Sohn ſpricht, dann mag er herbeitreten und die Scene ihren Gang gehen."

Noch eine Hauptſchwierigkeit machten die beiden Gemälde, auf die ſich Hamlet in der Scene mit ſeiner Mutter ſo heftig bezieht. „Mir ſollen", ſagte Wilhelm, „in Lebensgröße beide im Grunde des Zimmers neben der Hauptthür ſichtbar ſein, und zwar muß der alte König in völliger Rüſtung, wie der Geiſt [1]), auf eben der Seite hängen, wo dieſer hervortritt. Ich wünſche, daß die Figur mit der rechten Hand eine befehlende Stellung annehme, etwas gewandt ſei und gleichſam über die Schulter ſehe, damit ſie dem Geiſte völlig gleiche in dem Augenblicke, da dieſer zur Thüre hinausgeht. Es wird eine ſehr große Wirkung thun, wenn in dieſem Augenblicke Hamlet nach dem Geiſte und die Königin nach dem Bilde ſieht. Der Stiefvater mag dann im königlichen Ornat, doch unſcheinbarer als Jener, vorgeſtellt werden."

So gab es noch verſchiedene Punkte, von denen wir zu ſprechen vielleicht Gelegenheit haben.

---

1) Später erſah Goethe aus dem Wiederabdruck der erſten Ausgabe des Hamlet (1825), daß der Geiſt hier nicht, wie zuerſt, in voller Rüſtung, ſondern im Hauskleid zu erſcheinen habe, und rühmte dieſe Verſchiedenheit des Auftretens als eine beſondere Schönheit der Dichtung. Vgl.: „Theater und dramatiſche Poeſie. Erſte Ausgabe des Hamlet."

„Sind Sie auch unerbittlich, daß Hamlet am Ende ſterben muß?“ fragte Serlo.

„Wie kann ich ihn am Leben erhalten“, ſagte Wilhelm, „da ihn das ganze Stück zu Tode drückt? Wir haben ja ſchon ſo weitläufig darüber geſprochen.“

„Aber das Publikum wünſcht ihn lebendig.“

„Ich will ihm gern jeden andern Gefallen thun, nur diesmal iſt's unmöglich. Wir wünſchen auch, daß ein braver nützlicher Mann, der an einer chroniſchen Krankheit ſtirbt, noch länger leben möge. Die Familie weint und beſchwört den Arzt, der ihn nicht halten kann: und ſo wenig, als dieſer einer Naturnothwendigkeit zu widerſtehen vermag, ſo wenig können wir einer anerkannten Kunſtnothwendigkeit gebieten. Es iſt eine falſche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihnen die Empfindungen erregt, die ſie haben *wollen*, und nicht, die ſie haben *ſollen*.“

„Wer das Geld bringt, kann die Waare nach ſeinem Sinne verlangen.“

„Gewiſſermaßen; aber ein großes Publikum verdient, daß man es achte, daß man es nicht wie die Kinder, denen man das Geld abnehmen will, behandle. Man bringe ihm nach und nach durch das Gute Gefühl und Geſchmack für das Gute bei, und es wird ſein Geld mit doppeltem Vergnügen einlegen, weil ihm der Verſtand, ja die Vernunft ſelbſt bei dieſer Ausgabe nichts vorzuwerfen hat. Man kann ihm ſchmeicheln, wie einem geliebten Kinde, ſchmeicheln, um es zu beſſern, um es künftig aufzuklären, nicht wie einem Vornehmen und Reichen, um den Irrthum, den man nutzt, zu verewigen.“

So handelten ſie noch Manches ab, das ſich beſonders auf die Frage bezog, was man noch etwa an dem Stücke verändern dürfe, und was unberührt bleiben müſſe. Wir laſſen uns hierauf nicht weiter ein, ſondern legen vielleicht künftig die neue Bearbeitung Hamlet's ſelbſt demjenigen Theile unſerer Leſer vor, der ſich etwa dafür intereſſiren könnte.

Zehntes Capitel.

Die Hauptprobe war vorbei; sie hatte übermäßig lange gedauert. Serlo und Wilhelm fanden noch Manches zu besorgen; denn ungeachtet der vielen Zeit, die man zur Vorbereitung verwendet hatte, waren doch sehr nothwendige Anstalten bis auf den letzten Augenblick verschoben worden.

So waren zum Beispiel die Gemälde der beiden Könige noch nicht fertig, und die Scene zwischen Hamlet und seiner Mutter, von der man einen so großen Effect hoffte, sah noch sehr mager aus, indem weder der Geist noch sein gemaltes Ebenbild dabei gegenwärtig war. Serlo scherzte bei dieser Gelegenheit und sagte: „Wir wären doch im Grunde recht übel angeführt, wenn der Geist ausbliebe, die Wache wirklich mit der Luft fechten, und unser Souffleur aus der Coulisse den Vortrag des Geistes suppliren müßte."

„Wir wollen den wunderbaren Freund nicht durch unsern Unglauben verscheuchen", versetzte Wilhelm; „er kommt gewiß zur rechten Zeit und wird uns so gut als die Zuschauer überraschen."

„Gewiß", rief Serlo, „ich werde froh sein, wenn das Stück morgen gegeben ist; es macht uns mehr Umstände, als ich geglaubt habe."

„Aber Niemand in der Welt wird froher sein als ich, wenn das Stück morgen gespielt ist", versetzte Philine, „so wenig mich meine Rolle drückt. Denn immer und ewig von Einer Sache reden zu hören, wobei doch nichts weiter heraus kommt als eine Repräsentation, die, wie so viele hundert andere, vergessen werden wird, dazu will meine Geduld nicht hinreichen. Macht doch in Gottes Namen nicht so viel Umstände! Die Gäste, die vom Tische aufstehen, haben nachher an jedem Gerichte was auszusetzen; ja, wenn man sie zu Hause reden hört, so ist es ihnen kaum begreiflich, wie sie eine solche Noth haben ausstehen können."

„Lassen Sie mich Ihr Gleichniß zu meinem Vortheile brauchen, schönes Kind", versetzte Wilhelm. „Bedenken Sie, was Natur und Kunst, was Handel, Gewerke und Gewerbe zusammen schaffen müssen, bis ein Gastmahl gegeben werden kann. Wie viele Jahre muß der Hirsch im Walde, der Fisch im Fluß oder Meere zubringen, bis er unsere Tafel zu besetzen würdig ist, und was hat die Hausfrau, die Köchin nicht Alles in der Küche zu thun! Mit welcher Nachlässigkeit

ſchlürft man die Sorge des entfernteſten Winzers, des Schiffers, des Kellermeiſters beim Nachtiſche hinunter, als müſſe es nur ſo ſein! Und ſollten deswegen alle dieſe Menſchen nicht arbeiten, nicht ſchaffen und bereiten, ſollte der Hausherr das Alles nicht ſorgfältig zuſammenbringen und zuſammenhalten, weil am Ende der Genuß nur vorübergehend iſt? Aber kein Genuß iſt vorübergehend; denn der Eindruck, den er zurückläßt, iſt bleibend, und was man mit Fleiß und Anſtrengung thut, theilt dem Zuſchauer ſelbſt eine verborgene Kraft mit, von der man nicht wiſſen kann, wie weit ſie wirkt."

„Mir iſt Alles einerlei", verſetzte Philine, „nur muß ich auch diesmal erfahren, daß Männer immer im Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſind. Bei all' eurer Gewiſſenhaftigkeit, den großen Autor nicht verſtümmeln zu wollen, laßt ihr doch den ſchönſten Gedanken aus dem Stücke."

„Den ſchönſten?" rief Wilhelm.

„Gewiß den ſchönſten, auf den ſich Hamlet ſelbſt was zu Gute thut." [1])

„Und der wäre?" rief Serlo.

„Wenn Sie eine Perrücke aufhätten", verſetzte Philine, „würde ich ſie Ihnen ganz ſäuberlich abnehmen; denn es ſcheint nöthig, daß man Ihnen das Verſtändniß eröffne."

Die Andern dachten nach, und die Unterhaltung ſtockte. Man war aufgeſtanden, es war ſchon ſpät, man ſchien auseinander gehen zu wollen. Als man ſo unentſchloſſen daſtand, fing Philine ein Liedchen auf eine ſehr zierliche und gefällige Melodie zu ſingen an:

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einſamkeit der Nacht!
Nein, ſie iſt, o holde Schönen,
Zur Geſelligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die ſchönſte Hälfte war,
Iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönſte Hälfte zwar.

---

1) Act II, Scene 3 in der Unterhaltung mit Ophelia vor dem Schauſpiel. — Das Liedchen, das Philine ſogleich ſingt, iſt nur eine neckiſche Umſchreibung dieſes „ſchönen Gedankens".

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er ist gut, sich zu zerstreuen;
Zu was Anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergießt;

Wenn der rasche, lose Knabe,
Der sonst wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verspricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Brust:
Jeder Tag hat seine Plage,
Und die Nacht hat ihre Lust.

Sie machte eine leichte Verbeugung, als sie geendigt hatte, und Serlo rief ihr ein lautes Bravo zu. Sie sprang zur Thüre hinaus und eilte mit Gelächter fort. Man hörte sie die Treppe hinunter singen und mit den Absätzen klappern.

Serlo ging in das Seitenzimmer, und Aurelie blieb vor Wilhelmen, der ihr eine gute Nacht wünschte, noch einige Augenblicke stehen und sagte:

„Wie sie mir zuwider ist! recht meinem innern Wesen zuwider! bis auf die kleinsten Zufälligkeiten. Die rechte braune Augenwimper

bei den blonden Haaren, die der Bruder so reizend findet, mag ich gar nicht ansehen, und die Schramme auf der Stirne hat mir so was Widriges, so was Niedriges, daß ich immer zehn Schritte von ihr zurücktreten möchte. Sie erzählte neulich als einen Scherz, ihr Vater habe ihr in ihrer Kindheit einen Teller an den Kopf geworfen, davon sie noch das Zeichen trage. Wohl ist sie recht an Augen und Stirne gezeichnet, daß man sich vor ihr hüten möge."

Wilhelm antwortete nichts, und Aurelie schien mit mehr Unwillen fortzufahren:

„Es ist mir beinahe unmöglich, ein freundliches, höfliches Wort mit ihr zu reden, so sehr hasse ich sie; und doch ist sie so anschmiegend. Ich wollte, wir wären sie los. Auch Sie, mein Freund, haben eine gewisse Gefälligkeit gegen dieses Geschöpf, ein Betragen, das mich in der Seele kränkt, eine Aufmerksamkeit, die an Achtung grenzt, und die sie, bei Gott, nicht verdient!"

„Wie sie ist, bin ich ihr Dank schuldig", versetzte Wilhelm; „ihre Aufführung ist zu tadeln; ihrem Charakter muß ich Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Charakter!" rief Aurelie; „glauben Sie, daß so eine Creatur einen Charakter hat? O, ihr Männer, daran erkenne ich euch! Solcher Frauen seid ihr werth!"

„Sollten Sie mich in Verdacht haben, meine Freundin?" versetzte Wilhelm. „Ich will von jeder Minute Rechenschaft geben, die ich mit ihr zugebracht habe."

„Nun, nun!" sagte Aurelie, „es ist spät, wir wollen nicht streiten. Alle wie Einer, Einer wie Alle! Gute Nacht, mein Freund! gute Nacht, mein feiner Paradiesvogel!"

Wilhelm fragte, wie er zu diesem Ehrentitel komme.

„Ein andermal", versetzte Aurelie, „ein andermal. Man sagt, sie hätten keine Füße, sie schwebten in der Luft und nährten sich vom Aether. Es ist aber ein Märchen", fuhr sie fort, „eine poetische Fiction. Gute Nacht, laßt euch was Schönes träumen, wenn ihr Glück habt."

Sie ging in ihr Zimmer und ließ ihn allein; er eilte auf das seinige.

Halb unwillig ging er auf und nieder. Der scherzende, aber entschiedene Ton Aureliens hatte ihn beleidigt; er fühlte tief, wie Unrecht sie ihm that. Philinen konnte er nicht widrig, nicht unhold begegnen; sie hatte nichts gegen ihn verbrochen, und dann

fühlte er ſich ſo fern von jeder Neigung zu ihr, daß er recht ſtolz und ſtandhaft vor ſich ſelbſt beſtehen konnte.

Eben war er im Begriff, ſich auszuziehen, nach ſeinem Lager zu gehen und die Vorhänge aufzuſchlagen, als er zu ſeiner größten Verwunderung ein Paar Frauenpantoffeln vor dem Bett erblickte; der eine ſtand, der andere lag. Es waren Philinens Pantoffeln, die er nur zu gut erkannte; er glaubte auch eine Unordnung an den Vorhängen zu ſehen, ja, es ſchien, als bewegten ſie ſich; er ſtand und ſah mit unverwandten Augen hin.

Eine neue Gemüthsbewegung, die er für Verdruß hielt, verſetzte ihm den Athem, und nach einer kurzen Pauſe, in der er ſich erholt hatte, rief er gefaßt:

„Stehen Sie auf, Philine! Was ſoll das heißen? Wo iſt Ihre Klugheit, Ihr gutes Betragen? Sollen wir morgen das Märchen des Hauſes werden?“

Es rührte ſich nichts.

„Ich ſcherze nicht“, fuhr er fort; „dieſe Neckereien ſind bei mir übel angewandt.“

Kein Laut! Keine Bewegung!

Entſchloſſen und unmuthig ging er endlich auf das Bett zu und riß die Vorhänge von einander. „Stehen Sie auf“, ſagte er, „wenn ich Ihnen nicht das Zimmer dieſe Nacht überlaſſen ſoll.“

Mit großem Erſtaunen fand er ſein Bette leer, die Kiſſen und Decken in ſchönſter Ruhe. Er ſah ſich um, ſuchte nach, ſuchte Alles durch und fand keine Spur von dem Schalk. Hinter dem Bette, dem Ofen, den Schränken war nichts zu ſehen; er ſuchte emſiger und emſiger; ja, ein boshafter Zuſchauer hätte glauben mögen, er ſuche, um zu finden.

Kein Schlaf ſtellte ſich ein; er ſetzte die Pantoffeln auf ſeinen Tiſch, ging auf und nieder, blieb manchmal bei dem Tiſche ſtehen, und ein ſchelmiſcher Genius, der ihn belauſchte, will verſichern, er habe ſich einen großen Theil der Nacht mit den allerliebſten Stelzchen beſchäftigt, er habe ſie mit einem gewiſſen Intereſſe angeſehen, behandelt, damit geſpielt und ſich erſt gegen Morgen in ſeinen Kleidern aufs Bette geworfen, wo er unter den ſeltſamſten Phantaſien einſchlummerte.

Und wirklich ſchlief er noch, als Serlo hereintrat und rief: „Wo ſind Sie? Noch im Bette? Unmöglich! Ich ſuchte Sie auf dem Theater, wo noch ſo Mancherlei zu thun iſt.“

Elftes Capitel.

Vor- und Nachmittag verfloſſen eilig. Das Haus war ſchon voll, und Wilhelm eilte, ſich anzuziehen. Nicht mit der Behaglichkeit, mit der er die Maske zum erſten Mal anprobirte, konnte er ſie gegenwärtig anlegen; er zog ſich an, um fertig zu werden. Als er zu den Frauen ins Verſammlungszimmer kam, beriefen ſie ihn einſtimmig, daß nichts recht ſitze; der ſchöne Federbuſch ſei verſchoben, die Schnalle paſſe nicht; man fing wieder an aufzutrennen, zu nähen, zuſammenzuſtecken. Die Symphonie ging an, Philine hatte etwas gegen die Krauſe einzuwenden, Aurelie viel an dem Mantel auszuſetzen. „Laßt mich, ihr Kinder!“ rief er; „dieſe Nachläſſigkeit wird mich erſt recht zum Hamlet machen.“ Die Frauen ließen ihn nicht los und fuhren fort zu putzen. Die Symphonie hatte aufgehört, und das Stück war angegangen. Er beſah ſich im Spiegel, drückte den Hut tiefer ins Geſicht und erneuerte die Schminke.

In dieſem Augenblick ſtürzte Jemand herein und rief: „Der Geiſt! der Geiſt!“

Wilhelm hatte den ganzen Tag nicht Zeit gehabt, an die Hauptſorge zu denken, ob der Geiſt auch kommen werde. Nun war ſie ganz weggenommen, und man hatte die wunderlichſte Gaſtrolle zu erwarten. Der Theatermeiſter kam und fragte über Dieſes und Jenes; Wilhelm hatte nicht Zeit, ſich nach dem Geſpenſt umzuſehen, und eilte nur, ſich am Throne einzufinden, wo König und Königin ſchon, von ihrem Hof umgeben, in aller Herrlichkeit glänzten; er hörte nur noch die letzten Worte des Horatio, der über die Erſcheinung des Geiſtes ganz verwirrt ſprach und faſt ſeine Rolle vergeſſen zu haben ſchien.

Der Zwiſchenvorhang ging in die Höhe, und er ſah das volle Haus vor ſich. Nachdem Horatio ſeine Rede gehalten [1]) und vom Könige abgefertigt war, drängte er ſich an Hamlet, und als ob er ſich ihm, dem Prinzen, präſentire, ſagte er: „Der Teufel ſteckt in dem Harniſche! Er hat uns Alle in Furcht gejagt!“

---

1) Worin er, nach Wilhelms Bearbeitung des Hamlet, bei dem König auf die Ausrüſtung der Flotte gegen die aufrühreriſchen Norweger dringt.

In der Zwischenzeit sah man nur zwei große Männer in weißen Mänteln und Capuzen in den Coulissen stehen, und Wilhelm, dem in der Zerstreuung, Unruhe und Verlegenheit der erste Monolog, wie er glaubte, mißglückt war, trat, ob ihn gleich ein lebhafter Beifall beim Abgehen begleitete, in der schauerlichen dramatischen Winternacht wirklich recht unbehaglich auf. Doch nahm er sich zusammen und sprach die so zweckmäßig angebrachte Stelle über das Schmausen und Trinken der Nordländer mit der gehörigen Gleichgültigkeit, vergaß, so wie die Zuschauer, darüber des Geistes und erschrak wirklich, als Horatio ausrief: „Seht her, es kommt!" Er fuhr mit Heftigkeit herum, und die edle, große Gestalt, der leise, unhörbare Tritt, die leichte Bewegung in der schwerscheinenden Rüstung machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er wie versteinert dastand und nur mit halber Stimme: „Ihr Engel und himmlischen Geister, beschützt uns!" ausrufen konnte. Er starrte ihn an, holte einigemal Athem und brachte die Anrede an den Geist so verwirrt, zerstückt und gezwungen vor, daß die größte Kunst sie nicht so trefflich hätte ausdrücken können.

Seine Uebersetzung dieser Stelle kam ihm sehr zu Statten. Er hatte sich nahe an das Original gehalten, dessen Wortstellung ihm die Verfassung eines überraschten, erschreckten, von Entsetzen ergriffenen Gemüths einzig auszudrücken schien. „Sei du ein guter Geist, sei ein verdammter Kobold, bringe Düfte des Himmels mit dir oder Dämpfe der Hölle, sei Gutes oder Böses dein Beginnen, du kommst in so einer würdigen Gestalt, ja, ich rede mit dir, ich nenne dich Hamlet, König, Vater, o antworte mir!" —

Man spürte im Publikum die größte Wirkung. Der Geist winkte, der Prinz folgte ihm unter dem lautesten Beifall.

Das Theater verwandelte sich, und als sie auf den entfernten Platz kamen, hielt der Geist unvermuthet inne und wandte sich um; dadurch kam ihm Hamlet etwas zu nahe zu stehen. Mit Verlangen und Neugierde sah Wilhelm sogleich zwischen das niedergelassene Visir hinein, konnte aber nur tiefliegende Augen neben einer wohlgebildeten Nase erblicken. Furchtsam ausspähend stand er vor ihm; allein als die ersten Töne aus dem Helme hervordrangen, als eine wohlklingende, nur ein wenig rauhe Stimme sich in den Worten hören ließ: „Ich bin der Geist deines Vaters", trat Wilhelm einige

Schritte ſchaudernd zurück, und das ganze Publikum ſchauderte. Die Stimme ſchien Jedermann bekannt, und Wilhelm glaubte eine Aehnlichkeit mit der Stimme ſeines Vaters zu bemerken. Dieſe wunderbaren Empfindungen und Erinnerungen, die Neugierde, den ſeltſamen Freund zu entdecken, und die Sorge, ihn zu beleidigen, ſelbſt die Unſchicklichkeit, ihm als Schauſpieler in dieſer Situation zu nahe zu treten, bewegten Wilhelmen nach entgegengeſetzten Seiten. Er veränderte während der langen Erzählung des Geiſtes ſeine Stellung ſo oft, ſchien ſo unbeſtimmt und verlegen, ſo aufmerkſam und ſo zerſtreut, daß ſein Spiel eine allgemeine Bewunderung, ſo wie der Geiſt ein allgemeines Entſetzen erregte. Dieſer ſprach mehr mit einem tiefen Gefühl des Verdruſſes als des Jammers, aber eines geiſtigen, langſamen und unüberſehlichen Verdruſſes. Es war der Mißmuth einer großen Seele, die von allem Irdiſchen getrennt iſt und doch unendlichen Leiden unterliegt. Zuletzt verſank der Geiſt, aber auf eine ſonderbare Art; denn ein leichter, grauer, durchſichtiger Flor, der wie ein Dampf aus der Verſenkung zu ſteigen ſchien, legte ſich über ihn weg und zog ſich mit ihm hinunter.

Nun kamen Hamlet's Freunde zurück und ſchwuren auf das Schwert. Da war der alte Maulwurf ſo geſchäftig unter der Erde, daß er ihnen, wo ſie auch ſtehen mochten, immer unter den Füßen rief: „Schwört!“ und ſie, als ob der Boden unter ihnen brennte, ſchnell von einem Ort zum andern eilten. Auch erſchien da, wo ſie ſtanden, jedesmal eine kleine Flamme aus dem Boden, vermehrte die Wirkung und hinterließ bei allen Zuſchauern den tiefſten Eindruck.

Nun ging das Stück unaufhaltſam ſeinen Gang fort, nichts mißglückte, Alles gerieth; das Publikum bezeigte ſeine Zufriedenheit; die Luſt und der Muth der Schauſpieler ſchien mit jeder Scene zuzunehmen.

Zwölftes Capitel.

Der Vorhang fiel, und der lebhafteſte Beifall erſcholl aus allen Ecken und Enden. Die vier fürſtlichen Leichen ſprangen behend in die Höhe und umarmten ſich vor Freuden. Polonius und Ophelia kamen auch aus ihren Gräbern hervor und hörten noch mit leb-

haftem Vergnügen, wie Horatio, als er zum Ankündigen heraustrat, auf das Heftigste beklascht wurde. Man wollte ihn zu keiner Anzeige eines andern Stücks lassen, sondern begehrte mit Ungestüm die Wiederholung des heutigen.

„Nun haben wir gewonnen", rief Serlo, „aber auch heute Abend kein vernünftig Wort mehr! Alles kommt auf den ersten Eindruck an. Man soll ja keinem Schauspieler übel nehmen, wenn er bei seinen Debüts vorsichtig und eigensinnig ist."

Der Kassier kam und überreichte ihm eine schwere Kasse. „Wir haben gut debütirt", rief er aus, „und das Vorurtheil wird uns zu Statten kommen. Wo ist denn nun das versprochene Abendessen? Wir dürfen es uns heute schmecken lassen."

Sie hatten ausgemacht, daß sie in ihren Theaterkleidern beisammen bleiben und sich selbst ein Fest feiern wollten. Wilhelm hatte unternommen, das Local, und Madame Melina, das Essen zu besorgen.

Ein Zimmer, worin man sonst zu malen pflegte, war aufs Beste gesäubert, mit allerlei kleinen Decorationen umstellt und so herausgeputzt worden, daß es halb einem Garten, halb einem Säulengange ähnlich sah. Beim Hereintreten wurde die Gesellschaft von dem Glanz vieler Lichter geblendet, die einen feierlichen Schein durch den Dampf des süßesten Räucherwerks, das man nicht gespart hatte, über eine wohl geschmückte und bestellte Tafel verbreiteten. Mit Ausrufungen lobte man die Anstalten und nahm wirklich mit Anstand Platz; es schien, als wenn eine königliche Familie im Geisterreiche zusammen käme. Wilhelm saß zwischen Aurelien und Madame Melina; Serlo zwischen Philinen und Elmiren; Niemand war mit sich selbst noch mit seinem Platze unzufrieden.

Die beiden Theaterfreunde, die sich gleichfalls eingefunden hatten, vermehrten das Glück der Gesellschaft. Sie waren einigemal während der Vorstellung auf die Bühne gekommen und konnten nicht genug von ihrer eigenen und von des Publikums Zufriedenheit sprechen; nunmehr ging's aber ans Besondere; Jedes ward für seinen Theil reichlich belohnt.

Mit einer unglaublichen Lebhaftigkeit ward ein Verdienst nach dem andern, eine Stelle nach der andern herausgehoben. Dem Souffleur, der bescheiden am Ende der Tafel saß, ward ein großes

Lob über ſeinen rauhen Pyrrhus; die Fechtübung Hamlet's und Laertes' konnte man nicht genug erheben; Opheliens Trauer war über allen Ausdruck ſchön und erhaben; von Polonius' Spiel durfte man gar nicht ſprechen; jeder Gegenwärtige hörte ſein Lob in dem Andern und durch ihn.

Aber auch der abweſende Geiſt nahm ſeinen Theil Lob und Bewunderung hinweg. Er hatte die Rolle mit einem ſehr glücklichen Organ und in einem großen Sinne geſprochen, und man wunderte ſich am meiſten, daß er von Allem, was bei der Geſellſchaft vorgegangen war, unterrichtet ſchien. Er glich völlig dem gemalten Bilde, als wenn er dem Künſtler geſtanden hätte, und die Theaterfreunde konnten nicht genug rühmen, wie ſchauerlich es ausgeſehen habe, als er unfern von dem Gemälde hervorgetreten und vor ſeinem Ebenbilde vorbeigeſchritten ſei. Wahrheit und Irrthum habe ſich dabei ſo ſonderbar vermiſcht, und man habe wirklich ſich überzeugt, daß die Königin die eine Geſtalt nicht ſehe. Madame Melina ward bei dieſer Gelegenheit ſehr gelobt, daß ſie bei dieſer Stelle in die Höhe nach dem Bilde geſtarrt, indeß Hamlet nieder auf den Geiſt gewieſen.

Man erkundigte ſich, wie das Geſpenſt habe hereinſchleichen können, und erfuhr vom Theatermeiſter, daß zu einer hintern Thüre, die ſonſt immer mit Decorationen verſtellt ſei, dieſen Abend aber, weil man den gothiſchen Saal gebraucht, frei geworden, zwei große Figuren in weißen Mänteln und Capuzen hereingekommen, die man von einander nicht unterſcheiden können, und ſo ſeien ſie nach geendigtem dritten Act wahrſcheinlich auch wieder hinausgegangen.

Serlo lobte beſonders an ihm, daß er nicht ſo ſchneidermäßig gejammert und ſogar am Ende eine Stelle, die einem ſo großen Helden beſſer zieme, ſeinen Sohn zu befeuern, angebracht habe. Wilhelm hatte ſie im Gedächtniß behalten und verſprach, ſie ins Manuſcript nachzutragen.

Man hatte in der Freude des Gaſtmahls nicht bemerkt, daß die Kinder und der Harfenſpieler fehlten; bald aber machten ſie eine ſehr angenehme Erſcheinung. Denn ſie traten zuſammen herein, ſehr abenteuerlich ausgeputzt; Felix ſchlug den Triangel, Mignon das Tambourin, und der Alte hatte die ſchwere Harfe umgehangen und ſpielte ſie, indem er ſie vor ſich trug. Sie zogen um den Tiſch

und ſangen allerlei Lieder. Man gab ihnen zu eſſen, und die Gäſte glaubten den Kindern eine Wohlthat zu erzeigen, wenn ſie ihnen ſo viel ſüßen Wein gäben, als ſie nur trinken wollten; denn die Geſellſchaft ſelbſt hatte die köſtlichen Flaſchen nicht geſchont, welche dieſen Abend, als ein Geſchenk der Theaterfreunde, in einigen Körben angekommen waren. Die Kinder ſprangen und ſangen fort, und beſonders war Mignon ausgelaſſen, wie man ſie niemals geſehen. Sie ſchlug das Tambourin mit aller möglichen Zierlichkeit und Lebhaftigkeit, indem ſie bald mit drückendem Finger auf dem Felle ſchnell hin und her ſchnurrte, bald mit dem Rücken der Hand, bald mit den Knöcheln darauf pochte, ja, mit abwechſelnden Rhythmen das Pergament bald wider die Knie, bald wider den Kopf ſchlug, bald ſchüttelnd die Schellen allein klingen ließ und ſo aus dem einfachſten Inſtrumente gar verſchiedene Töne hervorlockte. Nachdem ſie lange gelärmt hatten, ſetzten ſie ſich in einen Lehnſeſſel, der gerade Wilhelmen gegenüber am Tiſche leer geblieben war.

„Bleibt von dem Seſſel weg!“ rief Serlo; „er ſteht vermuthlich für den Geiſt da; wenn er kommt, kann's euch übel gehen.“

„Ich fürchte ihn nicht“, rief Mignon; „kommt er, ſo ſtehen wir auf. Es iſt mein Oheim, er thut mir nichts zu Leide.“ Dieſe Rede verſtand Niemand, als wer wußte, daß ſie ihren vermeintlichen Vater den großen Teufel genannt hatte.

Die Geſellſchaft ſah einander an und ward noch mehr in dem Verdacht beſtärkt, daß Serlo um die Erſcheinung des Geiſtes wiſſe. Man ſchwatzte und trank, und die Mädchen ſahen von Zeit zu Zeit furchtſam nach der Thüre.

Die Kinder, die, in dem großen Seſſel ſitzend, nur wie Pulcinellpuppen aus dem Kaſten über den Tiſch hervorragten, fingen an, auf dieſe Weiſe ein Stück aufzuführen. Mignon machte den ſchnarrenden Ton ſehr artig nach, und ſie ſtießen zuletzt die Köpfe dergeſtalt zuſammen und auf die Tiſchkante, wie es eigentlich nur Holzpuppen aushalten können. Mignon ward bis zur Wuth luſtig, und die Geſellſchaft, ſo ſehr ſie anfangs über den Scherz gelacht hatte, mußte zuletzt Einhalt thun. Aber wenig half das Zureden; denn nun ſprang ſie auf und raſte, die Schellentrommel in der Hand, um den Tiſch herum. Ihre Haare flogen, und indem ſie den Kopf zurück und alle Glieder gleichſam in die Luft warf, ſchien

ſie einer Mänade ähnlich, deren wilde und beinah unmögliche Stellungen uns auf alten Monumenten noch oft in Erſtaunen ſetzen.

Durch das Talent der Kinder und ihren Lärm aufgereizt, ſuchte Jedermann zur Unterhaltung der Geſellſchaft etwas beizutragen. Die Frauenzimmer ſangen einige Canons, Laertes ließ eine Nachtigall hören, und der Pedant gab ein Concert pianiſſimo auf der Maultrommel. Indeſſen ſpielten die Nachbarn und Nachbarinnen allerlei Spiele, wobei ſich die Hände begegnen und vermiſchen, und es fehlte manchem Paare nicht am Ausdruck einer hoffnungsvollen Zärtlichkeit. Madame Melina beſonders ſchien eine lebhafte Neigung zu Wilhelmen nicht zu verhehlen. Es war ſpät in der Nacht, und Aurelie, die faſt allein noch Herrſchaft über ſich behalten hatte, ermahnte die Uebrigen, indem ſie aufſtand, auseinander zu gehen.

Serlo gab noch zum Abſchied ein Feuerwerk, indem er mit dem Munde auf eine faſt unbegreifliche Weiſe den Ton der Raketen, Schwärmer und Feuerräder nachzuahmen wußte. Man durfte die Augen nur zumachen, ſo war die Täuſchung vollkommen. Indeſſen war Jedermann aufgeſtanden, und man reichte den Frauenzimmern den Arm, ſie nach Hauſe zu führen. Wilhelm ging zuletzt mit Aurelien. Auf der Treppe begegnete ihnen der Theatermeiſter, und ſagte: „Hier iſt der Schleier, worin der Geiſt verſchwand. Er iſt an der Verſenkung hängen geblieben, und wir haben ihn eben gefunden.“

„Eine wunderbare Reliquie!“ rief Wilhelm und nahm ihn ab.

In dem Augenblicke fühlte er ſich am linken Arme ergriffen und zugleich einen ſehr heftigen Schmerz. Mignon hatte ſich verſteckt gehabt, hatte ihn angefaßt und ihn in den Arm gebiſſen. Sie fuhr an ihm die Treppe hinunter und verſchwand.

Als die Geſellſchaft in die freie Luft kam, merkte faſt Jedes, daß man für dieſen Abend des Guten zu viel genoſſen hatte. Ohne Abſchied zu nehmen, verlor man ſich auseinander.

Wilhelm hatte kaum ſeine Stube erreicht, als er ſeine Kleider abwarf und nach ausgelöſchtem Licht ins Bett eilte. Der Schlaf wollte ſogleich ſich ſeiner bemeiſtern; allein ein Geräuſch, das in ſeiner Stube hinter dem Ofen zu entſtehen ſchien, machte ihn aufmerkſam. Eben ſchwebte vor ſeiner erhitzten Phantaſie das Bild

des geharnischten Königs; er richtete sich auf, das Gespenst anzureden, als er sich von zarten Armen umschlungen, seinen Mund mit lebhaften Küssen verschlossen und eine Brust an der seinigen fühlte, die er wegzustoßen nicht Muth hatte.

Dreizehntes Capitel.

Wilhelm fuhr des andern Morgens mit einer unbehaglichen Empfindung in die Höhe und fand sein Bette leer. Von dem nicht völlig ausgeschlafenen Rausche war ihm der Kopf düster, und die Erinnerung an den unbekannten nächtlichen Besuch machte ihn unruhig. Sein erster Verdacht fiel auf Philinen, und doch schien der liebliche Körper, den er in seine Arme geschlossen hatte, nicht der ihrige gewesen zu sein. Unter lebhaften Liebkosungen war unser Freund an der Seite dieses seltsamen, stummen Besuches eingeschlafen, und nun war weiter keine Spur mehr davon zu entdecken. Er sprang auf, und indem er sich anzog, fand er seine Thüre, die er sonst zu verriegeln pflegte, nur angelehnt und wußte sich nicht zu erinnern, ob er sie gestern Abend zugeschlossen hatte.

Am wunderbarsten aber erschien ihm der Schleier des Geistes, den er auf seinem Bette fand. Er hatte ihn mit herauf gebracht und wahrscheinlich selbst dahin geworfen. Es war ein grauer Flor, an dessen Saum er eine Schrift mit schwarzen Buchstaben gestickt sah. Er entfaltete sie und las die Worte: „Zum ersten und letzten Mal! Flieh! Jüngling, flieh!“ Er war betroffen und wußte nicht, was er sagen sollte.

In eben dem Augenblick trat Mignon herein und brachte ihm das Frühstück. Wilhelm erstaunte über den Anblick des Kindes, ja, man kann sagen, er erschrak. Sie schien diese Nacht größer geworden zu sein; sie trat mit einem hohen, edlen Anstand vor ihn hin und sah ihm sehr ernsthaft in die Augen, so daß er den Blick nicht ertragen konnte. Sie rührte ihn nicht an, wie sonst, da sie gewöhnlich ihm die Hand drückte, seine Wange, seinen Mund, seinen Arm oder seine Schultern küßte, sondern ging, nachdem sie seine Sachen in Ordnung gebracht, stillschweigend wieder fort.

Die Zeit einer angesetzten Leseprobe kam nun herbei: man

verſammelte ſich, und Alle waren durch das geſtrige Feſt verſtimmt. Wilhelm nahm ſich zuſammen, ſo gut er konnte, um nicht gleich anfangs gegen ſeine ſo lebhaft gepredigten Grundſätze zu verſtoßen. Seine große Uebung half ihm durch; denn Uebung und Gewohnheit müſſen in jeder Kunſt die Lücken ausfüllen, welche Genie und Laune ſo oft laſſen würden.

Eigentlich aber konnte man bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung recht wahr finden, daß man keinen Zuſtand, der länger dauern, ja, der eigentlich ein Beruf, eine Lebensweiſe werden ſoll, mit einer Feierlichkeit anfangen dürfe. Man feiere nur, was glücklich vollendet iſt; alle Ceremonien zum Anfange erſchöpfen Luſt und Kräfte, die das Streben hervorbringen und uns bei einer fortgeſetzten Mühe beiſtehen ſollen. Unter allen Feſten iſt das Hochzeitfeſt das unſchicklichſte; keines ſollte mehr in Stille, Demuth und Hoffnung begangen werden als dieſes.

So ſchlich der Tag nun weiter, und Wilhelmen war noch keiner jemals ſo alltäglich vorgekommen. Statt der gewöhnlichen Unterhaltung Abends fing man zu gähnen an; das Intereſſe an Hamlet war erſchöpft, und man fand eher unbequem, daß er des folgenden Tages zum zweiten Mal vorgeſtellt werden ſollte. Wilhelm zeigte den Schleier des Geiſtes vor; man mußte daraus ſchließen, daß er nicht wieder kommen werde. Serlo war beſonders dieſer Meinung; er ſchien mit den Rathſchlägen dieſer wunderbaren Geſtalt ſehr vertraut zu ſein; dagegen ließen ſich aber die Worte: „Flieh! Jüngling, flieh!“ nicht erklären. Wie konnte Serlo mit Jemandem einſtimmen, der den vorzüglichſten Schauſpieler ſeiner Geſellſchaft zu entfernen die Abſicht zu haben ſchien.

Nothwendig war es nunmehr, die Rolle des Geiſtes dem Polterer und die Rolle des Königs dem Pedanten zu geben. Beide erklärten, daß ſie ſchon einſtudirt ſeien, und es war kein Wunder; denn bei den vielen Proben und der weitläufigen Behandlung dieſes Stücks waren Alle ſo damit bekannt geworden, daß ſie ſämmtlich gar leicht mit den Rollen hätten wechſeln können. Doch probirte man Einiges in der Geſchwindigkeit, und als man ſpät genug auseinander ging, flüſterte Philine beim Abſchiede Wilhelmen leiſe zu: „Ich muß meine Pantoffeln holen; du ſchiebſt doch den Riegel nicht vor?“ Dieſe Worte ſetzten ihn, als er auf ſeine Stube kam, in

ziemliche Verlegenheit; denn die Vermuthung, daß der Gaſt der vorigen Nacht Philine geweſen, ward dadurch beſtärkt, und wir ſind auch genöthigt, uns zu dieſer Meinung zu ſchlagen, beſonders da wir die Urſachen, welche ihn hierüber zweifelhaft machten und ihm einen andern, ſonderbaren Argwohn [1]) einflößen mußten, nicht entdecken können. Er ging unruhig einigemal in ſeinem Zimmer auf und ab und hatte wirklich den Riegel noch nicht vorgeſchoben.

Auf einmal ſtürzte Mignon in das Zimmer, faßte ihn an und rief: „Meiſter! Rette das Haus! Es brennt!“ Wilhelm ſprang vor die Thüre, und ein gewaltiger Rauch drängte ſich die obere Treppe herunter ihm entgegen. Auf der Gaſſe hörte man ſchon das Feuergeſchrei, und der Harfenſpieler kam, ſein Inſtrument in der Hand, durch den Rauch athemlos die Treppe herunter. Aurelie ſtürzte aus ihrem Zimmer und warf den kleinen Felix in Wilhelms Arme.

„Retten Sie das Kind!“ rief ſie; „wir wollen nach dem Uebrigen greifen.“

Wilhelm, der die Gefahr nicht für ſo groß hielt, gedachte zuerſt nach dem Urſprunge des Brandes hinzudringen, um ihn vielleicht noch im Anfange zu erſticken. Er gab dem Alten das Kind und befahl ihm, die ſteinerne Wendeltreppe hinunter, die durch ein kleines Gartengewölbe in den Garten führte, zu eilen und mit den Kindern im Freien zu bleiben. Mignon nahm ein Licht, ihm zu leuchten. Wilhelm bat darauf Aurelien, ihre Sachen auf eben dieſem Wege zu retten. Er ſelbſt drang durch den Rauch hinauf; aber vergebens ſetzte er ſich der Gefahr aus. Die Flamme ſchien von dem benachbarten Hauſe herüberzudringen und hatte ſchon das Holzwerk des Bodens und eine leichte Treppe gefaßt; Andere, die zur Rettung herbeieilten, litten wie er von Qualm und Feuer. Doch ſprach er ihnen Muth ein und rief nach Waſſer; er beſchwor ſie, der Flamme nur Schritt vor Schritt zu weichen, und verſprach, bei ihnen zu bleiben. In dieſem Augenblick ſprang Mignon herauf und rief: „Meiſter! rette deinen Felix! Der Alte iſt raſend! der Alte bringt ihn um!“ Wilhelm ſprang, ohne ſich zu beſinnen, die Treppe hinab und Mignon folgte ihm an den Ferſen.

---

1) Daß es Mignon geweſen ſei Ihr vorhin geſchildertes Benehmen ſpricht grade gegen eine ſolche Vermuthung.

Auf den letzten Stufen, die ins Gartengewölbe führten, blieb er mit Entsetzen stehen. Große Bündel Stroh und Reisholz, die man daselbst aufgehäuft hatte, brannten mit heller Flamme; Felix lag am Boden und schrie; der Alte stand mit niedergesenktem Haupte seitwärts an der Wand. „Was machst du, Unglücklicher?“ rief Wilhelm. Der Alte schwieg; Mignon hatte den Felix aufgehoben und schleppte mit Mühe den Knaben in den Garten, indeß Wilhelm das Feuer auseinander zu zerren und zu dämpfen strebte, aber dadurch nur die Gewalt und Lebhaftigkeit der Flamme vermehrte. Endlich mußte er mit verbrannten Augenwimpern und Haaren auch in den Garten fliehen, indem er den Alten mit durch die Flamme riß, der ihm mit versengtem Barte unwillig folgte.

Wilhelm eilte sogleich, die Kinder im Garten zu suchen. Auf der Schwelle eines entfernten Lusthäuschens fand er sie, und Mignon that ihr Möglichstes, den Kleinen zu beruhigen. Wilhelm nahm ihn auf den Schooß, fragte ihn, befühlte ihn und konnte nichts Zusammenhängendes aus beiden Kindern herausbringen.

Indessen hatte das Feuer gewaltsam mehrere Häuser ergriffen und erhellte die ganze Gegend. Wilhelm besah das Kind beim rothen Scheine der Flamme; er konnte keine Wunde, kein Blut, ja keine Beule wahrnehmen. Er betastete es überall; es gab kein Zeichen von Schmerz von sich, es beruhigte sich vielmehr nach und nach und fing an, sich über die Flamme zu verwundern, ja, sich über die schönen, der Ordnung nach, wie eine Illumination, brennenden Sparren und Gebälke zu erfreuen.

Wilhelm dachte nicht an die Kleider, und was er sonst verloren haben konnte; er fühlte stark, wie werth ihm diese beiden menschlichen Geschöpfe seien, die er einer so großen Gefahr entronnen sah. Er drückte den Kleinen mit einer ganz neuen Empfindung an sein Herz und wollte auch Mignon mit freudiger Zärtlichkeit umarmen, die es aber sanft ablehnte, ihn bei der Hand nahm und sie festhielt.

„Meister“, sagte sie (noch niemals, als an diesem Abend hatte sie ihm diesen Namen gegeben; denn anfangs pflegte sie ihn ‚Herr‘ und nachher ‚Vater‘ zu nennen), „Meister! wir sind einer großen Gefahr entronnen: dein Felix war am Tode.“

Durch viele Fragen erfuhr endlich Wilhelm, daß der Harfen-

ſpieler, als ſie in das Gewölbe gekommen, ihr das Licht aus der Hand geriſſen und das Stroh ſogleich angezündet habe. Darauf habe er den Felix niedergeſetzt, mit wunderlichen Geberden die Hände auf des Kindes Kopf gelegt und ein Meſſer gezogen, als wenn er ihn opfern wolle. Sie ſei zugeſprungen und habe ihm das Meſſer aus der Hand geriſſen; ſie habe geſchrieen, und Einer vom Hauſe, der einige Sachen nach dem Garten zu gerettet, ſei ihr zu Hülfe gekommen; der müſſe aber in der Verwirrung wieder weggegangen ſein und den Alten und das Kind allein gelaſſen haben.

Zwei bis drei Häuſer ſtanden in vollen Flammen. In den Garten hatte ſich Niemand retten können wegen des Brandes im Gartengewölbe. Wilhelm war verlegen wegen ſeiner Freunde, weniger wegen ſeiner Sachen. Er getraute ſich nicht, die Kinder zu verlaſſen, und ſah das Unglück ſich immer vergrößern.

Er brachte einige Stunden in einer bänglichen Lage zu. Felix war auf ſeinem Schooße eingeſchlafen, Mignon lag neben ihm und hielt ſeine Hand feſt. Endlich hatten die getroffenen Anſtalten dem Feuer Einhalt gethan. Die ausgebrannten Gebäude ſtürzten zuſammen, der Morgen kam herbei, die Kinder fingen an zu frieren, und ihm ſelbſt ward in ſeiner leichten Kleidung der fallende Thau faſt unerträglich. Er führte ſie zu den Trümmern des zuſammengeſtürzten Gebäudes, und ſie fanden neben einem Kohlen- und Aſchenhaufen eine ſehr behagliche Wärme.

Der anbrechende Tag brachte nun alle Freunde und Bekannte nach und nach zuſammen. Jedermann hatte ſich gerettet, Niemand hatte viel verloren.

Wilhelms Koffer fand ſich auch wieder, und Serlo trieb, als es gegen zehn Uhr ging, zur Probe von Hamlet, wenigſtens einiger Scenen, die mit neuen Schauſpielern beſetzt waren. Er hatte darauf noch einige Debatten mit der Polizei. Die Geiſtlichkeit verlangte, daß nach einem ſolchen Strafgerichte Gottes das Schauſpielhaus geſchloſſen bleiben ſollte, und Serlo behauptete, daß theils zum Erſatz deſſen, was er dieſe Nacht verloren, theils zur Aufheiterung der erſchreckten Gemüther die Aufführung eines intereſſanten Stückes mehr als jemals am Platz ſei. Dieſe letzte Meinung drang durch, und das Haus war gefüllt. Die Schauſpieler ſpielten mit ſeltenem Feuer und mit mehr leidenſchaftlicher Freiheit als das

erſte Mal. Die Zuſchauer, deren Gefühl durch die ſchreckliche nächtliche Scene erhöht und durch die Langeweile eines zerſtreuten und verdorbenen Tages noch mehr auf eine intereſſante Unterhaltung geſpannt war, hatten mehr Empfänglichkeit für das Außerordentliche. Der größte Theil waren neue, durch den Ruf des Stücks herbeigezogene Zuſchauer, die keine Vergleichung mit dem erſten Abend anſtellen konnten. Der Polterer ſpielte ganz im Sinne des unbekannten Geiſtes, und der Pedant hatte ſeinem Vorgänger gleichfalls gut aufgepaßt; daneben kam ihm ſeine Erbärmlichkeit ſehr zu Statten, daß ihm Hamlet wirklich nicht Unrecht that, wenn er ihn, trotz ſeines Purpurmantels und Hermelinkragens, einen zuſammengeflickten Lumpenkönig ſchalt.

Sonderbarer als er war vielleicht Niemand zum Throne gelangt; und obgleich die Uebrigen, beſonders aber Philine, ſich über ſeine neue Würde äußerſt luſtig machten, ſo ließ er doch merken, daß der Graf, als ein großer Kenner, das und noch viel mehr von ihm beim erſten Anblick vorausgeſagt habe; dagegen ermahnte ihn Philine zur Demuth und verſicherte, ſie werde ihm gelegentlich die Rockärmel pudern, damit er ſich jener unglücklichen Nacht im Schloſſe erinnern und die Krone mit Beſcheidenheit trage möge.

Vierzehntes Capitel.

Man hatte ſich in der Geſchwindigkeit nach Quartieren umgeſehen, und die Geſellſchaft war dadurch ſehr zerſtreut worden. Wilhelm hatte das Luſthaus in dem Garten, bei dem er die Nacht zugebracht, liebgewonnen; er erhielt leicht die Schlüſſel dazu und richtete ſich daſelbſt ein; da aber Aurelie in ihrer neuen Wohnung ſehr eng war, mußte er den Felix bei ſich behalten, und Mignon wollte den Knaben nicht verlaſſen.

Die Kinder hatten ein artiges Zimmer in dem erſten Stocke eingenommen, Wilhelm hatte ſich in dem untern Saale eingerichtet. Die Kinder ſchliefen, aber er konnte keine Ruhe finden.

Neben dem anmuthigen Garten, den der eben aufgegangene Vollmond herrlich erleuchtete, ſtanden die traurigen Ruinen, von denen hier und da noch Dampf aufſtieg; die Luft war angenehm

und die Nacht außerordentlich ſchön. Philine hatte beim Herausgehen aus dem Theater ihn mit dem Ellenbogen angeſtrichen und ihm einige Worte zugelispelt, die er aber nicht verſtanden hatte. Er war verwirrt und verdrießlich und wußte nicht, was er erwarten oder thun ſollte. Philine hatte ihn einige Tage gemieden und ihm nur dieſen Abend wieder ein Zeichen gegeben. Leider war nun die Thüre verbrannt, die er nicht zuſchließen ſollte, und die Pantöffelchen waren in Rauch aufgegangen. Wie die Schöne in den Garten kommen wollte, wenn es ihre Abſicht war, wußte er nicht. Er wünſchte ſie nicht zu ſehen, und doch hätte er ſich gar zu gern mit ihr erklären mögen.

Was ihm aber noch ſchwerer auf dem Herzen lag, war das Schickſal des Harfenſpielers, den man nicht wieder geſehen hatte. Wilhelm fürchtete, man würde ihn beim Aufräumen todt unter dem Schutte finden. Wilhelm hatte gegen Jedermann den Verdacht verborgen, den er hegte, daß der Alte Schuld an dem Brande ſei. Denn er kam ihm zuerſt von dem brennenden und rauchenden Boden entgegen, und die Verzweiflung im Gartengewölbe ſchien die Folge eines ſolchen unglücklichen Ereigniſſes zu ſein. Doch war es bei der Unterſuchung, welche die Polizei ſogleich anſtellte, wahrſcheinlich geworden, daß nicht in dem Hauſe, wo ſie wohnten, ſondern in dem dritten davon der Brand entſtanden ſei, der ſich auch ſogleich unter den Dächern weggeſchlichen hatte.

Wilhelm überlegte das Alles, in einer Laube ſitzend, als er in einem nahen Gange Jemanden ſchleichen hörte. An dem traurigen Geſange, der ſogleich angeſtimmt ward, erkannte er den Harfenſpieler. Das Lied, das er ſehr wohl verſtehen konnte, enthielt den Troſt eines Unglücklichen, der ſich dem Wahnſinne ganz nahe fühlt. Leider hat Wilhelm davon nur die letzte Strophe behalten.

An die Thüren will ich ſchleichen,
Still und ſittſam will ich ſtehn,
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weiter gehn.

Jeder wird ſich glücklich ſcheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erſcheint;

Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint.[1])

Unter dieſen Worten war er an die Gartenthüre gekommen, die nach einer entlegenen Straße ging; er wollte, da er ſie verſchloſſen fand, an den Spalieren überſteigen; allein Wilhelm hielt ihn zurück und redete ihn freundlich an. Der Alte bat ihn, aufzuſchließen, weil er fliehen wolle und müſſe. Wilhelm ſtellte ihm vor, daß er wohl aus dem Garten, aber nicht aus der Stadt könne, und zeigte ihm, wie ſehr er ſich durch einen ſolchen Schritt verdächtig mache; allein vergebens! Der Alte beſtand auf ſeinem Sinne. Wilhelm gab nicht nach und drängte ihn endlich halb mit Gewalt ins Gartenhaus, ſchloß ſich daſelbſt mit ihm ein und führte ein wunderbares Geſpräch mit ihm, das wir aber, um unſere Leſer nicht mit unzuſammenhängenden Ideen und bänglichen Empfindungen zu quälen, lieber verſchweigen als ausführlich mittheilen.

Fünfzehntes Capitel.

Aus der großen Verlegenheit, worin ſich Wilhelm befand, was er mit dem unglücklichen Alten beginnen ſollte, der ſo deutliche Spuren des Wahnſinns zeigte, riß ihn Laertes noch am ſelbigen Morgen. Dieſer, der nach ſeiner alten Gewohnheit überall zu ſein pflegte, hatte auf dem Kaffeehaus einen Mann geſehen, der vor einiger Zeit die heftigſten Anfälle von Melancholie erduldete. Man hatte ihn einem Landgeiſtlichen anvertraut, der ſich ein beſonderes Geſchäft daraus machte, dergleichen Leute zu behandeln. Auch diesmal war es ihm gelungen; noch war er in der Stadt, und die Familie des Wiederhergeſtellten erzeigte ihm große Ehre.

Wilhelm eilte ſogleich, den Mann aufzuſuchen, vertraute ihm den Fall und ward mit ihm einig. Man wußte unter gewiſſen Vorwänden ihm den Alten zu übergeben. Die Scheidung ſchmerzte

---

1) Und ich verſtehe dann ſein Weinen nicht. — Der Harfner malt es ſich aus, wie es ſein wird, wenn er als wahnſinniger Bettler umhergeht, der nicht mehr das Bewußtſein ſeiner eigenen Bejammernswürdigkeit hat. —

Wilhelmen tief, und nur die Hoffnung, ihn wiederhergeſtellt zu ſehen, konnte ſie ihm einigermaßen erträglich machen, ſo ſehr war er gewohnt, den Mann um ſich zu ſehen und ſeine geiſtreichen und herzlichen Töne zu vernehmen. Die Harfe war mit verbrannt; man ſuchte eine andere, die man ihm auf die Reiſe mitgab.

Auch hatte das Feuer die kleine Garderobe Mignons verzehrt, und als man ihr wieder etwas Neues ſchaffen wollte, that Aurelie den Vorſchlag, daß man ſie doch endlich als Mädchen kleiden ſolle.

„Nun gar nicht!“ rief Mignon aus und beſtand mit großer Lebhaftigkeit auf ihrer alten Tracht, worin man ihr denn auch willfahren mußte.

Die Geſellſchaft hatte nicht viel Zeit, ſich zu beſinnen; die Vorſtellungen gingen ihren Gang.

Wilhelm horchte oft ins Publikum, und nur ſelten kam ihm eine Stimme entgegen, wie er ſie zu hören wünſchte, ja, öfters vernahm er, was ihn betrübte oder verdroß. So erzählte zum Beiſpiel gleich nach der erſten Aufführung Hamlet's ein junger Menſch mit großer Lebhaftigkeit, wie zufrieden er an jenem Abend im Schauſpielhauſe geweſen. Wilhelm lauſchte und hörte zu ſeiner großen Beſchämung, daß der junge Mann zum Verdruß ſeiner Hintermänner den Hut aufbehalten und ihn hartnäckig das ganze Stück hindurch nicht abgethan hatte, welcher Heldenthat er ſich mit dem größten Vergnügen erinnerte. Ein Anderer verſicherte, Wilhelm habe die Rolle des Laertes ſehr gut geſpielt; hingegen mit dem Schauſpieler, der den Hamlet unternommen, könne man nicht eben ſo zufrieden ſein. Dieſe Verwechslung war nicht ganz unnatürlich; denn Wilhelm und Laertes glichen ſich, wiewohl in einem ſehr entfernten Sinne. Ein Dritter lobte ſein Spiel, beſonders in der Scene mit der Mutter, aufs Lebhafteſte und bedauerte nur, daß eben in dieſem feurigen Augenblick ein weißes Band unter der Weſte hervorgeſehen habe, wodurch die Illuſion äußerſt geſtört worden ſei.

In dem Innern der Geſellſchaft gingen indeſſen allerlei Veränderungen vor. Philine hatte ſeit jenem Abend nach dem Brande Wilhelmen auch nicht das geringſte Zeichen einer Annäherung gegeben. Sie hatte, wie es ſchien vorſätzlich, ein entfernteres Quartier gemiethet, vertrug ſich mit Elmiren und kam ſeltener zu Serlo, womit Aurelie wohl zufrieden war. Serlo, der ihr immer gewogen

blieb, beſuchte ſie manchmal, beſonders da er Elmiren bei ihr zu finden hoffte, und nahm eines Abends Wilhelmen mit ſich. Beide waren im Hereintreten ſehr verwundert, als ſie Philinen in dem zweiten Zimmer in den Armen eines jungen Offiziers ſahen, der eine rothe Uniform und weiße Unterkleider anhatte, deſſen abgewendetes Geſicht ſie aber nicht ſehen konnten. Philine kam ihren beſuchenden Freunden in das Vorzimmer entgegen und verſchloß das andere. „Sie überraſchen mich bei einem wunderbaren Abenteuer!“ rief ſie aus.

„So wunderbar iſt es nicht“, ſagte Serlo; „laſſen Sie uns den hübſchen, jungen, beneidenswerthen Freund ſehen; Sie haben uns ohnedem ſchon ſo zugeſtutzt, daß wir nicht eiferſüchtig ſein dürfen.“

„Ich muß Ihnen dieſen Verdacht noch eine Zeit lang laſſen“, ſagte Philine ſcherzend; „doch kann ich Sie verſichern, daß es nur eine gute Freundin iſt, die ſich einige Tage unbekannt bei mir aufhalten will. Sie ſollen ihre Schickſale künftig erfahren, ja, vielleicht das intereſſante Mädchen ſelbſt kennen lernen, und ich werde wahrſcheinlich alsdann Urſache haben, meine Beſcheidenheit und Nachſicht zu üben; denn ich fürchte, die Herren werden über ihre neue Bekanntſchaft ihre alte Freundin vergeſſen.“

Wilhelm ſtand verſteinert da; denn gleich beim erſten Anblick hatte ihn die rothe Uniform an den ſo ſehr geliebten Rock Marianens erinnert; es war ihre Geſtalt, es waren ihre blonden Haare; nur ſchien ihm der gegenwärtige Offizier etwas größer zu ſein.

„Um des Himmels willen!“ rief er aus, „laſſen Sie uns mehr von Ihrer Freundin wiſſen, laſſen Sie uns das verkleidete Mädchen ſehen! Wir ſind nun einmal Theilnehmer des Geheimniſſes; wir wollen verſprechen, wir wollen ſchwören, aber laſſen Sie uns das Mädchen ſehen!“

„O, wie er in Feuer iſt!“ rief Philine; „nur gelaſſen, nur geduldig! heute wird einmal nichts daraus.“

„So laſſen Sie uns nur ihren Namen wiſſen!“ rief Wilhelm.

„Das wäre alsdann ein ſchönes Geheimniß“, verſetzte Philine.

„Wenigſtens nur den Vornamen.“

„Wenn Sie ihn rathen, meinetwegen. Dreimal dürfen Sie rathen, aber nicht öfter; Sie könnten mich ſonſt durch den ganzen Kalender durchführen.“

„Gut!“ ſagte Wilhelm; „Cecilie alſo?“

„Nichts von Cecilien!“

„Henriette?“

„Keineswegs! Nehmen Sie ſich in Acht! Ihre Neugierde wird ausſchlafen müſſen.“

Wilhelm zauderte und zitterte; er wollte ſeinen Mund aufthun, aber die Sprache verſagte ihm. „Mariane?“ ſtammelte er endlich, „Mariane?“

„Bravo!“ rief Philine, „getroffen!“ indem ſie ſich nach ihrer Gewohnheit auf dem Abſatze herum drehte.

Wilhelm konnte kein Wort hervorbringen, und Serlo, der ſeine Gemüthsbewegung nicht bemerkte, fuhr fort in Philinen zu dringen, daß ſie die Thüre öffnen ſollte.

Wie verwundert waren daher Beide, als Wilhelm auf einmal heftig ihre Neckerei unterbrach, ſich Philinen zu Füßen warf und ſie mit dem lebhafteſten Ausdrucke der Leidenſchaft bat und beſchwor. „Laſſen Sie mich das Mädchen ſehen!“ rief er aus; „ſie iſt mein, es iſt meine Mariane! Sie, nach der ich mich alle Tage meines Lebens geſehnt habe, ſie, die mir noch immer ſtatt aller andern Weiber in der Welt iſt! Gehen Sie wenigſtens zu ihr hinein, ſagen Sie ihr, daß ich hier bin, daß der Menſch hier iſt, der ſeine erſte Liebe und das ganze Glück ſeiner Jugend an ſie knüpfte. Er will ſich rechtfertigen, daß er ſie unfreundlich verließ, er will ſie um Verzeihung bitten, er will ihr vergeben, was ſie auch gegen ihn gefehlt haben mag, er will ſogar keine Anſprüche an ſie mehr machen, wenn er ſie nur noch einmal ſehen kann, wenn er nur ſehen kann, daß ſie lebt und glücklich iſt!“

Philine ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Mein Freund, reden Sie leiſe! Betrügen wir uns nicht! Und iſt das Frauenzimmer wirklich Ihre Freundin, ſo müſſen wir ſie ſchonen; denn ſie vermuthet keineswegs, Sie hier zu ſehen. Ganz andere Angelegenheiten führen ſie hierher, und das wiſſen Sie doch: man möchte lieber ein Geſpenſt als einen alten Liebhaber zur unrechten Zeit vor Augen ſehen. Ich will ſie fragen, ich will ſie vorbereiten, und wir wollen überlegen, was zu thun iſt. Ich ſchreibe Ihnen morgen ein Billet, zu welcher Stunde Sie kommen ſollen, oder ob Sie kommen dürfen; gehorchen Sie mir pünktlich! denn ich ſchwöre,

Niemand ſoll gegen meinen und meiner Freundin Willen dieſes liebenswürdige Geſchöpf mit Augen ſehen. Meine Thüren werde ich beſſer verſchloſſen halten, und mit Axt und Beil werden Sie mich nicht beſuchen wollen."

Wilhelm beſchwor ſie, Serlo redete ihr zu, vergebens! Beide Freunde mußten zuletzt nachgeben, das Zimmer und das Haus räumen.

Welche unruhige Nacht Wilhelm zubrachte, wird ſich Jedermann denken. Wie langſam die Stunden des Tages dahinzogen, in denen er Philinens Billet erwartete, läßt ſich begreifen. Unglücklicherweiſe mußte er ſelbigen Abend ſpielen; er hatte niemals eine größere Pein ausgeſtanden. Nach geendigtem Stücke eilte er zu Philinen, ohne nur zu fragen, ob er eingeladen worden. Er fand ihre Thüre verſchloſſen, und die Hausleute ſagten, Mademoiſelle ſei heute früh mit einem jungen Offizier weggefahren; ſie habe zwar geſagt, daß ſie in einigen Tagen wiederkomme, man glaube es aber nicht, weil ſie Alles bezahlt und ihre Sachen mitgenommen habe.

Wilhelm war außer ſich über dieſe Nachricht. Er eilte zu Laertes und ſchlug ihm vor, ihr nachzuſetzen und, es koſte was es wolle, über ihren Begleiter Gewißheit zu erlangen. Laertes dagegen verwies ſeinem Freunde ſeine Leidenſchaft und Leichtgläubigkeit. „Ich will wetten", ſagte er, „es iſt Niemand anders als Friedrich. Der Junge iſt von gutem Hauſe, ich weiß es recht wohl; er iſt unſinnig in das Mädchen verliebt und hat wahrſcheinlich ſeinen Verwandten ſo viel Geld abgelockt, daß er wieder eine Zeit lang mit ihr leben kann."

Durch dieſe Einwendungen ward Wilhelm nicht überzeugt, doch zweifelhaft. Laertes ſtellte ihm vor, wie unwahrſcheinlich das Märchen ſei, das Philine ihnen vorgeſpielt hatte, wie Figur und Haar ſehr gut auf Friedrichen paſſe, wie ſie bei zwölf Stunden Vorſprung ſo leicht nicht einzuholen ſein würden, und hauptſächlich, wie Serlo keinen von ihnen Beiden beim Schauſpiele entbehren könne.

Durch alle dieſe Gründe wurde Wilhelm endlich nur ſo weit gebracht, daß er Verzicht darauf that, ſelbſt nachzuſetzen. Laertes wußte noch in ſelbiger Nacht einen tüchtigen Mann zu ſchaffen, dem man den Auftrag geben konnte. Es war ein geſetzter Mann,

der mehreren Herrschaften auf Reisen als Courier und Führer gedient hatte und eben jetzt ohne Beschäftigung stille lag. Man gab ihm Geld, man unterrichtete ihn von der ganzen Sache mit dem Auftrage, daß er die Flüchtlinge aufsuchen und einholen, sie alsdann nicht aus den Augen lassen und die Freunde sogleich, wo und wie er sie fände, benachrichtigen solle. Er setzte sich in derselbigen Stunde zu Pferde und ritt dem zweideutigen Paare nach, und Wilhelm war durch diese Anstalt wenigstens einigermaßen beruhigt.

Sechzehntes Capitel.

Die Entfernung Philinens machte keine auffallende Sensation weder auf dem Theater noch im Publikum. Es war ihr mit Allem wenig Ernst; die Frauen haßten sie durchgängig, und die Männer hätten sie lieber unter vier Augen als auf dem Theater gesehen, und so war ihr schönes und für die Bühne selbst glückliches Talent verloren. Die übrigen Glieder der Gesellschaft gaben sich desto mehr Mühe; Madame Melina besonders that sich durch Fleiß und Aufmerksamkeit sehr hervor. Sie merkte, wie sonst, Wilhelmen seine Grundsätze ab, richtete sich nach seiner Theorie und seinem Beispiel und hatte zeither ein ich weiß nicht was in ihrem Wesen, das sie interessanter machte. Sie erlangte bald ein richtiges Spiel und gewann den natürlichen Ton der Unterhaltung vollkommen und den der Empfindung bis auf einen gewissen Grad. Sie wußte sich in Serlo's Launen zu schicken und befliß sich des Singens ihm zu Gefallen, worin sie auch bald so weit kam, als man dessen zur geselligen Unterhaltung bedarf.

Durch einige neuangenommene Schauspieler ward die Gesellschaft noch vollständiger, und indem Wilhelm und Serlo Jeder in seiner Art wirkte, Jener bei jedem Stücke auf den Sinn und Ton des Ganzen drang, Dieser die einzelnen Theile gewissenhaft durcharbeitete, belebte ein lobenswürdiger Eifer auch die Schauspieler, und das Publikum nahm an ihnen einen lebhaften Antheil.

„Wir sind auf einem guten Wege", sagte Serlo einst, „und wenn wir so fortfahren, wird das Publikum auch bald auf dem

rechten sein. Man kann die Menschen sehr leicht durch tolle und unschickliche Darstellungen irre machen; aber man lege ihnen das Vernünftige und Schickliche auf eine interessante Weise vor, so werden sie gewiß darnach greifen. Was unserm Theater hauptsächlich fehlt, und warum weder Schauspieler noch Zuschauer zur Besinnung kommen, ist, daß es darauf im Ganzen zu bunt aussieht, und daß man nirgends eine Grenze hat, woran man sein Urtheil anlehnen könnte. Es scheint mir kein Vortheil zu sein, daß wir unser Theater gleichsam zu einem unendlichen Naturschauplatze ausgeweitet haben; doch kann jetzt weder Director noch Schauspieler sich in die Enge ziehen, bis vielleicht der Geschmack der Nation in der Folge den rechten Kreis selbst bezeichnet. Eine jede gute Societät existirt nur unter gewissen Bedingungen, so auch ein gutes Theater. Gewisse Manieren und Redensarten, gewisse Gegenstände und Arten des Betragens müssen ausgeschlossen sein. Man wird nicht ärmer, wenn man sein Hauswesen zusammenzieht."

Sie waren hierüber mehr oder weniger einig und uneinig. Wilhelm und die Meisten waren auf der Seite des englischen, Serlo und Einige auf der Seite des französischen Theaters.

Man ward einig, in leeren Stunden, deren ein Schauspieler leider so viele hat, in Gesellschaft die berühmtesten Schauspiele beider Theater durchzugehen und das Beste und Nachahmenswerthe derselben zu bemerken. Man machte auch wirklich einen Anfang mit einigen französischen Stücken. Aurelie entfernte sich jedesmal, sobald die Vorlesung anging. Anfangs hielt man sie für krank; einst aber fragte sie Wilhelm darüber, dem es aufgefallen war.

„Ich werde bei keiner solchen Vorlesung gegenwärtig sein", sagte sie; „denn wie soll ich hören und urtheilen, wenn mir das Herz zerrissen ist? Ich hasse die französische Sprache von ganzer Seele."

„Wie kann man einer Sprache feind sein", rief Wilhelm aus, „der man den größten Theil seiner Bildung schuldig ist, und der wir noch viel schuldig werden müssen, ehe unser Wesen eine Gestalt gewinnen kann?"

„Es ist kein Vorurtheil!" versetzte Aurelie; „ein unglücklicher Eindruck, eine verhaßte Erinnerung an meinen treulosen Freund hat mir die Lust an dieser schönen und ausgebildeten Sprache ge-

raubt. Wie ich ſie jetzt von ganzem Herzen haſſe! Während der Zeit unſerer freundſchaftlichen Verbindung ſchrieb er Deutſch, und welch ein herzliches, wahres, kräftiges Deutſch! Nun, da er mich los ſein wollte, fing er an Franzöſiſch zu ſchreiben, das vorher manchmal nur im Scherze geſchehen war. Ich fühlte, ich merkte, was es bedeuten ſollte. Was er in ſeiner Mutterſprache zu ſagen erröthete, konnte er nun mit gutem Gewiſſen hinſchreiben. Zu Reſervationen, Halbheiten und Lügen iſt es eine treffliche Sprache; ſie iſt eine perfide Sprache! ich finde, Gott ſei Dank, kein deutſches Wort, um perfid in ſeinem ganzen Umfange auszudrücken. Unſer armſeliges treulos iſt ein unſchuldiges Kind dagegen. Perfid iſt treulos mit Genuß, mit Uebermuth und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation iſt zu beneiden', die ſo feine Schattirungen in Einem Worte auszudrücken weiß! Franzöſiſch iſt recht die Sprache der Welt, werth, die allgemeine Sprache zu ſein, damit ſie ſich nur Alle unter einander recht betrügen und belügen können! Seine franzöſiſchen Briefe ließen ſich noch immer gut genug leſen. Wenn man ſich's einbilden wollte, klangen ſie warm und ſelbſt leidenſchaftlich; doch genau beſehen, waren es Phraſen, vermaledeite Phraſen! Er hat mir alle Freude an der ganzen Sprache, an der franzöſiſchen Literatur, ſelbſt an dem ſchönen und köſtlichen Ausdruck edler Seelen in dieſer Mundart verdorben; mich ſchaudert, wenn ich ein franzöſiſches Wort höre!"

Auf dieſe Weiſe konnte ſie ſtundenlang fortfahren, ihren Unmuth zu zeigen und jede andere Unterhaltung zu unterbrechen oder zu verſtimmen. Serlo machte früher oder ſpäter ihren launiſchen Aeußerungen mit einiger Bitterkeit ein Ende; aber gewöhnlich war für dieſen Abend das Geſpräch zerſtört.

Ueberhaupt iſt es leider der Fall, daß Alles, was durch mehrere zuſammentreffende Menſchen und Umſtände hervorgebracht werden ſoll, keine lange Zeit ſich vollkommen erhalten kann. Von einer Theatergeſellſchaft ſo gut wie von einem Reiche, von einem Cirkel Freunde ſo gut wie von einer Armee läßt ſich gewöhnlich der Moment angeben, wenn ſie auf der höchſten Stufe ihrer Vollkommenheit, ihrer Uebereinſtimmung, ihrer Zufriedenheit und Thätigkeit ſtanden; oft aber verändert ſich ſchnell das Perſonal', neue Glieder treten hinzu, die Perſonen paſſen nicht mehr zu den Um-

ſtänden, die Umſtände nicht mehr zu den Perſonen; es wird Alles anders, und was vorher verbunden war, fällt nunmehr bald auseinander. So konnte man ſagen, daß Serlo's Geſellſchaft eine Zeit lang ſo vollkommen war, als irgend eine deutſche ſich hätte rühmen können. Die meiſten Schauſpieler ſtanden an ihrem Platze; alle hatten genug zu thun, und alle thaten gern, was zu thun war. Ihre perſönlichen Verhältniſſe waren leidlich, und Jedes ſchien in ſeiner Kunſt viel zu verſprechen, weil Jedes die erſten Schritte mit Feuer und Munterkeit that. Bald aber entdeckte ſich, daß ein Theil doch nur Automaten waren, die nur das erreichen konnten, wohin man ohne Gefühl gelangen kann, und bald miſchten ſich die Leidenſchaften dazwiſchen, die gewöhnlich jeder guten Einrichtung im Wege ſtehen und Alles ſo leicht auseinander zerren, was vernünftige und wohldenkende Menſchen zuſammenzuhalten wünſchen.

Philinens Abgang war nicht ſo unbedeutend, als man anfangs glaubte. Sie hatte mit großer Geſchicklichkeit Serlo zu unterhalten, und die Uebrigen mehr oder weniger zu reizen gewußt. Sie ertrug Aureliens Heftigkeit mit großer Geduld und ihr eigenſtes Geſchäft war, Wilhelmen zu ſchmeicheln. So war ſie eine Art von Bindungsmittel fürs Ganze, und ihr Verluſt mußte bald fühlbar werden.

Serlo konnte ohne eine kleine Liebſchaft nicht leben. Elmire, die in weniger Zeit herangewachſen und, man könnte beinahe ſagen, ſchön geworden war, hatte ſchon lange ſeine Aufmerkſamkeit erregt, und Philine war klug genug, dieſe Leidenſchaft, die ſie merkte, zu begünſtigen. „Man muß ſich", pflegte ſie zu ſagen, „bei Zeiten aufs Kuppeln legen; es bleibt uns doch weiter nichts übrig, wenn wir alt werden." Dadurch hatten ſich Serlo und Elmire dergeſtalt genähert, daß ſie nach Philinens Abſchiede bald einig wurden, und der kleine Roman intereſſirte ſie Beide um ſo mehr, als ſie ihn vor dem Alten, der über eine ſolche Unregelmäßigkeit keinen Scherz verſtanden hätte, geheim zu halten alle Urſache hatten. Elmirens Schweſter war mit im Verſtändniß, und Serlo mußte beiden Mädchen daher Vieles nachſehen. Eine ihrer größten Untugenden war eine unmäßige Näſcherei, ja, wenn man will, eine unleidliche Gefräßigkeit, worin ſie Philinen keineswegs glichen, die dadurch einen neuen Schein von Liebenswürdigkeit erhielt, daß ſie gleichſam

nur von der Luft lebte, ſehr wenig aß und nur den Schaum eines Champagnerglaſes mit der größten Zierlichkeit wegſchlürfte.

Nun aber mußte Serlo, wenn er ſeiner Schönen gefallen wollte, das Frühſtück mit dem Mittagseſſen verbinden und an dieſes durch ein Veſperbrod das Abendeſſen anknüpfen. Dabei hatte Serlo einen Plan, deſſen Ausführung ihn beunruhigte. Er glaubte eine gewiſſe Neigung zwiſchen Wilhelmen und Aurelien zu entdecken und wünſchte ſehr, daß ſie ernſtlich werden möchte. Er hoffte den ganzen mechaniſchen Theil der Theaterwirthſchaft Wilhelmen aufzubürden und an ihm, wie an ſeinem erſten Schwager, ein treues und fleißiges Werkzeug zu finden. Schon hatte er ihm nach und nach den größten Theil der Beſorgung unmerklich übertragen, Aurelie führte die Kaſſe, und Serlo lebte wieder wie in früheren Zeiten ganz nach ſeinem Sinne. Doch war etwas, was ſowohl ihn als ſeine Schweſter heimlich kränkte.

Das Publikum hat eine eigene Art, gegen öffentliche Menſchen von anerkanntem Verdienſte zu verfahren: es fängt nach und nach an, gleichgültig gegen ſie zu werden, und begünſtigt viel geringere, aber neu erſcheinende Talente; es macht an Jene übertriebene Forderungen, und läßt ſich von Dieſen Alles gefallen.

Serlo und Aurelie hatten Gelegenheit genug, hierüber Betrachtungen anzuſtellen. Die neuen Ankömmlinge, beſonders die jungen und wohlgebildeten, hatten alle Aufmerkſamkeit, allen Beifall auf ſich gezogen, und beide Geſchwiſter mußten die meiſte Zeit nach ihren eifrigſten Bemühungen ohne den willkommenen Klang der zuſammenſchlagenden Hände abtreten. Freilich kamen dazu noch beſondere Urſachen. Aureliens Stolz war auffallend, und von ihrer Verachtung des Publikums waren Viele unterrichtet. Serlo ſchmeichelte zwar Jedermann im Einzelnen, aber ſeine ſpitzen Reden über das Ganze waren doch auch öfters herumgetragen und wiederholt worden. Die neuen Glieder hingegen waren theils fremd und unbekannt, theis jung, liebenswürdig und hülfsbedürftig und hatten alſo auch ſämmtlich Gönner gefunden.

Nun gab es auch bald innerliche Unruhen und manches Mißvergnügen; denn kaum bemerkte man, daß Wilhelm die Beſchäftigung eines Regiſſeurs übernommen hatte, ſo fingen die meiſten Schauſpieler um deſto mehr an, unartig zu werden, als er nach ſeiner

Weiſe etwas mehr Ordnung und Genauigkeit in das Ganze zu bringen wünſchte und beſonders darauf beſtand, daß alles Mechaniſche vor allen Dingen pünktlich und ordentlich gehen ſolle.

In kurzer Zeit ward das ganze Verhältniß, das wirklich eine Zeit lang beinahe idealiſch gehalten hatte, ſo gemein, als man es nur irgend bei einem herumreiſenden Theater finden mag. Und leider in dem Augenblicke, als Wilhelm durch Mühe, Fleiß und Anſtrengung ſich mit allen Erforderniſſen des Metiers bekannt gemacht und ſeine Perſon ſowohl als ſeine Geſchäftigkeit vollkommen dazu gebildet hatte, ſchien es ihm endlich in trüben Stunden, daß dieſes Handwerk weniger als irgend ein anderes den nöthigen Aufwand von Zeit und Kräften verdiene. Das Geſchäft war läſtig und die Belohnung gering. Er hätte jedes andere lieber übernommen, bei dem man doch, wenn es vorbei iſt, der Ruhe des Geiſtes genießen kann, als dieſes, wo man nach überſtandenen mechaniſchen Mühſeligkeiten noch durch die höchſte Anſtrengung des Geiſtes und der Empfindung erſt das Ziel ſeiner Thätigkeit erreichen ſoll. Er mußte die Klagen Aureliens über die Verſchwendung des Bruders hören, er mußte die Winke Serlo's mißverſtehen, wenn Dieſer ihn zu einer Heirath mit der Schweſter von ferne zu leiten ſuchte. Er hatte dabei ſeinen Kummer zu verbergen, der ihn auf das Tiefſte drückte, indem der nach dem zweideutigen Offizier fortgeſchickte Bote nicht zurück kam, auch nichts von ſich hören ließ, und unſer Freund daher ſeine Mariane zum zweiten Mal verloren zu haben fürchten mußte.

Zu eben dieſer Zeit fiel eine allgemeine Trauer ein, wodurch man genöthigt ward, das Theater auf einige Wochen zu ſchließen. Er ergriff dieſe Zwiſchenzeit, um jenen Geiſtlichen zu beſuchen, bei welchem der Harfenſpieler in der Koſt war. Er fand ihn in einer angenehmen Gegend, und das Erſte, was er in dem Pfarrhofe erblickte, war der Alte, der einem Knaben auf ſeinem Inſtrumente Lection gab. Er bezeigte viel Freude, Wilhelmen wieder zu ſehen, ſtand auf und reichte ihm die Hand und ſagte: „Sie ſehen, daß ich in der Welt doch noch zu etwas nütze bin; Sie erlauben, daß ich fortfahre: denn die Stunden ſind eingetheilt.“

Der Geiſtliche begrüßte Wilhelmen auf das Freundlichſte und erzählte ihm, daß der Alte ſich ſchon recht gut anlaſſe, und daß man Hoffnung zu ſeiner völligen Geneſung habe.

Ihr Geſpräch fiel natürlich auf die Methode, Wahnſinnige zu curiren.

„Außer dem Phyſiſchen“, ſagte der Geiſtliche, „das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt, und worüber ich einen denkenden Arzt zu Rathe ziehe, finde ich die Mittel, vom Wahnſinne zu heilen, ſehr einfach. Es ſind eben dieſelben, wodurch man geſunde Menſchen hindert, wahnſinnig zu werden. Man errege ihre Selbſtthätigkeit, man gewöhne ſie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, daß ſie ihr Sein und Schickſal mit ſo Vielen gemein haben, daß das außerordentliche Talent, das größte Glück und das höchſte Unglück nur kleine Abweichungen von dem Gewöhnlichen ſind, ſo wird ſich kein Wahnſinn einſchleichen, und wenn er da iſt, nach und nach wieder verſchwinden. Ich habe des alten Mannes Stunden eingetheilt; er unterrichtet einige Kinder auf der Harfe, er hilft im Garten arbeiten und iſt ſchon viel heiterer. Er wünſcht von dem Kohle zu genießen, den er pflanzt, und wünſcht meinen Sohn, dem er die Harfe auf den Todesfall geſchenkt hat, recht emſig zu unterrichten, damit ſie der Knabe ja auch brauchen könne. Als Geiſtlicher ſuche ich ihm über ſeine wunderbaren Scrupel nur wenig zu ſagen; aber ein thätiges Leben führt ſo viele Ereigniſſe herbei, daß er bald fühlen muß, daß jede Art von Zweifel nur durch Wirkſamkeit gehoben werden kann. Ich gehe ſachte zu Werke; wenn ich ihm aber noch ſeinen Bart und ſeine Kutte wegnehmen kann, ſo habe ich viel gewonnen; denn es bringt uns nichts näher dem Wahnſinn, als wenn wir uns vor Andern auszeichnen, und nichts erhält ſo ſehr den gemeinen Verſtand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menſchen zu leben. Wie Vieles iſt leider nicht in unſerer Erziehung und in unſern bürgerlichen Einrichtungen, wodurch wir uns und unſere Kinder zur Tollheit vorbereiten.“

Wilhelm verweilte bei dieſem vernünftigen Manne einige Tage und erfuhr die intereſſanteſten Geſchichten, nicht allein von verrückten Menſchen, ſondern auch von ſolchen, die man für klug, ja für weiſe zu halten pflegt, und deren Eigenthümlichkeiten nahe an den Wahnſinn grenzen.

Dreifach belebt aber ward die Unterhaltung, als der Medicus eintrat, der den Geiſtlichen, ſeinen Freund, öfters zu beſuchen und

ihm bei ſeinen menſchenfreundlichen Bemühungen beizuſtehen pflegte. Es war ein ältlicher Mann, der bei einer ſchwächlichen Geſundheit viele Jahre in Ausübung der edelſten Pflichten zugebracht hatte. Er war ein großer Freund vom Landleben und konnte faſt nicht anders als in freier Luft ſein; dabei war er äußerſt geſellig und thätig und hatte ſeit vielen Jahren eine beſondere Neigung, mit allen Landgeiſtlichen Freundſchaft zu ſtiften. Jedem, an dem er eine nützliche Beſchäftigung kannte, ſuchte er auf alle Weiſe beizuſtehen; Andern, die noch unbeſtimmt waren, ſuchte er eine Liebhaberei einzureden, und da er zugleich mit den Edelleuten, Amtmännern und Gerichtshaltern in Verbindung ſtand, ſo hatte er in Zeit von zwanzig Jahren ſehr viel im Stillen zur Cultur mancher Zweige der Landwirthſchaft beigetragen und Alles, was dem Felde, Thieren und Menſchen erſprießlich iſt, in Bewegung gebracht und ſo die wahrſte Aufklärung befördert. Für den Menſchen, ſagte er, ſei nur das Eine ein Unglück, wenn ſich irgend eine Idee bei ihm feſtſetze, die keinen Einfluß ins thätige Leben habe oder ihn wohl gar vom thätigen Leben abziehe. „Ich habe", ſagte er, „gegenwärtig einen ſolchen Fall an einem vornehmen und reichen Ehepaar, wo mir bis jetzt noch alle Kunſt mißglückt iſt; faſt gehört der Fall in Ihr Fach, lieber Paſtor, und dieſer junge Mann wird ihn nicht weiter erzählen.

„In der Abweſenheit eines vornehmen Mannes verkleidet man, mit einem nicht ganz lobenswürdigen Scherze, einen jungen Menſchen in die Hauskleidung dieſes Herrn. Seine Gemahlin ſollte dadurch angeführt werden, und ob man mir es gleich nur als eine Poſſe erzählt hat, ſo fürchte ich doch ſehr, man hatte die Abſicht, die edle, liebenswürdige Dame vom rechten Wege abzuleiten. Der Gemahl kommt unvermuthet zurück, tritt in ſein Zimmer, glaubt ſich ſelbſt zu ſehen und fällt von der Zeit an in eine Melancholie, in der er die Ueberzeugung nährt, daß er bald ſterben werde. Er überläßt ſich Perſonen, die ihm mit religiöſen Ideen ſchmeicheln, und ich ſehe nicht, wie er abzuhalten iſt, mit ſeiner Gemahlin unter die Herrenhuter zu gehen und den größten Theil ſeines Vermögens, da er keine Kinder hat, ſeinen Verwandten zu entziehen."

„Mit ſeiner Gemahlin?" rief Wilhelm, den dieſe Erzählung nicht wenig erſchreckt hatte, ungeſtüm aus.

„Und leider", verſetzte der Arzt, der in Wilhelms Ausrufung nur eine menſchenfreundliche Theilnahme zu hören glaubte, „iſt dieſe Dame mit einem noch tiefern Kummer behaftet, der ihr eine Entfernung von der Welt nicht widerlich macht. Eben dieſer junge Menſch nimmt Abſchied von ihr; ſie iſt nicht vorſichtig genug, eine aufkeimende Neigung zu verbergen; er wird kühn, ſchließt ſie in ſeine Arme und drückt ihr das große mit Brillanten beſetzte Portrait ihres Gemahls gewaltſam wider die Bruſt. Sie empfindet einen heftigen Schmerz, der nach und nach vergeht, erſt eine kleine Röthe und dann keine Spur zurückläßt. Ich bin als Menſch überzeugt, daß ſie ſich nichts weiter vorzuwerfen hat; ich bin als Arzt gewiß, daß dieſer Druck keine übeln Folgen haben werde, aber ſie läßt ſich nicht ausreden, es ſei eine Verhärtung da, und wenn man ihr durch das Gefühl den Wahn benehmen will, ſo behauptet ſie, nur in dieſem Augenblick ſei nichts zu fühlen; ſie hat ſich feſt eingebildet, es werde dieſes Uebel mit einem Krebsſchaden ſich endigen, und ſo iſt ihre Jugend, ihre Liebenswürdigkeit für ſie und Andere völlig verloren."

„Ich Unglückſeliger!" rief Wilhelm, indem er ſich vor die Stirne ſchlug und aus der Geſellſchaft ins Feld lief. Er hatte ſich noch nie in einem ſolchen Zuſtande befunden.

Der Arzt und der Geiſtliche, über dieſe ſeltſame Entdeckung höchlich erſtaunt, hatten Abends genug mit ihm zu thun, als er zurückkam und bei dem umſtändlichen Bekenntniß dieſer Begebenheit ſich aufs Lebhafteſte anklagte. Beide Männer nahmen den größten Antheil an ihm, beſonders da er ihnen ſeine übrige Lage nun auch mit ſchwarzen Farben der augenblicklichen Stimmung malte.

Den andern Tag ließ ſich der Arzt nicht lange bitten, mit ihm nach der Stadt zu gehen, um ihm Geſellſchaft zu leiſten und Aurelien, die ihr Freund in bedenklichen Umſtänden zurückgelaſſen hatte, wo möglich Hülfe zu verſchaffen.

Sie fanden ſie auch wirklich ſchlimmer, als ſie vermutheten. Sie hatte eine Art von überſpringendem Fieber, dem um ſo weniger beizukommen war, als ſie die Anfälle nach ihrer Art vorſätzlich unterhielt und verſtärkte. Der Fremde ward nicht als Arzt eingeführt und betrug ſich ſehr gefällig und klug. Man ſprach über den Zuſtand ihres Körpers und ihres Geiſtes, und der neue Freund

erzählte manche Geschichten, wie Personen, ungeachtet einer solchen Kränklichkeit, ein hohes Alter erreichen könnten; nichts aber sei schädlicher in solchen Fällen als eine vorsätzliche Erneuerung leidenschaftlicher Empfindungen. Besonders verbarg er nicht, daß er diejenigen Personen sehr glücklich gefunden habe, die bei einer nicht ganz herzustellenden kränklichen Anlage wahrhaft religiöse Gesinnungen bei sich zu nähren bestimmt gewesen wären. Er sagte das auf eine sehr bescheidene Weise und gleichsam historisch, und versprach dabei seinen neuen Freunden eine sehr interessante Lectüre an einem Manuscript zu verschaffen, das er aus den Händen einer nunmehr abgeschiedenen vortrefflichen Freundin erhalten habe. „Es ist mir unendlich werth", sagte er, „und ich vertraue Ihnen das Original selbst an. Nur der Titel ist von meiner Hand: Bekenntnisse einer schönen Seele." [1])

Ueber diätetische und medicinische Behandlung der unglücklichen aufgespannten Aurelie vertraute der Arzt Wilhelmen noch seinen besten Rath, versprach zu schreiben und womöglich selbst wieder zu kommen.

Inzwischen hatte sich in Wilhelms Abwesenheit eine Veränderung vorbereitet, die er nicht vermuthen konnte. Wilhelm hatte während der Zeit seiner Regie das ganze Geschäft mit einer gewissen Freiheit und Liberalität behandelt, vorzüglich auf die Sache gesehen und besonders bei Kleidungen, Decorationen und Requisiten

---

1) Der Begriff dessen, was unter einer „schönen Seele" zu verstehen sei, war in jener Zeit mehrfach erörtert worden, unter Anderen von Wieland in einem Aufsatze: „Was ist eine schöne Seele?", am klarsten und erschöpfendsten, in theilweise gegensätzlichem Anschluß an Kant's: „Kritik der praktischen Vernunft", von Schiller in seiner 1793 in der „Thalia" erschienenen Abhandlung: „Ueber Anmuth und Würde", wo es am Schlusse des Abschnittes: „Anmuth" heißt: „Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affect die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn blos der Instinct aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen" u. s. w.

Alles reichlich und anſtändig angeſchafft, auch, um den guten Willen der Leute zu erhalten, ihrem Eigennutze geſchmeichelt, da er ihnen durch edlere Motive nicht beikommen konnte; und er fand ſich hierzu um ſo mehr berechtigt, als Serlo ſelbſt keine Anſprüche machte, ein genauer Wirth zu ſein, den Glanz ſeines Theaters gerne loben hörte und zufrieden war, wenn Aurelie, welche die ganze Haushaltung führte, nach Abzug aller Koſten verſicherte, daß ſie keine Schulden habe, und noch ſo viel hergab, als nöthig war, die Schulden abzutragen, die Serlo unterdeſſen durch außerordentliche Freigebigkeit gegen ſeine Schönen und ſonſt etwa auf ſich geladen haben mochte.

Melina, der indeſſen die Garderobe beſorgte, hatte, kalt und heimtückiſch, wie er war, der Sache im Stillen zugeſehen und wußte, bei der Entfernung Wilhelms und bei der zunehmenden Krankheit Aureliens, Serlo fühlbar zu machen, daß man eigentlich mehr einnehmen, weniger ausgeben und entweder etwas zurücklegen oder doch am Ende nach Willkür noch luſtiger leben könne. Serlo hörte das gern, und Melina wagte ſich mit ſeinem Plane hervor.

„Ich will“, ſagte er, „nicht behaupten, daß Einer von den Schauſpielern gegenwärtig zu viel Gage hat; es ſind verdienſtvolle Leute, und ſie würden an jedem Orte willkommen ſein; allein für die Einnahme, die ſie uns verſchaffen, erhalten ſie doch zu viel. Mein Vorſchlag wäre, eine Oper einzurichten, und was das Schauſpiel betrifft, ſo muß ich Ihnen ſagen: Sie ſind der Mann, allein ein ganzes Schauſpiel auszumachen. Müſſen Sie jetzt nicht ſelbſt erfahren, daß man Ihre Verdienſte verkennt? Nicht, weil Ihre Mitſpieler vortrefflich, ſondern weil ſie gut ſind, läßt man Ihrem außerordentlichen Talente keine Gerechtigkeit mehr widerfahren. Stellen Sie ſich, wie wohl ſonſt geſchehen iſt, nur allein hin, ſuchen Sie mittelmäßige, ja, ich darf ſagen, ſchlechte Leute für geringe Gage an ſich zu ziehen, ſtutzen Sie das Volk, wie Sie es ſo ſehr verſtehen, im Mechaniſchen zu, wenden Sie das Uebrige an die Oper, und Sie werden ſehen, daß Sie mit derſelben Mühe und mit denſelben Koſten mehr Zufriedenheit erregen, und ungleich mehr Geld als bisher gewinnen werden.“

Serlo war zu ſehr geſchmeichelt, als daß ſeine Einwendungen einige Stärke hätten haben ſollen. Er geſtand Melina'n gerne zu,

daß er bei ſeiner Liebhaberei zur Muſik längſt ſo etwas gewünſcht habe; doch ſehe er freilich ein, daß die Neigung des Publikums dadurch noch mehr auf Abwege geleitet, und daß bei ſo einer Vermiſchung eines Theaters, das nicht recht Oper, nicht recht Schauſpiel ſei, nothwendig der Ueberreſt von Geſchmack an einem beſtimmten und ausführlichen Kunſtwerke ſich völlig verlieren müſſe.

Melina ſcherzte nicht ganz fein über Wilhelms pedantiſche Ideale dieſer Art, über die Anmaßung, das Publikum zu bilden, ſtatt ſich von ihm bilden zu laſſen, und Beide vereinigten ſich mit großer Ueberzeugung, daß man nur Geld einnehmen, reich werden oder ſich luſtig machen ſolle, und verbargen ſich kaum, daß ſie nur jener Perſonen loszuſein wünſchten, die ihrem Plane im Wege ſtanden. Melina bedauerte, daß die ſchwächliche Geſundheit Aureliens ihr kein langes Leben verſpreche, dachte aber gerade das Gegentheil. Serlo ſchien zu beklagen, daß Wilhelm nicht Sänger ſei, und gab dadurch zu verſtehen, daß er ihn für bald entbehrlich halte. Melina trat mit einem ganzen Regiſter von Erſparniſſen, die zu machen ſeien, hervor, und Serlo ſah in ihm ſeinen erſten Schwager dreifach erſetzt. Sie fühlten wohl, daß ſie ſich über dieſe Unterredung das Geheimniß zuzuſagen hatten, wurden dadurch nur noch mehr aneinander geknüpft und nahmen Gelegenheit, insgeheim über Alles, was vorkam, ſich zu beſprechen, was Aurelie und Wilhelm unternahmen, zu tadeln und ihr neues Project in Gedanken immer mehr auszuarbeiten.

So verſchwiegen auch Beide über ihren Plan ſein mochten, und ſo wenig ſie durch Worte ſich verriethen, ſo waren ſie doch nicht politiſch genug, in dem Betragen ihre Geſinnungen zu verbergen. Melina widerſetzte ſich Wilhelmen in manchen Fällen, die in ſeinem Kreiſe lagen, und Serlo, der niemals glimpflich mit ſeiner Schweſter umgegangen war, ward nur bitterer, je mehr ihre Kränklichkeit zunahm, und je mehr ſie bei ihren ungleichen, leidenſchaftlichen Launen Schonung verdient hätte.

Zu eben dieſer Zeit nahm man Emilie Galotti vor. Dieſes Stück war ſehr glücklich beſetzt, und Alle konnten in dem beſchränkten Kreiſe dieſes Trauerſpiels die ganze Mannigfaltigkeit ihres Spiels zeigen. Serlo war als Marinelli an ſeinem Platze, Odoardo ward ſehr gut vorgetragen, Madame Melina ſpielte die

Mutter mit vieler Einſicht, Elmire zeichnete ſich in der Rolle Emiliens zu ihrem Vortheil aus, Laertes trat als Appiani mit vielem Anſtand auf, und Wilhelm hatte ein Studium von mehreren Monaten auf die Rolle des Prinzen verwendet. Bei dieſer Gelegenheit hatte er, ſowohl mit ſich ſelbſt als mit Serlo und Aurelien, die Frage oft abgehandelt, welch ein Unterſchied ſich zwiſchen einem edlen und vornehmen Betragen zeige, und inwiefern jenes in dieſem, dieſes aber nicht in jenem enthalten zu ſein brauche.

Serlo, der ſelbſt als Marinelli den Hofmann rein, ohne Caricatur vorſtellte, äußerte über dieſen Punkt manchen guten Gedanken. „Der vornehme Anſtand“, ſagte er, „iſt ſchwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ iſt und eine lange anhaltende Uebung vorausſetzt. Denn man ſoll nicht etwa in ſeinem Benehmen etwas darſtellen, das Würde anzeigt; denn leicht fällt man dadurch in ein förmliches, ſtolzes Weſen; man ſoll vielmehr nur Alles vermeiden, was unwürdig, was gemein iſt; man ſoll ſich nie vergeſſen, immer auf ſich und Andere Acht haben, ſich nichts vergeben, Andern nicht zu viel, nicht zu wenig thun, durch nichts gerührt ſcheinen, durch nichts bewegt werden, ſich niemals übereilen, ſich in jedem Momente zu faſſen wiſſen und ſo ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es ſtürmen, wie es will. Der edle Menſch kann ſich in Momenten vernachläſſigen, der vornehme nie. Dieſer iſt wie ein ſehr wohlgekleideter Mann: er wird ſich nirgends anlehnen, und Jedermann wird ſich hüten, an ihn zu ſtreichen; er unterſcheidet ſich vor Andern, und doch darf er nicht allein ſtehen bleiben; denn wie in jeder Kunſt, alſo auch in dieſer, ſoll zuletzt das Schwerſte mit Leichtigkeit ausgeführt werden; ſo ſoll der Vornehme, ungeachtet aller Abſonderung, immer mit Andern verbunden ſcheinen, nirgends ſteif, überall gewandt ſein, immer als der Erſte erſcheinen und ſich nie als ein ſolcher aufdringen. Man ſieht alſo, daß man, um vornehm zu ſcheinen, wirklich vornehm ſein müſſe; man ſieht, warum Frauen im Durchſchnitt ſich eher dieſes Anſehen geben können als Männer, warum Hofleute und Soldaten am ſchnellſten zu dieſem Anſtande gelangen.“

Wilhelm verzweifelte nun faſt an ſeiner Rolle; allein Serlo half ihm wieder auf, indem er ihm über das Einzelne die feinſten Bemerkungen mittheilte und ihn dergeſtalt ausſtattete, daß er bei

der Aufführung, wenigstens in den Augen der Menge, einen recht feinen Prinzen darstellte.

Serlo hatte versprochen, ihm nach der Vorstellung die Bemerkungen mitzutheilen, die er noch allenfalls über ihn machen würde; allein ein unangenehmer Streit zwischen Bruder und Schwester hinderte jede kritische Unterhaltung. Aurelie hatte die Rolle der Orsina auf eine Weise gespielt, wie man sie wohl niemals wieder sehen wird. Sie war mit der Rolle überhaupt sehr bekannt und hatte sie in den Proben gleichgültig behandelt; bei der Aufführung selbst aber zog sie, möchte man sagen, alle Schleusen ihres individuellen Kummers auf, und es ward dadurch eine Darstellung, wie sie sich kein Dichter in dem ersten Feuer der Erfindung hätte denken können. Ein unmäßiger Beifall des Publikums belohnte ihre schmerzlichen Bemühungen, aber sie lag auch halb ohnmächtig in einem Sessel, als man sie nach der Aufführung aufsuchte.

Serlo hatte schon über ihr übertriebenes Spiel, wie er es nannte, und über die Entblößung ihres innersten Herzens vor dem Publikum, das doch mehr oder weniger mit jener fatalen Geschichte bekannt war, seinen Unwillen zu erkennen gegeben und, wie er es im Zorn zu thun pflegte, mit den Zähnen geknirscht und mit den Füßen gestampft. „Laßt sie", sagte er, als er sie, von den Uebrigen umgeben, in dem Sessel fand, „sie wird noch ehestens ganz nackt auf das Theater treten, und dann wird erst der Beifall recht vollkommen sein."

„Undankbarer!" rief sie aus, „Unmenschlicher! Man wird mich bald nackt dahin tragen, wo kein Beifall mehr zu unsern Ohren kommt!" Mit diesen Worten sprang sie auf und eilte nach der Thüre. Die Magd hatte versäumt, ihr den Mantel zu bringen, die Portechaise war nicht da; es hatte geregnet und ein sehr rauher Wind zog durch die Straßen. Man redete ihr vergebens zu, denn sie war übermäßig erhitzt; sie ging vorsätzlich langsam und lobte die Kühlung, die sie recht begierig einzusaugen schien. Kaum war sie zu Hause, als sie vor Heiserkeit kaum ein Wort mehr sprechen konnte; sie gestand aber nicht, daß sie im Nacken und Rücken hinab eine völlige Steifigkeit fühlte. Nicht lange, so überfiel sie eine Art von Lähmung der Zunge, so daß sie ein Wort fürs andere sprach; man brachte sie zu Bette; durch häufig angewandte Mittel legte sich ein

Uebel, indem ſich das andere zeigte. Das Fieber ward ſtark und ihr Zuſtand gefährlich.

Den andern Morgen hatte ſie eine ruhige Stunde. Sie ließ Wilhelmen rufen und übergab ihm einen Brief. „Dieſes Blatt", ſagte ſie, „wartet ſchon lange auf dieſen Augenblick. Ich fühle, daß das Ende meines Lebens bald herannaht; verſprechen Sie mir, daß Sie es ſelbſt abgeben, und daß Sie durch wenige Worte meine Leiden an dem Ungetreuen rächen wollen. Er iſt nicht fühllos, und wenigſtens ſoll ihn mein Tod einen Augenblick ſchmerzen."

Wilhelm übernahm den Brief, indem er ſie jedoch tröſtete und den Gedanken des Todes von ihr entfernen wollte.

„Nein!" verſetzte ſie, „benehmen Sie mir nicht meine nächſte Hoffnung. Ich habe ihn lange erwartet und will ihn freudig in die Arme ſchließen."

Kurz darauf kam das vom Arzt verſprochene Manuſcript an. Sie erſuchte Wilhelmen, ihr daraus vorzuleſen, und die Wirkung, die es that, wird der Leſer am beſten beurtheilen können, wenn er ſich mit dem folgenden Buche bekannt gemacht hat. Das heftige und trotzige Weſen unſerer armen Freundin ward auf einmal gelinder. Sie nahm den Brief zurück und ſchrieb einen andern, wie es ſchien, in ſehr ſanfter Stimmung; auch forderte ſie Wilhelmen auf, ihren Freund, wenn er irgend durch die Nachricht ihres Todes betrübt werden ſollte, zu tröſten, ihm zu verſichern, daß ſie ihm verziehen habe, und daß ſie ihm alles Glück wünſche.

Von dieſer Zeit an war ſie ſehr ſtill und ſchien ſich nur mit wenigen Ideen zu beſchäftigen, die ſie ſich aus dem Manuſcript eigen zu machen ſuchte, woraus ihr Wilhelm von Zeit zu Zeit vorleſen mußte. Die Abnahme ihrer Kräfte war nicht ſichtbar, und unvermuthet fand ſie Wilhelm eines Morgens todt, als er ſie beſuchen wollte.

Bei der Achtung, die er für ſie gehabt, und bei der Gewohnheit, mit ihr zu leben, war ihm ihr Verluſt ſehr ſchmerzlich. Sie war die einzige Perſon, die es eigentlich gut mit ihm meinte, und die Kälte Serlo's in der letzten Zeit hatte er nur allzu ſehr gefühlt. Er eilte daher, die aufgetragene Botſchaft auszurichten, und wünſchte ſich auf einige Zeit zu entfernen. Von der andern Seite war für Melina dieſe Abreiſe ſehr erwünſcht; denn Dieſer hatte ſich bei der

weitläufigen Correſpondenz, die er unterhielt, gleich mit einem Sänger und einer Sängerin eingelaſſen, die das Publikum einſtweilen durch Zwiſchenſpiele zur künftigen Oper vorbereiten ſollten. Der Verluſt Aureliens und Wilhelms Entfernung ſollten auf dieſe Weiſe in der erſten Zeit übertragen[1]) werden, und unſer Freund war mit Allem zufrieden, was ihm ſeinen Urlaub auf einige Wochen erleichterte.

Er hatte ſich eine ſonderbar wichtige Idee von ſeinem Auftrage gemacht. Der Tod ſeiner Freundin hatte ihn tief gerührt, und da er ſie ſo frühzeitig von dem Schauplatze abtreten ſah, mußte er nothwendig gegen Den, der ihr Leben verkürzt, und dieſes kurze Leben ihr ſo qualvoll gemacht, feindſelig geſinnt ſein.

Ungeachtet der letzten gelinden Worte der Sterbenden, nahm er ſich doch vor, bei Ueberreichung des Briefs ein ſtrenges Gericht über den ungetreuen Freund ergehen zu laſſen, und da er ſich nicht einer zufälligen Stimmung vertrauen wollte, dachte er an eine Rede, die in der Ausarbeitung pathetiſcher als billig ward. Nachdem er ſich völlig von der guten Compoſition ſeines Aufſatzes überzeugt hatte, machte er, indem er ihn auswendig lernte, Anſtalt zu ſeiner Abreiſe. Mignon war beim Einpacken gegenwärtig und fragte ihn, ob er nach Süden oder nach Norden reiſe, und als ſie das Letzte von ihm erfuhr, ſagte ſie: „So will ich dich hier wieder erwarten“. Sie bat ihn um die Perlenſchnur Marianens, die er dem lieben Geſchöpf nicht verſagen konnte; das Halstuch hatte ſie ſchon. Dagegen ſteckte ſie ihm den Schleier des Geiſtes in den Mantelſack, ob er ihr gleich ſagte, daß ihm dieſer Flor zu keinem Gebrauch ſei.

Melina übernahm die Regie, und ſeine Frau verſprach, auf die Kinder ein mütterliches Auge zu haben, von denen ſich Wilhelm ungern losriß. Felix war ſehr luſtig beim Abſchiede, und als man ihn fragte, was er wolle mitgebracht haben, ſagte er: „Höre! bringe mir einen Vater mit!“ Mignon nahm den Scheidenden bei der Hand, und indem ſie, auf die Zehen gehoben, ihm einen treuherzigen und lebhaften Kuß, doch ohne Zärtlichkeit, auf die Lippen drückte, ſagte ſie: „Meiſter! vergiß uns nicht und komm bald wieder!“

---

1) Erträglich gemacht, überwunden.

Und ſo laſſen wir unſern Freund unter tauſend Gedanken und Empfindungen ſeine Reiſe antreten und zeichnen hier noch zum Schluſſe ein Gedicht auf, das Mignon mit großem Ausdruck einigemal recitirt hatte, und das wir früher mitzutheilen durch den Drang ſo mancher ſonderbaren Ereigniſſe verhindert wurden.

Heiß mich nicht reden, heiß mich ſchweigen!
Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finſtre Nacht, und ſie muß ſich erhellen;
Der harte Fels ſchließt ſeinen Buſen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein Jeder ſucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Bruſt in Klagen ſich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag ſie aufzuſchließen.

Sechstes Buch.

Bekenntniſſe einer ſchönen Seele. [1])

Bis in mein achtes Jahr war ich ein ganz geſundes Kind, weiß mich aber von dieſer Zeit ſo wenig zu erinnern als von dem Tage meiner Geburt. Mit dem Anfange des achten Jahres bekam ich einen Blutſturz, und in dem Augenblick war meine Seele ganz Empfindung und Gedächtniß. Die kleinſten Umſtände dieſes Zufalls ſtehen mir noch vor Augen, als hätte er ſich geſtern ereignet.

Während des neunmonatlichen Krankenlagers, das ich mit Geduld aushielt, ward, ſo wie mich dünkt, der Grund zu meiner ganzen Denkart gelegt, indem meinem Geiſte die erſten Hülfsmittel gereicht wurden, ſich nach ſeiner eigenen Art zu entwickeln.

Ich litt und liebte; das war die eigentliche Geſtalt meines Herzens. In dem heftigſten Huſten und abmattenden Fieber war ich ſtille wie eine Schnecke, die ſich in ihr Haus zieht; ſobald ich ein wenig Luft hatte, wollte ich etwas Angenehmes fühlen, und da mir aller übrige Genuß verſagt war, ſuchte ich mich durch Augen und Ohren ſchadlos zu halten. Man brachte mir Puppenwerk und Bilderbücher, und wer Sitz an meinem Bette haben wollte, mußte mir etwas erzählen.

Von meiner Mutter hörte ich die bibliſchen Geſchichten gern an; der Vater unterhielt mich mit Gegenſtänden der Natur. Er beſaß ein artiges Cabinet. Davon brachte er gelegentlich eine Schublade

1) Das Folgende iſt, nach Goethe's eigener Mittheilung im achten Buche von „Wahrheit und Dichtung", aus Unterhaltungen und Briefen einer Freundin ſeiner Mutter, des Fräuleins von Klettenberg, entſtanden, deren reine, religiös geſtimmte Perſönlichkeit auf ſein jugendliches Gemüth einen nachhaltigen Einfluß geübt hatte.

nach der andern herunter, zeigte mir die Dinge und erklärte sie mir nach der Wahrheit. Getrocknete Pflanzen und Insecten und manche Arten von anatomischen Präparaten, Menschenhaut, Knochen, Mumien und dergleichen kamen auf das Krankenbette der Kleinen [1]); Vögel und Thiere, die er auf der Jagd erlegte, wurden mir vorgezeigt, ehe sie nach der Küche gingen; und damit doch auch der Fürst der Welt [2]) eine Stimme in dieser Versammlung behielte, erzählte mir die Tante Liebesgeschichten und Feenmärchen. Alles ward angenommen und Alles faßte Wurzel. Ich hatte Stunden, in denen ich mich lebhaft mit dem unsichtbaren Wesen unterhielt; ich weiß noch einige Verse, die ich der Mutter damals in die Feder dictirte.

Oft erzählte ich dem Vater wieder, was ich von ihm gelernt hatte. Ich nahm nicht leicht eine Arzenei, ohne zu fragen: „Wo wachsen die Dinge, aus denen sie gemacht ist? wie sehen sie aus? wie heißen sie?" Aber die Erzählungen meiner Tante waren auch nicht auf einen Stein gefallen. Ich dachte mich in schöne Kleider und begegnete den allerliebsten Prinzen, die nicht ruhen noch rasten konnten, bis sie wußten, wer die unbekannte Schöne war. Ein ähnliches Abenteuer mit einem reizenden kleinen Engel, der in weißem Gewand und goldenen Flügeln sich sehr um mich bemühte, setzte ich so lange fort, daß meine Einbildungskraft sein Bild fast bis zur Erscheinung erhöhte.

Nach Jahresfrist war ich ziemlich wieder hergestellt; aber es war mir aus der Kindheit nichts Wildes übrig geblieben. Ich konnte nicht einmal mit Puppen spielen, ich verlangte nach Wesen, die meine Liebe erwiderten. Hunde, Katzen und Vögel, dergleichen mein Vater von allen Arten ernährte, vergnügten mich sehr; aber was hätte ich nicht gegeben, ein Geschöpf zu besitzen, das in einem der Märchen meiner Tante eine sehr wichtige Rolle spielte. Es war ein Schäfchen, das von einem Bauermädchen in dem Walde aufgefangen und ernährt worden war; aber in diesem artigen Thiere stak ein verwünschter Prinz, der sich endlich wieder als schöner Jüngling zeigte und seine Wohlthäterin durch seine Hand belohnte. So ein Schäfchen hätte ich gar zu gerne besessen!

---

1) Der Vater des Fräulein von Klettenberg war Arzt. Vgl. hierüber sowie über die andern der Darstellung zu Grunde liegenden thatsächlichen Verhältnisse die Einleitung. — 2) Das Ich, die Eigenliebe.

Nun wollte ſich aber keines finden, und da Alles neben mir ſo ganz natürlich zuging, mußte mir nach und nach die Hoffnung auf einen ſo köſtlichen Beſitz faſt vergehen. Unterdeſſen tröſtete ich mich, indem ich ſolche Bücher las, in denen wunderbare Begebenheiten beſchrieben wurden. Unter allen war mir der chriſtliche deutſche Hercules[1]) der liebſte; die andächtige Liebesgeſchichte war ganz nach meinem Sinne. Begegnete ſeiner Valiska irgend etwas, und es begegneten ihr grauſame Dinge, ſo betete er erſt, ehe er ihr zu Hülfe eilte, und die Gebete ſtanden ausführlich im Buche. Wie wohl gefiel mir das! Mein Hang zu dem Unſichtbaren, den ich immer auf eine dunkle Weiſe fühlte, ward dadurch nur vermehrt; denn ein für allemal ſollte Gott auch mein Vertrauter ſein.

Als ich weiter heran wuchs, las ich, der Himmel weiß was, Alles durcheinander; aber die römiſche Octavia[2]) behielt vor Allen den Preis. Die Verfolgungen der erſten Chriſten, in einen Roman gekleidet, erregten bei mir das lebhafteſte Intereſſe.

Nun fing die Mutter an, über das ſtete Leſen zu ſchmähleu, der Vater nahm ihr zu Liebe mir einen Tag die Bücher aus der Hand und gab ſie mir den andern wieder. Sie war klug genug, zu bemerken, daß hier nichts auszurichten war, und drang nur darauf, daß auch die Bibel eben ſo fleißig geleſen wurde. Auch dazu ließ ich mich nicht treiben, und ich las die heiligen Bücher mit vielem Antheil. Dabei war meine Mutter immer ſorgfältig, daß keine verführeriſchen Bücher in meine Hände kämen, und ich ſelbſt würde jede ſchändliche Schrift aus der Hand geworfen haben; denn meine Prinzen und Prinzeſſinnen waren alle äußerſt tugendhaft, und ich wußte übrigens von der natürlichen Geſchichte des

---

1) „Des chriſtlichen teutſchen Großfürſten Hercules und der böhmiſchen Königlichen Fräulein Valiska Wundergeſchichte" von Andreas Heinrich Buchholtz, 1659 erſchienen und ſpäter wiederholt wieder aufgelegt, ein phantaſtiſcher Roman, welcher im dritten Jahrhundert n. Chr. ſpielt und in welchem der Verfaſſer mit einer Unmenge abenteuerlicher Begebenheiten zugleich weitläufige theologiſche und philoſophiſche Erörterungen verbindet, in der ausgeſprochenen Abſicht, den Leſer „auf der Bahn der rechtſchaffenen Gottſeligkeit zu erhalten". — 2) Von Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig; der ſehr weitſchweifige Roman, 1685—1707 in ſechs Theilen erſchienen und 1712 um einen ſiebenten vermehrt, enthält als Grundlage die römiſche Geſchichte von Claudius bis Veſpaſianus, durchſetzt mit achtundvierzig Epiſoden, welche unter hiſtoriſchem Schleier Begebenheiten aus des Verfaſſers eigener Zeit erzählen.

menſchlichen Geſchlechts mehr, als ich merken ließ, und hatte es meiſtens aus der Bibel gelernt. Bedenkliche Stellen hielt ich mit Worten und Dingen, die mir vor Augen kamen, zuſammen und brachte bei meiner Wißbegierde und Combinationsgabe die Wahrheit glücklich heraus. Hätte ich von Hexen gehört, ſo hätte ich auch mit der Hexerei bekannt werden müſſen.

Meiner Mutter und dieſer Wißbegierde hatte ich es zu danken, daß ich bei dem heftigen Hang zu Büchern doch kochen lernte; aber dabei war etwas zu ſehen. Ein Huhn, ein Ferkel aufzuſchneiden, war für mich ein Feſt. Dem Vater brachte ich die Eingeweide, und er redete mit mir darüber wie mit einem jungen Studenten und pflegte mich oft mit inniger Freude ſeinen mißrathenen Sohn zu nennen.

Nun war das zwölfte Jahr zurückgelegt. Ich lernte Franzöſiſch, Tanzen und Zeichnen und erhielt den gewöhnlichen Religionsunterricht. Bei dem letzten wurden manche Empfindungen und Gedanken rege, aber nichts, was ſich auf meinen Zuſtand bezogen hätte. Ich hörte gern von Gott reden, ich war ſtolz darauf, beſſer als meines Gleichen von ihm reden zu können; ich las nun mit Eifer manche Bücher, die mich in den Stand ſetzten, von Religion zu ſchwatzen; aber nie fiel es mir ein, zu denken, wie es denn mit mir ſtehe, ob meine Seele auch ſo geſtaltet ſei, ob ſie einem Spiegel gleiche, von dem die ewige Sonne wiederglänzen könnte; das hatte ich ein für allemal ſchon vorausgeſetzt.

Franzöſiſch lernte ich mit vieler Begierde. Mein Sprachmeiſter war ein wackerer Mann. Er war nicht ein leichtſinniger Empiriker, nicht ein trockener Grammatiker; er hatte Wiſſenſchaften, er hatte die Welt geſehen. Zugleich mit dem Sprachunterricht ſättigte er meine Wißbegierde auf mancherlei Weiſe. Ich liebte ihn ſo ſehr, daß ich ſeine Ankunft immer mit Herzklopfen erwartete. Das Zeichnen fiel mir nicht ſchwer, und ich würde es weiter gebracht haben, wenn mein Meiſter Kopf und Kenntniſſe gehabt hätte; er hatte aber nur Hände und Uebung.

Tanzen war anfangs nur meine geringſte Freude; mein Körper war zu empfindlich, und ich lernte nur in der Geſellſchaft meiner Schweſter. Durch den Einfall unſeres Tanzmeiſters, allen ſeinen Schülern und Schülerinnen einen Ball zu geben, ward aber die Luſt zu dieſer Uebung ganz anders belebt.

Unter vielen Knaben und Mädchen zeichneten ſich zwei Söhne des Hofmarſchalls aus: der jüngſte ſo alt wie ich, der andere zwei Jahre älter, Kinder von einer ſolchen Schönheit, daß ſie nach dem allgemeinen Geſtändniß Alles übertrafen, was man je von ſchönen Kindern geſehen hatte. Auch ich hatte ſie kaum erblickt, ſo ſah ich Niemanden mehr vom ganzen Haufen. In dem Augenblicke tanzte ich mit Aufmerkſamkeit und wünſchte, ſchön zu tanzen. Wie es kam, daß auch dieſe Knaben unter allen Andern mich vorzüglich bemerkten? — genug, in der erſten Stunde waren wir die beſten Freunde, und die kleine Luſtbarkeit ging noch nicht zu Ende, ſo hatten wir ſchon ausgemacht, wo wir uns nächſtens wieder ſehen wollten. Eine große Freude für mich! Aber ganz entzückt war ich, als Beide den andern Morgen, Jeder in einem galanten Billet, das mit einem Blumenſtrauß begleitet war, ſich nach meinem Befinden erkundigten. So fühlte ich nie mehr, wie ich da fühlte! Artigkeiten wurden mit Artigkeiten, Briefchen mit Briefchen erwidert. Kirche und Promenaden wurden von nun an zu Rendezvous; unſere jungen Bekannten luden uns ſchon jederzeit zuſammen ein; wir aber waren ſchlau genug, die Sache dergeſtalt zu verdecken, daß die Eltern nicht mehr davon einſahen, als wir für gut hielten.

Nun hatte ich auf einmal zwei Liebhaber bekommen. Ich war für keinen entſchieden; ſie gefielen mir Beide, und wir ſtanden aufs Beſte zuſammen. Auf einmal ward der Aeltere ſehr krank; ich war ſelbſt ſchon oft ſehr krank geweſen und wußte den Leidenden durch Ueberſendung mancher Artigkeiten und für einen Kranken ſchicklicher Leckerbiſſen zu erfreuen, daß ſeine Eltern die Aufmerkſamkeit dankbar erkannten, der Bitte des lieben Sohns Gehör gaben und mich ſammt meinen Schweſtern, ſobald er nur das Bette verlaſſen hatte, zu ihm einluden. Die Zärtlichkeit, womit er mich empfing, war nicht kindiſch, und von dem Tage an war ich für ihn entſchieden. Er warnte mich gleich, vor ſeinem Bruder geheim zu ſein; allein das Feuer war nicht mehr zu verbergen, und die Eiferſucht des Jüngern machte den Roman vollkommen. Er ſpielte uns tauſend Streiche; mit Luſt vernichtete er unſre Freude und vermehrte dadurch die Leidenſchaft, die er zu zerſtören ſuchte.

Nun hatte ich denn wirklich das gewünſchte Schäfchen gefunden, und dieſe Leidenſchaft hatte, wie ſonſt eine Krankheit, die Wirkung

auf mich, daß ſie mich ſtill machte und mich von der ſchwärmenden Freude zurückzog. Ich war einſam und gerührt, und Gott fiel mir wieder ein. Er blieb mein Vertrauter, und ich weiß wohl, mit welchen Thränen ich für den Knaben, der fortkränkelte, zu beten anhielt.

So viel Kindiſches in dem Vorgang war, ſo viel trug er zur Bildung meines Herzens bei. Unſerm franzöſiſchen Sprachmeiſter mußten wir täglich, ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Ueberſetzung, Briefe von unſerer eigenen Erfindung ſchreiben. Ich brachte meine Liebesgeſchichte unter dem Namen „Phyllis und Damon“ zu Markte. Der Alte ſah bald durch, und, um mich treuherzig zu machen, lobte er meine Arbeit gar ſehr. Ich wurde immer kühner, ging offenherzig heraus und war bis ins Detail der Wahrheit getreu. Ich weiß nicht mehr, bei welcher Stelle er einſt Gelegenheit nahm, zu ſagen: „Wie das artig, wie das natürlich iſt! Aber die gute Phyllis mag ſich in Acht nehmen, es kann bald ernſthaft werden.“

Mich verdroß, daß er die Sache nicht ſchon für ernſthaft hielt, und fragte ihn piquirt, was er unter ernſthaft verſtehe. Er ließ ſich nicht zweimal fragen und erklärte ſich ſo deutlich, daß ich meinen Schrecken kaum verbergen konnte. Doch da ſich gleich darauf bei mir der Verdruß einſtellte, und ich ihm übel nahm, daß er ſolche Gedanken hegen könne, faßte ich mich, wollte meine Schöne rechtfertigen und ſagte mit feuerrothen Wangen: „Aber, mein Herr, Phyllis iſt ein ehrbares Mädchen!“

Nun war er boshaft genug, mich mit meiner ehrbaren Heldin aufzuziehen und, indem wir franzöſiſch ſprachen, mit dem „honnête“ zu ſpielen, um die Ehrbarkeit der Phyllis durch alle Bedeutungen durchzuführen. Ich fühlte das Lächerliche und war äußerſt verwirrt. Er, der mich nicht furchtſam machen wollte, brach ab, brachte aber das Geſpräch bei andern Gelegenheiten wieder auf die Bahn. Schauſpiele und kleine Geſchichten, die ich bei ihm las und überſetzte, gaben ihm oft Anlaß zu zeigen, was für ein ſchwacher Schutz die ſogenannte Tugend gegen die Aufforderungen eines Affects ſei. Ich widerſprach nicht mehr, ärgerte mich aber immer heimlich, und ſeine Anmerkungen wurden mir zur Laſt.

Mit meinem guten Damon kam ich auch nach und nach aus aller Verbindung. Die Chikanen des Jüngern hatten unſern Um-

gang zerriſſen. Nicht lange Zeit darauf ſtarben beide blühende Jünglinge. Es that mir weh, aber bald waren ſie vergeſſen.

Phyllis wuchs nun ſchnell heran, war ganz geſund und fing an, die Welt zu ſehen. Der Erbprinz vermählte ſich und trat bald darauf nach dem Tode ſeines Vaters die Regierung an. Hof und Stadt waren in lebhafter Bewegung. Nun hatte meine Neugierde mancherlei Nahrung. Nun gab es Komödien, Bälle und was ſich daran anſchließt, und ob uns gleich die Eltern ſo viel als möglich zurück hielten, ſo mußte man doch bei Hof, wo ich eingeführt war, erſcheinen. Die Fremden ſtrömten herbei, in allen Häuſern war große Welt, an uns ſelbſt waren einige Cavaliere empfohlen und andere introducirt, und bei meinem Oheim waren alle Nationen anzutreffen.

Mein ehrlicher Mentor fuhr fort, mich auf eine beſcheidene und doch treffende Weiſe zu warnen, und ich nahm es ihm immer heimlich übel. Ich war keineswegs von der Wahrheit ſeiner Behauptung überzeugt, und vielleicht hatte ich auch damals Recht, vielleicht hatte er Unrecht, die Frauen unter allen Umſtänden für ſo ſchwach zu halten; aber er redete zugleich ſo zudringlich, daß mir einſt bange wurde, er möchte Recht haben, da ich denn ſehr lebhaft zu ihm ſagte: „Weil die Gefahr ſo groß und das menſchliche Herz ſo ſchwach iſt, ſo will ich Gott bitten, daß er mich bewahre.“

Die naive Antwort ſchien ihn zu freuen; er lobte meinen Vorſatz; aber es war bei mir nichts weniger als ernſtlich gemeint; diesmal war es nur ein leeres Wort; denn die Empfindungen für den Unſichtbaren waren bei mir faſt ganz verloſchen. Der große Schwarm, mit dem ich umgeben war, zerſtreute mich und riß mich wie ein ſtarker Strom mit fort. Es waren die leerſten Jahre meines Lebens. Tagelang von nichts zu reden, keinen geſunden Gedanken zu haben und nur zu ſchwärmen, das war meine Sache. Nicht einmal der geliebten Bücher wurde gedacht. Die Leute, mit denen ich umgeben war, hatten keine Ahnung von Wiſſenſchaften; es waren deutſche Hofleute, und dieſe Klaſſe hatte damals nicht die mindeſte Cultur.

Ein ſolcher Umgang, ſollte man denken, hätte mich an den Rand des Verderbens führen müſſen. Ich lebte in ſinnlicher Munterkeit nur ſo hin, ich ſammelte mich nicht, ich betete nicht, ich dachte

nicht an mich noch an Gott; aber ich seh' es als eine Führung an, daß mir keiner von den vielen schönen, reichen und wohlgekleideten Männern gefiel. Sie waren liederlich und versteckten es nicht, das schreckte mich zurück; ihr Gespräch zierten sie mit Zweideutigkeiten, das beleidigte mich, und ich hielt mich kalt gegen sie; ihre Unart überstieg manchmal allen Glauben, und ich erlaubte mir, grob zu sein.

Ueberdies hatte mir mein Alter einmal vertraulich eröffnet, daß mit den meisten dieser leidigen Bursche nicht allein die Tugend, sondern auch die Gesundheit eines Mädchens in Gefahr sei. Nun graute mir erst vor ihnen, und ich war schon besorgt, wenn mir Einer auf irgend eine Weise zu nahe kam. Ich hütete mich vor Gläsern und Tassen, wie vor dem Stuhle, von dem Einer aufgestanden war. Auf diese Weise war ich moralisch und physisch sehr isolirt, und alle die Artigkeiten, die sie mir sagten, nahm ich stolz für schuldigen Weihrauch auf.

Unter den Fremden, die sich damals bei uns aufhielten, zeichnete sich ein junger Mann besonders aus, den wir im Scherz Narciß nannten. Er hatte sich in der diplomatischen Laufbahn guten Ruf erworben und hoffte bei den verschiedenen Veränderungen, die an unserm neuen Hofe vorgingen, vortheilhaft placirt zu werden. Er ward mit meinem Vater bald bekannt, und seine Kenntnisse und sein Betragen öffneten ihm den Weg in eine geschlossene Gesellschaft der würdigsten Männer. Mein Vater sprach viel zu seinem Lobe, und seine schöne Gestalt hätte noch mehr Eindruck gemacht, wenn sein ganzes Wesen nicht eine Art von Selbstgefälligkeit gezeigt hätte. Ich hatte ihn gesehen, dachte gut von ihm, aber wir hatten uns nie gesprochen.

Auf einem großen Balle, auf dem er sich auch befand, tanzten wir ein Menuet zusammen; auch das ging ohne nähere Bekanntschaft ab. Als die heftigen Tänze angingen, die ich meinem Vater zu Liebe, der für meine Gesundheit besorgt war, zu vermeiden pflegte, begab ich mich in ein Nebenzimmer und unterhielt mich mit ältern Freundinnen, die sich zum Spiele gesetzt hatten.

Narciß, der eine Weile mit herumgesprungen war, kam auch einmal in das Zimmer, in dem ich mich befand, und fing, nachdem er sich von einem Nasenbluten, das ihn beim Tanzen überfiel,

erholt hatte, mit mir über Mancherlei zu ſprechen an. Binnen einer halben Stunde war der Discurs ſo intereſſant, ob ſich gleich keine Spur von Zärtlichkeit dreinmiſchte, daß wir nun Beide das Tanzen nicht mehr vertragen konnten. Wir wurden bald von den Andern darüber geneckt, ohne daß wir uns dadurch irre machen ließen. Den andern Abend konnten wir unſer Geſpräch wieder anknüpfen und ſchonten unſere Geſundheit ſehr.

Nun war die Bekanntſchaft gemacht. Narciß wartete mir und meinen Schweſtern auf, und nun fing ich erſt wieder an, gewahr zu werden, was ich Alles wußte, worüber ich gedacht, was ich empfunden hatte, und worüber ich mich im Geſpräche auszudrücken verſtand. Mein neuer Freund, der von jeher in der beſten Geſellſchaft geweſen war, hatte außer dem hiſtoriſchen und politiſchen Fache, das er ganz überſah, ſehr ausgebreitete literariſche Kenntniſſe, und ihm blieb nichts Neues, beſonders was in Frankreich herauskam, unbekannt. Er brachte und ſendete mir manch angenehmes und nützliches Buch; doch das mußte geheimer als ein verbotenes Liebesgeſtändniß gehalten werden. Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht, und man wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrſcheinlich weil man für unhöflich hielt, ſo viel unwiſſende Männer beſchämen zu laſſen. Selbſt mein Vater, dem dieſe neue Gelegenheit, meinen Geiſt auszubilden, ſehr erwünſcht war, verlangte ausdrücklich, daß dieſes literariſche Commerz ein Geheimniß bleiben ſollte.

So währte unſer Umgang beinahe Jahr und Tag, und ich konnte nicht ſagen, daß Narciß auf irgend eine Weiſe Liebe oder Zärtlichkeit gegen mich geäußert hätte. Er blieb artig und verbindlich, aber zeigte keinen Affect; vielmehr ſchien der Reiz meiner jüngſten Schweſter, die damals außerordentlich ſchön war, ihn nicht gleichgültig zu laſſen. Er gab ihr im Scherze allerlei freundliche Namen aus fremden Sprachen, deren mehrere er ſehr gut ſprach, und deren eigenthümliche Redensarten er gern ins deutſche Geſpräch miſchte. Sie erwiderte ſeine Artigkeiten nicht ſonderlich; ſie war von einem andern Fädchen gebunden, und da ſie überhaupt ſehr raſch und er empfindlich war, ſo wurden ſie nicht ſelten über Kleinigkeiten uneins. Mit der Mutter und den Tanten wußte er ſich gut zu halten, und ſo war er nach und nach ein Glied der Familie geworden.

Wer weiß, wie lange wir noch auf dieſe Weiſe fortgelebt hätten, wären durch einen ſonderbaren Zufall unſere Verhältniſſe nicht auf einmal verändert worden. Ich ward mit meinen Schweſtern in ein gewiſſes Haus gebeten, wohin ich nicht gerne ging. Die Geſellſchaft war zu gemiſcht, und es fanden ſich dort oft Menſchen, wo nicht vom rohſten, doch vom plattſten Schlage mit ein. Diesmal war Narciß auch mit geladen, und um ſeinetwillen war ich geneigt, hin zu gehen; denn ich war doch gewiß, Jemanden zu finden, mit dem ich mich auf meine Weiſe unterhalten konnte. Schon bei Tafel hatten wir Manches auszuſtehen; denn einige Männer hatten ſtark getrunken; nach Tiſche ſollten und mußten Pfänder geſpielt werden. Es ging dabei ſehr rauſchend und lebhaft zu. Narciß hatte ein Pfand zu löſen; man gab ihm auf, der ganzen Geſellſchaft etwas ins Ohr zu ſagen, das Jedermann angenehm wäre. Er mochte ſich bei meiner Nachbarin, der Frau eines Hauptmanns, zu lange verweilen. Auf einmal gab ihm Dieſer eine Ohrfeige, daß mir, die ich gleich daran ſaß, der Puder in die Augen flog. Als ich die Augen ausgewiſcht und mich vom Schrecken einigermaßen erholt hatte, ſah ich beide Männer mit bloßen Degen. Narciß blutete, und der Andere, außer ſich von Wein, Zorn und Eiferſucht, konnte kaum von der ganzen übrigen Geſellſchaft zurückgehalten werden. Ich nahm Narciſſen beim Arm und führte ihn zur Thüre hinaus eine Treppe hinauf in ein anderes Zimmer, und weil ich meinen Freund vor ſeinem tollen Gegner nicht ſicher glaubte, riegelte ich die Thüre ſogleich zu.

Wir hielten Beide die Wunde nicht für ernſthaft; denn wir ſahen nur einen leichten Hieb über die Hand; bald aber wurden wir einen Strom von Blut, der den Rücken hinunterfloß, gewahr, und es zeigte ſich eine große Wunde auf dem Kopfe. Nun ward mir bange. Ich eilte auf den Vorplatz, um nach Hülfe zu ſchicken, konnte aber Niemanden anſichtig werden; denn Alles war unten geblieben, den raſenden Menſchen zu bändigen. Endlich kam eine Tochter des Hauſes heraufgeſprungen, und ihre Munterkeit ängſtigte mich nicht wenig, da ſie ſich über den tollen Spektakel und über die verfluchte Komödie faſt zu Tode lachen wollte. Ich bat ſie dringend, mir einen Wundarzt zu ſchaffen, und ſie, nach ihrer wilden Art, ſprang gleich die Treppe hinunter, ſelbſt einen zu holen.

Ich ging wieder zu meinem Verwundeten, band ihm mein Schnupftuch um die Hand und ein Handtuch, das an der Thüre hing, um den Kopf. Er blutete noch immer heftig; kein Wundarzt kam. Der Verwundete erblaßte und schien in Ohnmacht zu sinken Niemand war in der Nähe, der mir hätte beistehen können; ich nahm ihn sehr ungezwungen in den Arm und suchte ihn durch Streicheln und Schmeicheln aufzumuntern. Es schien die Wirkung eines geistigen Heilmittels zu thun; er blieb bei sich, aber saß todtenbleich da.

Nun kam endlich die thätige Hausfrau, und wie erschrak sie, als sie den Freund in dieser Gestalt in meinen Armen liegen und uns alle Beide mit Blut überströmt sah; denn Niemand hatte sich vorgestellt, daß Narciß verwundet sei; Alle meinten, ich habe ihn glücklich hinausgebracht.

Nun war Wein, wohlriechendes Wasser, und was nur erquicken und erfrischen konnte, im Ueberfluß da; nun kam auch der Wundarzt, und ich hätte wohl abtreten können; allein Narciß hielt mich fest bei der Hand, und ich wäre, ohne gehalten zu werden, stehen geblieben. Ich fuhr während des Verbandes fort, ihn mit Wein anzustreichen, und achtete es wenig, daß die ganze Gesellschaft nunmehr umher stand. Der Wundarzt hatte geendigt, der Verwundete nahm einen stummen verbindlichen Abschied von mir und wurde nach Hause getragen.

Nun führte mich die Hausfrau in ihr Schlafzimmer; sie mußte mich ganz auskleiden, und ich darf nicht verschweigen, daß ich, da man sein Blut von meinem Körper abwusch, zum ersten Mal zufällig im Spiegel gewahr wurde, daß ich mich auch ohne Hülle für schön halten durfte. Ich konnte keines meiner Kleidungsstücke wieder anziehen, und da die Personen im Hause Alle kleiner oder stärker waren als ich, so kam ich in einer seltsamen Verkleidung zum größten Erstaunen meiner Eltern nach Hause. Sie waren über mein Schrecken, über die Wunden des Freundes, über den Unsinn des Hauptmanns, über den ganzen Vorfall äußerst verdrießlich. Wenig fehlte, so hätte mein Vater selbst, seinen Freund auf der Stelle zu rächen, den Hauptmann herausgefordert. Er schalt die anwesenden Herren, daß sie ein solches meuchlerisches Beginnen nicht auf der Stelle geahndet; denn es war nur zu offenbar, daß

der Hauptmann ſogleich, nachdem er geſchlagen, den Degen gezogen und Narciſſen von hinten verwundet habe; der Hieb über die Hand war erſt geführt worden, als Narciß ſelbſt zum Degen griff. Ich war unbeſchreiblich alterirt und afficirt, oder wie ſoll ich es ausdrücken; der Affect, der im tiefſten Grunde des Herzens ruhte, war auf einmal losgebrochen wie eine Flamme, welche Luft bekommt. Und wenn Luſt und Freude ſehr geſchickt ſind, die Liebe zuerſt zu erzeugen und im Stillen zu nähren, ſo wird ſie, die von Natur herzhaft iſt, durch den Schrecken am leichteſten angetrieben, ſich zu entſcheiden und zu erklären. Man gab dem Töchterchen Arznei ein und legte es zu Bette. Mit dem früheſten Morgen eilte mein Vater zu dem verwundeten Freund, der an einem ſtarken Wundfieber recht krank darniederlag.

Mein Vater ſagte mir wenig von dem, was er mit ihm geredet hatte, und ſuchte mich wegen der Folgen, die dieſer Vorfall haben könnte, zu beruhigen. Es war die Rede, ob man ſich mit einer Abbitte begnügen könne, ob die Sache gerichtlich werden müſſe, und was dergleichen mehr war. Ich kannte meinen Vater zu wohl, als daß ich ihm geglaubt hätte, daß er dieſe Sache ohne Zweikampf geendigt zu ſehen wünſchte; allein ich blieb ſtill; denn ich hatte von meinem Vater früh gelernt, daß Weiber in ſolche Händel ſich nicht zu miſchen hätten. Uebrigens ſchien es nicht, als wenn zwiſchen den beiden Freunden etwas vorgefallen wäre, das mich betroffen hätte; doch bald vertraute mein Vater den Inhalt ſeiner weiteren Unterredung meiner Mutter. Narciß, ſagte er, ſei äußerſt gerührt von meinem geleiſteten Beiſtand, habe ihn umarmt, ſich für meinen ewigen Schuldner erklärt, bezeigt, er verlange kein Glück, wenn er es nicht mit mir theilen ſollte; er habe ſich die Erlaubniß ausgebeten, ihn als Vater anſehen zu dürfen. Mama ſagte mir das Alles treulich wieder, hängte aber die wohlmeinende Erinnerung daran, auf ſo etwas, das in der erſten Bewegung geſagt worden, dürfe man ſo ſehr nicht achten. „Ja freilich“, antwortete ich mit angenommener Kälte und fühlte der Himmel weiß was und wieviel dabei.

Narciß blieb zwei Monate krank, konnte wegen der Wunde an der rechten Hand nicht einmal ſchreiben, bezeigte mir aber inzwiſchen ſein Andenken durch die verbindlichſte Aufmerkſamkeit. Alle dieſe

mehr als gewöhnlichen Höflichkeiten hielt ich mit dem, was ich von der Mutter erfahren hatte, zusammen, und beständig war mein Kopf voller Grillen. Die ganze Stadt unterhielt sich von der Begebenheit. Man sprach mit mir davon in einem besondern Tone, man zog Folgerungen daraus, die, so sehr ich sie abzulehnen suchte, mir immer sehr nahe gingen. Was vorher Tändelei und Gewohnheit gewesen war, ward nun Ernst und Neigung. Die Unruhe, in der ich lebte, war um so heftiger, je sorgfältiger ich sie vor allen Menschen zu verbergen suchte. Der Gedanke, ihn zu verlieren, erschreckte mich, und die Möglichkeit einer nähern Verbindung machte mich zittern. Der Gedanke des Ehestandes hat für ein halbkluges Mädchen gewiß etwas Schreckhaftes.

Durch diese heftigen Erschütterungen ward ich wieder an mich selbst erinnert. Die bunten Bilder eines zerstreuten Lebens, die mir sonst Tag und Nacht vor den Augen schwebten, waren auf einmal weggeblasen. Meine Seele fing wieder an, sich zu regen; allein die sehr unterbrochene Bekanntschaft mit dem unsichtbaren Freunde [1]) war so leicht nicht wieder hergestellt. Wir blieben noch immer in ziemlicher Entfernung; es war wieder etwas, aber gegen sonst ein großer Unterschied.

Ein Zweikampf, worin der Hauptmann [2]) stark verwundet wurde, war vorüber, ohne daß ich etwas davon erfahren hatte, und die öffentliche Meinung war in jedem Sinne auf der Seite meines Geliebten, der endlich wieder auf dem Schauplatze erschien. Vor allen Dingen ließ er sich mit verbundenem Haupt und eingewickelter Hand in unser Haus tragen. Wie klopfte mir das Herz bei diesem Besuche! Die ganze Familie war gegenwärtig; es blieb auf beiden Seiten nur bei allgemeinen Danksagungen und Höflichkeiten; doch fand er Gelegenheit, mir einige geheime Zeichen seiner Zärtlichkeit zu geben, wodurch meine Unruhe nur zu sehr vermehrt ward. Nachdem er sich völlig wieder erholt, besuchte er uns den ganzen Winter auf eben dem Fuß wie ehemals, und bei allen leisen Zeichen von Empfindung und Liebe, die er mir gab, blieb Alles unerörtert.

Auf diese Weise ward ich in steter Uebung gehalten. Ich konnte

---

1) Mit Gott. — 2) Von wem der Hauptmann herausgefordert und verwundet worden, ist nicht ganz klar, da Narciß selbst gleich darauf noch von seiner ersten Verwundung her mit eingewickelter Hand erscheint.

mich keinem Menſchen vertrauen, und von Gott war ich zu weit entfernt. Ich hatte dieſen während vier wilder Jahre ganz vergeſſen; nun dachte ich dann und wann wieder an ihn, aber die Bekanntſchaft war erkaltet; es waren nur Ceremonienviſiten, die ich ihm machte, und da ich überdies, wenn ich vor ihm erſchien, immer ſchöne Kleider anlegte, meine Tugend, Ehrbarkeit und Vorzüge, die ich vor Andern zu haben glaubte, ihm mit Zufriedenheit vorwies, ſo ſchien er mich in dem Schmucke gar nicht zu bemerken.

Ein Höfling würde, wenn ſein Fürſt, von dem er ſein Glück erwartet, ſich ſo gegen ihn betrüge, ſehr beunruhigt werden; mir aber war nicht übel dabei zu Muthe. Ich hatte, was ich brauchte, Geſundheit und Bequemlichkeit; wollte ſich Gott mein Andenken gefallen laſſen, ſo war es gut; wo nicht, ſo glaubte ich doch meine Schuldigkeit gethan zu haben. So dachte ich freilich damals nicht von mir; aber es war doch die wahrhafte Geſtalt meiner Seele. Meine Geſinnungen zu ändern und zu reinigen, waren aber auch ſchon Anſtalten gemacht.

Der Frühling kam heran, und Narciß beſuchte mich unangemeldet zu einer Zeit, da ich ganz allein zu Hauſe war. Nun erſchien er als Liebhaber und fragte mich, ob ich ihm mein Herz und, wenn er eine ehrenvolle, wohlbeſoldete Stelle erhielte, auch dereinſt meine Hand ſchenken wollte.

Man hatte ihn zwar in unſere Dienſte genommen; allein anfangs hielt man ihn, weil man ſich vor ſeinem Ehrgeiz fürchtete, mehr zurück, als daß man ihn ſchnell emporgehoben hätte, und ließ ihn, weil er eigenes Vermögen hatte, bei einer kleinen Beſoldung.

Bei aller meiner Neigung zu ihm wußte ich, daß er der Mann nicht war, mit dem man ganz gerade handeln konnte. Ich nahm mich daher zuſammen und verwies ihn an meinen Vater, an deſſen Einwilligung er nicht zu zweifeln ſchien, und mit mir erſt auf der Stelle einig ſein wollte. Endlich ſagte ich Ja, indem ich die Beiſtimmung meiner Eltern zur nothwendigen Bedingung machte. Er ſprach alsdann mit Beiden förmlich; ſie zeigten ihre Zufriedenheit, man gab ſich das Wort auf den bald zu hoffenden Fall, daß man ihn weiter avanciren werde. Schweſtern und Tanten wurden davon benachrichtigt, und ihnen das Geheimniß auf das Strengſte anbefohlen.

Nun war aus einem Liebhaber ein Bräutigam geworden. Die

Verſchiedenheit zwiſchen Beiden zeigte ſich ſehr groß. Könnte Jemand die Liebhaber aller wohldenkenden Mädchen in Bräutigame verwandeln, ſo wäre es eine große Wohlthat für unſer Geſchlecht, ſelbſt wenn auf dieſes Verhältniß keine Ehe erfolgen ſollte. Die Liebe zwiſchen beiden Perſonen nimmt dadurch nicht ab, aber ſie wird vernünftiger. Unzählige kleine Thorheiten, alle Koketterien und Launen fallen gleich hinweg. Aeußert uns der Bräutigam, daß wir ihm in einer Morgenhaube beſſer als in dem ſchönſten Aufſatze gefallen, dann wird einem wohldenkenden Mädchen gewiß die Friſur gleichgültig, und es iſt nichts natürlicher, als daß er auch ſolid denkt und lieber ſich eine Hausfrau als der Welt ein Putzdocke zu bilden wünſcht. Und ſo geht es durch alle Fächer durch. Hat ein ſolches Mädchen dabei das Glück, daß ihr Bräutigam Verſtand und Kenntniſſe beſitzt, ſo lernt ſie mehr, als hohe Schulen und fremde Länder geben können. Sie nimmt nicht nur alle Bildung gern an, die er ihr giebt, ſondern ſie ſucht ſich auch auf dieſem Wege ſo immer weiter zu bringen. Die Liebe macht vieles Unmögliche möglich, und endlich geht die dem weiblichen Geſchlecht ſo nöthige und anſtändige Unterwerfung ſogleich an; der Bräutigam herrſcht nicht wie der Ehemann; er bittet nur, und ſeine Geliebte ſucht ihm abzumerken, was er wünſcht, um es noch eher zu vollbringen, als er bittet. So hat mich die Erfahrung gelehrt, was ich nicht um Vieles miſſen möchte. Ich war glücklich, wahrhaft glücklich, wie man es in der Welt ſein kann, das heißt, auf kurze Zeit.

Ein Sommer ging unter dieſen ſtillen Freuden hin. Narciß gab mir nicht die mindeſte Gelegenheit zu Beſchwerden; er ward mir immer lieber, meine ganze Seele hing an ihm; das wußte er wohl und wußte es zu ſchätzen. Inzwiſchen entſpann ſich aus anſcheinenden Kleinigkeiten etwas, das unſerm Verhältniß nach und nach ſchädlich wurde.

Narciß ging als Bräutigam mit mir um, und nie wagte er es, das von mir zu begehren, was uns noch verboten war. Allein über die Grenzen der Tugend und Sittſamkeit waren wir ſehr verſchiedener Meinung. Ich wollte ſicher gehen und erlaubte durchaus keine Freiheit, als welche allenfalls die ganze Welt hätte wiſſen dürfen. Er, an Näſchereien gewöhnt, fand dieſe Diät ſehr ſtreng; hier ſetzte es nun beſtändigen Widerſpruch; er lobte mein Verhalten

und ſuchte meinen Entſchluß zu untergraben. Mir fiel das ernſthaft meines alten Sprachmeiſters wieder ein und zugleich das Hülfsmittel, das ich damals dagegen angegeben hatte.

Mit Gott war ich wieder ein wenig bekannter geworden. Er hatte mir ſo einen lieben Bräutigam gegeben, und dafür wußte ich ihm Dank. Die irdiſche Liebe ſelbſt concentrirte meinen Geiſt und ſetzte ihn in Bewegung, und meine Beſchäftigung mit Gott widerſprach ihr nicht. Ganz natürlich klagte ich ihm, was mich bange machte, und bemerkte nicht, daß ich ſelbſt das, was mich bange machte, wünſchte und begehrte. Ich kam mir ſehr ſtark vor und betete nicht etwa: „Bewahre mich vor Verſuchung!“ über die Verſuchung war ich meinen Gedanken nach weit hinaus. In dieſem loſen Flitterſchmuck eigener Tugend erſchien ich dreiſt vor Gott; er ſtieß mich nicht weg; auf die geringſte Bewegung zu ihm hinterließ er einen ſanften Eindruck in meiner Seele, und dieſer Eindruck bewegte mich, ihn immer wieder aufzuſuchen.

Die ganze Welt war mir außer Narciſſen todt, nichts hatte außer ihm einen Reiz für mich. Selbſt meine Liebe zum Putz hatte nur den Zweck, ihm zu gefallen; wußte ich, daß er mich nicht ſah, ſo konnte ich keine Sorgfalt darauf wenden. Ich tanzte gern; wenn er aber nicht dabei war, ſo ſchien mir, als wenn ich die Bewegung nicht vertragen könnte. Auf ein brillantes Feſt, bei dem er nicht zugegen war, konnte ich mir weder etwas Neues anſchaffen, noch das Alte der Mode gemäß aufſtutzen. Einer war mir ſo lieb als der Andere, doch möchte ich lieber ſagen, Einer ſo läſtig als der Andere. Ich glaubte meinen Abend recht gut zugebracht zu haben, wenn ich mir mit ältern Perſonen ein Spiel ausmachen konnte, wozu ich ſonſt nicht die mindeſte Luſt hatte, und wenn ein alter guter Freund mich etwa ſcherzhaft darüber aufzog, lächelte ich vielleicht das erſte Mal den ganzen Abend. So ging es mit Promenaden und allen geſellſchaftlichen Vergnügungen, die ſich nur denken laſſen.

Ich hatt' ihn einzig mir erkoren;
Ich ſchien mir nur für ihn geboren,
Begehrte nichts als ſeine Gunſt.

So war ich oft in der Geſellſchaft einſam, und die völlige Einſamkeit war mir meiſtens lieber. Allein mein geſchäftiger Geiſt

konnte weder ſchlafen noch träumen; ich fühlte und dachte, und erlangte nach und nach eine Fertigkeit, von meinen Empfindungen und Gedanken mit Gott zu reden. Da entwickelten ſich Empfindungen anderer Art in meiner Seele, die jenen nicht widerſprachen. Denn meine Liebe zu Narciß war dem ganzen Schöpfungsplane gemäß und ſtieß nirgends gegen meine Pflichten an. Sie widerſprachen ſich nicht und waren doch unendlich verſchieden. Narciß war das einzige Bild, das mir vorſchwebte, auf das ſich meine ganze Liebe bezog; aber das andere Gefühl bezog ſich auf kein Bild und war unausſprechlich angenehm. Ich habe es nicht mehr und kann es mir nicht mehr geben.

Mein Geliebter, der ſonſt alle meine Geheimniſſe wußte, erfuhr nichts hiervon. Ich merkte bald, daß er anders dachte; er gab mir öfters Schriften, die Alles, was man Zuſammenhang mit dem Unſichtbaren heißen kann, mit leichten und ſchweren Waffen beſtritten. Ich las die Bücher, weil ſie von ihm kamen, und wußte am Ende kein Wort von alle dem, was darin geſtanden hatte.

Ueber Wiſſenſchaften und Kenntniſſe ging es auch nicht ohne Widerſpruch ab; er machte es wie alle Männer, ſpottete über gelehrte Frauen und bildete unaufhörlich an mir. Ueber alle Gegenſtände, die Rechtsgelehrſamkeit ausgenommen, pflegte er mit mir zu ſprechen, und indem er mir Schriften von allerlei Art beſtändig zubrachte, wiederholte er oft die bedenkliche Lehre, daß ein Frauenzimmer ſein Wiſſen heimlicher halten müſſe als der Calviniſt ſeinen Glauben im katholiſchen Lande; und indem ich wirklich auf eine ganz natürliche Weiſe vor der Welt mich nicht klüger und unterrichteter als ſonſt zu zeigen pflegte, war er der Erſte, der gelegentlich der Eitelkeit nicht widerſtehen konnte, von meinen Vorzügen zu ſprechen.

Ein berühmter und damals wegen ſeines Einfluſſes, ſeiner Talente und ſeines Geiſtes ſehr geſchätzter Weltmann fand an unſerm Hofe großen Beifall. Er zeichnete Narciſſen beſonders aus und hatte ihn beſtändig um ſich. Sie ſtritten auch über die Tugend der Frauen. Narciß vertraute mir weitläufig ihre Unterredung; ich blieb mit meinen Anmerkungen nicht dahinten, und mein Freund verlangte von mir einen ſchriftlichen Aufſatz. Ich ſchrieb ziemlich geläufig Franzöſiſch; ich hatte bei meinem Alten einen guten Grund gelegt. Die Correſpondenz mit meinem Freunde war in dieſer

Sprache geführt, und eine feinere Bildung konnte man überhaupt damals nur aus franzöſiſchen Büchern nehmen. Mein Aufſatz hatte dem Grafen gefallen; ich mußte einige kleine Lieder hergeben, die ich vor Kurzem gedichtet hatte. Genug, Narciß ſchien ſich auf ſeine Geliebte ohne Rückhalt etwas zu Gute zu thun, und die Geſchichte endigte zu ſeiner großen Zufriedenheit mit einer geiſtreichen Epiſtel in franzöſiſchen Verſen, die ihm der Graf bei ſeiner Abreiſe zuſandte, worin ihres freundſchaftlichen Streites gedacht war, und mein Freund am Ende glücklich geprieſen wurde, daß er nach ſo manchen Zweifeln und Irrthümern in den Armen einer reizenden und tugendhaften Gattin, was Tugend ſei, am ſicherſten erfahren würde. Dieſes Gedicht ward mir vor Allen und dann aber auch faſt Jedermann gezeigt, und Jeder dachte dabei, was er wollte. So ging es in mehreren Fällen, und ſo mußten alle Fremden, die er ſchätzte, in unſerm Hauſe bekannt werden.

Eine gräfliche Familie hielt ſich wegen unſeres geſchickten Arztes eine Zeit lang hier auf. Auch in dieſem Hauſe war Narciß wie ein Sohn gehalten; er führte mich daſelbſt ein. Man fand bei dieſen würdigen Perſonen eine angenehme Unterhaltung für Geiſt und Herz, und ſelbſt die gewöhnlichen Zeitvertreibe der Geſellſchaft ſchienen in dieſem Hauſe nicht ſo leer wie anderwärts. Jedermann wußte, wie wir zuſammen ſtanden; man behandelte uns, wie es die Umſtände mit ſich brachten, und ließ das Hauptverhältniß unberührt. Ich erwähne dieſer einen Bekanntſchaft, weil ſie in der Folge meines Lebens manchen Einfluß auf mich hatte.

Nun war faſt ein Jahr unſerer Verbindung verſtrichen, und mit ihm war auch unſer Frühling dahin. Der Sommer kam, und Alles wurde ernſthafter und heißer.

Durch einige unerwartete Todesfälle waren Aemter erledigt, auf die Narciß Anſpruch machen konnte. Der Augenblick war nahe, in dem ſich mein ganzes Schickſal entſcheiden ſollte, und indeß Narciß und alle Freunde ſich bei Hofe die möglichſte Mühe gaben, gewiſſe Eindrücke, die ihm ungünſtig waren, zu vertilgen und ihm den erwünſchten Platz zu verſchaffen, wendete ich mich mit meinem Anliegen zu dem unſichtbaren Freunde. Ich ward ſo freundlich aufgenommen, daß ich gern wiederkam. Ganz frei geſtand ich meinen Wunſch, Narciß möchte zu der Stelle gelangen; allein meine Bitte

war nicht ungeſtüm, und ich forderte nicht, daß es um meines Gebets willen geſchehen ſollte.

Die Stelle ward durch einen viel geringern Concurrenten beſetzt. Ich erſchrak heftig über die Zeitung und eilte in mein Zimmer, das ich feſt hinter mir zumachte. Der erſte Schmerz löste ſich in Thränen auf; der nächſte Gedanke war: „Es iſt aber doch nicht von ungefähr geſchehen“, und ſogleich folgte die Entſchließung, es mir recht wohl gefallen zu laſſen, weil auch dieſes anſcheinende Uebel zu meinem wahren Beſten gereichen würde. Nun drangen die ſanfteſten Empfindungen, die alle Wolken des Kummers zertheilten, herbei; ich fühlte, daß ſich mit dieſer Hülfe Alles ausſtehen ließ. Ich ging heiter zu Tiſche, zum größten Erſtaunen meiner Hausgenoſſen.

Narciß hatte weniger Kraft als ich, und ich mußte ihn tröſten. Auch in ſeiner Familie begegneten ihm Widerwärtigkeiten, die ihn ſehr drückten, und bei dem wahren Vertrauen, das unter uns ſtatthatte, vertraute er mir Alles. Seine Negociationen, in fremde Dienſte zu gehen, waren auch nicht glücklicher; Alles fühlte ich tief um ſeinet- und meinetwillen, und Alles trug ich zuletzt an den Ort, wo mein Anliegen ſo wohl aufgenommen wurde.

Je ſanfter dieſe Erfahrungen waren, deſto öfter ſuchte ich ſie zu erneuern, und den Troſt immer da, wo ich ihn ſo oft gefunden hatte; allein ich fand ihn nicht immer: es war mir wie Einem, der ſich an der Sonne wärmen will, und dem etwas im Wege ſteht, das Schatten macht. „Was iſt das?“ fragte ich mich ſelbſt. Ich ſpürte der Sache eifrig nach und bemerkte deutlich, daß Alles von der Beſchaffenheit meiner Seele abhing; wenn die nicht ganz in der geradeſten Richtung zu Gott gekehrt war, ſo blieb ich kalt; ich fühlte ſeine Rückwirkung nicht und konnte ſeine Antwort nicht vernehmen. Nun war die zweite Frage: „Was verhindert dieſe Richtung?“ Hier war ich in einem weiten Feld und verwickelte mich in eine Unterſuchung, die beinahe das ganze zweite Jahr meiner Liebesgeſchichte fortdauerte. Ich hätte ſie früher endigen können; denn ich kam bald auf die Spur; aber ich wollte es nicht geſtehen und ſuchte tauſend Ausflüchte.

Ich fand ſehr bald, daß die gerade Richtung meiner Seele durch thörichte Zerſtreuung und Beſchäftigung mit unwürdigen Sachen

geſtört werde; das Wie und Wo war mir bald klar genug. Nun aber wie herauskommen in einer Welt, wo Alles gleichgültig oder toll iſt? Gern hätte ich die Sache an ihren Ort geſtellt ſein laſſen und hätte auf Gerathewohl hingelebt wie andere Leute auch, die ich ganz wohlauf ſah; allein ich durfte nicht: mein Inneres widerſprach mir zu oft. Wollte ich mich der Geſellſchaft entziehen und meine Verhältniſſe verändern, ſo konnte ich nicht. Ich war nun einmal in einen Kreis hinein geſperrt; gewiſſe Verbindungen konnte ich nicht los werden, und in der mir ſo angelegenen Sache drängten und häuften ſich die Fatalitäten. Ich legte mich oft mit Thränen zu Bette und ſtand nach einer ſchlafloſen Nacht auch wieder ſo auf; ich bedurfte einer kräftigen Unterſtützung, und die verlieh mir Gott nicht, wenn ich mit der Schellenkappe herumlief.

Nun ging es an ein Abwiegen aller und jeder Handlungen; Tanzen und Spielen wurden am erſten in Unterſuchung genommen. Nie iſt etwas für oder gegen dieſe Dinge geredet, gedacht oder geſchrieben worden, das ich nicht aufſuchte, beſprach, las, erwog, vermehrte, verwarf, und mich unerhört herumplagte. Unterließ ich dieſe Dinge, ſo war ich gewiß, Narciſſen zu beleidigen; denn er fürchtete ſich äußerſt vor dem Lächerlichen, das uns der Anſchein ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit vor der Welt giebt. Weil ich nun das, was ich für Thorheit, für ſchädliche Thorheit hielt, nicht einmal aus Geſchmack, ſondern blos um ſeinetwillen that, ſo wurde mir Alles entſetzlich ſchwer.

Ohne unangenehme Weitläufigkeiten und Wiederholungen würde ich die Bemühungen nicht darſtellen können, welche ich anwendete, um jene Handlungen, die mich nun einmal zerſtreuten und meinen innern Frieden ſtörten, ſo zu verrichten, daß dabei mein Herz für die Einwirkungen des unſichtbaren Weſens offen bliebe, und wie ſchmerzlich ich empfinden mußte, daß der Streit auf dieſe Weiſe nicht beigelegt werden könne. Denn ſobald ich mich in das Gewand der Thorheit kleidete, blieb es nicht blos bei der Maske, ſondern die Narrheit durchdrang mich ſogleich durch und durch.

Darf ich hier das Geſetz einer blos hiſtoriſchen Darſtellung überſchreiten und einige Betrachtungen über dasjenige machen, was in mir vorging? Was konnte das ſein, das meinen Geſchmack und meine Sinnesart ſo änderte, daß ich im zweiundzwanzigſten Jahre,

ja früher, kein Vergnügen an Dingen fand, die Leute von dieſem Alter unſchuldig beluſtigen können? Warum waren ſie mir nicht unſchuldig? Ich darf wohl antworten: eben weil ſie mir nicht unſchuldig waren, weil ich nicht, wie Andere meines Gleichen, unbekannt mit meiner Seele war. Nein, ich wußte aus Erfahrungen, die ich ungeſucht erlangt hatte, daß es höhere Empfindungen gebe, die uns ein Vergnügen wahrhaftig gewährten, das man vergebens bei Luſtbarkeiten ſucht, und daß in dieſen höhern Freuden zugleich ein geheimer Schatz zur Stärkung im Unglück aufbewahrt ſei.

Aber die geſelligen Vergnügungen und Zerſtreuungen der Jugend mußten doch nothwendig einen ſtarken Reiz für mich haben, weil es mir nicht möglich war, ſie zu thun, als thäte ich ſie nicht. Wie Manches könnte ich jetzt mit großer Kälte thun, wenn ich nur wollte, was mich damals irre machte, ja, Meiſter über mich zu werden drohte. Hier konnte kein Mittelweg gehalten werden: ich mußte entweder die reizenden Vergnügungen oder die erquickenden innerlichen Empfindungen entbehren.

Aber ſchon war der Streit in meiner Seele ohne mein eigentliches Bewußtſein entſchieden. Wenn auch etwas in mir war, das ſich nach den ſinnlichen Freuden hinſehnte, ſo konnte ich ſie doch nicht mehr genießen. Wer den Wein noch ſo ſehr liebt, dem wird alle Luſt zum Trinken vergehen, wenn er ſich bei vollen Fäſſern in einem Keller befände, in welchem die verdorbene Luft ihn zu erſticken drohte. Reine Luft iſt mehr als Wein, das fühlte ich nur zu lebhaft, und es hätte gleich von Anfang an wenig Ueberlegung bei mir gekoſtet, das Gute dem Reizenden vorzuziehen, wenn mich die Furcht, Narciſſens Gunſt zu verlieren, nicht abgehalten hätte. Aber da ich endlich nach tauſendfältigem Streit, nach immer wiederholter Betrachtung auch ſcharfe Blicke auf das Band warf, das mich an ihn feſthielt, entdeckte ich, daß es nur ſchwach war, daß es ſich zerreißen laſſe. Ich erkannte auf einmal, daß es nur eine Glasglocke ſei, die mich in den luftleeren Raum ſperrte; nur noch ſo viel Kraft, ſie entzwei zu ſchlagen, und du biſt gerettet!

Gedacht, gewagt. Ich zog die Maske ab und handelte jedesmal, wie mir's um Herz war. Narciſſen hatte ich immer zärtlich lieb; aber das Thermometer, das vorher im heißen Waſſer geſtanden, hing

nun an der natürlichen Luft; es konnte nicht höher ſteigen, als die Atmoſphäre warm war.

Unglücklicherweiſe erkältete ſie ſich ſehr. Narciß fing an, ſich zurückzuziehen und fremd zu thun; das ſtand ihm frei; aber mein Thermometer fiel, ſo wie er ſich zurückzog. Meine Familie bemerkte es, man befragte mich, man wollte ſich verwundern. Ich erklärte mit männlichem Trotz, daß ich mich bisher genug aufgeopfert habe, daß ich bereit ſei, noch ferner und bis ans Ende meines Lebens alle Widerwärtigkeiten mit ihm zu theilen; daß ich aber für meine Handlungen völlige Freiheit verlange, daß mein Thun und Laſſen von meiner Ueberzeugung abhängen müſſe; daß ich zwar niemals eigenſinnig auf meiner Meinung beharren, vielmehr jede Gründe gerne anhören wolle; aber da es mein eigenes Glück betreffe, müſſe die Entſcheidung von mir abhängen, und keine Art von Zwang würde ich dulden. So wenig das Raiſonnement des größten Arztes mich bewegen würde, eine ſonſt vielleicht ganz geſunde und von Vielen ſehr geliebte Speiſe zu mir zu nehmen, ſobald mir meine Erfahrung bewieſe, daß ſie mir jederzeit ſchädlich ſei, wie ich den Gebrauch des Kaffees zum Beiſpiel anführen könnte, ſo wenig und noch viel weniger würde ich mir irgend eine Handlung, die mich verwirrte, als für mich moraliſch zuträglich aufdemonſtriren laſſen.

Da ich mich ſo lange im Stillen vorbereitet hatte, ſo waren mir die Debatten hierüber eher angenehm als verdrießlich. Ich machte meinem Herzen Luft und fühlte den ganzen Werth meines Entſchluſſes. Ich wich nicht ein Haar breit, und wem ich nicht kindlichen Reſpect ſchuldig war, der wurde derb abgefertigt. In meinem Hauſe ſiegte ich bald. Meine Mutter hatte von Jugend auf ähnliche Geſinnungen, nur waren ſie bei ihr nicht zur Reife gediehen; keine Noth hatte ſie gedrängt und den Muth, ihre Ueberzeugung durchzuſetzen, erhöht. Sie freute ſich, durch mich ihre ſtillen Wünſche erfüllt zu ſehen. Die jüngere Schweſter ſchien ſich an mich anzuſchließen; die zweite war aufmerkſam und ſtill. Die Tante hatte am meiſten einzuwenden. Die Gründe, die ſie vorbrachte, ſchienen ihr unwiderleglich und waren es auch, weil ſie ganz gemein waren. Ich war endlich genöthigt, ihr zu zeigen, daß ſie in keinem Sinne eine Stimme in dieſer Sache habe, und ſie ließ nur ſelten merken, daß ſie auf ihrem Sinne verharre. Auch war ſie die Ein-

zige, die dieſe Begebenheit von Nahem anſah und ganz ohne Empfindung blieb. Ich thue ihr nicht zu viel, wenn ich ſage, daß ſie kein Gemüth und die eingeſchränkteſten Begriffe hatte.

Der Vater benahm ſich ganz ſeiner Denkart gemäß. Er ſprach Weniges, aber öfter mit mir über die Sache, und ſeine Gründe waren verſtändig und als ſeine Gründe unwiderleglich; nur das tiefe Gefühl meines Rechts gab mir Stärke, gegen ihn zu disputiren. Aber bald veränderten ſich dieſe Scenen; ich mußte an ſein Herz Anſpruch machen. Gedrängt von ſeinem Verſtande, brach ich in die affectvollſten Vorſtellungen aus. Ich ließ meiner Zunge und meinen Thränen freien Lauf. Ich zeigte ihm, wie ſehr ich Narciſſen liebte, und welchen Zwang ich mir ſeit zwei Jahren angethan hatte, wie gewiß ich ſei, daß ich recht handle; daß ich bereit ſei, dieſe Gewißheit mit dem Verluſt des geliebten Bräutigams und anſcheinenden Glücks, ja, wenn es nöthig wäre, mit Hab' und Gut zu verſiegeln; daß ich lieber mein Vaterland, Eltern und Freunde verlaſſen und mein Brot in der Fremde verdienen als gegen meine Einſichten handeln wolle. Er verbarg ſeine Rührung, ſchwieg einige Zeit ſtille und erklärte ſich endlich öffentlich für mich.

Narciß vermied ſeit jener Zeit unſer Haus, und nun gab mein Vater die wöchentliche Geſellſchaft auf, in der ſich Dieſer befand. Die Sache machte Aufſehen bei Hofe und in der Stadt. Man ſprach darüber, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, an denen das Publikum heftigen Antheil zu nehmen pflegt, weil es verwöhnt iſt, auf die Entſchließungen ſchwacher Gemüther einigen Einfluß zu haben. Ich kannte die Welt genug und wußte, daß man oft von eben den Perſonen über das getadelt wird, wozu man ſich durch ſie hat bereden laſſen, und auch ohne das würden mir bei meiner innern Verfaſſung alle ſolche vorübergehende Meinungen ſo gut als gar nichts geweſen ſein.

Dagegen verſagte ich mir nicht, meiner Neigung zu Narciſſen nachzuhängen. Er war mir unſichtbar geworden, und mein Herz hatte ſich nicht gegen ihn geändert. Ich liebte ihn zärtlich, gleichſam auf das Neue und viel geſetzter als vorher. Wollte er meine Ueberzeugung nicht ſtören, ſo war ich die Seine; ohne dieſe Bedingung hätte ich ein Königreich mit ihm ausgeſchlagen. Mehrere Monate lang trug ich dieſe Empfindungen und Gedanken mit mir herum,

und da ich mich endlich ſtill und ſtark genug fühlte, um ruhig und geſetzt zu Werke zu gehen, ſo ſchrieb ich ihm ein höfliches, nicht zärtliches Billet und fragte ihn, warum er nicht mehr zu mir komme.

Da ich ſeine Art kannte, ſich ſelbſt in geringern Dingen nicht gern zu erklären, ſondern ſtillſchweigend zu thun, was ihm gut däuchte, ſo drang ich gegenwärtig mit Vorſatz in ihn. Ich erhielt eine lange und, wie mir ſchien, abgeſchmackte Antwort in einem weitläufigen Styl und unbedeutenden Phraſen: daß er ohne beſſere Stelle ſich nicht einrichten und mir ſeine Hand anbieten könne, daß ich am beſten wiſſe, wie hinderlich es ihm bisher gegangen, daß er glaube, ein ſo lange fortgeſetzter fruchtloſer Umgang könne meiner Renommée ſchaden; ich würde ihm erlauben, ſich in der bisherigen Entfernung zu halten; ſobald er im Stande wäre, mich glücklich zu machen, würde ihm das Wort, das er mir gegeben, heilig ſein.

Ich antwortete ihm auf der Stelle: da die Sache aller Welt bekannt ſei, möge es zu ſpät ſein, meine Renommée zu menagiren, und für dieſe wären mir mein Gewiſſen und meine Unſchuld die ſicherſten Bürgen; ihm aber gäbe ich hiermit ſein Wort ohne Bedenken zurück und wünſchte, daß er dabei ſein Glück finden möchte. In eben der Stunde erhielt ich eine kurze Antwort, die im Weſentlichſten mit der erſten völlig gleichlautend war. Er blieb dabei, daß er nach erhaltener Stelle bei mir anfragen würde, ob ich ſein Glück mit ihm theilen wollte.

Mir hieß das nun ſo viel als nichts geſagt. Ich erklärte meinen Verwandten und Bekannten, die Sache ſei abgethan, und ſie war es auch wirklich. Denn als er neun Monate hernach auf das Erwünſchteſte befördert wurde, ließ er mir ſeine Hand nochmals antragen, freilich mit der Bedingung, daß ich als Gattin eines Mannes, der ein Haus machen müßte, meine Geſinnungen würde zu ändern haben. Ich dankte höflich und eilte mit Herz und Sinn von dieſer Geſchichte weg, wie man ſich aus dem Schauſpielhauſe heraus ſehnt, wenn der Vorhang gefallen iſt. Und da er kurze Zeit darauf, wie es ihm nun ſehr leicht war, eine reiche und anſehnliche Partie gefunden hatte, und ich ihn nach ſeiner Art glücklich wußte, ſo war meine Beruhigung ganz vollkommen.

Ich darf nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß einigemal,

noch ehe er eine Bedienung erhielt, auch nachher, ansehnliche Heirathsanträge an mich gethan wurden, die ich aber ganz ohne Bedenken ausschlug, so sehr Vater und Mutter mehr Nachgiebigkeit von meiner Seite gewünscht hätten.

Nun schien mir nach einem stürmischen März und April das schönste Maiwetter beschert zu sein. Ich genoß bei einer guten Gesundheit eine unbeschreibliche Gemüthsruhe; ich mochte mich umsehen, wie ich wollte, so hatte ich bei meinem Verluste noch gewonnen. Jung und voll Empfindung, wie ich war, däuchte mir die Schöpfung tausendmal schöner als vorher, da ich Gesellschaften und Spiele haben mußte, damit mir die Weile in dem schönen Garten nicht zu lang wurde. Da ich mich einmal meiner Frömmigkeit nicht schämte, so hatte ich Herz, meine Liebe zu Künsten und Wissenschaften nicht zu verbergen. Ich zeichnete, malte, las und fand Menschen genug, die mich unterstützten; statt der großen Welt, die ich verlassen hatte, oder vielmehr, die mich verließ, bildete sich eine kleinere um mich her, die weit reicher und unterhaltender war. Ich hatte eine Neigung zum gesellschaftlichen Leben, und ich leugne nicht, daß mir, als ich meine ältern Bekanntschaften aufgab, vor der Einsamkeit graute. Nun fand ich mich hinlänglich, ja vielleicht zu sehr entschädigt. Meine Bekanntschaften wurden erst recht weitläufig, nicht nur mit Einheimischen, deren Gesinnungen mit den meinigen übereinstimmten, sondern auch mit Fremden. Meine Geschichte war ruchbar geworden, und es waren viele Menschen neugierig, das Mädchen zu sehen, die Gott mehr schätzte als ihren Bräutigam. Es war damals überhaupt eine gewisse religiöse Stimmung in Deutschland bemerkbar. In mehreren fürstlichen und gräflichen Häusern war eine Sorge für das Heil der Seele lebendig. Es fehlte nicht an Edelleuten, die gleiche Aufmerksamkeit hegten, und in den geringern Ständen war durchaus diese Gesinnung verbreitet.

Die gräfliche Familie, deren ich oben erwähnt, zog mich nun näher an sich. Sie hatte sich indessen verstärkt, indem sich einige Verwandte in die Stadt gewendet hatten. Diese schätzbaren Personen suchten meinen Umgang, wie ich den ihrigen. Sie hatten große Verwandtschaft, und ich lernte in diesem Hause einen großen Theil der Fürsten, Grafen und Herren des Reichs kennen. Meine Gesinnungen waren Niemandem ein Geheimniß, und man mochte

ſie ehren oder auch nur ſchonen, ſo erlangte ich doch meinen Zweck und blieb ohne Anfechtung.

Noch auf eine andere Weiſe ſollte ich wieder in die Welt geführt werden. Zu eben der Zeit verweilte ein Stiefbruder meines Vaters, der uns ſonſt nur im Vorbeigehen beſucht hatte, länger bei uns. Er hatte die Dienſte ſeines Hofes, wo er geehrt und von Einfluß war, nur deswegen verlaſſen, weil nicht Alles nach ſeinem Sinne ging. Sein Verſtand war richtig und ſein Charakter ſtreng, und er war darin meinem Vater ſehr ähnlich; nur hatte dieſer dabei einen gewiſſen Grad von Weichheit, wodurch ihm leichter ward, in Geſchäften nachzugeben und etwas gegen ſeine Ueberzeugung, nicht zu thun, aber geſchehen zu laſſen und den Unwillen darüber alsdann entweder in der Stille für ſich oder vertraulich mit ſeiner Familie zu verkochen. Mein Oheim war um Vieles jünger, und ſeine Selbſtſtändigkeit ward durch ſeine äußern Umſtände nicht wenig beſtätigt. Er hatte eine ſehr reiche Mutter gehabt und hatte von ihren nahen und fernen Verwandten noch ein großes Vermögen zu hoffen; er bedurfte keines fremden Zuſchuſſes, anſtatt daß mein Vater bei ſeinem mäßigen Vermögen durch Beſoldung an den Dienſt feſt geknüpft war.

Noch unbiegſamer war mein Oheim durch häusliches Unglück geworden. Er hatte eine liebenswürdige Frau und einen hoffnungsvollen Sohn früh verloren, und er ſchien von der Zeit an Alles von ſich entfernen zu wollen, was nicht von ſeinem Willen abhing.

In der Familie ſagte man ſich gelegentlich mit einiger Selbſtgefälligkeit in die Ohren, daß er wahrſcheinlich nicht wieder heirathen werde, und daß wir Kinder uns ſchon als Erben ſeines großen Vermögens anſehen könnten. Ich achtete nicht weiter darauf; allein das Betragen der Uebrigen ward nach dieſen Hoffnungen nicht wenig geſtimmt. Bei der Feſtigkeit ſeines Charakters hatte er ſich gewöhnt, in der Unterredung Niemandem zu widerſprechen, vielmehr die Meinung eines Jeden freundlich anzuhören und die Art, wie ſich Jeder eine Sache dachte, noch ſelbſt durch Argumente und Beiſpiele zu erheben. Wer ihn nicht kannte, glaubte ſtets mit ihm einerlei Meinung zu ſein; denn er hatte einen überwiegenden Verſtand und konnte ſich in alle Vorſtellungsarten verſetzen. Mit mir ging es ihm nicht ſo glücklich; denn hier war von Empfindungen die Rede, von denen

er gar keine Ahnung hatte, und ſo ſchonend, theilnehmend und verſtändig er mit mir über meine Geſinnungen ſprach, ſo war es mir doch auffallend, daß er von dem, worin der Grund aller meiner Handlungen lag, offenbar keinen Begriff hatte.

So geheim er übrigens war, entdeckte ſich doch der Endzweck ſeines ungewöhnlichen Aufenthalts bei uns nach einiger Zeit. Er hatte, wie man endlich bemerken konnte, ſich unter uns die jüngſte Schweſter auserſehen, um ſie nach ſeinem Sinne zu verheirathen und glücklich zu machen; und gewiß, ſie konnte nach ihren körperlichen und geiſtigen Gaben, beſonders wenn ſich ein anſehnliches Vermögen noch mit auf die Schale legte, auf die erſten Partien Anſpruch machen. Seine Geſinnungen gegen mich gab er gleichfalls pantomimiſch zu erkennen, indem er mir den Platz einer Stiftsdame verſchaffte, wovon ich ſehr bald auch die Einkünfte zog.

Meine Schweſter war mit ſeiner Fürſorge nicht ſo zufrieden und nicht ſo dankbar wie ich. Sie entdeckte mir eine Herzensangelegenheit, die ſie bisher ſehr weislich verborgen hatte; denn ſie fürchtete wohl, was auch wirklich geſchah, daß ich ihr auf alle mögliche Weiſe die Verbindung mit einem Manne, der ihr nicht hätte gefallen ſollen, widerrathen würde. Ich that mein Möglichſtes, und es gelang mir. Die Abſichten des Oheims waren zu ernſthaft und zu deutlich, und die Ausſicht für meine Schweſter bei ihrem Weltſinne zu reizend, als daß ſie nicht eine Neigung, die ihr Verſtand ſelbſt mißbilligte, aufzugeben Kraft hätte haben ſollen.

Da ſie nun den ſanften Leitungen des Oheims nicht mehr wie bisher auswich, ſo war der Grund zu ſeinem Plane bald gelegt. Sie ward Hofdame an einem benachbarten Hofe, wo er ſie einer Freundin, die als Oberhofmeiſterin in großem Anſehn ſtand, zur Aufſicht und Ausbildung übergeben konnte. Ich begleitete ſie zu dem Ort ihres neuen Aufenthalts. Wir konnten Beide mit der Aufnahme, die wir erfuhren, ſehr zufrieden ſein, und manchmal mußte ich über die Perſon, die ich nun als Stiftsdame, als junge und fromme Stiftsdame, in der Welt ſpielte, heimlich lächeln.

In frühern Zeiten würde ein ſolches Verhältniß mich ſehr verwirrt, ja, mir vielleicht den Kopf verrückt haben; nun aber war ich bei Allem, was mich umgab, ſehr gelaſſen. Ich ließ mich in großer Stille ein paar Stunden friſiren, putzte mich und dachte nichts dabei,

als daß ich in meinem Verhältniſſe dieſe Galalivrée anzuziehen ſchuldig ſei. In den angefüllten Sälen ſprach ich mit Allen und Jeden, ohne daß mir irgend eine Geſtalt oder ein Weſen einen ſtarken Eindruck zurückgelaſſen hätte. Wenn ich wieder nach Hauſe kam, waren müde Beine meiſt alles Gefühl, was ich mit zurückbrachte. Meinem Verſtande nützten die vielen Menſchen, die ich ſah; und als Muſter aller menſchlichen Tugenden, eines guten und edlen Betragens, lernte ich einige Frauen, beſonders die Oberhofmeiſterin, kennen, unter der meine Schweſter ſich zu bilden das Glück hatte.

Doch fühlte ich bei meiner Rückkunft nicht ſo glückliche körperliche Folgen von dieſer Reiſe. Bei der größten Enthaltſamkeit und der genaueſten Diät war ich doch nicht, wie ſonſt, Herr von meiner Zeit und meinen Kräften. Nahrung, Bewegung, Aufſtehn und Schlafengehen, Ankleiden und Ausfahren hing nicht, wie zu Hauſe, von meinem Willen und meinem Empfinden ab. Im Laufe des geſelligen Kreiſes darf man nicht ſtocken, ohne unhöflich zu ſein, und Alles, was nöthig war, leiſtete ich gern, weil ich es für Pflicht hielt, weil ich wußte, daß es bald vorüber gehen würde, und weil ich mich geſunder als jemals fühlte. Demungeachtet mußte dieſes fremde unruhige Leben auf mich ſtärker, als ich fühlte, gewirkt haben. Denn kaum war ich zu Hauſe angekommen und hatte meine Eltern mit einer befriedigenden Erzählung erfreut, ſo überfiel mich ein Blutſturz, der, ob er gleich nicht gefährlich war und ſchnell vorüberging, doch lange Zeit eine merkliche Schwachheit hinterließ.

Hier hatte ich nun wieder eine neue Lection aufzuſagen. Ich that es freudig. Nichts feſſelte mich an die Welt, und ich war überzeugt, daß ich hier das Rechte niemals finden würde, und ſo war ich in dem heiterſten und ruhigſten Zuſtande und ward, indem ich Verzicht aufs Leben gethan hatte, beim Leben erhalten.

Eine neue Prüfung hatte ich auszuſtehen, da meine Mutter mit einer drückenden Beſchwerde überfallen wurde, die ſie noch fünf Jahre trug, ehe ſie die Schuld der Natur bezahlte. In dieſer Zeit gab es manche Uebung. Oft wenn ihr die Bangigkeit zu ſtark wurde, ließ ſie uns des Nachts Alle vor ihr Bette rufen, um wenigſtens durch unſere Gegenwart zerſtreut, wo nicht gebeſſert zu werden. Schwerer, ja kaum zu tragen, war der Druck, als mein Vater auch elend zu werden anfing. Von Jugend auf hatte er öfters heftige

Kopfſchmerzen, die aber aufs Längſte nur ſechsunddreißig Stunden anhielten. Nun aber wurden ſie bleibend, und wenn ſie auf einen hohen Grad ſtiegen, ſo zerriß der Jammer mir das Herz. Bei dieſen Stürmen fühlte ich meine körperliche Schwäche am meiſten, weil ſie mich hinderte, meine heiligſten, liebſten Pflichten zu erfüllen, oder mir doch ihre Ausübung äußerſt beſchwerlich machte.

Nun konnte ich mich prüfen, ob auf dem Wege, den ich eingeſchlagen, Wahrheit oder Phantaſie ſei, ob ich vielleicht nur nach Andern gedacht, oder ob der Gegenſtand meines Glaubens eine Realität habe, und zu meiner größten Unterſtützung fand ich immer das Letzte. Die gerade Richtung meines Herzens zu Gott, den Umgang mit den beloved ones [1]) hatte ich geſucht und gefunden, und das war, was mir Alles erleichterte. Wie ein Wanderer in den Schatten, ſo eilte meine Seele nach dieſem Schutzort, wenn mich Alles von außen drückte, und kam niemals leer zurück.

In der neuern Zeit haben einige Verfechter der Religion, die mehr Eifer als Gefühl für dieſelbe zu haben ſcheinen, ihre Mitgläubigen aufgefordert, Beiſpiele von wirklichen Gebetserhörungen bekannt zu machen, wahrſcheinlich, weil ſie ſich Brief und Siegel wünſchten, um ihren Gegnern recht diplomatiſch und juriſtiſch zu Leibe zu gehen. [2]) Wie unbekannt muß ihnen das wahre Gefühl ſein, und wie wenig echte Erfahrungen mögen ſie ſelbſt gemacht haben!

Ich darf ſagen, ich kam nie leer zurück, wenn ich unter Druck und Noth Gott geſucht hatte. Es iſt unendlich viel geſagt, und doch kann und darf ich nicht mehr ſagen. So wichtig jede Erfahrung in dem kritiſchen Augenblicke für mich war, ſo matt, ſo unbedeutend, unwahrſcheinlich würde die Erzählung werden, wenn ich einzelne Fälle anführen wollte. Wie glücklich war ich, daß tauſend kleine Vorgänge zuſammen, ſo gewiß als das Athemholen Zeichen meines Lebens iſt, mir bewieſen, daß ich nicht ohne Gott auf der Welt ſei. Er war mir nahe, ich war vor ihm. Das iſt's, was ich mit gefliſſentlicher Vermeidung aller theologiſchen Syſtemſprache mit größter Wahrheit ſagen kann.

---

1) Den Geliebten im Geiſte; der fromme ariſtokratiſche Kreis, mit welchem Fräulein von Klettenberg Umgang pflegte, bediente ſich mit Vorliebe der engliſchen Sprache. — 2) In ähnlicher Tendenz hatte Lavater eine Schrift: „Ueber die Kraft des Gebetes" herausgegeben.

Wie sehr wünschte ich, daß ich mich auch damals ganz ohne System befunden hätte: aber wer kommt früh zu dem Glücke, sich seines eigenen Selbsts ohne fremde Formen, in reinem Zusammenhang bewußt zu sein? Mir war es Ernst mit meiner Seligkeit. Bescheiden vertraute ich fremdem Ansehn; ich ergab mich völlig dem hallischen Bekehrungssystem [1]), und mein ganzes Wesen wollte auf keine Wege hinpassen.

Nach diesem Lehrplan muß die Veränderung des Herzens mit einem tiefen Schrecken über die Sünde anfangen; das Herz muß in dieser Noth bald mehr, bald weniger die verschuldete Strafe erkennen und den Vorschmack der Hölle kosten, der die Lust der Sünde verbittert. Endlich muß man eine sehr merkliche Versicherung der Gnade fühlen, die aber im Fortgange sich oft versteckt und mit Ernst wieder gesucht werden muß.

Das Alles traf bei mir weder nahe noch ferne zu. Wenn ich Gott aufrichtig suchte, so ließ er sich finden und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor. Ich sah hintennach wohl ein, wo ich unwürdig gewesen, und wußte auch, wo ich es noch war; aber die Erkenntniß meiner Gebrechen war ohne alle Angst. Nicht einen Augenblick ist mir eine Furcht vor der Hölle angekommen, ja, die Idee eines bösen Geistes und eines Straf- und Quälortes nach dem Tode konnte keineswegs in dem Kreise meiner Ideen Platz finden. Ich fand die Menschen, die ohne Gott lebten, deren Herz dem Vertrauen und der Liebe gegen den Unsichtbaren zugeschlossen war, schon so unglücklich, daß eine Hölle und äußere Strafen mir eher für sie eine Linderung zu versprechen, als eine Schärfung der Strafe zu drohen schienen. Ich durfte nur Menschen auf dieser Welt ansehen, die gehässigen Gefühlen in ihrem Busen Raum geben, die sich gegen das Gute von irgend einer Art verstocken und sich und Andern das

1) Die innerliche Bekehrung, auf welche Spener, der Begründer des Pietismus, drang, wurde von seinen Schülern in Halle als ein fertig ausgebildetes System gelehrt. In einem Briefe aus Straßburg vom 26. August 1770 schreibt Goethe an Fräulein von Klettenberg über die dortigen Frommen, mit denen er Umgang gesucht hatte: „Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und nun meinen, das wäre Alles, weil sie sonst nichts wissen; dabei so hällisch und meinem Grafen (Zinzendorf) so feind und so kirchlich und pünktlich, daß — ich Ihnen eben nichts weiter zu sagen brauche."

Schlechte aufdringen wollen, die lieber bei Tage die Augen zuſchließen, um nur behaupten zu können, die Sonne gebe keinen Schein von ſich — wie über allen Ausdruck ſchienen mir dieſe Menſchen elend! Wer hätte eine Hölle ſchaffen können, um ihren Zuſtand zu verſchlimmern!

Dieſe Gemüthsbeſchaffenheit blieb mir, einen Tag wie den andern, zehn Jahre lang. Sie erhielt ſich durch viele Proben, auch am ſchmerzhaften Sterbebette meiner geliebten Mutter. Ich war offen genug, um bei dieſer Gelegenheit meine heitere Gemüthsverfaſſung frommen, aber ganz ſchulgerechten Leuten nicht zu verbergen, und ich mußte darüber manchen freundſchaftlichen Verweis erdulden. Man meinte mir eben zur rechten Zeit vorzuſtellen, welchen Ernſt man anzuwenden hätte, um in geſunden Tagen einen guten Grund zu legen.

An Ernſt wollte ich es auch nicht fehlen laſſen. Ich ließ mich für den Augenblick überzeugen und wäre um mein Leben gern traurig und voll Schrecken geweſen. Wie verwundert war ich aber, da es ein für allemal nicht möglich war. Wenn ich an Gott dachte, war ich heiter und vergnügt; auch bei meiner lieben Mutter ſchmerzensvollem Ende graute mir vor dem Tode nicht. Doch lernte ich Vieles und ganz andere Sachen, als meine unberufenen Lehrmeiſter glaubten, in dieſen großen Stunden.

Nach und nach ward ich an den Einſichten ſo mancher hochberühmten Leute zweifelhaft und verwahrte meine Geſinnungen in der Stille. Eine gewiſſe Freundin, der ich erſt zu viel eingeräumt hatte, wollte ſich immer in meine Angelegenheiten mengen; auch von dieſer war ich genöthigt mich los zu machen, und einſt ſagte ich ihr ganz entſchieden, ſie ſolle ohne Mühe bleiben, ich brauche ihren Rath nicht; ich kenne meinen Gott und wolle ihn ganz allein zum Führer haben. Sie fand ſich ſehr beleidigt, und ich glaube, ſie hat mir's nie ganz verziehen.

Dieſer Entſchluß, mich dem Rathe und der Einwirkung meiner Freunde in geiſtlichen Sachen zu entziehen, hatte die Folge, daß ich auch in äußerlichen Verhältniſſen meinen eigenen Weg zu gehen Muth gewann. Ohne den Beiſtand meines treuen unſichtbaren Führers hätte es mir übel gerathen können, und noch muß ich über dieſe weiſe und glückliche Leitung erſtaunen. Niemand wußte eigentlich, worauf es bei mir ankam, und ich wußte es ſelbſt nicht.

Das Ding, das noch nie erklärte böſe Ding, das uns von dem Weſen trennt, dem wir das Leben verdanken, von dem Weſen, aus dem Alles, was Leben genannt werden ſoll, ſich unterhalten muß, das Ding, das man Sünde nennt, kannte ich noch gar nicht.

In dem Umgange mit dem unſichtbaren Freunde fühlte ich den ſüßeſten Genuß aller meiner Lebenskräfte. Das Verlangen, dieſes Glück immer zu genießen, war ſo groß, daß ich gern unterließ, was dieſen Umgang ſtörte, und hierin war die Erfahrung mein beſter Lehrmeiſter. Allein es ging mir wie Kranken, die keine Arznei haben und ſich mit der Diät zu helfen ſuchen. Es thut etwas, aber lange nicht genug.

In der Einſamkeit konnte ich nicht immer bleiben, ob ich gleich in ihr das beſte Mittel gegen die mir ſo eigene Zerſtreuung der Gedanken fand. Kam ich nachher in Getümmel, ſo machte es einen deſto größern Eindruck auf mich. Mein eigentlichſter Vortheil beſtand darin, daß die Liebe zur Stille herrſchend war, und ich mich am Ende immer dahin wieder zurückzog. Ich erkannte, wie in einer Art von Dämmerung, mein Elend und meine Schwäche, und ich ſuchte mir dadurch zu helfen, daß ich mich ſchonte, daß ich mich nicht ausſetzte.

Sieben Jahre lang hatte ich meine diätetiſche Vorſicht ausgeübt. Ich hielt mich nicht für ſchlimm und fand meinen Zuſtand wünſchenswerth. Ohne ſonderbare Umſtände und Verhältniſſe wäre ich auf dieſer Stufe ſtehen geblieben, und ich kam nur auf einem ſonderbaren Wege weiter. Gegen den Rath aller meiner Freunde knüpfte ich ein neues Verhältniß an. Ihre Einwendungen machten mich anfangs ſtutzig. Sogleich wandte ich mich an meinen unſichtbaren Führer, und da dieſer es mir vergönnte, ging ich ohne Bedenken auf meinem Wege fort.

Ein Mann von Geiſt, Herz und Talenten hatte ſich in der Nachbarſchaft angekauft. Unter den Fremden, die ich kennen lernte, war auch er und ſeine Familie. Wir ſtimmten in unſern Sitten, Hausverfaſſungen und Gewohnheiten ſehr überein und konnten uns daher bald an einander ſchließen.

Philo, ſo will ich ihn nennen, war ſchon in gewiſſen Jahren und meinem Vater, deſſen Kräfte abzunehmen anfingen, in gewiſſen Geſchäften von der größten Beihülfe. Er ward bald der innige Freund unſers Hauſes, und da er, wie er ſagte, an mir eine Perſon

fand, die nicht das Ausschweifende und Leere der großen Welt und nicht das Trockene und Aengstliche der Stillen im Lande[1]) habe, so waren wir bald vertraute Freunde. Er war mir sehr angenehm und sehr brauchbar.

Ob ich gleich nicht die mindeste Anlage noch Neigung hatte, mich in weltliche Geschäfte zu mischen und irgend einen Einfluß zu suchen, so hörte ich doch gerne davon und wußte gern, was in der Nähe und Ferne vorging. Von weltlichen Dingen liebte ich mir eine gefühllose Deutlichkeit zu verschaffen; Empfindung, Innigkeit, Neigung bewahrte ich für meinen Gott, für die Meinigen und für meine Freunde.

Diese Letzten waren, wenn ich so sagen darf, auf meine neue Verbindung mit Philo eifersüchtig und hatten dabei von mehr als einer Seite Recht, wenn sie mich hierüber warnten. Ich litt viel in der Stille; denn ich konnte selbst ihre Einwendungen nicht ganz für leer oder eigennützig halten. Ich war von jeher gewohnt, meine Einsichten unterzuordnen, und doch wollte diesmal meine Ueberzeugung nicht nach. Ich flehte zu meinem Gott, auch hier mich zu warnen, zu hindern, zu leiten, und da mich hierauf mein Herz nicht abmahnte, so ging ich meinen Pfad getrost fort.

Philo hatte im Ganzen eine entfernte Aehnlichkeit mit Narcissen; nur hatte eine fromme Erziehung sein Gefühl mehr zusammengehalten und belebt. Er hatte weniger Eitelkeit, mehr Charakter, und wenn Jener in weltlichen Geschäften fein, genau, anhaltend und unermüdlich war, so war Dieser klar, scharf, schnell und arbeitete mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Durch ihn erfuhr ich die innersten Verhältnisse fast aller der vornehmen Personen, deren Aeußeres ich in der Gesellschaft hatte kennen lernen, und ich war froh, von meiner Warte dem Getümmel von Weitem zuzusehen. Philo konnte mir nichts mehr verhehlen: er vertraute mir nach und nach seine äußeren und inneren Verbindungen. Ich fürchtete für ihn, denn ich sah gewisse Umstände und Verwickelungen voraus, und das Uebel kam schneller, als ich vermuthet hatte; denn er hatte mit gewissen Bekenntnissen immer zurückgehalten, und auch zuletzt entdeckte er mir nur so viel, daß ich das Schlimmste vermuthen konnte.

---

1) Wie die Pietisten genannt wurden.

Welche Wirkung hatte das auf mein Herz! Ich gelangte zu Erfahrungen, die mir ganz neu waren. Ich sah mit unbeschreiblicher Wehmuth einen Agathon, der, in den Hainen von Delphi erzogen, das Lehrgeld noch schuldig war und es nun mit schweren rückständigen Zinsen abzahlte[1]); und dieser Agathon war mein genau verbundener Freund. Meine Theilnahme war lebhaft und vollkommen; ich litt mit ihm, und wir befanden uns Beide in dem sonderbarsten Zustande.

Nachdem ich mich lange mit seiner Gemüthsverfassung beschäftigt hatte, wendete ich meine Betrachtung auf mich selbst. Der Gedanke: „Du bist nicht besser als er", stieg wie eine kleine Wolke vor mir auf, breitete sich nach und nach aus und verfinsterte meine ganze Seele.

Nun dachte ich nicht mehr blos: „Du bist nicht besser als er"; ich fühlte es, und fühlte es so, daß ich es nicht noch einmal fühlen möchte: und es war kein schneller Uebergang. Mehr als ein Jahr mußte ich empfinden, daß, wenn mich eine unsichtbare Hand nicht umschränkt hätte, ich ein Girard, ein Cartouche, ein Damiens[2]), und welches Ungeheuer man nennen will, hätte werden können: die Anlage dazu fühlte ich deutlich in meinem Herzen. Gott, welche Entdeckung!

Hatte ich nun bisher die Wirklichkeit der Sünde in mir durch die Erfahrung nicht einmal auf das Leiseste gewahr werden können, so war mir jetzt die Möglichkeit derselben in der Ahnung aufs Schrecklichste deutlich geworden, und doch kannte ich das Uebel nicht, ich fürchtete es nur; ich fühlte, daß ich schuldig sein könnte, und hatte mich nicht anzuklagen.

---

1) Agathon, der Held des gleichnamigen Wieland'schen Romans, wird im Hain von Delphi zum philosophischen Tugendschwärmer erzogen, hat aber in der Folge, da er in das wirkliche Leben eintritt, mancherlei sinnliche Versuchungen zu bestehen, läßt von seinen strengen Grundsätzen und Anschauungen über das Weltleben nach und geräth im Kampf zwischen Moral und Weltklugheit in schwere Conflicte. Zuletzt gelangt er zu der Ueberzeugung, daß Tugend und Sinnlichkeit sich wohl vereinigen lassen. — 2) Der wollüstige Jesuit Girard wurde wegen seiner Schandthaten mit der Cadière 1731 durch das Parlament zu Aix verurtheilt. — Der berüchtigte Dieb Cartouche wurde in Paris 1721 aufs Rad geflochten; seine Gaunereien hatten so großes Aufsehen erregt, daß er noch bei seinen Lebzeiten auf die Bühne gebracht wurde. — Damiens machte am 5. Januar 1757 einen Mordversuch auf Ludwig XV. und wurde am 28. März desselben Jahres auf dem Grèveplatz zu Paris qualvoll hingerichtet.

So tief ich überzeugt war, daß eine ſolche Geiſtesbeſchaffenheit, wofür ich die meinige anerkennen mußte, ſich nicht zu einer Vereinigung mit dem höchſten Weſen, die ich nach dem Tode hoffte, ſchicken könne, ſo wenig fürchtete ich, in eine ſolche Trennung zu gerathen. Bei allem Böſen, das ich in mir entdeckte, hatte ich Ihn lieb, und haßte, was ich fühlte, ja, ich wünſchte es noch ernſtlicher zu haſſen, und mein ganzer Wunſch war, von dieſer Krankheit und dieſer Anlage zur Krankheit erlöſt zu werden; und ich war gewiß, daß mir der große Arzt ſeine Hülfe nicht verſagen würde.

Die einzige Frage war: „Was heilt dieſen Schaden?“ Tugendübungen? An die konnte ich nicht einmal denken; denn zehn Jahre hatte ich ſchon mehr als nur bloße Tugend geübt, und die nun erkannten Gräuel hatten dabei tief in meiner Seele verborgen gelegen. Hätten ſie nicht auch, wie bei David, losbrechen können, als er Bathſeba erblickte[1]), und war er nicht auch ein Freund Gottes, und war ich nicht im Innerſten überzeugt, daß Gott mein Freund ſei? Sollte es alſo wohl eine unvermeidliche Schwäche der Menſchheit ſein? Müſſen wir uns nun gefallen laſſen, daß wir irgend einmal die Herrſchaft unſerer Neigung empfinden, und bleibt uns bei dem beſten Willen nichts Anderes übrig, als den Fall, den wir gethan, zu verabſcheuen, und bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu fallen?

Aus der Sittenlehre konnte ich keinen Troſt ſchöpfen. Weder ihre Strenge, wodurch ſie unſere Neigung meiſtern will, noch ihre Gefälligkeit, mit der ſie unſere Neigungen zu Tugenden machen möchte, konnte mir genügen. Die Grundbegriffe, die mir der Umgang mit dem unſichtbaren Freunde eingeflößt hatte, hatten für mich ſchon einen viel entſchiedenern Werth.

Indem ich einſt die Lieder ſtudirte, welche David nach jener häßlichen Kataſtrophe gedichtet hatte, war mir ſehr auffallend, daß er das in ihm wohnende Böſe ſchon in dem Stoff, woraus er geworden war, erblickte, daß er aber entſündigt ſein wollte, und daß er auf das Dringendſte um ein reines Herz flehte.[2])

Wie nun aber dazu zu gelangen? Die Antwort aus den ſymboliſchen Büchern wußte ich wohl; es war mir auch eine Bibel-

---

1) Vgl. 2. Buch Samuelis, Cap. 11. — 2) Vgl. Pſalm 51, 7—12.

wahrheit, daß das Blut Jeſu Chriſti uns von allen Sünden reinige. Nun aber bemerkte ich erſt, daß ich dieſen ſo oft wiederholten Spruch noch nie verſtanden hatte. Die Fragen: „Was heißt das? Wie ſoll das zugehen?“ arbeiteten Tag und Nacht in mir ſich durch. Endlich glaubte ich bei einem Schimmer zu ſehen, daß das, was ich ſuchte, in der Menſchwerdung des ewigen Worts, durch das Alles und auch wir erſchaffen ſind, zu ſuchen ſei. Daß der Uranfängliche ſich in die Tiefen, in denen wir ſtecken, die er durchſchaut und umfaßt, einſtmal als Bewohner begeben habe, durch unſer Verhältniß von Stufe zu Stufe, von der Empfängniß und Geburt bis zu dem Grabe, durchgegangen ſei, daß er durch dieſen ſonderbaren Umweg wieder zu den lichten Höhen aufgeſtiegen, wo wir auch wohnen ſollten, um glücklich zu ſein: das ward mir, wie in einer dämmernden Ferne, offenbart.

O, warum müſſen wir, um von ſolchen Dingen zu reden, Bilder gebrauchen, die nur äußere Zuſtände anzeigen! Wo iſt vor ihm etwas Hohes und Tiefes, etwas Dunkles oder Helles? wir nur haben ein Oben und Unten, einen Tag und eine Nacht. Und eben darum iſt er uns ähnlich geworden, weil wir ſonſt keinen Theil an ihm haben könnten.

Wie können wir aber an dieſer unſchätzbaren Wohlthat Theil nehmen? „Durch den Glauben“, antwortet uns die Schrift. Was iſt denn Glauben? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir das helfen? Ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieſer zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menſchen ungewöhnlicher Zuſtand des Gemüths ſein.

„Nun, Allmächtiger! ſo ſchenke mir Glauben!“ flehte ich einſt in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tiſch, an dem ich ſaß, und verbarg mein bethräntes Geſicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man ſein muß, wenn Gott auf unſer Gebet achten ſoll, und in der man ſelten iſt.

Ja, wer nur ſchildern könnte, was ich da fühlte! Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jeſus einſt erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unſere Seele zu einem abweſenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermuthlich viel weſent-

licher und wahrhafter ist, als wir vermuthen. So nahte meine Seele dem Menschgewordenen und am Kreuz Gestorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glauben war.

„Das ist Glauben!“ sagte ich und sprang wie halb erschreckt in die Höhe. Ich suchte nun meiner Empfindung, meines Anschauens gewiß zu werden, und in Kurzem war ich überzeugt, daß mein Geist eine Fähigkeit, sich aufzuschwingen, erhalten habe, die ihm ganz neu war.

Bei diesen Empfindungen verlassen uns die Worte. Ich konnte sie ganz deutlich von aller Phantasie unterscheiden; sie waren ganz ohne Phantasie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenstandes, auf den sie sich bezogen, als die Einbildungskraft, indem sie uns die Züge eines abwesenden Geliebten vormalt.

Als das erste Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir dieser Zustand der Seele schon vorher bekannt gewesen; allein ich hatte ihn nie in dieser Stärke empfunden. Ich hatte ihn niemals fest halten, nie zu eigen behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menschenseele ein und das anderemal etwas davon empfunden hat. Ohne Zweifel ist er das, was einem Jeden lehrt, daß ein Gott ist.

Mit dieser mich ehemals von Zeit zu Zeit nur anwandelnden Kraft war ich bisher sehr zufrieden gewesen, und wäre mir nicht durch sonderbare Schickung seit Jahr und Tag die unerwartete Plage widerfahren, wäre nicht dabei mein Können und Vermögen bei mir selbst außer allen Credit gekommen, so wäre ich vielleicht mit jenem Zustande immer zufrieden geblieben.

Nun aber hatte ich seit jenem großen Augenblicke Flügel bekommen. Ich konnte mich über das, was mich vorher bedrohte, aufschwingen, wie ein Vogel singend über den schnellsten Strom ohne Mühe fliegt, vor welchem das Hündchen ängstlich bellend stehen bleibt.

Meine Freude war unbeschreiblich, und ob ich gleich Niemandem etwas davon entdeckte, so merkten doch die Meinigen eine ungewöhnliche Heiterkeit an mir, ohne begreifen zu können, was die Ursache meines Vergnügens wäre. Hätte ich doch immer geschwiegen und die reine Stimmung in meiner Seele zu erhalten gesucht! Hätte ich mich doch nicht durch Umstände verleiten lassen, mit meinem Ge-

heimniſſe hervorzutreten! dann hätte ich mir abermals einen großen Umweg erſparen können.

Da in meinem vorhergehenden zehnjährigen Chriſtenlauf[1]) dieſe nothwendige Kraft nicht in meiner Seele war, ſo hatte ich mich in dem Fall anderer redlichen Leute auch befunden; ich hatte mir dadurch geholfen, daß ich die Phantaſie immer mit Bildern erfüllte, die einen Bezug auf Gott hatten. Und auch dieſes iſt ſchon wahrhaft nützlich; denn ſchädliche Bilder und ihre böſen Folgen werden dadurch abgehalten. Sodann ergreift unſere Seele oft ein und das andere von den geiſtigen Bildern und ſchwingt ſich ein wenig damit in die Höhe, wie ein junger Vogel von einem Zweige auf den andern flattert. So lange man nichts Beſſeres hat, iſt doch dieſe Uebung nicht ganz zu verwerfen.

Auf Gott zielende Bilder und Eindrücke verſchaffen uns kirchliche Anſtalten, Glocken, Orgeln und Geſänge, und beſonders die Vorträge unſerer Lehrer. Auf ſie war ich ganz unſäglich begierig; keine Witterung, keine körperliche Schwäche hielt mich ab, die Kirchen zu beſuchen, und nur das ſonntägige Geläute konnte mir auf meinem Krankenlager einige Ungeduld verurſachen. Unſern Oberhofprediger, der ein trefflicher Mann war, hörte ich mit großer Neigung; auch ſeine Collegen waren mir werth, und ich wußte die goldenen Aepfel des göttlichen Wortes auch aus irdenen Schalen unter gemeinem Obſte heraus zu finden. Den öffentlichen Uebungen wurden alle möglichen Privaterbauungen, wie man ſie nennt, hinzugefügt, und auch dadurch nur Phantaſie und feinere Sinnlichkeit genährt. Ich war ſo an dieſen Gang gewöhnt, ich reſpectirte ihn ſo ſehr, daß mir auch jetzt nichts Höheres einfiel. Denn meine Seele hat nur Fühlhörner und keine Augen; ſie taſtet nur und ſieht nicht; ach! daß ſie Augen bekäme und ſchauen dürfte!

Auch jetzt ging ich voll Verlangen in die Predigten; aber ach, wie geſchah mir! Ich fand das nicht mehr, was ich ſonſt gefunden. Dieſe Prediger ſtumpften ſich die Zähne an den Schalen ab, indeſſen ich den Kern genoß. Ich mußte ihrer nun bald müde werden; aber mich an Den allein zu halten, den ich doch zu finden wußte, dazu war ich zu verwöhnt. Bilder wollte ich haben, äußere Ein-

1) Von ihrem Religionsunterricht im zwölften Jahre an gerechnet.

drücke bedurfte ich, und glaubte ein reines geistiges Bedürfniß zu fühlen.

Philo's Eltern hatten mit der Herrnhutischen Gemeinde in Verbindung gestanden; in seiner Bibliothek fanden sich noch viele Schriften des Grafen.[1]) Er hatte mit mir einigemal sehr klar und billig darüber gesprochen und mich ersucht, einige dieser Schriften durchzublättern, und wäre es auch nur, um ein psychologisches Phänomen kennen zu lernen. Ich hielt den Grafen für einen gar zu argen Ketzer; so ließ ich auch das Ebersdorfer Gesangbuch[2]) bei mir liegen, das mir der Freund in ähnlicher Absicht gleichsam aufgedrungen hatte.

In dem völligen Mangel aller äußern Ermunterungsmittel ergriff ich wie von ungefähr das gedachte Gesangbuch und fand zu meinem Erstaunen wirklich Lieder darin, die, freilich unter sehr seltsamen Formen, auf dasjenige zu deuten schienen, was ich fühlte; die Originalität und Naivetät der Ausdrücke zog mich an. Eigene Empfindungen schienen auf eine eigene Weise ausgedrückt; keine Schulterminologie erinnerte an etwas Steifes oder Gemeines. Ich ward überzeugt; die Leute fühlten, was ich fühlte, und ich fand mich nun sehr glücklich, ein solches Verschen ins Gedächtniß zu fassen und mich einige Tage damit zu tragen.

Seit jenem Augenblick, in welchem mir das Wahre geschenkt worden war, verflossen auf diese Weise ungefähr drei Monate. Endlich faßte ich den Entschluß, meinem Freunde Philo Alles zu entdecken und ihn um die Mittheilung jener Schriften zu bitten, auf die ich nun über die Maßen neugierig geworden war. Ich that es auch wirklich, ungeachtet mir ein Etwas im Herzen ernstlich davon abrieth.

Ich erzählte Philo die ganze Geschichte umständlich, und da er selbst darin eine Hauptperson war, da meine Erzählung auch für ihn die strengste Bußpredigt enthielt, war er äußerst betroffen und gerührt. Er zerfloß in Thränen. Ich freute mich und glaubte, auch bei ihm sei eine völlige Sinnesänderung bewirkt worden.

---

1) Zinzendorf, der 1722 auf seinem Rittergute Berthelsdorf die ausgewanderten Mährischen Brüder aufgenommen und mit ihnen Herrnhut gegründet hatte. — 2) So genannt nach des Grafen Gemahlin, einer Gräfin Reuß von Ebersdorf, deren geistliche Lieder mit denen von Anna Nitschmann, Chorpflegerin der ledigen Schwestern in Herrnhut, nach ihrem Tode 1757 herauskamen.

Er versorgte mich mit allen Schriften, die ich nur verlangte, und nun hatte ich überflüssige Nahrung für meine Einbildungskraft. Ich machte große Fortschritte in der Zinzendorfischen Art, zu denken und zu sprechen. Man glaube nicht, daß ich die Art und Weise des Grafen nicht auch gegenwärtig zu schätzen wisse; ich lasse ihm gern Gerechtigkeit widerfahren; er ist kein leerer Phantast; er spricht von großen Wahrheiten meist in einem kühnen Fluge der Einbildungskraft, und die ihn geschmäht haben, wußten seine Eigenschaften weder zu schätzen noch zu unterscheiden. Ich gewann ihn unbeschreiblich lieb. Wäre ich mein eigener Herr gewesen, so hätte ich gewiß Vaterland und Freunde verlassen, wäre zu ihm gezogen; unfehlbar hätten wir uns verstanden, und schwerlich hätten wir uns lange vertragen.

Dank sei meinem Genius, der mich damals in meiner häuslichen Verfassung so eingeschränkt hielt! Es war schon eine große Reise, wenn ich nur in den Hausgarten gehen konnte. Die Pflege meines alten und schwächlichen Vaters machte mir Arbeit genug, und in den Ergetzungsstunden war die edle Phantasie mein Zeitvertreib. Der einzige Mensch, den ich sah, war Philo, den mein Vater sehr liebte, dessen offenes Verhältniß zu mir aber durch die letzte Erklärung einigermaßen gelitten hatte. Bei ihm war die Rührung nicht tief gedrungen, und da ihm einige Versuche, in meiner Sprache zu reden, nicht gelungen waren, so vermied er diese Materie um so leichter, als er durch seine ausgebreiteten Kenntnisse immer neue Gegenstände des Gesprächs herbeizuführen wußte.

Ich war also eine Herrnhutische Schwester auf meine eigene Hand und hatte diese neue Wendung meines Gemüths und meiner Neigungen besonders vor dem Oberhofprediger zu verbergen, den ich als meinen Beichtvater zu schätzen sehr Ursache hatte, und dessen große Verdienste auch gegenwärtig durch seine äußerste Abneigung gegen die Herrnhutische Gemeinde in meinen Augen nicht geschmälert wurden. Leider sollte dieser würdige Mann an mir und Andern viele Betrübniß erleben.

Er hatte vor mehreren Jahren auswärts einen Cavalier als einen redlichen, frommen Mann kennen lernen und war mit ihm als Einem, der Gott ernstlich suchte, in einem ununterbrochenen Briefwechsel geblieben. Wie schmerzlich war es daher für seinen geist-

lichen Führer, als dieſer Cavalier ſich in der Folge mit der Herrnhutiſchen Gemeinde einließ und ſich lange unter den Brüdern aufhielt; wie angenehm dagegen, als ſein Freund ſich mit den Brüdern wieder entzweite, in ſeiner Nähe zu wohnen ſich entſchloß und ſich ſeiner Leitung aufs Neue völlig zu überlaſſen ſchien.

Nun wurde der Neuangekommene gleichſam im Triumph allen beſonders geliebten Schäfchen des Oberhirten vorgeſtellt. Nur in unſer Haus ward er nicht eingeführt, weil mein Vater Niemanden mehr zu ſehen pflegte. Der Cavalier fand große Approbation; er hatte das Geſittete des Hofs und das Einnehmende der Gemeinde, dabei viel ſchöne natürliche Eigenſchaften, und ward bald der große Heilige für Alle, die ihn kennen lernten, worüber ſich ſein geiſtlicher Gönner äußerſt freute. Leider war Jener nur über äußere Umſtände mit der Gemeinde broullirt und im Herzen noch ganz Herrnhuter. Er hing zwar wirklich an der Realität der Sache; allein auch ihm war das Tändelwerk, das der Graf darum gehängt hatte, höchſt angemeſſen. Er war an jene Vorſtellungs- und Redensarten nun einmal gewöhnt, und wenn er ſich nunmehr vor ſeinem alten Freunde ſorgfältig verbergen mußte, ſo war es ihm deſto nothwendiger, ſobald er ein Häufchen vertrauter Perſonen um ſich erblickte, mit ſeinen Verschen, Litaneien und Bilderchen hervorzurücken, und er fand, wie man denken kann, großen Beifall.

Ich wußte von der ganzen Sache nichts und tändelte auf meine eigene Art fort. Lange Zeit blieben wir uns unbekannt.

Einſt beſuchte ich in einer freien Stunde eine kranke Freundin. Ich traf mehrere Bekannte dort an und merkte bald, daß ich ſie in einer Unterredung geſtört hatte. Ich ließ mir nichts merken, erblickte aber zu meiner großen Verwunderung an der Wand einige Herrnhutiſche Bilder in zierlichen Rahmen. Ich faßte geſchwind, was in der Zeit, da ich nicht im Hauſe geweſen, vorgegangen ſein mochte, und bewillkommte dieſe neue Erſcheinung mit einigen angemeſſenen Verſen. Man denke ſich das Erſtaunen meiner Freundinnen! Wir erklärten uns und waren auf der Stelle einig und vertraut.

Ich ſuchte nun öfter Gelegenheit, auszugehen, leider fand ich ſie nur alle drei bis vier Wochen, ward mit dem adeligen Apoſtel und nach und nach mit der ganzen heimlichen Gemeinde bekannt.

Ich beſuchte, wenn ich konnte, ihre Verſammlungen, und bei meinem geſelligen Sinn war es mir unendlich angenehm, das von Andern zu vernehmen und Andern mitzutheilen, was ich bisher nur in und mit mir ſelbſt ausgearbeitet hatte.

Ich war nicht ſo eingenommen, daß ich nicht bemerkt hätte, wie nur Wenige den Sinn der zarten Worte und Ausdrücke fühlten, und wie ſie dadurch auch nicht mehr als ehemals durch die kirchlich ſymboliſche Sprache gefördert waren. Demungeachtet ging ich mit ihnen fort und ließ mich nicht irre machen. Ich dachte, daß ich nicht zur Unterſuchung und Herzensprüfung berufen ſei. War ich doch auch durch manche unſchuldige Uebung zum Beſſeren vorbereitet worden. Ich nahm meinen Theil hinweg, drang, wo ich zur Rede kam, auf den Sinn, der bei ſo zarten Gegenſtänden eher durch Worte verſteckt als angedeutet wird, und ließ übrigens mit ſtiller Verträglichkeit einen Jeden nach ſeiner Art gewähren.

Auf dieſe ruhigen Zeiten des heimlichen geſellſchaftlichen Genuſſes folgten bald die Stürme öffentlicher Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten, die am Hofe und in der Stadt große Bewegungen erregten, und ich möchte beinahe ſagen, manches Scandal verurſachten. Der Zeitpunkt war gekommen, in welchem unſer Oberhofprediger, dieſer große Widerſacher der Herrnhutiſchen Gemeinde, zu ſeiner geſegneten Demüthigung entdecken ſollte, daß ſeine beſten und ſonſt anhänglichſten Zuhörer ſich ſämmtlich auf die Seite der Gemeinde neigten. Er war äußerſt gekränkt, vergaß im erſten Augenblicke alle Mäßigung und konnte in der Folge ſich nicht, ſelbſt wenn er gewollt hätte, zurückziehn. Es gab heftige Debatten, bei denen ich glücklicherweiſe nicht genannt wurde, da ich nur ein zufälliges Mitglied der ſo ſehr verhaßten Zuſammenkünfte war, und unſer eifriger Führer meinen Vater und meinen Freund in bürgerlichen Angelegenheiten nicht entbehren konnte. Ich erhielt meine Neutralität mit ſtiller Zufriedenheit; denn mich von ſolchen Empfindungen und Gegenſtänden ſelbſt mit wohlwollenden Menſchen zu unterhalten, war mir ſchon verdrießlich, wenn ſie den tiefſten Sinn nicht faſſen konnten und nur auf der Oberfläche verweilten. Nun aber gar über das mit Widerſachern zu ſtreiten, worüber man ſich kaum mit Freunden verſtand, ſchien mir unnütz, ja verderblich. Denn bald konnte ich bemerken, daß liebevolle, edle Menſchen, die in dieſem

Falle ihr Herz von Widerwillen und Haß nicht rein halten konnten, gar bald zur Ungerechtigkeit übergingen und, um eine äußere Form zu vertheidigen, ihr beſtes Innerſtes beinah zerſtörten.

So ſehr auch der würdige Mann in dieſem Falle Unrecht haben mochte, und ſo ſehr man mich auch gegen ihn aufzubringen ſuchte, konnte ich ihm doch niemals eine herzliche Achtung verſagen. Ich kannte ihn genau; ich konnte mich in ſeine Art, dieſe Sachen anzuſehen, mit Billigkeit verſetzen. Ich hatte niemals einen Menſchen ohne Schwäche geſehen; nur iſt ſie auffallender bei vorzüglichen Menſchen. Wir wünſchen und wollen nun ein- für allemal, daß Die, die ſo ſehr privilegirt ſind, auch gar keinen Tribut, keine Abgaben zahlen ſollen. Ich ehrte ihn als einen vorzüglichen Mann und hoffte den Einfluß meiner ſtillen Neutralität, wo nicht zu einem Frieden, doch zu einem Waffenſtillſtande zu nutzen. Ich weiß nicht, was ich bewirkt hätte; Gott faßte die Sache kürzer und nahm ihn zu ſich. Bei ſeiner Bahre weinten Alle, die noch kurz vorher um Worte mit ihm geſtritten hatten. Seine Rechtſchaffenheit, ſeine Gottesfurcht hatte niemals Jemand bezweifelt.

Auch ich mußte um dieſe Zeit das Puppenwerk aus den Händen legen, das mir durch dieſe Streitigkeiten gewiſſermaßen in einem andern Lichte erſchienen war. Der Oheim hatte ſeine Plane auf meine Schweſter in der Stille durchgeführt. Er ſtellte ihr einen jungen Mann von Stande und Vermögen als ihren Bräutigam vor und zeigte ſich in einer reichlichen Ausſteuer, wie man es von ihm erwarten konnte. Mein Vater willigte mit Freuden ein; die Schweſter war frei und vorbereitet und veränderte gerne ihren Stand. Die Hochzeit wurde auf des Oheims Schloß ausgerichtet; Familie und Freunde waren eingeladen, und wir kamen Alle mit heiterm Geiſte.

Zum erſten Mal in meinem Leben erregte mir der Eintritt in ein Haus Bewunderung. Ich hatte wohl oft von des Oheims Geſchmack, von ſeinem italieniſchen Baumeiſter, von ſeinen Sammlungen und ſeiner Bibliothek reden hören; ich verglich aber das Alles mit dem, was ich ſchon geſehen hatte, und machte mir ein ſehr buntes Bild davon in Gedanken. Wie verwundert war ich daher über den ernſten und harmoniſchen Eindruck, den ich beim Eintritt in das Haus empfand, und der ſich in jedem Saal und Zimmer

verſtärkte. Hatte Pracht und Zierrath mich ſonſt nur zerſtreut, ſo fühlte ich mich hier geſammelt und auf mich ſelbſt zurückgeführt. Auch in allen Anſtalten zu Feierlichkeiten und Feſten erregten Pracht und Würde ein ſtilles Gefallen, und es war mir eben ſo unbegreiflich, daß ein Menſch das Alles hätte erfinden und anordnen können, als daß Mehrere ſich vereinigen könnten, um in einem ſo großen Sinne zuſammenzuwirken. Und bei dem Allem ſchienen der Wirth und die Seinigen ſo natürlich; es war keine Spur von Steifheit noch von leerem Ceremoniel zu bemerken.

Die Trauung ſelbſt ward unvermuthet auf eine herzliche Art eingeleitet; eine vortreffliche Vocalmuſik überraſchte uns, und der Geiſtliche wußte dieſer Ceremonie alle Feierlichkeit der Wahrheit zu geben. Ich ſtand neben Philo, und ſtatt mir Glück zu wünſchen, ſagte er mit einem tiefen Seufzer: „Als ich die Schweſter ſah die Hand hingeben, war mir's, als ob man mich mit ſiedheißem Waſſer begoſſen hätte.“ „Warum?“ fragte ich. „Es iſt mir allezeit ſo, wenn ich eine Copulation anſehe“, verſetzte er. Ich lachte über ihn und habe nachher oft genug an ſeine Worte zu denken gehabt.

Die Heiterkeit der Geſellſchaft, worunter viel junge Leute waren, ſchien noch einmal ſo glänzend, indem Alles, was uns umgab, würdig und ernſthaft war. Aller Hausrath, Tafelzeug, Service und Tiſchaufſätze ſtimmten zu dem Ganzen; und wenn mir ſonſt die Baumeiſter mit den Conditoren aus Einer Schule entſprungen zu ſein ſchienen, ſo war hier Conditor und Tafeldecker bei dem Architekten in die Schule gegangen.

Da man mehrere Tage zuſammenblieb, hatte der geiſtreiche und verſtändige Wirth für die Unterhaltung der Geſellſchaft auf das Mannigfaltigſte geſorgt. Ich wiederholte hier nicht die traurige Erfahrung, die ich ſo oft in meinem Leben gehabt hatte, wie übel eine große gemiſchte Geſellſchaft ſich befinde, die, ſich ſelbſt überlaſſen, zu den allgemeinſten und ſchalſten Zeitvertreiben greifen muß, damit ja eher die guten als die ſchlechten Subjecte Mangel der Unterhaltung fühlen.

Ganz anders hatte es der Oheim veranſtaltet. Er hatte zwei bis drei Marſchälle, wenn ich ſie ſo nennen darf, beſtellt; der eine hatte für die Freuden der jungen Welt zu ſorgen: Tänze, Spazierfahrten, kleine Spiele waren von ſeiner Erfindung und ſtanden

unter seiner Direction, und da junge Leute gern im Freien leben und die Einflüsse der Luft nicht scheuen, so war ihnen der Garten und der große Gartensaal übergeben, an den zu diesem Endzwecke noch einige Galerien und Pavillons angebaut waren, zwar nur von Brettern und Leinwand, aber in so edlen Verhältnissen, daß man nur an Stein und Marmor dabei erinnert ward. Wie selten ist eine Fête, wobei Derjenige, der die Gäste zusammenberuft, auch die Schuldigkeit empfindet, für ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeiten auf alle Weise zu sorgen! Jagd und Spielpartien, kurze Promenaden, Gelegenheiten zu vertraulichen einsamen Gesprächen waren für die ältern Personen bereitet, und Derjenige, der am frühesten zu Bette ging, war auch gewiß am weitesten von allem Lärm einquartiert.

Durch diese gute Ordnung schien der Raum, in dem wir uns befanden, eine kleine Welt zu sein, und doch, wenn man es bei Nahem betrachtete, war das Schloß nicht groß, und man würde ohne genaue Kenntniß desselben und ohne den Geist des Wirthes wohl schwerlich so viele Leute darin beherbergt und Jeden nach seiner Art bewirthet haben.

So angenehm uns der Anblick eines wohlgestalteten Menschen ist, so angenehm ist uns eine ganze Einrichtung, aus der uns die Gegenwart eines verständigen, vernünftigen Wesens fühlbar wird. Schon in ein reinliches Haus zu kommen, ist eine Freude, wenn es auch sonst geschmacklos gebaut und verziert ist; denn es zeigt uns die Gegenwart wenigstens von einer Seite gebildeter Menschen. Wie doppelt angenehm ist es uns also, wenn aus einer menschlichen Wohnung uns der Geist einer höhern, obgleich auch nur sinnlichen Cultur entgegen spricht!

Mit vieler Lebhaftigkeit ward mir dieses auf dem Schlosse meines Oheims anschaulich. Ich hatte Vieles von Kunst gehört und gelesen; Philo selbst war ein großer Liebhaber von Gemälden und hatte eine schöne Sammlung: auch ich selbst hatte viel gezeichnet; aber theils war ich zu sehr mit meinen Empfindungen beschäftigt und trachtete nur das Eine, was Noth ist, erst recht ins Reine zu bringen, theils schienen doch alle die Sachen, die ich gesehen hatte, mich wie die übrigen weltlichen Dinge zu zerstreuen. Nun war ich zum ersten Mal durch etwas Aeußerliches auf mich selbst zurückgeführt, und ich

lernte den Unterſchied zwiſchen dem natürlichen vortrefflichen Geſang der Nachtigall und einem vierſtimmigen Hallelujah aus gefühlvollen Menſchenkehlen zu meiner größten Verwunderung erſt kennen.

Ich verbarg meine Freude über dieſe neue Anſchauung meinem Oheim nicht, der, wenn alles Andere in ſein Theil gegangen war, ſich mit mir beſonders zu unterhalten pflegte. Er ſprach mit großer Beſcheidenheit von dem, was er beſaß und hervorgebracht hatte, mit großer Sicherheit von dem Sinne, in dem es geſammelt und aufgeſtellt worden war, und ich konnte wohl merken, daß er mit Schonung für mich redete, indem er nach ſeiner alten Art das Gute, wovon er Herr und Meiſter zu ſein glaubte, demjenigen unterzuordnen ſchien, was nach meiner Ueberzeugung das Rechte und Beſte war.

„Wenn wir uns", ſagte er einmal, „als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt ſelbſt die Geſtalt ſeiner Creatur angenommen und auf ihre Art und Weiſe ſich eine Zeit lang auf der Welt befunden habe, ſo muß uns dieſes Geſchöpf ſchon unendlich vollkommen erſcheinen, weil ſich der Schöpfer ſo innig damit vereinigen konnte. Es muß alſo in dem Begriff des Menſchen kein Widerſpruch mit dem Begriff der Gottheit liegen; und wenn wir auch oft eine gewiſſe Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden, ſo iſt es doch um deſto mehr unſere Schuldigkeit, nicht immer, wie der Advocat des böſen Geiſtes [1]), nur auf die Blößen und Schwächen unſerer Natur zu ſehen, ſondern eher alle Vollkommenheiten aufzuſuchen, wodurch wir die Anſprüche unſerer Gottähnlichkeit beſtätigen können."

Ich lächelte und verſetzte: „Beſchämen Sie mich nicht ſo ſehr, lieber Oheim, durch die Gefälligkeit, in meiner Sprache zu reden! Das, was Sie mir zu ſagen haben, iſt für mich von ſo großer Wichtigkeit, daß ich es in ihrer eigenſten Sprache zu hören wünſchte, und ich will alsdann, was ich mir davon nicht ganz zueignen kann, ſchon zu überſetzen ſuchen."

---

1) Advocatus diaboli; ſo heißt in der katholiſchen Kirche bei der Unterſuchung über den Lebenslauf eines zur Heiligſprechung Vorgeſchlagenen der amtlich aufgeſtellte Ankläger, der die Würdigkeit deſſelben zu beſtreiten hat, während dem advocatus dei deſſen Vertheidigung und Verherrlichung obliegt.

„Ich werde", ſagte er darauf, „auch auf meine eigenſte Weiſe, ohne Veränderung des Tons fortfahren können. Des Menſchen größtes Verdienſt bleibt wohl, wenn er die Umſtände ſo viel als möglich beſtimmt und ſich ſo wenig als möglich von ihnen beſtimmen läßt. Das ganze Weltweſen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeiſter, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus dieſen zufälligen Naturmaſſen ein in ſeinem Geiſte entſprungenes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Feſtigkeit zuſammenſtellt. Alles außer uns iſt nur Element, ja, ich darf wohl ſagen, auch Alles an uns; aber tief in uns liegt dieſe ſchöpferiſche Kraft, die das zu erſchaffen vermag, was ſein ſoll, und uns nicht ruhen und raſten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weiſe, dargeſtellt haben. Sie, liebe Nichte, haben vielleicht das beſte Theil erwählt; Sie haben Ihr ſittliches Weſen, Ihre tiefe liebevolle Natur mit ſich ſelbſt und mit dem höchſten Weſen übereinſtimmend zu machen geſucht, indeß wir Andern wohl auch nicht zu tadeln ſind, wenn wir den ſinnlichen Menſchen in ſeinem Umfange zu kennen und thätig in Einheit zu bringen ſuchen."

Durch ſolche Geſpräche wurden wir nach und nach vertrauter, und ich erlangte von ihm, daß er mit mir, ohne Condescendenz, wie mit ſich ſelbſt ſprach. „Glauben Sie nicht", ſagte der Oheim zu mir, „daß ich Ihnen ſchmeichle, wenn ich Ihre Art zu denken und zu handeln lobe. Ich verehre den Menſchen, der deutlich weiß, was er will, unabläſſig vorſchreitet, die Mittel zu ſeinem Zwecke kennt und ſie zu ergreifen und zu brauchen weiß; inwiefern ſein Zweck groß oder klein ſei, Lob oder Tadel verdiene, das kommt bei mir erſt nachher in Betrachtung. Glauben Sie mir, meine Liebe, der größte Theil des Unheils und deſſen, was man bös in der Welt nennt, entſteht blos, weil die Menſchen zu nachläſſig ſind, ihre Zwecke recht kennen zu lernen und, wenn ſie ſolche kennen, ernſthaft darauf los zu arbeiten. Sie kommen mir vor wie Leute, die den Begriff haben, es könne und müſſe ein Thurm gebaut werden, und die doch an den Grund nicht mehr Steine und Arbeit verwenden, als man allenfalls einer Hütte unterſchlüge. Hätten Sie, meine Freundin, deren höchſtes Bedürfniß war, mit Ihrer innern ſittlichen Natur ins Reine zu kommen, anſtatt der großen

und kühnen Aufopferungen, ſich zwiſchen Ihrer Familie, einem Bräutigam, vielleicht einem Gemahl nur ſo hin behelfen, Sie würden, in einem ewigen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, niemals einen zufriedenen Augenblick genoſſen haben."

„Sie brauchen", verſetzte ich hier, „das Wort Aufopferung, und ich habe manchmal gedacht, wie wir einer höhern Abſicht, gleichſam wie einer Gottheit, das Geringere zum Opfer darbringen, ob es uns ſchon am Herzen liegt, wie man ein geliebtes Schaf für die Geſundheit eines verehrten Vaters gern und willig zum Altar führen würde."

„Was es auch ſei", verſetzte er, „der Verſtand oder die Empfindung, das uns Eins für das Andere hingeben, Eins vor dem Andern wählen heißt, ſo iſt Entſchiedenheit und Folge nach meiner Meinung das Verehrungswürdigſte am Menſchen. Man kann die Waare und das Geld nicht zugleich haben; und Der iſt eben ſo übel daran, dem es immer nach der Waare gelüſtet, ohne daß er das Herz hat, das Geld hinzugeben, als Der, den der Kauf reut, wenn er die Waare in Händen hat. Aber ich bin weit entfernt, die Menſchen deshalb zu tadeln; denn ſie ſind eigentlich nicht Schuld, ſondern die verwickelte Lage, in der ſie ſich befinden, und in der ſie ſich nicht zu regieren wiſſen. So werden Sie zum Beiſpiel im Durchſchnitt weniger üble Wirthe auf dem Lande als in den Städten finden, und wieder in kleinen Städten weniger als in großen; und warum? Der Menſch iſt zu einer beſchränkten Lage geboren; einfache, nahe, beſtimmte Zwecke vermag er einzuſehen, und er gewöhnt ſich, die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand ſind; ſobald er aber ins Weite kommt, weiß er weder, was er will, noch was er ſoll, und es iſt ganz einerlei, ob er durch die Menge der Gegenſtände zerſtreut, oder ob er durch die Höhe und Würde derſelben außer ſich geſetzt werde. Es iſt immer ſein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach etwas zu ſtreben, mit dem er ſich durch eine regelmäßige Selbſtthätigkeit nicht verbinden kann.

„Fürwahr", fuhr er fort, „ohne Ernſt iſt in der Welt nichts möglich, und unter Denen, die wir gebildete Menſchen nennen, iſt eigentlich wenig Ernſt zu finden; ſie gehen, ich möchte ſagen, gegen Arbeiten und Geſchäfte, gegen Künſte, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbſtvertheidigung zu Werke; man lebt, wie

man ein Pack Zeitungen liest, nur damit man sie los werde, und es fällt mir dabei jener junge Engländer in Rom ein, der Abends in einer Gesellschaft sehr zufrieden erzählte, daß er doch heute sechs Kirchen und zwei Galerien bei Seite gebracht habe. Man will Mancherlei wissen und kennen, und gerade das, was Einen am wenigsten angeht, und man bemerkt nicht, daß kein Hunger dadurch gestillt wird, wenn man nach der Luft schnappt. Wenn ich einen Menschen kennen lerne, frage ich sogleich: ‚Womit beschäftigt er sich? und wie und in welcher Folge?' und mit der Beantwortung der Frage ist auch mein Interesse an ihm auf Zeitlebens entschieden."

„Sie sind, lieber Oheim", versetzte ich darauf, „vielleicht zu strenge und entziehen manchem guten Menschen, dem Sie nützlich sein könnten, Ihre hülfreiche Hand."

„Ist es Dem zu verdenken", antwortete er, „der so lange vergebens an ihnen und um sie gearbeitet hat? Wie sehr leidet man nicht in der Jugend von Menschen, die uns zu einer angenehmen Lustpartie einzuladen glauben, wenn sie uns in die Gesellschaft der Danaiden oder des Sisyphus [1]) zu bringen versprechen. Gott sei Dank, ich habe mich von ihnen losgemacht, und wenn Einer unglücklicherweise in meinen Kreis kommt, suche ich ihn auf die höflichste Art hinauszucomplimentiren; denn gerade von diesen Leuten hört man die bittersten Klagen über den verworrenen Lauf der Welthändel, über die Seichtigkeit der Wissenschaften, über den Leichtsinn der Künstler, über die Leerheit der Dichter und was Alles noch mehr ist. Sie bedenken am wenigsten, daß eben sie selbst und die Menge, die ihnen gleich ist, gerade das Buch nicht lesen würden, das geschrieben wäre, wie sie es fordern, daß ihnen die echte Dichtung fremd sei, und daß selbst ein gutes Kunstwerk nur durch Vorurtheil ihren Beifall erlangen könne. Doch lassen Sie uns abbrechen! es ist hier keine Zeit, zu schelten noch zu klagen."

Er leitete meine Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Gemälde, die an der Wand aufgehängt waren; mein Auge hielt sich an die,

1) Welche Beide nur eine fruchtlose und scheinbare Arbeit verrichten, indem sie Wasser in durchlöcherte Gefäße zu schöpfen und einen immer wieder herabrollenden Stein den Berg hinauf zu wälzen suchen.

deren Anblick reizend, oder deren Gegenstand bedeutend war; er ließ es eine Weile geschehen; dann sagte er: „Gönnen Sie nun auch dem Genius, der diese Werke hervorgebracht hat, einige Aufmerksamkeit! Gute Gemüther sehen so gerne den Finger Gottes in der Natur; warum sollte man nicht auch der Hand seines Nachahmers einige Betrachtung schenken?“ Er machte mich sodann auf unscheinbare Bilder aufmerksam und suchte mir begreiflich zu machen, daß eigentlich die Geschichte der Kunst allein uns den Begriff von dem Werth und der Würde eines Kunstwerks geben könne, daß man erst die beschwerlichen Stufen des Mechanismus und des Handwerks, an denen der fähige Mensch sich Jahrhunderte lang hinauf arbeitet, kennen müsse, um zu begreifen, wie es möglich sei, daß das Genie auf dem Gipfel, bei dessen bloßem Anblick uns schwindelt, sich frei und fröhlich bewege.

Er hatte in diesem Sinne eine schöne Reihe zusammengebracht, und ich konnte mich nicht enthalten, als er mir sie auslegte, die moralische Bildung hier wie im Gleichnisse vor mir zu sehen. Als ich ihm meine Gedanken äußerte, versetzte er: „Sie haben vollkommen Recht, und wir sehen daraus, daß man nicht wohl thut, der sittlichen Bildung einsam, in sich selbst verschlossen, nachzuhängen; vielmehr wird man finden, daß Derjenige, dessen Geist nach einer moralischen Cultur strebt, alle Ursache hat, seine feinere Sinnlichkeit zugleich mit auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von seiner moralischen Höhe herabzugleiten, indem er sich den Lockungen einer regellosen Phantasie übergiebt und in den Fall kommt, seine edlere Natur durch Vergnügen an geschmacklosen Tändeleien, wo nicht an etwas Schlimmerem, herabzuwürdigen.“

Ich hatte ihn nicht im Verdacht, daß er auf mich ziele; aber ich fühlte mich getroffen, wenn ich zurückdachte, daß unter den Liedern, die mich erbaut hatten, manches abgeschmackte mochte gewesen sein, und daß die Bildchen, die sich an meine geistlichen Ideen anschlössen, wohl schwerlich vor den Augen des Oheims würden Gnade gefunden haben.

Philo hatte sich indessen öfters in der Bibliothek aufgehalten und führte mich nunmehr auch in selbiger ein. Wir bewunderten die Auswahl und dabei die Menge der Bücher. Sie waren in

jenem [1]) Sinne gesammelt; denn es waren beinahe auch nur solche darin zu finden, die uns zur deutlichen Erkenntniß führen oder uns zur rechten Ordnung anweisen, die uns entweder rechte Materialien geben oder uns von der Einheit unsers Geistes überzeugen.

Ich hatte in meinem Leben unsäglich gelesen, und in gewissen Fächern war mir fast kein Buch unbekannt; um desto angenehmer war mir's, hier von der Uebersicht des Ganzen zu sprechen und Lücken zu bemerken, wo ich sonst nur eine beschränkte Verwirrung oder eine unendliche Ausdehnung gesehen hatte.

Zugleich machten wir die Bekanntschaft eines sehr interessanten stillen Mannes. Er war Arzt und Naturforscher und schien mehr zu den Penaten als zu den Bewohnern des Hauses zu gehören. Er zeigte uns das Naturaliencabinet, das, wie die Bibliothek, in verschlossenen Glasschränken zugleich die Wände des Zimmers verzierte und den Raum veredelte, ohne ihn zu verengen. Hier erinnerte ich mich mit Freuden meiner Jugend und zeigte meinem Vater mehrere Gegenstände, die er ehemals auf das Krankenbette seines kaum in die Welt blickenden Kindes gebracht hatte. Dabei verhehlte der Arzt so wenig als bei folgenden Unterredungen, daß er sich mir in Absicht auf religiöse Gesinnungen nähere, lobte dabei den Oheim außerordentlich wegen seiner Toleranz und Schätzung von Allem, was den Werth und die Einheit der menschlichen Natur anzeige und befördere; nur verlange er freilich von allen andern Menschen ein Gleiches und pflege nichts so sehr als individuellen Dünkel und ausschließende Beschränktheit zu verdammen oder zu fliehen.

Seit der Trauung meiner Schwester sah dem Oheim die Freude aus den Augen, und er sprach verschiedenemal mit mir über das, was er für sie und ihre Kinder zu thun denke. Er hatte schöne Güter, die er selbst bewirthschaftete, und die er in dem besten Zustande seinem Neffen zu übergeben hoffte. Wegen des kleinen Gutes, auf dem wir uns befanden, schien er besondere Gedanken zu hegen: „Ich werde es", sagte er, „nur einer Person überlassen, die zu kennen, zu schätzen und zu genießen weiß, was es enthält,

---

1) In demselben wie die Bilder.

und die einſieht, wie ein Reicher und Vornehmer, beſonders in Deutſchland, Urſache habe, etwas Muſtermäßiges aufzuſtellen."

Schon war der größte Theil der Gäſte nach und nach verflogen; wir bereiteten uns zum Abſchied und glaubten die letzte Scene der Feierlichkeit erlebt zu haben, als wir aufs Neue durch ſeine Aufmerkſamkeit, uns ein würdiges Vergnügen zu machen, überraſcht wurden. Wir hatten ihm das Entzücken nicht verbergen können, das wir fühlten, als bei meiner Schweſter Trauung ein Chor Menſchenſtimmen ſich ohne alle Begleitung irgend eines Inſtruments hören ließ. Wir legten es ihm nahe genug, uns das Vergnügen noch einmal zu verſchaffen; er ſchien nicht darauf zu merken. Wie überraſcht waren wir daher, als er eines Abends zu uns ſagte: „Die Tanzmuſik hat ſich entfernt; die jungen flüchtigen Freunde haben uns verlaſſen; das Ehepaar ſelbſt ſieht ſchon ernſthafter aus als vor einigen Tagen, und in einer ſolchen Epoche von einander zu ſcheiden, da wir uns vielleicht nie, wenigſtens anders wiederſehen, regt uns zu einer feierlichen Stimmung, die ich nicht edler nähren kann als durch eine Muſik, deren Wiederholung Sie ſchon früher zu wünſchen ſchienen."

Er ließ durch das indeß verſtärkte und im Stillen noch mehr geübte Chor uns vier- und achtſtimmige Geſänge vortragen, die uns, ich darf wohl ſagen, wirklich einen Vorſchmack der Seligkeit gaben. Ich hatte bisher nur den frommen Geſang gekannt, in welchem gute Seelen oft mit heiſerer Kehle, wie die Waldvögelein, Gott zu loben glauben, weil ſie ſich ſelbſt eine angenehme Empfindung machen; dann die eitle Muſik der Concerte, in denen man allenfalls zur Bewunderung eines Talents, ſelten aber auch nur zu einem vorübergehenden Vergnügen hingeriſſen wird. Nun vernahm ich eine Muſik, aus dem tiefſten Sinne der trefflichſten menſchlichen Naturen entſprungen, die durch beſtimmte und geübte Organe in harmoniſcher Einheit wieder zum tiefſten, beſten Sinne des Menſchen ſprach und ihn wirklich in dieſem Augenblicke ſeine Gottähnlichkeit lebhaft empfinden ließ. Alles waren lateiniſche geiſtliche Geſänge, die ſich wie Juwelen in dem goldenen Ringe einer geſitteten weltlichen Geſellſchaft ausnahmen und mich, ohne Anforderung einer ſogenannten Erbauung, auf das Geiſtigſte erhoben und glücklich machten.

Bei unſerer Abreiſe wurden wir Alle auf das Edelſte beſchenkt. Mir überreichte er das Ordenskreuz meines Stiftes, kunſtmäßiger und ſchöner gearbeitet und emaillirt, als man es ſonſt zu ſehen gewohnt war. Es hing an einem großen Brillanten, wodurch es zugleich an das Band befeſtigt wurde, und den er als den edelſten Stein einer Naturalienſammlung anzuſehen bat.

Meine Schweſter zog nun mit ihrem Gemahl auf ſeine Güter; wir Andern kehrten alle nach unſern Wohnungen zurück und ſchienen uns, was unſere äußern Umſtände anbetraf, in ein ganz gemeines Leben zurückgekehrt zu ſein. Wir waren wie aus einem Feenſchloß auf die platte Erde geſetzt, und mußten uns wieder nach unſerer Weiſe benehmen und behelfen.

Die ſonderbaren Erfahrungen, die ich in jenem neuen Kreiſe gemacht hatte, ließen einen ſchönen Eindruck bei mir zurück; doch blieb er nicht lange in ſeiner ganzen Lebhaftigkeit, obgleich der Oheim ihn zu unterhalten und zu erneuern ſuchte, indem er mir von Zeit zu Zeit von ſeinen beſten und gefälligſten Kunſtwerken zuſandte und, wenn ich ſie lange genug genoſſen hatte, wieder mit andern vertauſchte.

Ich war zu ſehr gewohnt, mich mit mir ſelbſt zu beſchäftigen, die Angelegenheiten meines Herzens und meines Gemüthes in Ordnung zu bringen und mich davon mit ähnlich geſinnten Perſonen zu unterhalten, als daß ich mit Aufmerkſamkeit ein Kunſtwerk hätte betrachten ſollen, ohne bald auf mich ſelbſt zurückzukehren. Ich war gewohnt, ein Gemälde und einen Kupferſtich nur anzuſehen wie die Buchſtaben eines Buchs. Ein ſchöner Druck gefällt wohl; aber wer wird ein Buch des Druckes wegen in die Hand nehmen? So ſollte mir auch eine bildliche Darſtellung etwas ſagen, ſie ſollte mich belehren, rühren, beſſern; und der Oheim mochte in ſeinen Briefen, mit denen er ſeine Kunſtwerke erläuterte, reden, was er wollte, ſo blieb es mit mir doch immer beim Alten.

Doch mehr als meine eigene Natur zogen mich äußere Begebenheiten, die Veränderungen in meiner Familie von ſolchen Betrachtungen, ja, eine Weile von mir ſelbſt ab; ich mußte dulden und wirken, mehr, als meine ſchwachen Kräfte zu ertragen ſchienen.

Meine ledige Schweſter war bisher mein rechter Arm geweſen;

gesund, stark und unbeschreiblich gütig, hatte sie die Besorgung der Haushaltung über sich genommen, wie mich die persönliche Pflege des alten Vaters beschäftigte. Es überfällt sie ein Katarrh, woraus eine Brustkrankheit wird, und in drei Wochen liegt sie auf der Bahre; ihr Tod schlug mir Wunden, deren Narben ich jetzt noch nicht gerne ansehe.

Ich lag krank zu Bette, ehe sie noch beerdigt war; der alte Schaden auf meiner Brust schien aufzuwachen, ich hustete heftig und war so heiser, daß ich keinen lauten Ton hervorbringen konnte.

Die verheirathete Schwester kam vor Schrecken und Betrübniß zu früh in die Wochen. Mein alter Vater fürchtete, seine Kinder und die Hoffnung seiner Nachkommenschaft auf einmal zu verlieren; seine gerechten Thränen vermehrten meinen Jammer; ich flehte zu Gott um Herstellung einer leidlichen Gesundheit und bat ihn nur, mein Leben bis nach dem Tode des Vaters zu fristen. Ich genas und war nach meiner Art wohl, konnte wieder meine Pflichten, obgleich nur auf eine kümmerliche Weise, erfüllen.

Meine Schwester ward wieder guter Hoffnung. Mancherlei Sorgen, die in solchen Fällen der Mutter anvertraut werden, wurden mir mitgetheilt; sie lebte nicht ganz glücklich mit ihrem Manne, das sollte dem Vater verborgen bleiben; ich mußte Schiedsrichter sein und konnte es um so eher, da mein Schwager Zutrauen zu mir hatte, und Beide wirklich gute Menschen waren, nur daß Beide, anstatt einander nachzusehen, mit einander rechteten und aus Begierde, völlig mit einander überein zu leben, niemals einig werden konnten. Nun lernte ich auch die weltlichen Dinge mit Ernst angreifen und das ausüben, was ich sonst nur gesungen hatte.

Meine Schwester gebar einen Sohn; die Unpäßlichkeit meines Vaters verhinderte ihn nicht, zu ihr zu reisen. Beim Anblick des Kindes war er unglaublich heiter und froh, und bei der Taufe erschien er mir gegen seine Art wie begeistert, ja, ich möchte sagen, als ein Genius mit zwei Gesichtern. Mit dem einen blickte er freudig vorwärts in jene Regionen, in die er bald einzugehen hoffte; mit dem andern auf das neue, hoffnungsvolle irdische Leben, das in dem Knaben entsprungen war, der von ihm abstammte. Er ward nicht müde, auf dem Rückwege mich von dem Kinde zu unterhalten,

von seiner Gestalt, seiner Gesundheit und dem Wunsche, daß die Anlagen dieses neuen Weltbürgers glücklich ausgebildet werden möchten. Seine Betrachtungen hierüber dauerten fort, als wir zu Hause anlangten, und erst nach einigen Tagen bemerkte man eine Art Fieber, die sich nach Tisch ohne Frost durch eine etwas ermattende Hitze äußerte. Er legte sich jedoch nicht nieder, fuhr des Morgens aus und versah treulich seine Amtsgeschäfte, bis ihn endlich anhaltende, ernsthafte Symptome davon abhielten.

Nie werde ich die Ruhe des Geistes, die Klarheit und Deutlichkeit vergessen, womit er die Angelegenheiten seines Hauses, die Besorgung seines Begräbnisses, als wie das Geschäft eines Andern, mit der größten Ordnung vornahm.

Mit einer Heiterkeit, die ihm sonst nicht eigen war, und die bis zu einer lebhaften Freude stieg, sagte er zu mir: „Wo ist die Todesfurcht hingekommen, die ich sonst noch wohl empfand? Sollt' ich zu sterben scheuen? Ich habe einen gnädigen Gott, das Grab erweckt mir kein Grauen, ich habe ein ewiges Leben."

Mir die Umstände seines Todes zurückzurufen, der bald darauf erfolgte, ist in meiner Einsamkeit eine meiner angenehmsten Unterhaltungen, und die sichtbaren Wirkungen einer höhern Kraft dabei wird mir Niemand wegräsonniren.

Der Tod meines lieben Vaters veränderte meine bisherige Lebensart. Aus dem strengsten Gehorsam, aus der größten Einschränkung kam ich in die größte Freiheit, und ich genoß ihrer wie einer Speise, die man lange entbehrt hat. Sonst war ich selten zwei Stunden außer dem Hause; nun verlebte ich kaum Einen Tag in meinem Zimmer. Meine Freunde, bei denen ich sonst nur abgerissene Besuche machen konnte, wollten sich meines anhaltenden Umgangs, so wie ich mich des ihrigen, erfreuen; öfters wurde ich zu Tische geladen; Spazierfahrten und kleine Lustreisen kamen hinzu, und ich blieb nirgends zurück. Als aber der Cirkel durchlaufen war, sah ich, daß das unschätzbare Glück der Freiheit nicht darin besteht, daß man Alles thut, was man thun mag, und wozu uns die Umstände einladen, sondern daß man das ohne Hinderniß und Rückhalt auf dem geraden Wege thun kann, was man für recht und schicklich hält, und ich war alt genug, in diesem Falle ohne Lehrgeld zu der schönen Ueberzeugung zu gelangen.

Was ich mir nicht versagen konnte, war, sobald als nur möglich den Umgang mit den Gliedern der Herrnhutischen Gemeinde fortzusetzen und fester zu knüpfen, und ich eilte, eine ihrer nächsten Einrichtungen zu besuchen; aber auch da fand ich keinesweges, was ich mir vorgestellt hatte. Ich war ehrlich genug, meine Meinung merken zu lassen, und man suchte mir hinwieder beizubringen, diese Verfassung sei gar nichts gegen eine ordentlich eingerichtete Gemeinde. Ich konnte mir das gefallen lassen; doch hätte nach meiner Ueberzeugung der wahre Geist aus einer kleinen so gut als aus einer großen Anstalt hervorblicken sollen.

Einer ihrer Bischöfe [1]), der gegenwärtig war, ein unmittelbarer Schüler des Grafen, beschäftigte sich viel mit mir; er sprach vollkommen englisch, und weil ich es ein wenig verstand, meinte er, es sei ein Wink, daß wir zusammen gehörten; ich meinte es aber ganz und gar nicht; sein Umgang konnte mir nicht im Geringsten gefallen. Er war ein Messerschmied, ein geborner Mähre; seine Art zu denken konnte das Handwerksmäßige nicht verleugnen. Besser verstand ich mich mit dem Herrn von L*, der Major in französischen Diensten gewesen war [2]); aber zu der Unterthänigkeit, die er gegen seine Vorgesetzten bezeigte, fühlte ich mich niemals fähig; ja, es war mir, als wenn man mir eine Ohrfeige gäbe, wenn ich die Majorin und andere mehr oder weniger angesehene Frauen dem Bischof die Hand küssen sah. Indessen wurde doch eine Reise nach Holland verabredet, die aber, und gewiß zu meinem Besten, niemals zu Stande kam.

Meine Schwester war mit einer Tochter niedergekommen, und nun war die Reihe an uns Frauen, zufrieden zu sein und zu denken, wie sie dereinst uns ähnlich erzogen werden sollte. Mein Schwager war dagegen sehr unzufrieden, als in dem Jahr darauf abermals eine Tochter erfolgte; er wünschte bei seinen großen Gütern Knaben um sich zu sehen, die ihm einst in der Verwaltung beistehen könnten.

Ich hielt mich bei meiner schwachen Gesundheit still und bei einer ruhigen Lebensart ziemlich im Gleichgewicht; ich fürchtete den

---

1) Bischof Friedrich Wenzel Neißer, den Fräulein von Klettenberg bei einem Besuche der Gemeinde Marienborn kurz nach dem Tode ihres Vaters kennen lernte. — 2) Er hieß in Wirklichkeit Johann Loretz, war aus Graubündten gebürtig und 1751 als Hauptmann aus Genuesischen Diensten getreten.

Tod nicht, ja, ich wünſchte zu ſterben; aber ich fühlte in der Stille, daß mir Gott Zeit gebe, meine Seele zu unterſuchen und ihm immer näher zu kommen. In den vielen ſchlafloſen Nächten habe ich beſonders etwas empfunden, das ich eben nicht deutlich beſchreiben kann. Es war, als wenn meine Seele ohne Geſellſchaft des Körpers dächte; ſie ſah den Körper ſelbſt als ein ihr fremdes Weſen an, wie man etwa ein Kleid anſieht. Sie ſtellte ſich mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit die vergangenen Zeiten und Begebenheiten vor und fühlte daraus, was folgen werde. Alle dieſe Zeiten ſind dahin; was folgt, wird auch dahin gehen; der Körper wird wie ein Kleid zerreißen, aber Ich, das wohlbekannte Ich, Ich bin.

Dieſem großen, erhabenen und tröſtlichen Gefühle ſo wenig als nur möglich nachzuhängen, lehrte mich ein edler Freund, der ſich mir immer näher verband; es war der Arzt, den ich in dem Hauſe meines Oheims hatte kennen lernen, und der ſich von der Verfaſſung meines Körpers und meines Geiſtes ſehr gut unterrichtet hatte: er zeigte mir, wie ſehr dieſe Empfindungen, wenn wir ſie unabhängig von äußern Gegenſtänden in uns nähren, uns gewiſſermaßen aushöhlen und den Grund unſeres Daſeins untergraben. „Thätig zu ſein“, ſagte er, „iſt des Menſchen erſte Beſtimmung, und alle Zwiſchenzeiten, in denen er auszuruhen genöthigt iſt, ſollte er anwenden, eine deutliche Erkenntniß der äußerlichen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals ſeine Thätigkeit erleichtert.“

Da der Freund meine Gewohnheit kannte, meinen eigenen Körper als einen äußern Gegenſtand anzuſehn, und da er wußte, daß ich meine Conſtitution, mein Uebel und die mediciniſchen Hülfsmittel ziemlich kannte, und ich wirklich durch anhaltende eigene und fremde Leiden ein halber Arzt geworden war, ſo leitete er meine Aufmerkſamkeit von der Kenntniß des menſchlichen Körpers und der Specereien auf die übrigen nachbarlichen Gegenſtände der Schöpfung und führte mich wie im Paradieſe umher, und nur zuletzt, wenn ich mein Gleichniß fortſetzen darf, ließ er mich den in der Abendkühle im Garten wandelnden Schöpfer aus der Entfernung ahnen. Wie gerne ſah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit ſolcher Gewißheit im Herzen trug; wie intereſſant war mir das Werk ſeiner Hände, und wie dankbar war ich, daß er mich mit dem Athem ſeines Mundes hatte beleben wollen!

Wir hofften aufs Neue mit meiner Schweſter auf einen Knaben, dem mein Schwager ſo ſehnlich entgegen ſah, und deſſen Geburt er leider nicht erlebte. Der wackere Mann ſtarb an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde, und meine Schweſter folgte ihm, nachdem ſie der Welt einen ſchönen Knaben gegeben hatte. Ihre vier hinterlaſſenen Kinder konnte ich nur mit Wehmuth anſehen. So manche geſunde Perſon war vor mir, der Kranken, hingegangen; ſollte ich nicht vielleicht von dieſen hoffnungsvollen Blüthen manche abfallen ſehen? Ich kannte die Welt genug, um zu wiſſen, unter wie vielen Gefahren ein Kind, beſonders in dem höhern Stande, heraufwächſt, und es ſchien mir, als wenn ſie ſeit der Zeit meiner Jugend ſich für die gegenwärtige Welt noch vermehrt hätten. Ich fühlte, daß ich, bei meiner Schwäche, wenig oder nichts für die Kinder zu thun im Stande ſei; um deſto erwünſchter war mir des Oheims Entſchluß, der natürlich aus ſeiner Denkungsart entſprang, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Erziehung dieſer liebenswürdigen Geſchöpfe zu verwenden. Und gewiß, ſie verdienten es in jedem Sinne; ſie waren wohlgebildet und verſprachen, bei ihrer großen Verſchiedenheit, ſämmtlich gutartige und verſtändige Menſchen zu werden.

Seitdem mein guter Arzt mich aufmerkſam gemacht hatte, betrachtete ich gern die Familienähnlichkeit in Kindern und Verwandten. Mein Vater hatte ſorgfältig die Bilder ſeiner Vorfahren aufbewahrt, ſich ſelbſt und ſeine Kinder von leidlichen Meiſtern malen laſſen; auch war meine Mutter und ihre Verwandten nicht vergeſſen worden. Wir kannten die Charaktere der ganzen Familie genau, und da wir ſie oft unter einander verglichen hatten, ſo ſuchten wir nun bei den Kindern die Aehnlichkeiten des Aeußern und Innern wieder auf. Der älteſte Sohn meiner Schweſter ſchien ſeinem Großvater väterlicher Seite zu gleichen, von dem ein jugendliches Bild, ſehr gut gemalt, in der Sammlung unſeres Oheims aufgeſtellt war; auch liebte er, wie Jener, der ſich immer als ein braver Offizier gezeigt hatte, nichts ſo ſehr als das Gewehr, womit er ſich immer, ſo oft er mich beſuchte, beſchäftigte. Denn mein Vater hatte einen ſehr ſchönen Gewehrſchrank hinterlaſſen, und der Kleine hatte nicht eher Ruhe, bis ich ihm ein Paar Piſtolen und eine Jagdflinte ſchenkte, und bis er herausgebracht hatte, wie ein deutſches Schloß aufzuziehen ſei. Uebrigens war er in ſeinen Handlungen und ſeinem

ganzen Weſen nichts weniger als rauh, ſondern vielmehr ſanft und verſtändig.

Die älteſte Tochter hatte meine ganze Neigung gefeſſelt, und es mochte wohl daher kommen, weil ſie mir ähnlich ſah, und weil ſie ſich von allen Vieren am meiſten zu mir hielt. Aber ich kann wohl ſagen, je genauer ich ſie beobachtete, da ſie heranwuchs, deſto mehr beſchämte ſie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja, ich darf beinahe ſagen, nicht ohne Verehrung anſehen. Man ſah nicht leicht eine edlere Geſtalt, ein ruhiger Gemüth und eine immer ſo gleiche, auf keinen Gegenſtand eingeſchränkte Thätigkeit. Sie war keinen Augenblick ihres Lebens unbeſchäftigt, und jedes Geſchäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Alles ſchien ihr gleich, wenn ſie nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platz war, und eben ſo konnte ſie ruhig, ohne Ungeduld bleiben, wenn ſich nichts zu thun fand. Dieſe Thätigkeit ohne Bedürfniß einer Beſchäftigung habe ich in meinem Leben nicht wieder geſehen. Unnachahmlich war von Jugend auf ihr Betragen gegen Nothleidende und Hülfsbedürftige. Ich geſtehe gern, daß ich niemals das Talent hatte, mir aus der Wohlthätigkeit ein Geſchäft zu machen; ich war nicht karg gegen Arme, ja, ich gab oft in meinem Verhältniſſe zu viel dahin; aber gewiſſermaßen kaufte ich mich nur los, und es mußte mir Jemand angeboren[1]) ſein, wenn er mir ſeine Sorgfalt abgewinnen wollte. Gerade das Gegentheil lobe ich an meiner Nichte. Ich habe ſie niemals einem Armen Geld geben ſehen, und was ſie von mir zu dieſem Endzweck erhielt, verwandelte ſie immer erſt in das nächſte Bedürfniß. Niemals erſchien ſie mir liebenswürdiger, als wenn ſie meine Kleider- und Wäſchſchränke plünderte; immer fand ſie etwas, das ich nicht trug und nicht brauchte, und dieſe alten Sachen zuſammenzuſchneiden und ſie irgend einem zerlumpten Kinde anzupaſſen, war ihre größte Glückſeligkeit.

Die Geſinnungen ihrer Schweſter zeigten ſich ſchon anders; ſie hatte Vieles von der Mutter, verſprach ſchon frühe, ſehr zierlich und reizend zu werden, und ſcheint ihr Verſprechen halten zu wollen; ſie iſt ſehr mit ihrem Aeußern beſchäftigt und wußte ſich von früher Zeit an auf eine in die Augen fallende Weiſe zu putzen und zu

---

1) Blutsverwandt.

tragen. Ich erinnere mich noch immer, mit welchem Entzücken ſie ſich als ein kleines Kind im Spiegel beſah, als ich ihr die ſchönen Perlen, die mir meine Mutter hinterlaſſen hatte, und die ſie von ungefähr bei mir fand, umbinden mußte.

Wenn ich dieſe verſchiedenen Neigungen betrachtete, war es mir angenehm, zu denken, wie meine Beſitzungen nach meinem Tode unter ſie zerfallen und durch ſie wieder lebendig werden würden. Ich ſah die Jagdflinten meines Vaters ſchon wieder auf dem Rücken des Neffen im Felde herumwandeln, und aus ſeiner Jagdtaſche ſchon wieder Hühner herausfallen; ich ſah meine ſämmtliche Garderobe bei der Oſterconfirmation, lauter kleinen Mädchen angepaßt, aus der Kirche herauskommen, und mit meinen beſten Stoffen ein ſittſames Bürgermädchen an ihrem Brauttage geſchmückt; denn zu Ausſtattung ſolcher Kinder und ehrbarer armer Mädchen hatte Natalie eine beſondere Neigung, ob ſie gleich, wie ich hier bemerken muß, ſelbſt keine Art von Liebe und, wenn ich ſo ſagen darf, kein Bedürfniß einer Anhänglichkeit an ein ſichtbares oder unſichtbares Weſen, wie es ſich bei mir in meiner Jugend ſo lebhaft gezeigt hatte, auf irgend eine Weiſe merken ließ. Wenn ich nun dachte, daß die Jüngſte an eben demſelben Tage meine Perlen und Juwelen nach Hofe tragen werde, ſo ſah ich mit Ruhe meine Beſitzungen, wie meinen Körper, den Elementen wieder gegeben.

Die Kinder wuchſen heran und ſind zu meiner Zufriedenheit geſunde, ſchöne und wackere Geſchöpfe. Ich ertrage es mit Geduld, daß der Oheim ſie von mir entfernt hält, und ſehe ſie, wenn ſie in der Nähe oder auch wohl gar in der Stadt ſind, ſelten. Ein wunderbarer Mann, den man für einen franzöſiſchen Geiſtlichen hält, ohne daß man recht von ſeiner Herkunft unterrichtet iſt, hat die Aufſicht über die ſämmtlichen Kinder, welche an verſchiedenen Orten erzogen werden und bald hier bald da in der Koſt ſind.

Ich konnte anfangs keinen Plan in dieſer Erziehung ſehen, bis mir mein Arzt zuletzt eröffnete, der Oheim habe ſich durch den Abbé überzeugen laſſen, daß, wenn man an der Erziehung des Menſchen etwas thun wolle, müſſe man ſehen, wohin ſeine Neigungen und Wünſche gehen Sodann müſſe man ihn in die Lage verſetzen, jene ſobald als möglich zu befriedigen, dieſe ſobald als möglich zu erreichen, damit der Menſch, wenn er ſich geirrt habe, früh genug

ſeinen Irrthum gewahr werde, und wenn er das getroffen hat, was für ihn paßt, deſto eifriger daran halte und ſich deſto emſiger fortbilde. Ich wünſche, daß dieſer ſonderbare Verſuch gelingen möge; bei ſo guten Naturen iſt es vielleicht möglich.

Aber das, was ich nicht an dieſen Erziehern billigen kann, iſt, daß ſie Alles von den Kindern zu entfernen ſuchen, was ſie zu dem Umgange mit ſich ſelbſt und mit dem unſichtbaren, einzigen treuen Freunde führen könne. Ja, es verdrießt mich oft von dem Oheim, daß er mich deshalb für die Kinder für gefährlich hält. Im Praktiſchen iſt doch kein Menſch tolerant! Denn wer auch verſichert, daß er Jedem ſeine Art und Weſen gerne laſſen wolle, ſucht doch immer Diejenigen von der Thätigkeit auszuſchließen, die nicht ſo denken wie er.

Dieſe Art, die Kinder von mir zu entfernen, betrübt mich deſto mehr, je mehr ich von der Realität meines Glaubens überzeugt ſein kann. Warum ſollte er nicht einen göttlichen Urſprung, nicht einen wirklichen Gegenſtand haben, da er ſich im Praktiſchen ſo wirkſam erweiſt? Werden wir durchs Praktiſche doch unſeres eigenen Daſeins ſelbſt erſt recht gewiß; warum ſollten wir uns nicht auch auf eben dem Wege von jenem Weſen überzeugen können, das uns zu allem Guten die Hand reicht?

Daß ich immer vorwärts, nie rückwärts gehe, daß meine Handlungen immer mehr der Idee ähnlich werden, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht habe, daß ich täglich mehr Leichtigkeit fühle, das zu thun, was ich für recht halte, ſelbſt bei der Schwäche meines Körpers, der mir ſo manchen Dienſt verſagt: läßt ſich das Alles aus der menſchlichen Natur, deren Verderben ich ſo tief eingeſehen habe, erklären? Für mich nun einmal nicht.

Ich erinnere mich kaum eines Gebotes; nichts erſcheint mir in Geſtalt eines Geſetzes; es iſt ein Trieb, der mich leitet und mich immer recht führt ich folge mit Freiheit meinen Geſinnungen und weiß ſo wenig von Einſchränkung als von Reue. Gott ſei Dank, daß ich erkenne, wem ich dieſes Glück ſchuldig bin, und daß ich an dieſe Vorzüge nur mit Demuth denken darf. Denn niemals werde ich in Gefahr kommen, auf mein eigenes Können und Vermögen ſtolz zu werden, da ich ſo deutlich erkannt habe, welch Ungeheuer in jedem menſchlichen Buſen, wenn eine höhere Kraft uns nicht bewahrt, ſich erzeugen und nähren könne.

Siebentes Buch.

Erstes Capitel.

Der Frühling war in seiner völligen Herrlichkeit erschienen; ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedroht hatte, ging stürmisch an den Bergen nieder, der Regen zog nach dem Lande, die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor, und auf dem grauen Grunde erschien der herrliche Bogen. Wilhelm ritt ihm entgegen und sah ihn mit Wehmuth an. „Ach!“ sagte er zu sich selbst, „erscheinen uns denn eben die schönsten Farben des Lebens nur auf dunklem Grunde? Und müssen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden sollen? Ein heiterer Tag ist wie ein grauer, wenn wir ihn ungerührt ansehen, und was kann uns rühren, als die stille Hoffnung, daß die angeborne Neigung unseres Herzens nicht ohne Gegenstand bleiben werde? Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das Anschauen jedes harmonischen Gegenstandes; wir fühlen dabei, daß wir nicht ganz in der Fremde sind, wir wähnen einer Heimath näher zu sein, nach der unser Bestes, Innerstes ungeduldig hinstrebt.“

Inzwischen hatte ihn ein Fußgänger eingeholt, der sich zu ihm gesellte, mit starkem Schritte neben dem Pferde blieb und nach einigen gleichgültigen Reden zu dem Reiter sagte: „Wenn ich mich nicht irre, so muß ich Sie irgendwo schon gesehen haben.“

„Ich erinnere mich Ihrer auch“, versetzte Wilhelm; „haben wir nicht zusammen eine lustige Wasserfahrt gemacht?“

„Ganz recht!“ erwiderte der Andere.

Wilhelm betrachtete ihn genauer und ſagte nach einigem Stillſchweigen: „Ich weiß nicht, was für eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen ſein mag; damals hielt ich Sie für einen lutheriſchen Landgeiſtlichen, und jetzt ſehen Sie mir eher einem katholiſchen ähnlich.“

„Heute betrügen Sie ſich wenigſtens nicht“, ſagte der Andere, indem er den Hut abnahm und die Tonſur ſehen ließ. „Wo iſt denn Ihre Geſellſchaft hingekommen? Sind Sie noch lange bei ihr geblieben?“

„Länger als billig; denn leider, wenn ich an jene Zeit zurückdenke, die ich mit ihr zugebracht habe, ſo glaube ich in ein unendliches Leeres zu ſehen; es iſt mir nichts davon übrig geblieben.“

„Darin irren Sie ſich; Alles, was uns begegnet, läßt Spuren zurück, Alles trägt unmerklich zu unſerer Bildung bei; doch es iſt gefährlich, ſich davon Rechenſchaft geben zu wollen. Wir werden dabei entweder ſtolz und läſſig oder niedergeſchlagen und kleinmüthig, und Eins iſt für die Folge ſo hinderlich als das Andere. Das Sicherſte bleibt immer, nur das Nächſte zu thun, was vor uns liegt, und das iſt jetzt“, fuhr er mit einem Lächeln fort, „daß wir eilen, ins Quartier zu kommen.“

Wilhelm fragte, wie weit noch der Weg nach Lothario's Gut ſei. Der Andere verſetzte, daß es hinter dem Berge liege. „Vielleicht treffe ich Sie dort an“, fuhr er fort, „ich habe nur in der Nachbarſchaft noch etwas zu beſorgen. Leben Sie ſo lange wohl!“ Und mit dieſen Worten ging er einen ſteilen Pfad, der ſchneller über den Berg hinüber zu führen ſchien.

„Ja wohl hat er Recht!“ ſagte Wilhelm vor ſich, indem er weiter ritt; „an das Nächſte ſoll man denken, und für mich iſt wohl jetzt nichts Näheres als der traurige Auftrag, den ich ausrichten ſoll. Laß ſehen, ob ich die Rede noch ganz im Gedächtniß habe, die den grauſamen Freund beſchämen ſoll!“

Er fing darauf an, ſich dieſes Kunſtwerk vorzuſagen; es fehlte ihm auch nicht eine Silbe, und je mehr ihm ſein Gedächtniß zu Statten kam, deſto mehr wuchs ſeine Leidenſchaft und ſein Muth. Aureliens Leiden und Tod waren lebhaft vor ſeiner Seele gegenwärtig.

„Geiſt meiner Freundin!“ rief er aus, „umſchwebe mich! und

wenn es dir möglich ist, so gieb mir ein Zeichen, daß du besänftigt, daß du versöhnt seist!"

Unter diesen Worten und Gedanken war er auf die Höhe des Berges gekommen und sah an dessen Abhang an der andern Seite ein wunderliches Gebäude liegen, das er sogleich für Lotharios Wohnung hielt. Ein altes unregelmäßiges Schloß mit einigen Thürmen und Giebeln schien die erste Anlage dazu gewesen zu sein; allein noch unregelmäßiger waren die neuen Angebäude, die, theils nah, theils in einiger Entfernung davon errichtet, mit dem Hauptgebäude durch Galerien und bedeckte Gänge zusammenhingen. Alle äußere Symmetrie, jedes architektonische Ansehn schien dem Bedürfniß der innern Bequemlichkeit aufgeopfert zu sein. Keine Spur von Wall und Graben war zu sehen, eben so wenig als von künstlichen Gärten und großen Alleen. Ein Gemüse- und Baumgarten drang bis an die Häuser hinan, und kleine nutzbare Gärten waren selbst in den Zwischenräumen angelegt. Ein heiteres Dörfchen lag in einiger Entfernung; Gärten und Felder schienen durchaus in dem besten Zustande.

In seine eigenen leidenschaftlichen Betrachtungen vertieft, ritt Wilhelm weiter, ohne viel über das, was er sah, nachzudenken, stellte sein Pferd in einem Gasthofe ein und eilte nicht ohne Bewegung nach dem Schlosse zu.

Ein alter Bedienter empfing ihn an der Thüre und berichtete ihm mit vieler Gutmüthigkeit, daß er heute wohl schwerlich vor den Herrn kommen werde; der Herr habe viel Briefe zu schreiben und schon einige seiner Geschäftsleute abweisen lassen. Wilhelm ward dringender, und endlich mußte der Alte nachgeben und ihn melden. Er kam zurück und führte Wilhelmen in einen großen alten Saal. Dort ersuchte er ihn, sich zu gedulden, weil der Herr vielleicht noch eine Zeit lang ausbleiben werde. Wilhelm ging unruhig auf und ab und warf einige Blicke auf die Ritter und Frauen, deren alte Abbildungen an der Wand umher hingen; er wiederholte den Anfang seiner Rede, und sie schien ihm in Gegenwart dieser Harnische und Kragen erst recht am Platz. So oft er etwas rauschen hörte, setzte er sich in Positur, um seinen Gegner mit Würde zu empfangen, ihm erst den Brief zu überreichen und ihn dann mit den Waffen des Vorwurfs anzufallen.

Mehrmals war er ſchon getäuſcht worden und fing wirklich an, verdrießlich und verſtimmt zu werden, als endlich aus einer Seitenthüre ein wohlgebildeter Mann in Stiefeln und einem ſchlichten Ueberrocke heraustrat. „Was bringen Sie mir Gutes?“ ſagte er mit freundlicher Stimme zu Wilhelmen; „verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten laſſen.“

Er faltete, indem er dieſes ſprach, einen Brief, den er in der Hand hielt. Wilhelm, nicht ohne Verlegenheit, überreichte ihm das Blatt Aureliens und ſagte: „Ich bringe die letzten Worte einer Freundin, die Sie nicht ohne Rührung leſen werden.“

Lothario nahm den Brief und ging ſogleich in das Zimmer zurück, wo er, wie Wilhelm recht gut durch die offene Thüre ſehen konnte, erſt noch einige Briefe ſiegelte und überſchrieb, dann Aureliens Brief eröffnete und las. Er ſchien das Blatt einigemal durchgeleſen zu haben, und Wilhelm, obgleich ſeinem Gefühl nach die pathetiſche Rede zu dem natürlichen Empfang nicht recht paſſen wollte, nahm ſich doch zuſammen, ging auf die Schwelle los und wollte ſeinen Spruch beginnen, als eine Tapetenthüre des Cabinets ſich öffnete, und der Geiſtliche hereintrat.

„Ich erhalte die wunderlichſte Depeſche von der Welt“, rief Lothario ihm entgegen; „verzeihen Sie mir“, fuhr er fort, indem er ſich gegen Wilhelmen wandte, „wenn ich in dieſem Augenblicke nicht geſtimmt bin, mich mit Ihnen weiter zu unterhalten. Sie bleiben heute Nacht bei uns! Und Sie ſorgen für unſern Gaſt, Abbé, daß ihm nichts abgeht.“

Mit dieſen Worten machte er eine Verbeugung gegen Wilhelmen; der Geiſtliche nahm unſern Freund bei der Hand, der nicht ohne Widerſtreben folgte.

Stillſchweigend gingen ſie durch wunderliche Gänge und kamen in ein gar artiges Zimmer. Der Geiſtliche führte ihn ein und verließ ihn ohne weitere Entſchuldigung. Bald darauf erſchien ein munterer Knabe, der ſich bei Wilhelmen als ſeine Bedienung ankündigte und das Abendeſſen brachte, bei der Aufwartung von der Ordnung des Hauſes, wie man zu frühſtücken, zu ſpeiſen, zu arbeiten und ſich zu vergnügen pflegte, Manches erzählte und beſonders zu Lothario's Ruhm gar Vieles vorbrachte.

So angenehm auch der Knabe war, ſo ſuchte ihn Wilhelm doch

bald loszuwerden. Er wünschte allein zu sein; denn er fühlte sich in seiner Lage äußerst gedrückt und beklommen. Er machte sich Vorwürfe, seinen Vorsatz so schlecht vollführt, seinen Auftrag nur halb ausgerichtet zu haben. Bald nahm er sich vor, den andern Morgen das Versäumte nachzuholen, bald ward er gewahr, daß Lothario's Gegenwart ihn zu ganz andern Gefühlen stimmte. Das Haus, worin er sich befand, kam ihm auch so wunderbar vor; er wußte sich in seine Lage nicht zu finden. Er wollte sich ausziehen und öffnete seinen Mantelsack; mit seinen Nachtsachen brachte er zugleich den Schleier des Geistes hervor, den Mignon eingepackt hatte. Der Anblick vermehrte seine traurige Stimmung. „Flieh! Jüngling, flieh!" rief er aus; „was soll das mystische Wort heißen? was fliehen? wohin fliehen? Weit besser hätte der Geist mir zugerufen: ‚Kehre in dich selbst zurück!'" Er betrachtete die englischen Kupfer, die an der Wand in Rahmen hingen; gleichgültig sah er über die meisten hinweg; endlich fand er auf dem einen ein unglücklich strandendes Schiff vorgestellt: ein Vater mit seinen schönen Töchtern erwartete den Tod von den hereindringenden Wellen. Das eine Frauenzimmer schien Aehnlichkeit mit jener Amazone zu haben; ein unaussprechliches Mitleiden ergriff unsern Freund, er fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß, seinem Herzen Luft zu machen; Thränen drangen aus seinem Auge, und er konnte sich nicht wieder erholen, bis ihn der Schlaf überwältigte.

Sonderbare Traumbilder erschienen ihm gegen Morgen. Er fand sich in einem Garten, den er als Knabe öfters besucht hatte, und sah mit Vergnügen die bekannten Alleen, Hecken und Blumenbeete wieder; Mariane begegnete ihm, er sprach liebevoll mit ihr und ohne Erinnerung irgend eines vergangenen Mißverhältnisses. Gleich darauf trat sein Vater zu ihnen, im Hauskleide, und mit vertraulicher Miene, die ihm selten war, hieß er den Sohn zwei Stühle aus dem Gartenhause holen, nahm Marianen bei der Hand und führte sie nach einer Laube. Wilhelm eilte nach dem Gartensaale, fand ihn aber ganz leer; nur sah er Aurelien an dem entgegengesetzten Fenster stehen. Er ging sie anzureden; allein sie blieb unverwandt, und ob er sich gleich neben sie stellte, konnte er doch ihr Gesicht nicht sehen. Er blickte zum Fenster hinaus und sah in einem fremden Garten viele Menschen beisammen, von denen er

einige ſogleich erkannte. Frau Melina ſaß unter einem Baum und ſpielte mit einer Roſe, die ſie in der Hand hielt; Laertes ſtand neben ihr und zählte Gold aus einer Hand in die andere. Mignon und Felix lagen im Graſe, Jene ausgeſtreckt auf dem Rücken, Dieſer auf dem Geſichte. Philine trat hervor und klatſchte über den Kindern in die Hände; Mignon blieb unbeweglich, Felix ſprang auf und floh vor Philinen. Erſt lachte er im Laufen, als Philine ihn verfolgte; dann ſchrie er ängſtlich, als der Harfenſpieler mit großen, langſamen Schritten ihm nachging. Das Kind lief gerade auf einen Teich los; Wilhelm eilte ihm nach, aber zu ſpät; das Kind lag im Waſſer! Wilhelm ſtand wie eingewurzelt. Nun ſah er die ſchöne Amazone an der andern Seite des Teichs: ſie ſtreckte ihre rechte Hand gegen das Kind aus und ging am Ufer hin; das Kind durchſtrich das Waſſer in gerader Richtung auf den Finger zu und folgte ihr nach, wie ſie ging; endlich reichte ſie ihm ihre Hand und zog es aus dem Teiche. Wilhelm war indeſſen näher gekommen; das Kind brannte über und über, und es fielen feurige Tropfen von ihm herab. Wilhelm war noch beſorgter; doch die Amazone nahm ſchnell einen weißen Schleier vom Haupte und bedeckte das Kind damit. Das Feuer war ſogleich gelöſcht. Als ſie den Schleier aufhob, ſprangen zwei Knaben hervor, die zuſammen muthwillig hin und her ſpielten, als Wilhelm mit der Amazone Hand in Hand durch den Garten ging und in der Entfernung ſeinen Vater und Marianen in einer Allee ſpazieren ſah, die mit hohen Bäumen den ganzen Garten zu umgeben ſchien. Er richtete ſeinen Weg auf Beide zu und machte mit ſeiner ſchönen Begleiterin den Durchſchnitt des Gartens, als auf einmal der blonde Friedrich ihnen in den Weg trat und ſie mit großem Gelächter und allerlei Poſſen aufhielt. Sie wollten demungeachtet ihren Weg weiter fortſetzen; da eilte er weg und lief auf jenes entfernte Paar zu; der Vater und Mariane ſchienen vor ihm zu fliehen, er lief nur deſto ſchneller, und Wilhelm ſah Jene faſt im Fluge durch die Allee hinſchweben. Natur und Neigung forderten ihn auf, Jenen zu Hülfe zu kommen; aber die Hand der Amazone hielt ihn zurück. Wie gern ließ er ſich halten! Mit dieſer gemiſchten Empfindung wachte er auf und fand ſein Zimmer ſchon von der hellen Sonne erleuchtet.

Zweites Capitel.

Der Knabe lud Wilhelmen zum Frühſtück ein; Dieſer fand den Abbé ſchon im Saale; Lothario, hieß es, ſei ausgeritten. Der Abbé war nicht ſehr geſprächig und ſchien eher nachdenklich zu ſein; er fragte nach Aureliens Tode und hörte mit Theilnahme der Erzählung Wilhelms zu. „Ach!“ rief er aus, „wem es lebhaft und gegenwärtig iſt, welche unendliche Operationen Natur und Kunſt machen müſſen, bis ein gebildeter Menſch daſteht, wer ſelbſt ſo viel als möglich an der Bildung ſeiner Mitbrüder Theil nimmt, der möchte verzweifeln, wenn er ſieht, wie freventlich ſich oft der Menſch zerſtört und ſo oft in den Fall kommt, mit oder ohne Schuld zerſtört zu werden. Wenn ich das bedenke, ſo ſcheint mir das Leben ſelbſt eine ſo zufällige Gabe, daß ich Jeden loben möchte, der ſie nicht höher als billig ſchätzt.“

Er hatte kaum ausgeſprochen, als die Thüre mit Heftigkeit ſich aufriß, ein junges Frauenzimmer hereinſtürzte und den alten Bedienten, der ſich ihr in den Weg ſtellte, zurückſtieß. Sie eilte gerade auf den Abbé zu und konnte, indem ſie ihn beim Arm faßte, vor Weinen und Schluchzen kaum die wenigen Worte hervorbringen: „Wo iſt er? Wo habt ihr ihn? Es iſt eine entſetzliche Verrätherei! Geſteht nur! Ich weiß, was vorgeht! Ich will ihm nach! Ich will wiſſen, wo er iſt.“

„Beruhigen Sie ſich, mein Kind!“ ſagte der Abbé mit angenommener Gelaſſenheit; „kommen Sie auf Ihr Zimmer, Sie ſollen Alles erfahren; nur müſſen Sie hören können, wenn ich Ihnen erzählen ſoll.“ Er bot ihr die Hand an, im Sinne, ſie wegzuführen. „Ich werde nicht auf mein Zimmer gehen“, rief ſie aus, „ich haſſe die Wände, zwiſchen denen ihr mich ſchon ſo lange gefangen haltet! Und doch habe ich Alles erfahren: der Obriſt hat ihn herausgefordert, er iſt hinausgeritten, ſeinen Gegner aufzuſuchen, und vielleicht jetzt eben in dieſem Augenblicke — es war mir etlichemal, als hörte ich ſchießen. Laſſen Sie anſpannen und fahren Sie mit mir, oder ich fülle das Haus, das ganze Dorf mit meinem Geſchrei.“ Sie eilte unter den heftigſten Thränen nach dem Fenſter; der Abbé hielt ſie zurück und ſuchte vergebens, ſie zu beſänftigen.

Man hörte einen Wagen fahren, ſie riß das Fenſter auf. „Er iſt todt!“ rief ſie, „da bringen ſie ihn!“

„Er ſteigt aus!“ ſagte der Abbé. „Sie ſehen, er lebt.“

„Er iſt verwundet“, verſetzte ſie heftig, „ſonſt käm' er zu Pferde! Sie führen ihn! Er iſt gefährlich verwundet!“ Sie rannte zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, der Abbé eilte ihr nach, und Wilhelm folgte ihnen; er ſah, wie die Schöne ihrem heraufkommenden Geliebten begegnete.

Lothario lehnte ſich auf ſeinen Begleiter, welchen Wilhelm ſogleich für ſeinen alten Gönner Jarno erkannte, ſprach dem troſtloſen Frauenzimmer gar liebreich und freundlich zu, und indem er ſich auch auf ſie ſtützte, kam er die Treppe langſam herauf; er grüßte Wilhelmen und ward in ſein Cabinet geführt.

Nicht lange darauf kam Jarno wieder heraus und trat zu Wilhelmen: „Sie ſind, wie es ſcheint“, ſagte er, „prädeſtinirt, überall Schauſpieler und Theater zu finden; wir ſind eben in einem Drama begriffen, das nicht ganz luſtig iſt.“

„Ich freue mich“, verſetzte Wilhelm, „Sie in dieſem ſonderbaren Augenblicke wiederzufinden; ich bin verwundert, erſchrocken, und Ihre Gegenwart macht mich gleich ruhig und gefaßt. Sagen Sie mir, hat es Gefahr? Iſt der Baron ſchwer verwundet?“

„Ich glaube nicht“, verſetzte Jarno.

Nach einiger Zeit trat der junge Wundarzt aus dem Zimmer. „Nun, was ſagen Sie?“ rief ihm Jarno entgegen.

„Daß es ſehr gefährlich ſteht“, verſetzte Dieſer und ſteckte einige Inſtrumente in ſeine lederne Taſche zuſammen.

Wilhelm betrachtete das Band, das von der Taſche herunter hing; er glaubte es zu kennen. Lebhafte, widerſprechende Farben, ein ſeltſames Muſter, Gold und Silber in wunderlichen Figuren zeichneten dieſes Band vor allen Bändern der Welt aus. Wilhelm war überzeugt, die Inſtrumententaſche des alten Chirurgus vor ſich zu ſehen, der ihn in jenem Walde verbunden hatte, und die Hoffnung, nach ſo langer Zeit wieder eine Spur ſeiner Amazone zu finden, ſchlug wie eine Flamme durch ſein ganzes Weſen.

„Wo haben Sie die Taſche her?“ rief er aus. „Wem gehörte ſie vor Ihnen? Ich bitte, ſagen Sie mir's!“

„Ich habe ſie in einer Auction gekauft", verſetzte Jener; „was kümmert's mich, wem ſie angehörte?"

Mit dieſen Worten entfernte er ſich, und Jarno ſagte: „Wenn dieſem jungen Menſchen nur ein wahres Wort aus dem Munde ginge!"

„So hat er alſo dieſe Taſche nicht erſtanden?" verſetzte Wilhelm.

„So wenig, als es Gefahr mit Lotharío hat", antwortete Jarno.

Wilhelm ſtand in ein vielfaches Nachdenken verſenkt, als Jarno ihn fragte, wie es ihm zeither gegangen ſei. Wilhelm erzählte ſeine Geſchichte im Allgemeinen, und als er zuletzt von Aureliens Tod und ſeiner Botſchaft geſprochen hatte, rief Jener aus: „Es iſt doch ſonderbar, ſehr ſonderbar!"

Der Abbé trat aus dem Zimmer, winkte Jarno zu, an ſeiner Statt hineinzugehen, und ſagte zu Wilhelmen: „Der Baron läßt Sie erſuchen, hier zu bleiben, einige Tage die Geſellſchaft zu vermehren und zu ſeiner Unterhaltung unter dieſen Umſtänden beizutragen. Haben Sie nöthig, etwas an die Ihrigen zu beſtellen, ſo ſoll Ihr Brief gleich beſorgt werden; und damit Sie dieſe wunderbare Begebenheit verſtehen, von der Sie Augenzeuge ſind, muß ich Ihnen erzählen, was eigentlich kein Geheimniß iſt. Der Baron hatte ein kleines Abenteuer mit einer Dame, das mehr Aufſehen machte, als billig war, weil ſie den Triumph, ihn einer Nebenbuhlerin entriſſen zu haben, allzu lebhaft genießen wollte. Leider fand er nach einiger Zeit bei ihr nicht die nämliche Unterhaltung, er vermied ſie; allein bei ihrer heftigen Gemüthsart war es ihr unmöglich, ihr Schickſal mit geſetztem Muthe zu tragen. Bei einem Balle gab es einen öffentlichen Bruch, ſie glaubte ſich äußerſt beleidigt und wünſchte gerächt zu werden; kein Ritter fand ſich, der ſich ihrer angenommen hätte, bis endlich ihr Mann, von dem ſie ſich lange getrennt hatte, die Sache erfuhr und ſich ihrer annahm, den Baron herausforderte und heute verwundete; doch iſt der Obriſt, wie ich höre, noch ſchlimmer dabei gefahren."

Von dieſem Augenblicke an ward unſer Freund im Hauſe, als gehöre er zur Familie, behandelt.

Drittes Capitel.

Man hatte einigemal dem Kranken vorgeleſen; Wilhelm leiſtete dieſen kleinen Dienſt mit Freuden. Lydie kam nicht vom Bette hinweg, ihre Sorgfalt für den Verwundeten verſchlang alle ihre übrige Aufmerkſamkeit; aber heute ſchien auch Lothario zerſtreut, ja, er bat, daß man nicht weiter leſen möchte.

„Ich fühle heute ſo lebhaft“, ſagte er, „wie thöricht der Menſch ſeine Zeit verſtreichen läßt! Wie Manches habe ich mir vorgenommen, wie Manches durchdacht, und wie zaudert man nicht bei ſeinen beſten Vorſätzen! Ich habe die Vorſchläge über die Veränderungen geleſen, die ich auf meinen Gütern machen will, und ich kann ſagen, ich freue mich vorzüglich dieſer wegen, daß die Kugel keinen gefährlichern Weg genommen hat.“

Lydie ſah ihn zärtlich, ja mit Thränen in den Augen an, als wollte ſie fragen, ob denn ſie, ob ſeine Freunde nicht auch Antheil an der Lebensfreude fordern könnten. Jarno dagegen verſetzte: „Veränderungen, wie Sie vorhaben, werden billig erſt von allen Seiten überlegt, bis man ſich dazu entſchließt.“

„Lange Ueberlegungen“, verſetzte Lothario, „zeigen gewöhnlich, daß man den Punkt nicht im Auge hat, von dem die Rede iſt, übereilte Handlungen, daß man ihn gar nicht kennt. Ich überſehe ſehr deutlich, daß ich in vielen Stücken bei der Wirthſchaft meiner Güter die Dienſte meiner Landleute nicht entbehren kann, und daß ich auf gewiſſen Rechten ſtrack und ſtreng halten muß; ich ſehe aber auch, daß andere Befugniſſe mir zwar vortheilhaft, aber nicht ganz unentbehrlich ſind, ſo daß ich davon meinen Leuten auch was gönnen kann. Man verliert nicht immer, wenn man entbehrt. Nutze ich nicht meine Güter weit beſſer als mein Vater? Werde ich meine Einkünfte nicht noch höher treiben? Und ſoll ich dieſen wachſenden Vortheil allein genießen? Soll ich Dem, der mit mir und für mich arbeitet, nicht auch in dem Seinigen Vortheile gönnen, die uns erweiterte Kenntniſſe, die uns eine vorrückende Zeit darbietet?“

„Der Menſch iſt nun einmal ſo!“ rief Jarno, „und ich tadle mich nicht, wenn ich mich auch in dieſer Eigenheit ertappe; der Menſch begehrt Alles an ſich zu reißen, um nur nach Belieben damit

ſchalten und walten zu können; das Geld, das er nicht ſelbſt ausgiebt, ſcheint ihm ſelten wohl angewendet."

„O ja", verſetzte Lothario, „wir könnten Manches vom Capital entbehren, wenn wir mit den Intereſſen weniger willkürlich umgingen."

„Das Einzige, was ich zu erinnern habe", ſagte Jarno, „und warum ich nicht rathen kann, daß Sie eben jetzt die Veränderungen machen, wodurch Sie wenigſtens im Augenblicke verlieren, iſt, daß Sie ſelbſt noch Schulden haben, deren Abzahlung Sie einengt. Ich würde rathen, Ihren Plan aufzuſchieben, bis Sie völlig im Reinen wären."

„Und indeſſen einer Kugel oder einem Dachziegel zu überlaſſen, ob er die Reſultate meines Lebens und meiner Thätigkeit auf immer vernichten wollte! O, mein Freund!" fuhr Lothario fort, „das iſt ein Hauptfehler gebildeter Menſchen, daß ſie Alles an eine Idee, wenig oder nichts an einen Gegenſtand wenden mögen. Wozu habe ich Schulden gemacht? warum habe ich mich mit meinem Oheim entzweit, meine Geſchwiſter ſo lange ſich ſelbſt überlaſſen, als um einer Idee willen? In Amerika glaubte ich zu wirken, über dem Meere glaubte ich nützlich und nothwendig zu ſein; war eine Handlung nicht mit tauſend Gefahren umgeben, ſo ſchien ſie mir nicht bedeutend, nicht würdig. Wie anders ſeh' ich jetzt die Dinge, und wie iſt mir das Nächſte ſo werth, ſo theuer geworden!"

„Ich erinnere mich noch wohl des Briefes", verſetzte Jarno, „den ich noch über das Meer erhielt. Sie ſchrieben mir: ‚Ich werde zurückkehren und in meinem Hauſe, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen ſagen: Hier, oder nirgends iſt Amerika!'"

„Ja, mein Freund, und ich wiederhole noch immer daſſelbe; und doch ſchelte ich mich zugleich, daß ich hier nicht ſo thätig wie dort bin. Zu einer gewiſſen gleichen, fortdauernden Gegenwart brauchen wir nur Verſtand, und wir werden auch nur zu Verſtand, ſo daß wir das Außerordentliche, was jeder gleichgültige Tag von uns fordert, nicht mehr ſehen, und wenn wir es erkennen, doch tauſend Entſchuldigungen finden, es nicht zu thun. Ein verſtändiger Menſch iſt viel für ſich, aber fürs Ganze iſt er wenig."

„Wir wollen", ſagte Jarno, „dem Verſtande nicht zu nahe treten und bekennen, daß das Außerordentliche, was geſchieht, meiſtens thöricht iſt."

„Ja, und zwar eben deswegen, weil die Menſchen das Außerordentliche außer der Ordnung thun. So giebt mein Schwager ſein Vermögen, inſofern er es veräußern kann, der Brüdergemeinde und glaubt ſeiner Seele Heil dadurch zu befördern; hätte er einen geringen Theil ſeiner Einkünfte aufgeopfert, ſo hätte er viel glückliche Menſchen machen und ſich und ihnen einen Himmel auf Erden ſchaffen können. Selten ſind unſere Aufopferungen thätig; wir thun gleich Verzicht auf das, was wir weggeben. Nicht entſchloſſen, ſondern verzweifelt entſagen wir dem, was wir beſitzen. Dieſe Tage, ich geſteh' es, ſchwebt mir der Graf immer vor Augen, und ich bin feſt entſchloſſen, das aus Ueberzeugung zu thun, wozu ihn ein ängſtlicher Wahn treibt; ich will meine Geneſung nicht abwarten. Hier ſind die Papiere, ſie dürfen nur ins Reine gebracht werden. Nehmen Sie den Gerichtshalter dazu, unſer Gaſt hilft Ihnen auch; Sie wiſſen ſo gut als ich, worauf es ankommt, und ich will hier geneſend oder ſterbend dabei bleiben und ausrufen: Hier, oder nirgends iſt Herrnhut!"

Als Lydie ihren Freund von Sterben reden hörte, ſtürzte ſie vor ſeinem Bette nieder, hing an ſeinen Armen und weinte bitterlich. Der Wundarzt kam herein, Jarno gab Wilhelmen die Papiere und nöthigte Lydien, ſich zu entfernen.

„Ums Himmels willen!" rief Wilhelm, als ſie in dem Saal allein waren, „was iſt das mit dem Grafen? Welch ein Graf iſt das, der ſich unter die Brüdergemeinde begiebt?"

„Den Sie ſehr wohl kennen", verſetzte Jarno. „Sie ſind das Geſpenſt, das ihn in die Arme der Frömmigkeit jagt; Sie ſind der Böſewicht, der ſein artiges Weib in einen Zuſtand verſetzt, in dem ſie erträglich findet, ihrem Manne zu folgen."

„Und ſie iſt Lotharios Schweſter?" rief Wilhelm.

„Nicht anders."

„Und Lothario weiß —?"

„Alles."

„O, laſſen Sie mich fliehen!" rief Wilhelm aus; „wie kann ich vor ihm ſtehen? Was kann er ſagen?"

„Daß Niemand einen Stein gegen den Andern aufheben ſoll, und daß Niemand lange Reden componiren ſoll, um die Leute zu beſchämen, er müßte ſie denn vor dem Spiegel halten wollen."

„Auch das wiſſen Sie?“

„Wie manches Andere“, verſetzte Jarno lächelnd; „doch diesmal“, fuhr er fort, „werde ich Sie ſo leicht nicht wie das vorige Mal loslaſſen, und vor meinem Werbeſold haben Sie ſich auch nicht mehr zu fürchten. Ich bin kein Soldat mehr, und auch als Soldat hätte ich Ihnen dieſen Argwohn nicht einflößen ſollen. Seit der Zeit, daß ich Sie nicht geſehen habe, hat ſich Vieles geändert. Nach dem Tode meines Fürſten, meines einzigen Freundes und Wohlthäters, habe ich mich aus der Welt und aus allen weltlichen Verhältniſſen herausgeriſſen. Ich beförderte gern, was vernünftig war, verſchwieg nicht, wenn ich etwas abgeſchmackt fand, und man hatte immer von meinem unruhigen Kopf und von meinem böſen Maule zu reden. Das Menſchenpack fürchtet ſich vor nichts mehr als vor dem Verſtande; vor der Dummheit ſollten ſie ſich fürchten, wenn ſie begriffen, was fürchterlich iſt; aber jener iſt unbequem, und man muß ihn bei Seite ſchaffen; dieſe iſt nur verderblich, und das kann man abwarten. Doch es mag hingehen; ich habe zu leben, und von meinem Plane ſollen Sie weiter hören. Sie ſollen Theil daran nehmen, wenn Sie mögen; aber ſagen Sie mir, wie iſt es Ihnen ergangen? Ich ſehe, ich fühle Ihnen an, auch Sie haben ſich verändert. Wie ſteht's mit Ihrer alten Grille, etwas Schönes und Gutes in Geſellſchaft von Zigeunern hervorzubringen?“

„Ich bin geſtraft genug!“ rief Wilhelm aus; „erinnern Sie mich nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Man ſpricht viel vom Theater; aber wer nicht ſelbſt darauf war, kann ſich keine Vorſtellung davon machen. Wie völlig dieſe Menſchen mit ſich ſelbſt unbekannt ſind, wie ſie ihr Geſchäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Grenzen ſind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will Jeder der Erſte, ſondern auch der Einzige ſein, Jeder möchte gerne alle Uebrigen ausſchließen und ſieht nicht, daß er mit ihnen zuſammen kaum etwas leiſtet; Jeder dünkt ſich wunderoriginal zu ſein, und iſt unfähig, ſich in etwas zu finden, was außer dem Schlendrian iſt; dabei eine immerwährende Unruhe nach etwas Neuem. Mit welcher Heftigkeit wirken ſie gegen einander! und nur die kleinlichſte Eigenliebe, der beſchränkteſte Eigennutz macht, daß ſie ſich mit einander verbinden. Vom wechſelſeitigen Betragen iſt gar die Rede nicht; ein ewiges Mißtrauen wird durch

heimliche Tücke und ſchändliche Reden unterhalten; wer nicht liederlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anſpruch auf die unbedingteſte Achtung, Jeder iſt empfindlich gegen den mindeſten Tadel. Das hat er ſelbſt Alles ſchon beſſer gewußt! Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen, ſcheint es, als wenn ſie ſich vor nichts ſo ſehr fürchteten als vor Vernunft und gutem Geſchmack, und nichts ſo ſehr zu erhalten ſuchten als das Majeſtätsrecht ihrer perſönlichen Willkür."

Wilhelm holte Athem, um ſeine Litanei noch weiter fortzuſetzen, als ein unmäßiges Gelächter Jarno's ihn unterbrach. „Die armen Schauſpieler!" rief er aus, warf ſich in einen Seſſel und lachte fort; „die armen guten Schauſpieler! Wiſſen Sie denn, mein Freund", fuhr er fort, nachdem er ſich einigermaßen wieder erholt hatte, „daß Sie nicht das Theater, ſondern die Welt beſchrieben haben, und daß ich Ihnen aus allen Ständen genug Figuren und Handlungen zu Ihren harten Pinſelſtrichen finden wollte? Verzeihen Sie mir, ich muß wieder lachen, daß Sie glauben, dieſe ſchönen Qualitäten ſeien nur auf die Bretter gebannt."

Wilhelm faßte ſich; denn wirklich hatte ihn das unbändige und unzeitige Gelächter Jarno's verdroſſen. „Sie können", ſagte er, „Ihren Menſchenhaß nicht ganz verbergen, wenn Sie behaupten, daß dieſe Fehler allgemein ſeien."

„Und es zeugt von Ihrer Unbekanntſchaft mit der Welt, wenn Sie dieſe Erſcheinungen dem Theater ſo hoch anrechnen. Wahrhaftig, ich verzeihe dem Schauſpieler jeden Fehler, der aus dem Selbſtbetrug und aus der Begierde zu gefallen entſpringt; denn wenn er ſich und Andern nicht etwas ſcheint, ſo iſt er nichts. Zum Schein iſt er berufen, er muß den augenblicklichen Beifall hoch ſchätzen, denn er erhält keinen andern Lohn; er muß zu glänzen ſuchen, denn deswegen ſteht er da."

„Sie erlauben", verſetzte Wilhelm, „daß ich von meiner Seite wenigſtens lächele. Nie hätte ich geglaubt, daß Sie ſo billig, ſo nachſichtig ſein könnten."

„Nein, bei Gott! dies iſt mein völliger, wohlbedachter Ernſt. Alle Fehler des Menſchen verzeih' ich dem Schauſpieler; keine Fehler des Schauſpielers verzeih' ich dem Menſchen. Laſſen Sie mich meine Klaglieder hierüber nicht anſtimmen; ſie würden heftiger klingen als die Ihrigen."

Der Chirurgus kam aus dem Cabinet, und auf Befragen, wie ſich der Kranke befinde, ſagte er mit lebhafter Freundlichkeit: „Recht ſehr wohl, ich hoffe ihn bald völlig wieder hergeſtellt zu ſehen.“ Sogleich eilte er zum Saal hinaus und erwartete Wilhelms Frage nicht, der ſchon den Mund öffnete, ſich nochmals und dringender nach der Brieftaſche zu erkundigen. Das Verlangen, von ſeiner Amazone etwas zu erfahren, gab ihm Vertrauen zu Jarno; er entdeckte ihm ſeinen Fall und bat ihn um ſeine Beihülfe. „Sie wiſſen ſo viel“; ſagte er, „ſollten Sie nicht auch das erfahren können?“

Jarno war einen Augenblick nachdenkend; dann ſagte er zu ſeinem jungen Freunde: „Seien Sie ruhig, und laſſen Sie ſich weiter nichts merken! wir wollen der Schönen ſchon auf die Spur kommen. Jetzt beunruhigt mich nur Lothario's Zuſtand: die Sache ſteht gefährlich, das ſagt mir die Freundlichkeit und der gute Troſt des Wundarztes. Ich hätte Lydien ſchon gerne weggeſchafft, denn ſie nutzt hier gar nichts; aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen ſoll. Heute Abend, hoff' ich, ſoll unſer alter Medicus kommen, und dann wollen wir weiter rathſchlagen.“

Viertes Capitel.

Der Medicus kam; es war der gute, alte, kleine Arzt, den wir ſchon kennen, und dem wir die Mittheilung des intereſſanten Manuſcripts verdanken. Er beſuchte vor allen Dingen den Verwundeten und ſchien mit deſſen Befinden keineswegs zufrieden. Dann hatte er mit Jarno eine lange Unterredung; doch ließen ſie nichts merken, als ſie Abends zu Tiſche kamen.

Wilhelm begrüßte ihn aufs Freundlichſte und erkundigte ſich nach ſeinem Harfenſpieler.

„Wir haben noch Hoffnung, den Unglücklichen zurecht zu bringen“, verſetzte der Arzt.

„Dieſer Menſch war eine traurige Zugabe zu Ihrem eingeſchränkten und wunderlichen Leben“, ſagte Jarno. „Wie iſt es ihm weiter ergangen? Laſſen Sie mich es wiſſen!“

Nachdem man Jarno's Neugierde befriedigt hatte, fuhr der Arzt fort: „Nie habe ich ein Gemüth in einer ſo ſonderbaren Lage

geſehen. Seit vielen Jahren hat er an nichts, was außer ihm war, den mindeſten Antheil genommen, ja, faſt auf nichts gemerkt; blos in ſich gekehrt, betrachtete er ſein hohles leeres Ich, das ihm als ein unermeßlicher Abgrund erſchien. Wie rührend war es, wenn er von dieſem traurigen Zuſtand ſprach! ‚Ich ſehe nichts vor mir, nichts hinter mir‘, rief er aus, ‚als eine unendliche Nacht, in der ich mich in der ſchrecklichſten Einſamkeit befinde; kein Gefühl bleibt mir, als das Gefühl meiner Schuld, die doch auch nur wie ein entferntes unförmliches Geſpenſt ſich rückwärts ſehen läßt. Doch da iſt keine Höhe, keine Tiefe, kein Vor noch Zurück; kein Wort drückt dieſen immer gleichen Zuſtand aus. Manchmal ruf' ich in der Noth dieſer Gleichgültigkeit: Ewig! ewig! mit Heftigkeit aus, und dieſes ſeltſame unbegreifliche Wort iſt hell und klar gegen die Finſterniß meines Zuſtandes. Kein Strahl einer Gottheit erſcheint mir in dieſer Nacht, ich weine meine Thränen alle mir ſelbſt und um mich ſelbſt. Nichts iſt mir grauſamer als Freundſchaft und Liebe; denn ſie allein locken mir den Wunſch ab, daß die Erſcheinungen, die mich umgeben, wirklich ſein möchten. Aber auch dieſe beiden Geſpenſter ſind nur aus dem Abgrunde geſtiegen, um mich zu ängſtigen, und um mir zuletzt auch das theure Bewußtſein dieſes ungeheuren Daſeins zu rauben.‘

„Sie ſollten ihn hören“, fuhr der Arzt fort, „wenn er in vertraulichen Stunden auf dieſe Weiſe ſein Herz erleichtert; mit der größten Rührung habe ich ihm einigemal zugehört. Wenn ſich ihm etwas aufdringt, das ihn nöthigt, einen Augenblick zu geſtehen, eine Zeit ſei vergangen, ſo ſcheint er wie erſtaunt, und dann verwirft er wieder die Veränderungen an den Dingen als eine Erſcheinung der Erſcheinungen. Eines Abends ſang er ein Lied über ſeine grauen Haare; wir ſaßen Alle um ihn her und weinten.“

„O, ſchaffen Sie es mir!“ rief Wilhelm aus.

„Haben Sie denn aber“, fragte Jarno, „nichts entdeckt von dem, was er ſein Verbrechen nennt, nicht die Urſache ſeiner ſonderbaren Tracht, ſeines Betragens beim Brande, ſeiner Wuth gegen das Kind?“

„Nur durch Muthmaßungen können wir ſeinem Schickſale näher kommen; ihn unmittelbar zu fragen, würde gegen unſere Grundſätze ſein. Da wir wohl merken, daß er katholiſch erzogen iſt, haben wir geglaubt, ihm durch eine Beichte Linderung zu verſchaffen; aber

er entfernt ſich auf eine ſonderbare Weiſe jedesmal, wenn wir ihn dem Geiſtlichen näher zu bringen ſuchen. Daß ich aber Ihren Wunſch, etwas von ihm zu wiſſen, nicht ganz unbefriedigt laſſe, will ich Ihnen wenigſtens unſere Vermuthungen entdecken. Er hat ſeine Jugend in dem geiſtlichen Stande zugebracht; daher ſcheint er ſein langes Gewand und ſeinen Bart erhalten zu wollen. Die Freuden der Liebe blieben ihm die größte Zeit ſeines Lebens unbekannt. Erſt ſpät mag eine Verirrung mit einem ſehr nahe verwandten Frauenzimmer, es mag ihr Tod, der einem unglücklichen Geſchöpfe das Daſein gab, ſein Gehirn völlig zerrüttet haben. Sein größter Wahn iſt, daß er überall Unglück bringe, und daß ihm der Tod durch einen unſchuldigen Knaben bevorſtehe. Erſt fürchtete er ſich vor Mignon, eh' er wußte, daß es ein Mädchen war; nun ängſtigte ihn Felix, und da er das Leben bei alle ſeinem Elend unendlich liebt, ſcheint ſeine Abneigung gegen das Kind daher entſtanden zu ſein."

„Was haben Sie denn zu ſeiner Beſſerung für Hoffnung?" fragte Wilhelm.

„Es geht langſam vorwärts!" verſetzte der Arzt, „aber doch nicht zurück. Seine beſtimmten Beſchäftigungen treibt er fort, und wir haben ihn gewöhnt, die Zeitungen zu leſen, die er jetzt immer mit großer Begierde erwartet."

„Ich bin auf ſeine Lieder neugierig", ſagte Jarno.

„Davon werde ich Ihnen verſchiedene geben können", ſagte der Arzt. „Der älteſte Sohn des Geiſtlichen, der ſeinem Vater die Predigten nachzuſchreiben gewohnt iſt, hat manche Strophe, ohne von dem Alten bemerkt zu werden, aufgezeichnet und mehrere Lieder nach und nach zuſammengeſetzt."

Den andern Morgen kam Jarno zu Wilhelmen und ſagte ihm: „Sie müſſen uns einen Gefallen thun; Lydie muß einige Zeit entfernt werden; ihre heftige und, ich darf wohl ſagen, unbequeme Liebe und Leidenſchaft hindert des Barons Geneſung. Seine Wunde verlangt Ruhe und Gelaſſenheit, ob ſie gleich bei ſeiner guten Natur nicht gefährlich iſt. Sie haben geſehen, wie ihn Lydie mit ſtürmiſcher Sorgfalt, unbezwinglicher Angſt und nie verſiegenden Thränen quält, und — Genug", ſetzte er nach einer Pauſe mit einem Lächeln hinzu, „der Medicus verlangt ausdrücklich, daß ſie das Haus auf einige Zeit verlaſſen ſolle. Wir haben ihr eingebildet, eine ſehr

gute Freundin halte ſich in der Nähe auf, verlange ſie zu ſehen und erwarte ſie jeden Augenblick. Sie hat ſich bereden laſſen, zu dem Gerichtshalter zu fahren, der nur zwei Stunden von hier wohnt. Dieſer iſt unterrichtet und wird herzlich bedauern, daß Fräulein Thereſe ſo eben weggefahren ſei; er wird wahrſcheinlich machen, daß man ſie noch einholen könne, Lydie wird ihr nacheilen, und, wenn das Glück gut iſt, wird ſie von einem Orte zum andern geführt werden. Zuletzt, wenn ſie darauf beſteht, wieder umzukehren, darf man ihr nicht widerſprechen; man muß die Nacht zu Hülfe nehmen; der Kutſcher iſt ein geſcheidter Kerl, mit dem man noch Abrede nehmen muß. Sie ſetzen ſich zu ihr in den Wagen, unterhalten ſie und dirigiren das Abenteuer."

„Sie geben mir einen ſonderbaren und bedenklichen Auftrag", verſetzte Wilhelm. „Wie ängſtlich iſt die Gegenwart einer gekränkten treuen Liebe! und ich ſoll ſelbſt dazu das Werkzeug ſein? Es iſt das erſte Mal in meinem Leben, daß ich Jemanden auf dieſe Weiſe hintergehe; denn ich habe immer geglaubt, daß es uns zu weit führen könne, wenn wir einmal um des Guten und Nützlichen willen zu betrügen anfangen."

„Können wir doch Kinder nicht anders erziehen, als auf dieſe Weiſe!" verſetzte Jarno.

„Bei Kindern möchte es noch hingehen", ſagte Wilhelm, „indem wir ſie ſo zärtlich lieben und offenbar überſehen; aber bei unſers Gleichen, für die uns nicht immer das Herz ſo laut um Schonung anruft, möchte es oft gefährlich werden. Doch glauben Sie nicht", fuhr er nach einem kurzen Nachdenken fort, „daß ich deswegen dieſen Auftrag ablehne. Bei der Ehrfurcht, die mir Ihr Verſtand einflößt, bei der Neigung, die ich für Ihren trefflichen Freund fühle, bei dem lebhaften Wunſch, ſeine Geneſung, durch welche Mittel ſie auch möglich ſei, zu befördern, mag ich mich gerne ſelbſt vergeſſen. Es iſt nicht genug, daß man ſein Leben für einen Freund wagen könne, man muß auch im Nothfall ſeine Ueberzeugung für ihn verleugnen. Unſere liebſte Leidenſchaft, unſere beſten Wünſche ſind wir für ihn aufzuopfern ſchuldig. Ich übernehme den Auftrag, ob ich gleich ſchon die Qual vorausſehe, die ich von Lydiens Thränen, von ihrer Verzweiflung werde zu erdulden haben."

„Dagegen erwartet Sie auch keine geringe Belohnung", verſetzte

Farno, „indem Sie Fräulein Thereſe kennen lernen, ein Frauenzimmer, wie es ihrer wenige giebt; ſie beſchämt hundert Männer, und ich möchte ſie eine wahre Amazone nennen, wenn Andere nur als artige Hermaphroditen in dieſer zweideutigen Kleidung herum gehen.“

Wilhelm war betroffen; er hoffte in Thereſen ſeine Amazone wieder zu finden, um ſo mehr, als Farno, von dem er einige Auskunft verlangte, kurz abbrach und ſich entfernte.

Die neue nahe Hoffnung, jene verehrte und geliebte Geſtalt wieder zu ſehen, brachte in ihm die ſonderbarſten Bewegungen hervor. Er hielt nunmehr den Auftrag, der ihm gegeben worden war, für ein Werk einer ausdrücklichen Schickung, und der Gedanke, daß er ein armes Mädchen von dem Gegenſtande ihrer aufrichtigſten und heftigſten Liebe hinterliſtig zu entfernen im Begriff war, erſchien ihm nur im Vorübergehen, wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegt.

Der Wagen ſtand vor der Thüre; Lydie zauderte einen Augenblick, hineinzuſteigen. „Grüßt euren Herrn nochmals!“ ſagte ſie zu dem alten Bedienten; „vor Abend bin ich wieder zurück.“ Thränen ſtanden ihr im Auge, als ſie im Fortfahren ſich nochmals umwendete. Sie kehrte ſich darauf zu Wilhelmen, nahm ſich zuſammen und ſagte: „Sie werden an Fräulein Thereſen eine ſehr intereſſante Perſon finden. Mich wundert, wie ſie in dieſe Gegend kommt; denn Sie werden wohl wiſſen, daß ſie und der Baron ſich heftig liebten. Ungeachtet der Entfernung war Lothario oft bei ihr; ich war damals um ſie; es ſchien, als ob ſie nur für einander leben würden. Auf einmal aber zerſchlug ſich's, ohne daß ein Menſch begreifen konnte, warum. Er hatte mich kennen lernen, und ich leugne nicht, daß ich Thereſen herzlich beneidete, daß ich meine Neigung zu ihm kaum verbarg, und daß ich ihn nicht zurückſtieß, als er auf einmal mich ſtatt Thereſen zu wählen ſchien. Sie betrug ſich gegen mich, wie ich es nicht beſſer wünſchen konnte, ob es gleich beinahe ſcheinen mußte, als hätte ich ihr einen ſo werthen Liebhaber geraubt. Aber auch wie viel tauſend Thränen und Schmerzen hat mich dieſe Liebe ſchon gekoſtet! Erſt ſahen wir uns nur zuweilen am dritten Orte verſtohlen, aber lange konnte ich das Leben nicht ertragen; nur in ſeiner Gegenwart war ich glücklich, ganz glücklich! Fern von ihm hatte ich kein trockenes Auge, keinen ruhigen Pulsſchlag

Einſt verzog er mehrere Tage; ich war in Verzweiflung, machte mich auf den Weg und überraſchte ihn hier. Er nahm mich liebevoll auf, und wäre nicht dieſer unglückſelige Handel dazwiſchen gekommen, ſo hätte ich ein himmliſches Leben geführt; und was ich ausgeſtanden habe, ſeitdem er in Gefahr iſt, ſeitdem er leidet, ſag' ich nicht, und noch in dieſem Augenblicke mache ich mir lebhafte Vorwürfe, daß ich mich nur einen Tag von ihm habe entfernen können."

Wilhelm wollte ſich eben näher nach Thereſen erkundigen, als ſie bei dem Gerichtshalter vorfuhren, der an den Wagen kam und von Herzen bedauerte, daß Fräulein Thereſe ſchon abgefahren ſei. Er bot den Reiſenden ein Frühſtück an, ſagte aber zugleich, der Wagen würde noch im nächſten Dorfe einzuholen ſein. Man entſchloß ſich, nachzufahren, und der Kutſcher ſäumte nicht; man hatte ſchon einige Dörfer zurückgelegt und Niemanden angetroffen. Lydie beſtand nun darauf, man ſolle umkehren; der Kutſcher fuhr zu, als verſtünde er es nicht. Endlich verlangte ſie es mit größter Heftigkeit; Wilhelm rief ihm zu und gab das verabredete Zeichen. Der Kutſcher erwiderte: „Wir haben nicht nöthig, denſelben Weg zurück zu fahren; ich weiß einen nähern, der zugleich viel bequemer iſt." Er fuhr nun ſeitwärts durch einen Wald und über lange Triften weg. Endlich, da kein bekannter Gegenſtand zum Vorſchein kam, geſtand der Kutſcher, er ſei unglücklicherweiſe irre gefahren, wolle ſich aber bald wieder zurechte finden, indem er dort ein Dorf ſehe. Die Nacht kam herbei, und der Kutſcher machte ſeine Sache ſo geſchickt, daß er überall fragte und nirgends die Antwort abwartete. So fuhr man die ganze Nacht, Lydie ſchloß kein Auge; bei Mondſchein fand ſie überall Aehnlichkeiten, und immer verſchwanden ſie wieder.

Morgens ſchienen ihr die Gegenſtände bekannt, aber deſto unerwarteter. Der Wagen hielt vor einem kleinen, artig gebauten Landhauſe ſtille; ein Frauenzimmer trat aus der Thüre und öffnete den Schlag. Lydie ſah ſie ſtarr an, ſah ſich um, ſah ſie wieder an und lag ohnmächtig in Wilhelms Armen.

Fünftes Capitel.

Wilhelm ward in ein Manſardzimmerchen geführt; das Haus war neu und ſo klein, als es beinah nur möglich war, äußerſt reinlich und ordentlich. In Thereſen, die ihn und Lydien an der Kutſche empfangen hatte, fand er ſeine Amazone nicht; es war ein anderes, ein himmelweit von ihr unterſchiedenes Weſen. Wohlgebaut, ohne groß zu ſein, bewegte ſie ſich mit viel Lebhaftigkeit, und ihren hellen, blauen, offenen Augen ſchien nichts verborgen zu bleiben, was vorging.

Sie trat in Wilhelms Stube und fragte, ob er etwas bedürfe. „Verzeihen Sie", ſagte ſie, „daß ich Sie in ein Zimmer logire, das der Oelgeruch noch unangenehm macht; mein kleines Haus iſt eben fertig geworden, und Sie weihen dieſes Stübchen ein, das meinen Gäſten beſtimmt iſt. Wären Sie nur bei einem angenehmern Anlaß hier! Die arme Lydie wird uns keine guten Tage machen, und überhaupt müſſen Sie vorlieb nehmen; meine Köchin iſt mir eben zur ganz unrechten Zeit aus dem Dienſt gelaufen, und ein Knecht hat ſich die Hand zerquetſcht. Es thäte Noth, ich verrichtete Alles ſelbſt, und am Ende, wenn man ſich darauf einrichtete, müßte es auch gehen. Man iſt mit Niemandem mehr geplagt als mit den Dienſtboten; es will Niemand dienen, nicht einmal ſich ſelbſt."

Sie ſagte noch Manches über verſchiedene Gegenſtände; überhaupt ſchien ſie gern zu ſprechen. Wilhelm fragte nach Lydien, ob er das gute Mädchen nicht ſehen und ſich bei ihr entſchuldigen könnte.

„Das wird jetzt nicht bei ihr wirken", verſetzte Thereſe; „die Zeit entſchuldigt, wie ſie tröſtet. Worte ſind in beiden Fällen von wenig Kraft. Lydie will Sie nicht ſehen. ‚Laſſen Sie mir ihn ja nicht vor die Augen kommen!' rief ſie, als ich ſie verließ; ‚ich möchte an der Menſchheit verzweifeln! So ein ehrlich Geſicht, ſo ein offenes Betragen, und dieſe heimliche Tücke!' Lothario iſt ganz bei ihr entſchuldigt; auch ſagt er in einem Briefe an das gute Mädchen: ‚Meine Freunde beredeten mich, meine Freunde nöthigten mich!' Zu dieſen rechnet Lydie Sie auch und verdammt Sie mit den Uebrigen."

„Sie erzeigt mir zu viel Ehre, indem ſie mich ſchilt", verſetzte Wilhelm; „ich darf an die Freundſchaft dieſes trefflichen Mannes

noch keinen Anſpruch machen und bin diesmal nur ein unſchuldiges Werkzeug. Ich will meine Handlung nicht loben; genug, ich konnte ſie thun! Es war von der Geſundheit, es war von dem Leben eines Mannes die Rede, den ich höher ſchätzen muß als irgend Jemanden, den ich vorher kannte. O, welch ein Mann iſt das, Fräulein! und welche Menſchen umgeben ihn! In dieſer Geſellſchaft hab' ich, ſo darf ich wohl ſagen, zum erſten Mal ein Geſpräch geführt; zum erſten Mal kam mir der eigenſte Sinn meiner Worte aus dem Munde eines Andern reichhaltiger, voller und in einem größern Umfang wieder entgegen; was ich ahnte, ward mir klar, und was ich meinte, lernte ich anſchauen. Leider ward dieſer Genuß erſt durch allerlei Sorgen und Grillen, dann durch den unangenehmen Auftrag unterbrochen. Ich übernahm ihn mit Ergebung; denn ich hielt für Schuldigkeit, ſelbſt mit Aufopferung meines Gefühls dieſem trefflichen Kreiſe von Menſchen meinen Einſtand [1]) abzutragen."

Thereſe hatte unter dieſen Worten ihren Gaſt ſehr freundlich angeſehen. „O, wie ſüß iſt es", rief ſie aus, „ſeine eigene Ueberzeugung aus einem fremden Munde zu hören! Wie werden wir nur erſt dann recht wir ſelbſt, wenn uns ein Anderer vollkommen Recht giebt. Auch *ich* denke über Lothario vollkommen wie Sie; nicht Jedermann läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren; dafür ſchwärmen aber auch alle *Die* für ihn, die ihn näher kennen, und das ſchmerzliche Gefühl, das ſich in meinem Herzen zu ſeinem Andenken miſcht, kann mich nicht abhalten, täglich an ihn zu denken." Ein Seufzer erweiterte ihre Bruſt, indem ſie dieſes ſagte, und in ihrem rechten Auge blinkte eine ſchöne Thräne. „Glauben Sie nicht", fuhr ſie fort, „daß ich ſo weich, ſo leicht zu rühren bin! Es iſt nur das Auge, das weint. Ich hatte eine kleine Warze am untern Augenlid; man hat ſie mir glücklich abgebunden, aber das Auge iſt ſeit der Zeit immer ſchwach geblieben; der geringſte Anlaß drängt mir eine Thräne hervor. Hier ſaß das Wärzchen; Sie ſehen keine Spur mehr davon."

Er ſah keine Spur, aber er ſah ihr ins Auge; es war klar wie Kryſtall, er glaubte bis auf den Grund ihrer Seele zu ſehen.

„Wir haben", ſagte ſie, „nun das Loſungswort unſerer Verbin-

---

[1]) Die bei der Aufnahme in einen Verein zu zahlende Gebühr, das Einkaufsgeld.

dung ausgesprochen; lassen Sie uns so bald als möglich mit einander völlig bekannt werden! Die Geschichte des Menschen ist sein Charakter. Ich will Ihnen erzählen, wie es mir ergangen ist; schenken Sie mir ein kleines Vertrauen, und lassen Sie uns auch in der Ferne verbunden bleiben! Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber hie und da Jemanden zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten."

Sie eilte fort und versprach, ihn bald zum Spaziergange abzuholen. Ihre Gegenwart hatte sehr angenehm auf ihn gewirkt; er wünschte ihr Verhältniß zu Lothario zu erfahren. Er ward gerufen, sie kam ihm aus ihrem Zimmer entgegen.

Als sie die enge und beinah steile Treppe einzeln hinuntergehen mußten, sagte sie: „Das könnte Alles weiter und breiter sein, wenn ich auf das Anerbieten Ihres großmüthigen Freundes hätte hören wollen; doch um seiner werth zu bleiben, muß ich das an mir erhalten, was mich ihm so werth machte. Wo ist der Verwalter?" fragte sie, indem sie die Treppe völlig herunterkam. „Sie müssen nicht denken", fuhr sie fort, „daß ich so reich bin, um einen Verwalter zu brauchen; die wenigen Aecker meines Freigütchens kann ich wohl selbst bestellen. Der Verwalter gehört meinem neuen Nachbar, der das schöne Gut gekauft hat, das ich in- und auswendig kenne; der gute alte Mann liegt krank am Podagra, seine Leute sind in dieser Gegend neu, und ich helfe ihnen gerne, sich einrichten."

Sie machten einen Spaziergang durch Aecker, Wiesen und einige Baumgärten. Therese bedeutete den Verwalter in Allem, sie konnte ihm von jeder Kleinigkeit Rechenschaft geben, und Wilhelm hatte Ursache genug, sich über ihre Kenntniß, ihre Bestimmtheit und über die Gewandtheit, wie sie in jedem Falle Mittel anzugeben wußte, zu verwundern. Sie hielt sich nirgends auf, eilte immer zu den bedeutenden Punkten, und so war die Sache bald abgethan. „Grüßt euren Herrn!" sagte sie, als sie den Mann verabschiedete; „ich werde ihn so bald als möglich besuchen und wünsche vollkommene Besserung. Da könnte ich nun auch", sagte sie mit Lächeln, als er weg war, „bald reich und vielhabend werden; denn mein guter Nachbar wäre nicht abgeneigt, mir seine Hand zu geben."

„Der Alte mit dem Podagra?“ rief Wilhelm; „ich wüßte nicht, wie Sie in Ihren Jahren zu ſo einem verzweifelten Entſchluß kommen könnten?“

„Ich bin auch gar nicht verſucht!“ verſetzte Thereſe. „Wohlhabend iſt Jeder, der dem, was er beſitzt, vorzuſtehen weiß; vielhabend zu ſein, iſt eine läſtige Sache, wenn man es nicht verſteht.“

Wilhelm zeigte ſeine Verwunderung über ihre Wirthſchaftskenntniſſe. „Entſchiedene Neigung, frühe Gelegenheit, äußerer Antrieb und eine fortgeſetzte Beſchäftigung in einer nützlichen Sache machen in der Welt noch viel mehr möglich“, verſetzte Thereſe, „und wenn Sie erſt erfahren werden, was mich dazu belebt hat, ſo werden Sie ſich über das ſonderbar ſcheinende Talent nicht mehr verwundern.“

Sie ließ ihn, als ſie zu Hauſe anlangten, in ihrem kleinen Garten, in welchem er ſich kaum herumdrehen konnte; ſo eng waren die Wege, und ſo reichlich war Alles bepflanzt. Er mußte lächeln, als er über den Hof zurückkehrte; denn da lag das Brennholz ſo accurat geſägt, geſpalten und geſchränkt, als wenn es ein Theil des Gebäudes wäre und immer ſo liegen bleiben ſollte. Rein ſtanden alle Gefäße an ihren Plätzen, das Häuschen war weiß und roth angeſtrichen und luſtig anzuſehen. Was das Handwerk hervorbringen kann, das keine ſchönen Verhältniſſe kennt, aber für Bedürfniß, Dauer und Heiterkeit arbeitet, ſchien auf dem Platze vereinigt zu ſein. Man brachte ihm das Eſſen auf ſein Zimmer, und er hatte Zeit genug, Betrachtungen anzuſtellen. Beſonders fiel ihm auf, daß er nun wieder eine ſo intereſſante Perſon kennen lernte, die mit Lothario in einem nahen Verhältniſſe geſtanden hatte. „Billig iſt es“, ſagte er zu ſich ſelbſt, „daß ſo ein trefflicher Mann auch treffliche Weiberſeelen an ſich ziehe! Wie weit verbreitet ſich die Wirkung der Männlichkeit und Würde! Wenn nur Andere nicht ſo ſehr dabei zu kurz kämen! Ja, geſtehe dir nur deine Furcht! Wenn du dereinſt deine Amazone wieder antriffſt, dieſe Geſtalt aller Geſtalten, du findeſt ſie, trotz aller deiner Hoffnungen und Träume, zu deiner Beſchämung und Demüthigung doch noch am Ende — als ſeine Braut.“

Sechstes Capitel.

Wilhelm hatte einen unruhigen Nachmittag nicht ganz ohne Langeweile zugebracht, als ſich gegen Abend ſeine Thür öffnete, und ein junger artiger Jägerburſche mit einem Gruße hereintrat. „Wollen wir nun ſpazieren gehen?“ ſagte der junge Menſch, und in dem Augenblicke erkannte Wilhelm Thereſen an ihren ſchönen Augen.

„Verzeihen Sie mir dieſe Maskerade!“ fing ſie an; „denn leider iſt es jetzt nur Maskerade. Doch da ich Ihnen einmal von der Zeit erzählen ſoll, in der ich mich ſo gerne in dieſer Weſte ſah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weiſe vergegenwärtigen. Kommen Sie! ſelbſt der Platz, an dem wir ſo oft von unſern Jagden und Spaziergängen ausruhten, ſoll dazu beitragen.“

Sie gingen, und auf dem Wege ſagte Thereſe zu ihrem Begleiter: „Es iſt nicht billig, daß Sie mich allein reden laſſen; ſchon wiſſen Sie genug von mir, und ich weiß noch nicht das Mindeſte von Ihnen; erzählen Sie mir indeſſen etwas von ſich, damit ich Muth bekomme, Ihnen auch meine Geſchichte und meine Verhältniſſe vorzulegen.“

„Leider hab' ich“, verſetzte Wilhelm, „nichts zu erzählen als Irrthümer auf Irrthümer, Verirrungen auf Verirrungen, und ich wüßte nicht, wem ich die Verworrenheiten, in denen ich mich befand und befinde, lieber verbergen möchte als Ihnen. Ihr Blick und Alles, was Sie umgiebt, Ihr ganzes Weſen und Ihr Betragen zeigt mir, daß Sie ſich Ihres vergangenen Lebens freuen können, daß Sie auf einem ſchönen, reinen Wege in einer ſichern Folge gegangen ſind, daß Sie keine Zeit verloren, daß Sie ſich nichts vorzuwerfen haben.“

Thereſe lächelte und verſetzte: „Wir müſſen abwarten, ob Sie auch noch ſo denken, wenn Sie meine Geſchichte hören.“ Sie gingen weiter, und unter einigen allgemeinen Geſprächen fragte ihn Thereſe: „Sind Sie frei?“

„Ich glaube es zu ſein“, verſetzte er, „aber ich wünſche es nicht.“

„Gut!“ ſagte ſie, „das deutet auf einen complicirten Roman und zeigt mir, daß Sie auch etwas zu erzählen haben.“

Unter dieſen Worten ſtiegen ſie den Hügel hinan und lagerten ſich bei einer großen Eiche, die ihren Schatten weit umher verbreitete. „Hier", ſagte Thereſe, „unter dieſem deutſchen Baume will ich Ihnen die Geſchichte eines deutſchen Mädchens erzählen; hören Sie mich geduldig an!

„Mein Vater war ein wohlhabender Edelmann dieſer Provinz, ein heiterer, klarer, thätiger, wackerer Mann, ein zärtlicher Vater, ein redlicher Freund, ein trefflicher Wirth, an dem ich nur den einzigen Fehler kannte, daß er gegen eine Frau zu nachſichtig war, die ihn nicht zu ſchätzen wußte. Leider muß ich das von meiner eigenen Mutter ſagen! Ihr Weſen war dem ſeinigen ganz entgegengeſetzt. Sie war raſch, unbeſtändig, ohne Neigung weder für ihr Haus noch für mich, ihr einziges Kind, verſchwenderiſch, aber ſchön, geiſtreich, voller Talente, das Entzücken eines Cirkels, den ſie um ſich zu verſammeln wußte. Freilich war ihre Geſellſchaft niemals groß, oder blieb es nicht lange. Dieſer Cirkel beſtand meiſt aus Männern; denn keine Frau befand ſich wohl neben ihr, und noch weniger konnte ſie das Verdienſt irgend eines Weibes dulden. Ich glich meinem Vater an Geſtalt und Geſinnungen. Wie eine junge Ente gleich das Waſſer ſucht, ſo waren von der erſten Jugend an die Küche, die Vorrathskammer, die Scheunen und Böden mein Element. Die Ordnung und Reinlichkeit des Hauſes ſchien, ſelbſt da ich noch ſpielte, mein einziger Inſtinct, mein einziges Augenmerk zu ſein. Mein Vater freute ſich darüber und gab meinem kindiſchen Beſtreben ſtufenweiſe die zweckmäßigſten Beſchäftigungen; meine Mutter dagegen liebte mich nicht und verhehlte es keinen Augenblick.

„Ich wuchs heran; mit den Jahren vermehrte ſich meine Thätigkeit und die Liebe meines Vaters zu mir. Wenn wir allein waren, auf die Felder gingen, wenn ich ihm die Rechnungen durchſehen half, dann konnte ich ihm recht anfühlen, wie glücklich er war. Wenn ich ihm in die Augen ſah, ſo war es, als wenn ich in mich ſelbſt hinein ſähe; denn eben die Augen waren es, die mich ihm vollkommen ähnlich machten. Aber nicht eben den Muth, nicht eben den Ausdruck behielt er in der Gegenwart meiner Mutter; er entſchuldigte mich gelind, wenn ſie mich heftig und ungerecht tadelte; er nahm ſich meiner an, nicht als wenn er mich beſchützen, ſondern als wenn er meine guten Eigenſchaften nur entſchuldigen könnte.

So ſetzte er auch keiner von ihren Neigungen Hinderniſſe entgegen; ſie fing an, mit größter Leidenſchaft ſich auf das Schauſpiel zu werfen; ein Theater ward erbauet; an Männern fehlte es nicht von allen Altern und Geſtalten, die ſich mit ihr auf der Bühne darſtellten, an Frauen hingegen mangelte es oft. Lydie, ein artiges Mädchen, das mit mir erzogen worden war, und das gleich in ihrer erſten Jugend reizend zu werden verſprach, mußte die zweiten Rollen übernehmen, und eine alte Kammerfrau die Mütter und Tanten vorſtellen, indeß meine Mutter ſich die erſten Liebhaberinnen, Heldinnen und Schäferinnen aller Art vorbehielt. Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, wie lächerlich mir es vorkam, wenn die Menſchen, die ich Alle recht gut kannte, ſich verkleidet hatten, da droben ſtanden und für etwas Anderes, als ſie waren, gehalten ſein wollten. Ich ſah immer nur meine Mutter und Lydien, dieſen Baron und jenen Secretär, ſie mochten nun als Fürſten und Grafen oder als Bauern erſcheinen, und ich konnte nicht begreifen, wie ſie mir zumuthen wollten, zu glauben, daß es ihnen wohl oder wehe ſei, daß ſie verliebt oder gleichgültig, geizig oder freigebig ſeien, da ich doch meiſt von dem Gegentheile genau unterrichtet war. Deswegen blieb ich auch ſehr ſelten unter den Zuſchauern; ich putzte ihnen immer die Lichter, damit ich nur etwas zu thun hatte, beſorgte das Abendeſſen und hatte des andern Morgens, wenn ſie noch lange ſchliefen, ſchon ihre Garderobe in Ordnung gebracht, die ſie des Abends gewöhnlich übereinander geworfen zurückließen.

„Meiner Mutter ſchien dieſe Thätigkeit ganz recht zu ſein, aber ihre Neigung konnte ich nicht erwerben; ſie verachtete mich, und ich weiß noch recht gut, daß ſie mehr als einmal mit Bitterkeit wiederholte: ‚Wenn die Mutter ſo ungewiß ſein könnte als der Vater, ſo würde man wohl ſchwerlich dieſe Magd für meine Tochter halten.‘ Ich leugne nicht, daß ihr Betragen mich nach und nach ganz von ihr entfernte; ich betrachtete ihre Handlungen wie die Handlungen einer fremden Perſon, und da ich gewohnt war, wie ein Falke das Geſinde zu beobachten — denn, im Vorbeigehen geſagt, darauf beruht eigentlich der Grund aller Haushaltung — ſo fielen mir natürlich auch die Verhältniſſe meiner Mutter und ihrer Geſellſchaft auf. Es ließ ſich wohl bemerken, daß ſie nicht alle Männer mit ebendenſelben Augen anſah; ich gab ſchärfer Acht und bemerkte

bald, daß Lydie Vertraute war und bei dieſer Gelegenheit ſelbſt mit einer Leidenſchaft bekannter wurde, die ſie von ihrer erſten Jugend an ſo oft vorgeſtellt hatte. Ich wußte alle Zuſammenkünfte, aber ich ſchwieg und ſagte meinem Vater nichts, den ich zu betrüben fürchtete; endlich aber ward ich dazu genöthigt. Manches konnten ſie nicht unternehmen, ohne das Geſinde zu beſtechen. Dieſes fing an, mir zu trotzen, die Anordnungen meines Vaters zu vernachläſſigen und meine Befehle nicht zu vollziehen; die Unordnungen, die daraus entſtanden, waren mir unerträglich; ich entdeckte, ich klagte Alles meinem Vater. Er hörte mich gelaſſen an. ‚Gutes Kind!‘ ſagte er zuletzt mit Lächeln, ‚ich weiß Alles; ſei ruhig, ertrag' es mit Geduld; denn es iſt nur um deinetwillen, daß ich es leide.‘

„Ich war nicht ruhig, ich hatte keine Geduld. Ich ſchalt meinen Vater im Stillen; denn ich glaubte nicht, daß er um irgend einer Urſache willen ſo etwas zu dulden brauche; ich beſtand auf der Ordnung, und ich war entſchloſſen, die Sache aufs Aeußerſte kommen zu laſſen.

„Meine Mutter war reich von ſich, verzehrte aber doch mehr, als ſie ſollte, und dies gab, wie ich wohl merkte, manche Erklärung zwiſchen meinen Eltern. Lange war der Sache nicht geholfen, bis die Leidenſchaften meiner Mutter ſelbſt eine Art von Entwicklung hervorbrachten.

„Der erſte Liebhaber ward auf eine eclatante Weiſe ungetreu; das Haus, die Gegend, die Verhältniſſe waren ihr zuwider. Sie wollte auf ein anderes Gut ziehen, da war es ihr zu einſam; ſie wollte nach der Stadt, da galt ſie nicht genug. Ich weiß nicht, was Alles zwiſchen ihr und meinem Vater vorging; genug, er entſchloß ſich endlich unter Bedingungen, die ich nicht erfuhr, in eine Reiſe, die ſie nach dem ſüdlichen Frankreich thun wollte, einzuwilligen.

„Wir waren nun frei und lebten wie im Himmel; ja, ich glaube, daß mein Vater nichts verloren hat, wenn er ihre Gegenwart ſchon mit einer anſehnlichen Summe abkaufte. Alles unnütze Geſinde ward abgeſchafft, und das Glück ſchien unſere Ordnung zu begünſtigen; wir hatten einige ſehr gute Jahre, Alles gelang nach Wunſch. Aber leider dauerte dieſer frohe Zuſtand nicht lange; ganz unvermuthet ward mein Vater von einem Schlagfluſſe befallen, der

ihm die rechte Seite lähmte und den reinen Gebrauch der Sprache benahm. Man mußte Alles errathen, was er verlangte; denn er brachte nie das Wort hervor, das er im Sinne hatte. Sehr ängstlich waren mir daher manche Augenblicke, in denen er mit mir ausdrücklich allein sein wollte; er deutete mit heftiger Geberde, daß Jedermann sich entfernen sollte, und wenn wir uns allein sahen, war er nicht im Stande, das rechte Wort hervorzubringen. Seine Ungeduld stieg aufs Aeußerste, und sein Zustand betrübte mich im innersten Herzen. So viel schien mir gewiß, daß er mir etwas zu vertrauen hatte, das mich besonders anging. Welches Verlangen fühlt' ich nicht, es zu erfahren! Sonst konnt' ich ihm Alles an den Augen ansehen; aber jetzt war es vergebens! selbst seine Augen sprachen nicht mehr. Nur so viel war mir deutlich: er wollte nichts, er begehrte nichts, er strebte nur, mir etwas zu entdecken, das ich leider nicht erfuhr. Sein Uebel wiederholte sich, er ward bald darauf ganz unthätig und unfähig; und nicht lange, so war er todt.

„Ich weiß nicht, wie sich bei mir der Gedanke festgesetzt hatte, daß er irgendwo einen Schatz niedergelegt habe, den er mir nach seinem Tode lieber als meiner Mutter gönnen wollte; ich suchte schon bei seinen Lebzeiten nach, allein ich fand nichts; nach seinem Tode ward Alles versiegelt. Ich schrieb meiner Mutter und bot ihr an, als Verwalter im Hause zu bleiben; sie schlug es aus, und ich mußte das Gut räumen. Es kam ein wechselseitiges Testament zum Vorschein, wodurch sie im Besitz und Genuß von Allem, und ich, wenigstens ihre ganze Lebenszeit über, von ihr abhängig blieb. Nun glaubte ich erst recht die Winke meines Vaters zu verstehen; ich bedauerte ihn, daß er so schwach gewesen war, auch nach seinem Tode ungerecht gegen mich zu sein. Denn einige meiner Freunde wollten sogar behaupten, es sei beinah nicht besser, als ob er mich enterbt hätte, und verlangten, ich sollte das Testament angreifen, wozu ich mich aber nicht entschließen konnte. Ich verehrte das Andenken meines Vaters zu sehr; ich vertraute dem Schicksal, ich vertraute mir selbst.

„Ich hatte mit einer Dame in der Nachbarschaft, die große Güter besaß, immer in gutem Verhältnisse gestanden; sie nahm mich mit Vergnügen auf, und es ward mir leicht, bald ihrer Haushaltung

vorzustehn. Sie lebte sehr regelmäßig und liebte die Ordnung in Allem, und ich half ihr treulich in dem Kampf mit Verwalter und Gesinde. Ich bin weder geizig noch mißgünstig, aber wir Weiber bestehen überhaupt viel ernsthafter als selbst ein Mann darauf, daß nichts verschleudert werde. Jeder Unterschleif ist uns unerträglich; wir wollen, daß Jeder nur genieße, insofern er dazu berechtigt ist.

„Nun war ich wieder in meinem Elemente und trauerte still über den Tod meines Vaters. Meine Beschützerin war mit mir zufrieden; nur ein kleiner Umstand störte meine Ruhe. Lydie kam zurück; meine Mutter war grausam genug, das arme Mädchen abzustoßen, nachdem sie aus dem Grunde verdorben war. Sie hatte bei meiner Mutter gelernt, Leidenschaften als Bestimmung anzusehen; sie war gewöhnt, sich in nichts zu mäßigen. Als sie unvermuthet wieder erschien, nahm meine Wohlthäterin auch sie auf; sie wollte mir an die Hand gehen und konnte sich in nichts schicken.

„Um diese Zeit kamen die Verwandten und künftigen Erben meiner Dame oft ins Haus und belustigten sich mit der Jagd. Auch Lothario war manchmal mit ihnen; ich bemerkte gar bald, wie sehr er sich vor allen Andern auszeichnete, jedoch ohne die mindeste Beziehung auf mich selbst. Er war gegen Alle höflich, und bald schien Lydie seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich hatte immer zu thun und war selten bei der Gesellschaft; in seiner Gegenwart sprach ich weniger als gewöhnlich; denn ich will nicht leugnen, daß eine lebhafte Unterhaltung von jeher mir die Würze des Lebens war. Ich sprach mit meinem Vater gern viel über Alles, was begegnete. Was man nicht bespricht, bedenkt man nicht recht. Keinem Menschen hatte ich jemals lieber zugehört als Lothario, wenn er von seinen Reisen, von seinen Feldzügen erzählte. Die Welt lag ihm so klar, so offen da, wie mir die Gegend, in der ich gewirthschaftet hatte. Ich hörte nicht etwa die wunderlichen Schicksale des Abenteurers, die übertriebenen Halbwahrheiten eines beschränkten Reisenden, der immer nur seine Person an die Stelle des Landes setzt, wovon er uns ein Bild zu geben verspricht; er erzählte nicht, er führte uns an die Orte selbst; ich habe nicht leicht so ein reines Vergnügen empfunden.

„Aber unaussprechlich war meine Zufriedenheit, als ich ihn eines Abends über die Frauen reden hörte. Das Gespräch machte sich

ganz natürlich; einige Damen aus der Nachbarſchaft hatten uns beſucht und über die Bildung der Frauen die gewöhnlichen Geſpräche geführt. Man ſei ungerecht gegen unſer Geſchlecht, hieß es; die Männer wollten alle höhere Cultur für ſich behalten; man wolle uns zu keinen Wiſſenſchaften zulaſſen; man verlange, daß wir nur Tändelpuppen oder Haushälterinnen ſein ſollten. Lothario ſprach wenig zu all dieſem; als aber die Geſellſchaft kleiner ward, ſagte er auch hierüber offen ſeine Meinung. ‚Es iſt ſonderbar‘, rief er aus, ‚daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchſte Stelle ſetzen will, die ſie einzunehmen fähig iſt: und welche iſt höher als das Regiment des Hauſes? Wenn der Mann ſich mit äußern Verhältniſſen quält, wenn er die Beſitzthümer herbeiſchaffen und beſchützen muß, wenn er ſogar an der Staatsverwaltung Antheil nimmt, überall von Umſtänden abhängt und, ich möchte ſagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politiſch ſein muß, wo er gern vernünftig wäre, verſteckt, wo er offen, falſch, wo er redlich zu ſein wünſchte; wenn er um des Zieles willen, das er nie erreicht, das ſchönſte Ziel, die Harmonie mit ſich ſelbſt, in jedem Augenblicke aufgeben muß: indeſſen herrſcht eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was iſt das höchſte Glück des Menſchen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einſehen? daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unſern Zwecken ſind? Und wo ſollen, wo können unſere nächſten Zwecke liegen, als innerhalb des Hauſes? Alle immer wiederkehrenden, unentbehrlichen Bedürfniſſe, wo erwarten wir, wo fordern wir ſie, als da, wo wir aufſtehen und uns niederlegen, wo Küche und Keller und jede Art von Vorrath für uns und die Unſrigen immer bereit ſein ſoll? Welche regelmäßige Thätigkeit wird erfordert, um dieſe immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten, lebendigen Folge durchzuführen! Wie wenig Männern iſt es gegeben, gleichſam als ein Geſtirn regelmäßig wiederzukehren und dem Tage ſo wie der Nacht vorzuſtehen! ſich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu ernten, zu verwahren und auszuſpenden und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal dieſe innere Herrſchaft ergriffen, ſo macht ſie den Mann, den ſie liebt, erſt allein dadurch zum Herrn; ihre Auf-

merkſamkeit erwirbt alle Kenntniſſe, und ihre Thätigkeit weiß ſie alle zu benutzen. So iſt ſie von Niemandem abhängig und verſchafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das, was er beſitzt, ſieht er geſichert, das, was er erwirbt, gut benutzt, und ſo kann er ſein Gemüth nach großen Gegenſtänden wenden und, wenn das Glück gut iſt, das dem Staate ſein, was ſeiner Gattin zu Hauſe ſo wohl anſteht.'

„Er machte darauf eine Beſchreibung, wie er ſich eine Frau wünſche. Ich ward roth; denn er beſchrieb mich, wie ich leibte und lebte. Ich genoß im Stillen meinen Triumph, um ſo mehr, da ich aus allen Umſtänden ſah, daß er mich perſönlich nicht gemeint hatte, daß er mich eigentlich nicht kannte. Ich erinnere mich keiner angenehmern Empfindung in meinem ganzen Leben, als daß ein Mann, den ich ſo ſehr ſchätzte, nicht meiner Perſon, ſondern meiner innerſten Natur den Vorzug gab. Welche Belohnung fühlte ich! Welche Aufmunterung war mir geworden!

„Als ſie weg waren, ſagte meine würdige Freundin lächelnd zu mir: ‚Schade, daß die Männer oft denken und reden, was ſie doch nicht zur Ausführung kommen laſſen, ſonſt wäre eine treffliche Partie für meine liebe Thereſe geradezu gefunden.' Ich ſcherzte über ihre Aeußerung und fügte hinzu, daß zwar der Verſtand der Männer ſich nach Haushälterinnen umſehe, daß aber ihr Herz und ihre Einbildungskraft ſich nach andern Eigenſchaften ſehne, und daß wir Haushälterinnen eigentlich gegen die liebenswürdigen und reizenden Mädchen keinen Wettſtreit aushalten können. Dieſe Worte ſagte ich Lydien zum Gehör[1]); denn ſie verbarg nicht, daß Lotharios großen Eindruck auf ſie gemacht habe, und auch er ſchien bei jedem neuen Beſuche immer aufmerkſamer auf ſie zu werden. Sie war arm, ſie war nicht von Stande, ſie konnte an keine Heirath mit ihm denken; aber ſie konnte der Wonne nicht widerſtehen, zu reizen und gereizt zu werden. Ich hatte nie geliebt und liebte auch jetzt nicht; allein ob es mir ſchon unendlich angenehm war, zu ſehen, wohin meine Natur von einem ſo verehrten Manne geſtellt und gerechnet werde, will ich doch nicht leugnen, daß ich damit nicht ganz zufrieden war. Ich wünſchte nun auch, daß er mich kennen,

1) Mit der Abſicht, daß Lydie ſie hören ſollte.

daß er persönlich Antheil an mir nehmen möchte. Es entstand bei mir dieser Wunsch ohne irgend einen bestimmten Gedanken, was daraus folgen könnte.

„Der größte Dienst, den ich meiner Wohlthäterin leistete, war, daß ich die schönen Waldungen ihrer Güter in Ordnung zu bringen suchte. In diesen köstlichen Besitzungen, deren großen Werth Zeit und Umstände immer vermehren, ging es leider nur immer nach dem alten Schlendrian fort; nirgends war Plan und Ordnung, und des Stehlens und des Unterschleifs kein Ende. Manche Berge standen öde, und einen gleichen Wuchs hatten nur noch die ältesten Schläge. Ich beging Alles selbst mit einem geschickten Forstmann, ich ließ die Waldungen messen, ich ließ schlagen, säen, pflanzen, und in kurzer Zeit war Alles im Gange. Ich hatte mir, um leichter zu Pferde fort zu kommen und auch zu Fuße nirgends gehindert zu sein, Mannskleider machen lassen; ich war an vielen Orten, und man fürchtete mich überall.

„Ich hörte, daß die Gesellschaft junger Freunde mit Lothario wieder ein Jagen angestellt hatte; zum ersten Mal in meinem Leben fiel mir's ein, zu *scheinen* oder, daß ich mir nicht Unrecht thue, in den Augen des trefflichen Mannes für das zu gelten, was ich war. Ich zog meine Mannskleider an, nahm die Flinte auf den Rücken und ging mit unserm Jäger hinaus, um die Gesellschaft an der Grenze zu erwarten. Sie kam, Lothario kannte mich nicht gleich; einer von den Neffen meiner Wohlthäterin stellte mich ihm als einen geschickten Forstmann vor, scherzte über meine Jugend und trieb sein Spiel zu meinem Lobe so lange, bis endlich Lothario mich erkannte. Der Neffe secundirte meine Absicht, als wenn wir es abgeredet hätten. Umständlich erzählte er und dankbar, was ich für die Güter der Tante, und also auch für ihn, gethan hatte.

„Lothario hörte mit Aufmerksamkeit zu, unterhielt sich mit mir, fragte nach allen Verhältnissen der Güter und der Gegend, und ich war froh, meine Kenntnisse vor ihm ausbreiten zu können; ich bestand in meinem Examen sehr gut. Ich legte ihm einige Vorschläge zu gewissen Verbesserungen zur Prüfung vor; er billigte sie, erzählte mir ähnliche Beispiele und verstärkte meine Gründe durch den Zusammenhang, den er ihnen gab. Meine Zufriedenheit wuchs mit jedem Augenblick. Aber glücklicherweise wollte ich nur gekannt.

wollte nicht geliebt ſein; denn — wir kamen nach Hauſe, und ich bemerkte mehr als ſonſt, daß die Aufmerkſamkeit, die er Lydien bezeigte, eine heimliche Neigung zu verrathen ſchien. Ich hatte meinen Endzweck erreicht und war doch nicht ruhig; er zeigte von dem Tage an eine wahre Achtung und ein ſchönes Vertrauen gegen mich; er redete mich in Geſellſchaft gewöhnlich an, fragte mich um meine Meinung und ſchien beſonders in Haushaltungsſachen das Zutrauen zu mir zu haben, als wenn ich Alles wiſſe. Seine Theilnahme munterte mich außerordentlich auf; ſogar wenn von allgemeiner Landesökonomie und von Finanzen die Rede war, zog er mich ins Geſpräch, und ich ſuchte in ſeiner Abweſenheit mehr Kenntniſſe von der Provinz, ja von dem ganzen Lande zu erlangen. Es ward mir leicht; denn es wiederholte ſich nur im Großen, was ich im Kleinen ſo genau wußte und kannte.

„Er kam von dieſer Zeit an öfter in unſer Haus. Es ward, ich kann wohl ſagen, von Allem geſprochen, aber gewiſſermaßen ward unſer Geſpräch zuletzt immer ökonomiſch, wenn auch nur im uneigentlichen Sinne. Was der Menſch durch conſequente Anwendung ſeiner Kräfte, ſeiner Zeit, ſeines Geldes, ſelbſt durch geringſcheinende Mittel für ungeheure Wirkungen hervorbringen könne, darüber ward viel geſprochen.

„Ich widerſtand der Neigung nicht, die mich zu ihm zog, und ich fühlte leider nur zu bald, wie ſehr, wie herzlich, wie rein und aufrichtig meine Liebe war, da ich immer mehr zu bemerken glaubte, daß ſeine öftern Beſuche Lydien und nicht mir galten. Sie wenigſtens war auf das Lebhafteſte davon überzeugt; ſie machte mich zu ihrer Vertrauten, und dadurch fand ich mich noch einigermaßen getröſtet. Das, was ſie ſo ſehr zu ihrem Vortheil auslegte, fand ich keineswegs bedeutend; von der Abſicht einer ernſthaften, dauernden Verbindung zeigte ſich keine Spur; um ſo deutlicher ſah ich den Hang des leidenſchaftlichen Mädchens, um jeden Preis die Seinige zu werden.

„So ſtanden die Sachen, als mich die Frau vom Hauſe mit einem unvermutheten Antrag überraſchte. ‚Lothario‘, ſagte ſie, ‚bietet Ihnen ſeine Hand an und wünſcht Sie in ſeinem Leben immer zur Seite zu haben.‘ Sie verbreitete ſich über meine Eigenſchaften und ſagte mir, was ich ſo gerne anhörte: daß Lothario überzeugt

ſei, in mir die Perſon gefunden zu haben, die er ſo lange gewünſcht hatte.

„Das höchſte Glück war nun für mich erreicht: ein Mann verlangte mich, den ich ſo ſehr ſchätzte, bei dem und mit dem ich eine völlige, freie, ausgebreitete, nützliche Wirkung meiner angebornen Neigung, meines durch Uebung erworbenen Talents vor mir ſah; die Summe meines ganzen Daſeins ſchien ſich ins Unendliche vermehrt zu haben. Ich gab meine Einwilligung; er kam ſelbſt, er ſprach mit mir allein, er reichte mir ſeine Hand, er ſah mir in die Augen, er umarmte mich und drückte einen Kuß auf meine Lippen. Es war der erſte und letzte. Er vertraute mir ſeine ganze Lage: was ihn ſein amerikaniſcher Feldzug gekoſtet, welche Schulden er auf ſeine Güter geladen, wie er ſich mit ſeinem Großoheim einigermaßen darüber entzweit habe, wie dieſer würdige Mann für ihn zu ſorgen denke, aber freilich auf ſeine eigene Art; er wolle ihm eine reiche Frau geben, da einem wohldenkenden Manne doch nur mit einer haushältiſchen gedient ſei; er hoffe, durch ſeine Schweſter den Alten zu bereden. Er legte mir den Zuſtand ſeines Vermögens, ſeine Plane, ſeine Ausſichten vor und erbat ſich meine Mitwirkung. Nur bis zur Einwilligung ſeines Oheims ſollte es ein Geheimniß bleiben.

„Kaum hatte er ſich entfernt, ſo fragte mich Lydie, ob er etwa von ihr geſprochen habe. Ich ſagte ‚Nein‘ und machte ihr Langeweile mit Erzählung von ökonomiſchen Gegenſtänden. Sie war unruhig, mißlaunig, und ſein Betragen, als er wieder kam, verbeſſerte ihren Zuſtand nicht.

„Doch ich ſehe, daß die Sonne ſich zu ihrem Untergange neigt! Es iſt Ihr Glück, mein Freund, Sie hätten ſonſt die Geſchichte, die ich mir ſo gerne ſelbſt erzähle, mit allen ihren kleinen Umſtänden durchhören müſſen. Laſſen Sie mich eilen! wir nahen einer Epoche, bei der nicht gut zu verweilen iſt.

„Lothario machte mich mit ſeiner trefflichen Schweſter bekannt, und dieſe wußte mich auf eine ſchickliche Weiſe beim Oheim einzuführen; ich gewann den Alten, er willigte in unſere Wünſche, und ich kehrte mit einer glücklichen Nachricht zu meiner Wohlthäterin zurück. Die Sache war im Hauſe nun kein Geheimniß mehr; Lydie erfuhr ſie, ſie glaubte etwas Unmögliches zu vernehmen. Als ſie

endlich daran nicht mehr zweifeln konnte, verschwand sie auf einmal, und man wußte nicht, wohin sie sich verloren hatte.

„Der Tag unserer Verbindung nahte heran; ich hatte ihn schon oft um sein Bildniß gebeten, und ich erinnerte ihn, eben als er wegreiten wollte, nochmals an sein Versprechen. ‚Sie haben vergessen', sagte er, ‚mir das Gehäuse zu geben, wohinein Sie es gepaßt wünschen.' Es war so: ich hatte ein Geschenk von einer Freundin, das ich sehr werth hielt. Von ihren Haaren war ein verzogener Name unter dem äußern Glase befestigt; inwendig blieb ein leeres Elfenbein, worauf eben ihr Bild gemalt werden sollte, als sie mir unglücklicherweise durch den Tod entrissen wurde. Lothario's Neigung beglückte mich in dem Augenblicke, da ihr Verlust mir noch sehr schmerzhaft war, und ich wünschte die Lücke, die sie mir in ihrem Geschenk zurückgelassen hatte, durch das Bild meines Freundes auszufüllen.

„Ich eile nach meinem Zimmer, hole mein Schmuckkästchen und eröffne es in seiner Gegenwart; kaum sieht er hinein, so erblickt er ein Medaillon mit dem Bilde eines Frauenzimmers; er nimmt es in die Hand, betrachtet es mit Aufmerksamkeit und fragt hastig: ‚Wen soll dies Portrait vorstellen?'

„‚Meine Mutter', versetzte ich.

„‚Hätt' ich doch geschworen', rief er aus, ‚es sei das Portrait einer Frau von Saint Alban, die ich vor einigen Jahren in der Schweiz antraf.'

„‚Es ist einerlei Person', versetzte ich lächelnd, ‚und Sie haben also Ihre Schwiegermutter, ohne es zu wissen, kennen gelernt. Saint Alban ist der romantische Name, unter dem meine Mutter reist; sie befindet sich unter demselben noch gegenwärtig in Frankreich.'

„‚Ich bin der unglücklichste aller Menschen!' rief er aus, indem er das Bild in das Kästchen zurückwarf, seine Augen mit der Hand bedeckte und sogleich das Zimmer verließ. Er warf sich auf sein Pferd, ich lief auf den Balcon und rief ihm nach; er kehrte sich um, warf mir eine Hand zu, entfernte sich eilig — und ich habe ihn nie wieder gesehen."

Die Sonne ging unter; Therese sah mit unverwandtem Blick in die Gluth, und ihre beiden schönen Augen füllten sich mit Thränen.

Thereſe ſchwieg und legte auf ihres neuen Freundes Hände ihre Hand; er küßte ſie mit Theilnehmung, ſie trocknete ihre Thränen, und ſtand auf. „Laſſen Sie uns zurückgehen“, ſagte ſie, „und für die Unſrigen ſorgen!“

Das Geſpräch auf dem Wege war nicht lebhaft. Sie kamen zur Gartenthüre herein und ſahen Lydien auf einer Bank ſitzen; ſie ſtand auf, wich ihnen aus und begab ſich ins Haus zurück; ſie hatte ein Papier in der Hand, und zwei kleine Mädchen waren bei ihr. „Ich ſehe“, ſagte Thereſe, „ſie trägt ihren einzigen Troſt, den Brief Lothario's, noch immer bei ſich. Ihr Freund verſpricht ihr, daß ſie gleich, ſobald er ſich wohlbefindet, wieder an ſeiner Seite leben ſoll; er bittet ſie, ſo lange ruhig bei mir zu verweilen. An dieſen Worten hängt ſie, mit dieſen Zeilen tröſtet ſie ſich; aber ſeine Freunde ſind übel bei ihr angeſchrieben.“

Indeſſen waren die beiden Kinder herangekommen, begrüßten Thereſen und gaben ihr Rechenſchaft von Allem, was in ihrer Abweſenheit im Hauſe vorgegangen war. „Sie ſehen hier noch einen Theil meiner Beſchäftigung“, ſagte Thereſe. „Ich habe mit Lothario's trefflicher Schweſter einen Bund gemacht; wir erziehen eine Anzahl Kinder gemeinſchaftlich: ich bilde die lebhaften und dienſtfertigen Haushälterinnen, und ſie übernimmt diejenigen, an denen ſich ein ruhigeres und feineres Talent zeigt; denn es iſt billig, daß man auf jede Weiſe für das Glück der Männer und der Haushaltung ſorge. Wenn ſie meine edle Freundin kennen lernen, ſo werden Sie ein neues Leben anfangen; ihre Schönheit, ihre Güte macht ſie der Anbetung einer ganzen Welt würdig.“ Wilhelm getraute ſich nicht zu ſagen, daß er leider die ſchöne Gräfin ſchon kenne, und daß ihn ſein vorübergehendes Verhältniß zu ihr auf ewig ſchmerzen werde; er war ſehr zufrieden, daß Thereſe das Geſpräch nicht fortſetzte, und daß ihre Geſchäfte ſie in das Haus zurückzugehen nöthigten. Er befand ſich nun allein, und die letzte Nachricht, daß die junge ſchöne Gräfin auch ſchon genöthigt ſei, durch Wohlthätigkeit den Mangel an eigenem Glück zu erſetzen, machte ihn äußerſt traurig; er fühlte, daß es bei ihr nur eine Nothwendigkeit war, ſich zu zerſtreuen und an die Stelle eines frohen Lebensgenuſſes die Hoffnung fremder Glückſeligkeit zu ſetzen. Er pries Thereſen glücklich, daß ſelbſt bei jener unerwarteten trau-

rigen Veränderung keine Veränderung in ihr ſelbſt vorzugehen brauchte. „Wie glücklich iſt Der über Alles“, rief er aus, „der, um ſich mit dem Schickſal in Einigkeit zu ſetzen, nicht ſein ganzes vorhergehendes Leben wegzuwerfen braucht!“

Thereſe kam auf ſein Zimmer und bat um Verzeihung, daß ſie ihn ſtöre. „Hier in dem Wandſchrank“, ſagte ſie, „ſteht meine ganze Bibliothek; es ſind eher Bücher, die ich nicht wegwerfe, als die ich aufhebe. Lydie verlangt ein geiſtliches Buch; es findet ſich wohl auch eins und das andere darunter. Die Menſchen, die das ganze Jahr weltlich ſind, bilden ſich ein, ſie müßten zur Zeit der Noth geiſtlich ſein; ſie ſehen alles Gute und Sittliche wie eine Arznei an, die man mit Widerwillen zu ſich nimmt, wenn man ſich ſchlecht befindet; ſie ſehen in einem Geiſtlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht geſchwind genug aus dem Hauſe loswerden kann; ich aber geſtehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch nur Diät iſt, wenn ich ſie zur Lebensregel mache, wenn ich ſie das ganze Jahr nicht außer Augen laſſe.“

Sie ſuchten unter den Büchern und fanden einige ſogenannte Erbauungsſchriften. „Die Zuflucht zu dieſen Büchern“, ſagte Thereſe, „hat Lydie von meiner Mutter gelernt. Schauſpiele und Romane waren ihr Leben, ſo lange der Liebhaber treu blieb; ſeine Entfernung brachte ſogleich dieſe Bücher wieder in Credit. Ich kann überhaupt nicht begreifen“, fuhr ſie fort, „wie man hat glauben können, daß Gott durch Bücher und Geſchichten zu uns ſpreche. Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was ſie für ein Verhältniß zu ihm hat, wem ſein Herz nicht ſagt, was er ſich und Andern ſchuldig iſt, der wird es wohl ſchwerlich aus Büchern erfahren, die eigentlich nur geſchickt ſind, unſern Irrthümern Namen zu geben.“

Sie ließ Wilhelmen allein, und er brachte ſeinen Abend mit Reviſion der kleinen Bibliothek zu; ſie war wirklich blos durch Zufall zuſammen gekommen.

Thereſe blieb die wenigen Tage, die Wilhelm bei ihr verweilte, ſich immer gleich; ſie erzählte ihm die Folgen ihrer Begebenheit in verſchiedenen Abſätzen ſehr umſtändlich. Ihrem Gedächtniß war Tag und Stunde, Platz und Name gegenwärtig, und wir ziehen, was unſern Leſern zu wiſſen nöthig iſt, hier ins Kurze zuſammen.

Die Urſache von Lothario's raſcher Entfernung ließ ſich leider leicht erklären: er war Thereſens Mutter auf ihrer Reiſe begegnet; ihre Reize zogen ihn an, ſie war nicht karg gegen ihn, und nun entfernte ihn dieſes unglückliche, ſchnell vorübergegangene Abenteuer von der Verbindung mit einem Frauenzimmer, das die Natur ſelbſt für ihn gebildet zu haben ſchien. Thereſe blieb in dem reinen Kreiſe ihrer Beſchäftigung und ihrer Pflicht. Man erfuhr, daß Lydie ſich heimlich in der Nachbarſchaft aufgehalten habe. Sie war glücklich, als die Heirath, obgleich aus unbekannten Urſachen, nicht vollzogen wurde; ſie ſuchte ſich Lothario zu nähern, und es ſchien, daß er mehr aus Verzweiflung als aus Neigung, mehr überraſcht als mit Ueberlegung, mehr aus Langerweile als aus Vorſatz ihren Wünſchen begegnet ſei.

Thereſe war ruhig darüber; ſie machte keine weitern Anſprüche auf ihn, und ſelbſt wenn er ihr Gatte geweſen wäre, hätte ſie vielleicht Muth genug gehabt, ein ſolches Verhältniß zu ertragen, wenn es nur ihre häusliche Ordnung nicht geſtört hätte; wenigſtens äußerte ſie oft, daß eine Frau, die das Hausweſen recht zuſammenhalte, ihrem Manne jede kleine Phantaſie nachſehen und von ſeiner Rückkehr jederzeit gewiß ſein könne.

Thereſens Mutter hatte bald die Angelegenheiten ihres Vermögens in Unordnung gebracht; ihre Tochter mußte es entgelten, denn ſie erhielt wenig von ihr. Die alte Dame, Thereſens Beſchützerin, ſtarb, hinterließ ihr das kleine Freigut und ein artiges Capital zum Vermächtniß. Thereſe wußte ſich ſogleich in den engen Kreis zu finden; Lothario bot ihr ein beſſeres Beſitzthum an, Jarno machte den Unterhändler, ſie ſchlug es aus. „Ich will", ſagte ſie, „im Kleinen zeigen, daß ich werth war, das Große mit ihm zu theilen; aber das behalte ich mir vor, daß, wenn der Zufall mich um meiner oder Anderer willen in Verlegenheit ſetzt, ich zuerſt zu meinem werthen Freund ohne Bedenken die Zuflucht nehmen könne."

Nichts bleibt weniger verborgen und ungenutzt als zweckmäßige Thätigkeit. Kaum hatte ſie ſich auf ihrem kleinen Gute eingerichtet, ſo ſuchten die Nachbarn ſchon ihre nähere Bekanntſchaft und ihren Rath, und der neue Beſitzer der angrenzenden Güter gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß es nur auf ſie ankomme, ob ſie ſeine

Hand annehmen und Erbe des größten Theils seines Vermögens werden wolle. Sie hatte schon gegen Wilhelmen dieses Verhältniß erwähnt und scherzte gelegentlich über Heirathen und Mißheirathen mit ihm.

„Es giebt", sagte sie, „den Menschen nichts mehr zu reden, als wenn einmal eine Heirath geschieht, die sie nach ihrer Art eine Mißheirath nennen können, und doch sind die Mißheirathen viel gewöhnlicher als die Heirathen; denn es sieht leider nach einer kurzen Zeit mit den meisten Verbindungen gar mißlich aus. Die Vermischung der Stände durch Heirathen verdienen nur insofern Mißheirathen genannt zu werden, als der eine Theil an der angebornen, angewohnten und gleichsam nothwendig gewordenen Existenz des andern keinen Theil nehmen kann. Die verschiedenen Klassen haben verschiedene Lebensweisen, die sie nicht mit einander theilen noch verwechseln können, und das ist's, warum Verbindungen dieser Art besser nicht geschlossen werden; aber Ausnahmen und recht glückliche Ausnahmen sind möglich. So ist die Heirath eines jungen Mädchens mit einem bejahrten Manne immer mißlich, und doch habe ich sie recht gut ausschlagen sehen. Für mich kenne ich nur Eine Mißheirath: wenn ich feiern und repräsentiren müßte; ich wollte lieber jedem ehrbaren Pächterssohn aus der Nachbarschaft meine Hand geben."

Wilhelm gedachte nunmehr zurückzukehren, und bat seine neue Freundin, ihm noch ein Abschiedswort bei Lydien zu verschaffen. Das leidenschaftliche Mädchen ließ sich bewegen: er sagte ihr einige freundliche Worte, sie versetzte: „Den ersten Schmerz hab' ich überwunden, Lothario wird mir ewig theuer sein; aber seine Freunde kenne ich: es ist mir leid, daß er so umgeben ist. Der Abbé wäre fähig, wegen einer Grille die Menschen in Noth zu lassen oder sie gar hinein zu stürzen; der Arzt möchte gern Alles ins Gleiche bringen; Jarno hat kein Gemüth, und Sie — wenigstens keinen Charakter! Fahren Sie nur so fort, und lassen Sie sich als Werkzeug dieser drei Menschen brauchen; man wird Ihnen noch manche Execution auftragen. Lange, mir ist es recht wohl bekannt, war ihnen meine Gegenwart zuwider; ich hatte ihr Geheimniß nicht entdeckt, aber ich hatte beobachtet, daß sie ein Geheimniß verbargen. Wozu diese verschlossenen Zimmer? diese wunderlichen Gänge?

Warum kann Niemand zu dem großen Thurm gelangen? Warum verbannten ſie mich, ſo oft ſie nur konnten, in meine Stube? Ich will geſtehen, daß Eiferſucht zuerſt mich auf dieſe Entdeckung brachte; ich fürchtete, eine glückliche Nebenbuhlerin ſei irgendwo verſteckt. Nun glaube ich das nicht mehr; ich bin überzeugt, daß Lothario mich liebt, daß er es redlich mit mir meint; aber eben ſo gewiß bin ich überzeugt, daß er von ſeinen künſtlichen und falſchen Freunden betrogen wird. Wenn Sie ſich um ihn verdient machen wollen, wenn Ihnen verziehen werden ſoll, was Sie an mir verbrochen haben, ſo befreien Sie ihn aus den Händen dieſer Menſchen! Doch was hoffe ich! Ueberreichen Sie ihm dieſen Brief, wiederholen Sie, was er enthält: daß ich ihn ewig lieben werde, daß ich mich auf ſein Wort verlaſſe. Ach!" rief ſie aus, indem ſie aufſtand und am Halſe Thereſens weinte, „er iſt von meinen Feinden umgeben; ſie werden ihn zu bereden ſuchen, daß ich ihm nichts aufgeopfert habe; o! der beſte Mann mag gerne hören, daß er jedes Opfer werth iſt, ohne dafür dankbar ſein zu dürfen."

Wilhelms Abſchied von Thereſen war heiterer; ſie wünſchte ihn bald wieder zu ſehen. „Sie kennen mich ganz!" ſagte ſie; „Sie haben mich immer reden laſſen; es iſt das nächſte Mal Ihre Pflicht, meine Aufrichtigkeit zu erwidern."

Auf ſeiner Rückreiſe hatte er Zeit genug, dieſe neue, helle Erſcheinung lebhaft in der Erinnerung zu betrachten. Welch ein Zutrauen hatte ſie ihm eingeflößt! Er dachte an Mignon und Felix, wie glücklich die Kinder unter einer ſolchen Aufſicht werden könnten; dann dachte er an ſich ſelbſt und fühlte, welche Wonne es ſein müſſe, in der Nähe eines ſo ganz klaren menſchlichen Weſens zu leben. Als er ſich dem Schloß näherte, fiel ihm der Thurm mit den vielen Gängen und Seitengebäuden mehr als ſonſt auf; er nahm ſich vor, bei der nächſten Gelegenheit Jarno oder den Abbé darüber zur Rede zu ſtellen.

Siebentes Capitel.

Als Wilhelm nach dem Schloſſe kam, fand er den edlen Lothario auf dem Wege der völligen Beſſerung; der Arzt und der Abbé waren nicht zugegen, Jarno allein war geblieben. In kurzer Zeit ritt der Geneſende ſchon wieder aus, bald allein, bald mit ſeinen Freunden. Sein Geſpräch war ernſthaft und gefällig, ſeine Unterhaltung belehrend und erquickend; oft bemerkte man Spuren einer zarten Fühlbarkeit[1]), ob er ſie gleich zu verbergen ſuchte und, wenn ſie ſich wider ſeinen Willen zeigte, beinah zu mißbilligen ſchien.

So war er eines Abends ſtill bei Tiſche, ob er gleich heiter ausſah.

„Sie haben heute gewiß ein Abenteuer gehabt", ſagte endlich Jarno, „und zwar ein angenehmes."

„Wie Sie ſich auf Ihre Leute verſtehen!" verſetzte Lothario. „Ja, es iſt mir ein ſehr angenehmes Abenteuer begegnet. Zu einer andern Zeit hätte ich es vielleicht nicht ſo reizend gefunden als diesmal, da es mich ſo empfänglich antraf. Ich ritt gegen Abend jenſeit des Waſſers durch die Dörfer, einen Weg, den ich oft genug in frühern Jahren beſucht hatte. Mein körperliches Leiden muß mich mürber gemacht haben, als ich ſelbſt glaubte: ich fühlte mich weich und, bei wieder auflebenden Kräften, wie neugeboren. Alle Gegenſtände erſchienen mir in eben dem Lichte, wie ich ſie in frühern Jahren geſehen hatte; alle ſo lieblich, ſo anmuthig, ſo reizend, wie ſie mir lange nicht erſchienen ſind. Ich merkte wohl, daß es Schwachheit war; ich ließ mir ſie aber ganz wohl gefallen, ritt ſachte hin, und es wurde mir ganz begreiflich, wie Menſchen eine Krankheit liebgewinnen können, welche uns zu ſüßen Empfindungen ſtimmt. Sie wiſſen vielleicht, was mich ehemals ſo oft dieſen Weg führte?"

„Wenn ich mich recht erinnere", verſetzte Jarno, „ſo war es ein kleiner Liebeshandel, der ſich mit der Tochter eines Pachters entſponnen hatte."

„Man dürfte es wohl einen großen nennen", verſetzte Lothario;

---

1) Erregbarkeit des Gefühls

„denn wir hatten uns Beide ſehr lieb, recht im Ernſte und auch ziemlich lange. Zufälligerweiſe traf heute Alles zuſammen, mir die erſten Zeiten unſerer Liebe recht lebhaft darzuſtellen. Die Knaben ſchüttelten eben wieder Maikäfer von den Bäumen, und das Laub der Eſchen war eben nicht weiter als an dem Tage, da ich ſie zum erſten Mal ſah. Nun war es lange, daß ich Margareten nicht geſehen habe, denn ſie iſt weit weg verheirathet; nur hörte ich zufällig, ſie ſei mit ihren Kindern vor wenigen Wochen gekommen, ihren Vater zu beſuchen.“

„So war ja wohl dieſer Spazierritt nicht ſo ganz zufällig?“

„Ich leugne nicht“, ſagte Lothario, „daß ich ſie anzutreffen wünſchte. Als ich nicht weit von dem Wohnhaus war, ſah ich ihren Vater vor der Thüre ſitzen; ein Kind von ungefähr einem Jahre ſtand bei ihm. Als ich mich näherte, ſah eine Frauensperſon ſchnell oben zum Fenſter heraus, und als ich gegen die Thüre kam, hörte ich Jemanden die Treppe herunter ſpringen. Ich dachte gewiß, ſie ſei es, und ich will's nur geſtehen, ich ſchmeichelte mir, ſie habe mich erkannt, und ſie komme mir eilig entgegen. Aber wie beſchämt war ich, als ſie zur Thüre herausſprang, das Kind, dem die Pferde näher kamen, anfaßte und in das Haus hineintrug. Es war mir eine unangenehme Empfindung, und nur wurde meine Eitelkeit ein wenig getröſtet, als ich, wie ſie hinweg eilte, an ihrem Nacken und an dem freiſtehenden Ohr eine merkliche Röthe zu ſehen glaubte.

„Ich hielt ſtill und ſprach mit dem Vater und ſchielte indeſſen an den Fenſtern herum, ob ſie ſich nicht hier oder da blicken ließe; allein ich bemerkte keine Spur von ihr. Fragen wollt' ich auch nicht, und ſo ritt ich vorbei. Mein Verdruß wurde durch Verwunderung einigermaßen gelindert; denn ob ich gleich kaum das Geſicht geſehen hatte, ſo ſchien ſie mir faſt gar nicht verändert, und zehn Jahre ſind doch eine Zeit! Ja, ſie ſchien mir jünger, eben ſo ſchlank, eben ſo leicht auf den Füßen, der Hals wo möglich noch zierlicher als vorher, ihre Wange eben ſo leicht der liebenswürdigen Röthe empfänglich, dabei Mutter von ſechs Kindern, vielleicht noch von mehrern. Es paßte dieſe Erſcheinung ſo gut in die übrige Zauberwelt, die mich umgab, daß ich um ſo mehr mit einem verjüngten Gefühl weiter ritt und an dem nächſten Walde erſt um-

kehrte, als die Sonne im Untergehen war. So sehr mich auch der fallende Thau an die Vorschrift des Arztes erinnerte, und es wohl räthlicher gewesen wäre, gerade nach Hause zu kehren, so nahm ich doch wieder meinen Weg nach der Seite des Pachthofes zurück. Ich bemerkte, daß ein weibliches Geschöpf in dem Garten auf und nieder ging, der mit einer leichten Hecke umzogen ist. Ich ritt auf dem Fußpfade nach der Hecke zu, und fand mich eben nicht weit von der Person, nach der ich verlangte.

„Ob mir gleich die Abendsonne in den Augen lag, sah ich doch, daß sie sich am Zaune beschäftigte, der sie nur leicht bedeckte. Ich glaubte meine alte Geliebte zu erkennen. Da ich an sie kam, hielt ich still, nicht ohne Regung des Herzens. Einige hohe Zweige wilder Rosen, die eine leise Luft hin und her wehte, machten mir ihre Gestalt undeutlich. Ich redete sie an und fragte, wie sie lebe. Sie antwortete mir mit halber Stimme: ‚Ganz wohl.' Indeß bemerkte ich, daß ein Kind hinter dem Zaune beschäftigt war, Blumen auszureißen, und nahm die Gelegenheit, sie zu fragen, wo denn ihre übrigen Kinder seien. ‚Es ist nicht mein Kind', sagte sie, ‚das wäre früh!' Und in diesem Augenblick schickte sich's, daß ich durch die Zweige ihr Gesicht genau sehen konnte, und ich wußte nicht, was ich zu der Erscheinung sagen sollte. Es war meine Geliebte, und war es nicht. Fast jünger, fast schöner, als ich sie vor zehn Jahren gekannt hatte.

„‚Sind Sie denn nicht die Tochter des Pachters?' fragte ich halb verwirrt.

„‚Nein', sagte sie, ‚ich bin ihre Muhme.'

„‚Aber Sie gleichen einander so außerordentlich', versetzte ich.

„‚Das sagt Jedermann, der sie vor zehn Jahren gekannt hat.'

„Ich fuhr fort, sie Verschiedenes zu fragen; mein Irrthum war mir angenehm, ob ich ihn gleich schon entdeckt hatte. Ich konnte mich von dem lebendigen Bilde voriger Glückseligkeit, das vor mir stand, nicht losreißen. Das Kind hatte sich indessen von mir entfernt und war, Blumen zu suchen, nach dem Teiche gegangen. Sie nahm Abschied und eilte dem Kinde nach.

„Indessen hatte ich doch erfahren, daß meine alte Geliebte noch wirklich in dem Hause ihres Vaters sei, und indem ich ritt, beschäftigte ich mich mit Muthmaßungen, ob sie selbst oder die Muhme

das Kind vor den Pferden gesichert habe. Ich wiederholte mir die ganze Geschichte mehrmals im Sinne, und ich wüßte nicht leicht, daß irgend etwas angenehmer auf mich gewirkt hätte. Aber ich fühle wohl, ich bin noch krank, und wir wollen den Doctor bitten, daß er uns von dem Ueberreste dieser Stimmung erlöse."

Es pflegt in vertraulichen Bekenntnissen anmuthiger Liebesbegebenheiten wie mit Gespenstergeschichten zu gehen: ist nur erst eine erzählt, so fließen die übrigen von selbst zu. Unsere kleine Gesellschaft fand in der Rückerinnerung vergangener Zeiten manchen Stoff dieser Art. Lothario hatte am meisten zu erzählen. Jarno's Geschichten trugen alle einen eigenen Charakter, und was Wilhelm zu gestehen hatte, wissen wir schon. Indessen war ihm bange, daß man ihn an die Geschichte mit der Gräfin erinnern möchte; allein Niemand dachte derselben auch nur auf die entfernteste Weise.

„Es ist wahr", sagte Lothario, „angenehmer kann keine Empfindung in der Welt sein, als wenn das Herz nach einer gleichgültigen Pause sich der Liebe zu einem neuen Gegenstande wieder öffnet, und doch wollt' ich diesem Glück für mein Leben entsagt haben, wenn mich das Schicksal mit Theresen hätte verbinden wollen. Man ist nicht immer Jüngling, und man sollte nicht immer Kind sein. Dem Manne, der die Welt kennt, der weiß, was er darin zu thun, was er von ihr zu hoffen hat, was kann ihm erwünschter sein, als eine Gattin zu finden, die überall mit ihm wirkt, und die ihm Alles vorzubereiten weiß, deren Thätigkeit dasjenige aufnimmt, was die seinige liegen lassen muß, deren Geschäftigkeit sich nach allen Seiten verbreitet, wenn die seinige nur einen geraden Weg fortgehen darf. Welchen Himmel hatte ich mir mit Theresen geträumt! Nicht den Himmel eines schwärmerischen Glücks, sondern eines sichern Lebens auf der Erde: Ordnung im Glück, Muth im Unglück, Sorge für das Geringste, und eine Seele, fähig das Größte zu fassen und wieder fahren zu lassen. O! ich sah in ihr gar wohl die Anlagen, deren Entwicklung wir bewundern, wenn wir in der Geschichte Frauen sehen, die uns weit vorzüglicher als alle Männer erscheinen: diese Klarheit über die Umstände, diese Gewandtheit in allen Fällen, diese Sicherheit im Einzelnen, wodurch das Ganze sich immer so gut befindet, ohne daß sie jemals daran zu denken scheinen. Sie können wohl", fuhr er fort, indem er sich lächelnd gegen Wil-

helmen wendete, „mir verzeihen, wenn Thereſe mich Aurelien entführte; mit Jener konnte ich ein heiteres Leben hoffen, da bei Dieſer auch nicht an eine glückliche Stunde zu denken war.“

„Ich leugne nicht“, verſetzte Wilhelm, „daß ich mit großer Bitterkeit im Herzen gegen Sie hierher gekommen bin, und daß ich mir vorgenommen hatte, Ihr Betragen gegen Aurelien ſehr ſtreng zu tadeln.“

„Auch verdient es Tadel!“ ſagte Lothario; „ich hätte meine Freundſchaft zu ihr nicht mit dem Gefühl der Liebe verwechſeln ſollen, ich hätte nicht an die Stelle der Achtung, die ſie verdiente, eine Neigung eindrängen ſollen, die ſie weder erregen, noch erhalten konnte. Ach! ſie war nicht liebenswürdig, wenn ſie liebte, und das iſt das größte Unglück, das einem Weibe begegnen kann.“

„Es ſei drum!“ erwiderte Wilhelm. „Wir können nicht immer das Tadelnswerthe vermeiden, nicht vermeiden, daß unſere Geſinnungen und Handlungen auf eine ſonderbare Weiſe von ihrer natürlichen und guten Richtung abgelenkt werden; aber gewiſſe Pflichten ſollten wir niemals aus den Augen ſetzen. Die Aſche der Freundin ruhe ſanft! Wir wollen, ohne uns zu ſchelten und ſie zu tadeln, mitleidig Blumen auf ihr Grab ſtreuen. Aber bei dem Grabe, in welchem die unglückliche Mutter ruht, laſſen Sie mich fragen, warum Sie ſich des Kindes nicht annehmen? eines Sohnes, deſſen ſich Jedermann erfreuen würde, und den Sie ganz und gar zu vernachläſſigen ſcheinen. Wie können Sie, bei Ihren reinen und zarten Gefühlen, das Herz eines Vaters ganz und gar verleugnen? Sie haben dieſe ganze Zeit noch mit keiner Silbe an das köſtliche Geſchöpf gedacht, von deſſen Anmuth ſo viel zu erzählen wäre.“

„Von wem reden Sie?“ verſetzte Lothario; „ich verſtehe Sie nicht.“

„Von wem anders als von Ihrem Sohne, dem Sohne Aureliens, dem ſchönen Kinde, dem zu ſeinem Glücke nichts fehlt, als daß ein zärtlicher Vater ſich ſeiner annimmt?“

„Sie irren ſehr, mein Freund!“ rief Lothario; „Aurelie hatte keinen Sohn, am wenigſten von mir. Ich weiß von keinem Kinde, ſonſt würde ich mich deſſen mit Freuden annehmen; aber auch im gegenwärtigen Falle will ich gern das kleine Geſchöpf als eine Verlaſſenſchaft von ihr anſehen und für ſeine Erziehung ſorgen. Hat

ſie ſich denn irgend etwas merken laſſen, daß der Knabe ihr, daß er mir zugehöre?“

„Nicht daß ich mich erinnere, ein ausdrückliches Wort von ihr gehört zu haben; es war aber einmal ſo angenommen, und ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt.“

„Ich kann“, fiel Jarno ein, „einigen Aufſchluß hierüber geben. Ein altes Weib, das Sie oft müſſen geſehen haben, brachte das Kind zu Aurelien; ſie nahm es mit Leidenſchaft auf und hoffte ihre Leiden durch ſeine Gegenwart zu lindern; auch hat es ihr manchen vergnügten Augenblick gemacht.“

Wilhelm war durch dieſe Entdeckung ſehr unruhig geworden; er gedachte der guten Mignon neben dem ſchönen Felix auf das Lebhafteſte; er zeigte ſeinen Wunſch, die beiden Kinder aus der Lage, in der ſie ſich befanden, herauszuziehen.

„Wir wollen damit bald fertig ſein“, verſetzte Lothario. „Das wunderliche Mädchen übergeben wir Thereſen, ſie kann unmöglich in beſſere Hände gerathen; und was den Knaben betrifft, den, dächt' ich, nähmen Sie ſelbſt zu ſich; denn was ſogar die Frauen an uns ungebildet zurücklaſſen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben.“

„Ueberhaupt dächte ich“, verſetzte Jarno, „Sie entſagten kurz und gut dem Theater, zu dem Sie doch einmal kein Talent haben.“

Wilhelm war betroffen; er mußte ſich zuſammennehmen; denn Jarno's harte Worte hatten ſeine Eigenliebe nicht wenig verletzt. „Wenn Sie mich davon überzeugen“, verſetzte er mit gezwungenem Lächeln, „ſo werden Sie mir einen Dienſt erweiſen, ob es gleich nur ein trauriger Dienſt iſt, wenn man uns aus einem Lieblingstraume aufſchüttelt.“

„Ohne viel weiter darüber zu reden“, verſetzte Jarno, „möchte ich Sie nur antreiben, erſt die Kinder zu holen; das Uebrige wird ſich ſchon geben.“

„Ich bin bereit dazu“, verſetzte Wilhelm; „ich bin unruhig und neugierig, ob ich nicht von dem Schickſal des Knaben etwas Näheres entdecken kann; ich verlange das Mädchen wiederzuſehen, das ſich mit ſo vieler Eigenheit an mich geſchloſſen hat.“

Man ward einig, daß er bald abreiſen ſollte.

Den andern Tag hatte er ſich dazu vorbereitet; das Pferd

war gesattelt, nur wollte er noch von Lothario Abschied nehmen. Als die Eßzeit herbei kam, setzte man sich wie gewöhnlich zu Tische, ohne auf den Hausherrn zu warten; er kam erst spät und setzte sich zu ihnen.

„Ich wollte wetten", sagte Jarno, „Sie haben heute Ihr zärtliches Herz wieder auf die Probe gestellt, Sie haben der Begierde nicht widerstehen können, Ihre ehemalige Geliebte wiederzusehen."

„Errathen!" versetzte Lothario.

„Lassen Sie uns hören!" sagte Jarno, „wie ist es abgelaufen? Ich bin äußerst neugierig."

„Ich leugne nicht", versetzte Lothario, „daß mir das Abenteuer mehr als billig auf dem Herzen lag; ich faßte daher den Entschluß, nochmals hinzureiten und die Person wirklich zu sehen, deren verjüngtes Bild mir eine so angenehme Illusion gemacht hatte. Ich stieg schon in einiger Entfernung vom Hause ab und ließ die Pferde bei Seite führen, um die Kinder nicht zu stören, die vor dem Thore spielten. Ich ging in das Haus, und von ungefähr kam sie mir entgegen; denn sie war es selbst, und ich erkannte sie ungeachtet der großen Veränderung wieder. Sie war stärker geworden und schien größer zu sein; ihre Anmuth blickte durch ein gesetztes Wesen hindurch, und ihre Munterkeit war in ein stilles Nachdenken übergegangen. Ihr Kopf, den sie sonst so leicht und frei trug, hing ein wenig gesenkt, und leise Falten waren über ihre Stirne gezogen.

„Sie schlug die Augen nieder, als sie mich sah; aber keine Röthe verkündigte eine innere Bewegung des Herzens. Ich reichte ihr die Hand, sie gab mir die ihrige; ich fragte nach ihrem Manne, er war abwesend; nach ihren Kindern, sie trat an die Thüre und rief sie herbei: alle kamen und versammelten sich um sie. Es ist nichts reizender, als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger als eine Mutter unter vielen Kindern. Ich fragte nach den Namen der Kleinen, um doch nur etwas zu sagen; sie bat mich, hineinzutreten und auf ihren Vater zu warten. Ich nahm es an; sie führte mich in die Stube, wo ich beinahe noch Alles auf dem alten Platze fand, und — sonderbar! die schöne Muhme, ihr Ebenbild, saß auf eben dem Schemel hinter dem Spinnrocken, wo ich meine Geliebte in eben der Gestalt so oft gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das seiner Mutter vollkommen

glich, war uns nachgefolgt, und ſo ſtand ich in der ſonderbarſten Gegenwart zwiſchen der Vergangenheit und Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüthen und Früchte ſtufenweis neben einander leben. Die Muhme ging hinaus, einige Erfriſchung zu holen; ich gab dem ehemals ſo geliebten Geſchöpfe die Hand und ſagte zu ihr: ‚Ich habe eine rechte Freude, Sie wieder zu ſehen.‘

„‚Sie ſind ſehr gut, mir das zu ſagen‘, verſetzte ſie; ‚aber auch ich kann Ihnen verſichern, daß ich eine unausſprechliche Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünſcht, Sie nur noch Einmal in meinem Leben wiederzuſehen; ich habe es in Augenblicken gewünſcht, die ich für meine letzten hielt.‘

„Sie ſagte das mit einer geſetzten Stimme, ohne Rührung, mit jener Natürlichkeit, die mich ehemals ſo ſehr an ihr entzückte. Die Muhme kam wieder, ihr Vater dazu — und ich überlaſſe euch, zu denken, mit welchem Herzen ich blieb, und mit welchem ich mich entfernte.“

Achtes Capitel.

Wilhelm hatte auf ſeinem Wege nach der Stadt die edlen weiblichen Geſchöpfe, die er kannte, und von denen er gehört hatte, im Sinne; ihre ſonderbaren Schickſale, die wenig Erfreuliches enthielten, waren ihm ſchmerzlich gegenwärtig. „Ach!“ rief er aus, „arme Mariane! was werde ich noch von dir erfahren müſſen? Und dich, herrliche Amazone, edler Schutzgeiſt, dem ich ſo viel ſchuldig bin, dem ich überall zu begegnen hoffe, und den ich leider nirgends finde, in welchen traurigen Umſtänden treff' ich dich vielleicht, wenn du mir einſt wieder begegneſt!“

In der Stadt war Niemand von ſeinen Bekannten zu Hauſe; er eilte auf das Theater, er glaubte ſie in der Probe zu finden; Alles war ſtill, das Haus ſchien leer, doch ſah er einen Laden offen. Als er auf die Bühne kam, fand er Aureliens alte Dienerin beſchäftigt, Leinwand zu einer neuen Decoration zuſammen zu nähen; es fiel nur ſo viel Licht herein, als nöthig war, ihre Arbeit zu erhellen. Felix und Mignon ſaßen neben ihr auf der Erde; Beide

hielten ein Buch, und indem Mignon laut las, ſagte ihr Felix alle Worte nach, als wenn er die Buchſtaben kennte, als wenn er auch zu leſen verſtünde.

Die Kinder ſprangen auf und begrüßten den Ankommenden; er umarmte ſie aufs Zärtlichſte und führte ſie näher zu der Alten. „Biſt du es", ſagte er zu ihr mit Ernſt, „die dieſes Kind Aurelien zugeführt hatte?" Sie ſah von ihrer Arbeit auf und wendete ihr Geſicht zu ihm; er ſah ſie in vollem Lichte, erſchrak, trat einige Schritte zurück; es war die alte Barbara.

„Wo iſt Mariane?" rief er aus.

„Weit von hier", verſetzte die Alte.

„Und Felix?"

„Iſt der Sohn dieſes unglücklichen, nur allzu zärtlich liebenden Mädchens. Möchten Sie niemals empfinden, was Sie uns gekoſtet haben! Möchte der Schatz, den ich Ihnen überliefere, Sie ſo glücklich machen, als er uns unglücklich gemacht hat!"

Sie ſtand auf, um wegzugehen. Wilhelm hielt ſie feſt. „Ich denke Ihnen nicht zu entlaufen", ſagte ſie; „laſſen Sie mich ein Document holen, das Sie erfreuen und ſchmerzen wird." Sie entfernte ſich, und Wilhelm ſah den Knaben mit einer ängſtlichen Freude an; er durfte ſich das Kind noch nicht zueignen. „Er iſt dein", rief Mignon, „er iſt dein!" und drückte das Kind an Wilhelms Knie.

Die Alte kam und überreichte ihm einen Brief. „Hier ſind Marianens letzte Worte", ſagte ſie.

„Sie iſt todt!" rief er aus.

„Todt!" ſagte die Alte; „möchte ich Ihnen doch alle Vorwürfe erſparen können!"

Ueberraſcht und verwirrt erbrach Wilhelm den Brief; er hatte aber kaum die erſten Worte geleſen, als ihn ein bittrer Schmerz ergriff; er ließ den Brief fallen, ſtürzte auf eine Raſenbank und blieb eine Zeit lang liegen. Mignon bemühte ſich um ihn. Indeſſen hatte Felix den Brief aufgehoben und zerrte ſeine Geſpielin ſo lange, bis dieſe nachgab und zu ihm kniete und ihm vorlas. Felix wiederholte die Worte, und Wilhelm war genöthigt, ſie zweimal zu hören. „Wenn dieſes Blatt jemals zu Dir kommt, ſo bedaure Deine unglückliche Geliebte. Deine Liebe hat ihr den Tod gegeben. Der Knabe, deſſen Geburt ich nur einige Tage überlebe, iſt Dein; ich

ſterbe Dir treu, ſo ſehr der Schein auch gegen mich ſprechen mag; mit Dir verlor ich Alles, was mich an das Leben feſſelte. Ich ſterbe zufrieden, da man mir verſichert, das Kind ſei geſund und werde leben. Höre die alte Barbara, verzeih ihr, leb' wohl und vergiß mich nicht!"

Welch ein ſchmerzlicher und noch zu ſeinem Troſte halb räthſelhafter Brief, deſſen Inhalt ihm erſt recht fühlbar ward, da ihn die Kinder ſtockend und ſtammelnd vortrugen und wiederholten!

„Da haben Sie es nun!" rief die Alte, ohne abzuwarten, bis er ſich erholt hatte; „danken Sie dem Himmel, daß nach dem Verluſte eines ſo guten Mädchens Ihnen noch ein ſo vortreffliches Kind übrig bleibt. Nichts wird Ihrem Schmerze gleichen, wenn Sie vernehmen, wie das gute Mädchen Ihnen bis ans Ende treu geblieben, wie unglücklich ſie geworden iſt, und was ſie Ihnen Alles aufgeopfert hat."

„Laß mich den Becher des Jammers und der Freuden", rief Wilhelm aus, „auf einmal trinken! Ueberzeuge mich, ja, überrede mich nur, daß ſie ein gutes Mädchen war, daß ſie meine Achtung wie meine Liebe verdiente, und überlaß mich dann meinen Schmerzen über ihren unerſetzlichen Verluſt!"

„Es iſt jetzt nicht Zeit", verſetzte die Alte; „ich habe zu thun, und wünſchte nicht, daß man uns beiſammen fände. Laſſen Sie es ein Geheimniß ſein, daß Felix Ihnen angehört; ich hätte über meine bisherige Verſtellung zu viel Vorwürfe von der Geſellſchaft zu erwarten. Mignon verräth uns nicht; ſie iſt gut und verſchwiegen."

„Ich wußte es lange und ſagte nichts", verſetzte Mignon.

„Wie iſt es möglich?" rief die Alte.

„Woher?" fiel Wilhelm ein.

„Der Geiſt hat mir's geſagt."

„Wie? wo?"

„Im Gewölbe, da der Alte das Meſſer zog, rief mir's zu: Rufe ſeinen Vater! und da fielſt du mir ein."

„Wer rief denn?"

„Ich weiß nicht, im Herzen, im Kopfe; ich war ſo angſt, ich zitterte, ich betete; da rief's, und ich verſtand's."

Wilhelm drückte ſie an ſein Herz, empfahl ihr Felix und entfernte ſich. Er bemerkte erſt zuletzt, daß ſie viel bläſſer und magerer geworden war, als er ſie verlaſſen hatte. Madame Melina fand

er von seinen Bekannten zuerst; sie begrüßte ihn aufs Freundlichste. „O! daß Sie doch Alles", rief sie aus, „bei uns finden möchten, wie Sie wünschen!"

„Ich zweifle daran", sagte Wilhelm, „und erwartete es nicht. Gestehen Sie nur, man hat alle Anstalten gemacht, mich entbehren zu können."

„Warum sind Sie auch weggegangen!" versetzte die Freundin.

„Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt ist. Welche wichtige Personen glauben wir zu sein! Wir denken allein den Kreis zu beleben, in welchem wir wirken; in unserer Abwesenheit muß, bilden wir uns ein, Leben, Nahrung und Athem stocken: und die Lücke, die entsteht, wird kaum bemerkt, sie füllt sich so geschwind wieder aus, ja, sie wird oft nur der Platz, wo nicht für etwas Besseres, doch für etwas Angenehmeres."

„Und die Leiden unserer Freunde bringen wir nicht in Anschlag?"

„Auch unsere Freunde thun wohl, wenn sie sich bald finden, wenn sie sich sagen: ‚Da, wo du bist, da, wo du bleibst, wirke was du kannst, sei thätig und gefällig, und laß dir die Gegenwart heiter sein!'"

Bei näherer Erkundigung fand Wilhelm, was er vermuthet hatte: die Oper war eingerichtet und zog die ganze Aufmerksamkeit des Publikums an sich. Seine Rollen waren inzwischen durch Laertes und Horatio besetzt worden, und Beide lockten den Zuschauern einen weit lebhaftern Beifall ab, als er jemals hatte erlangen können.

Laertes trat herein, und Madame Melina rief aus: „Sehen Sie hier diesen glücklichen Menschen, der bald ein Capitalist, oder Gott weiß was, werden wird!" Wilhelm umarmte ihn und fühlte ein vortreffliches feines Tuch an seinem Rocke; seine übrige Kleidung war einfach, aber Alles vom besten Zeuge.

„Lösen Sie mir das Räthsel!" rief Wilhelm aus.

„Es ist noch Zeit genug", versetzte Laertes, „um zu erfahren, daß mir mein Hin- und Herlaufen nunmehr bezahlt wird, daß ein Patron eines großen Handelshauses von meiner Unruhe, meinen Kenntnissen und Bekanntschaften Vortheil zieht und mir einen Theil davon abläßt, ich wollte viel darum geben, wenn ich mir dabei auch Zutrauen gegen die Weiber ermäkeln könnte; denn es ist eine hübsche

Nichte im Hauſe, und ich merke wohl, wenn ich wollte, könnte ich bald ein gemachter Mann ſein.“

„Sie wiſſen wohl noch nicht“, ſagte Madame Melina, „daß ſich indeſſen auch unter uns eine Heirath gemacht hat? Serlo iſt wirklich mit der ſchönen Elmire öffentlich getraut, da der Vater ihre heimliche Vertraulichkeit nicht gutheißen wollte.“

So unterhielten ſie ſich über Manches, was ſich in ſeiner Abweſenheit zugetragen hatte, und er konnte gar wohl bemerken, daß er, dem Geiſt und dem Sinne der Geſellſchaft nach, wirklich längſt verabſchiedet war.

Mit Ungeduld erwartete er die Alte, die ihm tief in der Nacht ihren ſonderbaren Beſuch angekündigt hatte. Sie wollte kommen, wenn Alles ſchlief, und verlangte ſolche Vorbereitungen, eben als wenn das jüngſte Mädchen ſich zu einem Geliebten ſchleichen wollte. Er las indeß Marianens Brief wohl hundertmal durch, las mit unausſprechlichem Entzücken das Wort Treue von ihrer geliebten Hand, und mit Entſetzen die Ankündigung ihres Todes, deſſen Annäherung ſie nicht zu fürchten ſchien.

Mitternacht war vorbei, als etwas an der halboffenen Thüre rauſchte, und die Alte mit einem Körbchen hereintrat. „Ich ſoll euch“, ſagte ſie, „die Geſchichte unſerer Leiden erzählen, und ich muß erwarten, daß ihr ungerührt dabei ſitzt, daß ihr nur, um eure Neugierde zu befriedigen, mich ſo ſorgſam erwartet, und daß ihr euch jetzt wie damals in eure kalte Eigenliebe hüllt, wenn uns das Herz bricht. Aber ſeht her! ſo brachte ich an jenem glücklichen Abend die Champagnerflaſche hervor, ſo ſtellte ich die drei Gläſer auf den Tiſch, und ſo fingt ihr an, uns mit gutmüthigen Kindergeſchichten zu täuſchen und einzuſchläfern, wie ich euch jetzt mit traurigen Wahrheiten aufklären und wach erhalten muß.“

Wilhelm wußte nicht, was er ſagen ſollte, als die Alte wirklich den Stöpſel ſpringen ließ und die drei Gläſer vollſchenkte.

„Trinkt!“ rief ſie, nachdem ſie ihr ſchäumends Glas ſchnell ausgeleert hatte, „trinkt, eh' der Geiſt verraucht! Dieſes dritte Glas ſoll zum Andenken meiner unglücklichen Freundin ungenoſſen verſchäumen. Wie roth waren ihre Lippen, als ſie euch damals Beſcheid that! Ach! und nun auf ewig verblaßt und erſtarrt!“

„Sibylle! Furie!“ rief Wilhelm aus, indem er aufſprang und

mit der Faust auf den Tisch schlug, „welch ein böser Geist besitzt und treibt dich? Für wen hältst du mich, daß du denkst, die einfachste Geschichte von Marianens Tod und Leiden werde mich nicht empfindlich genug kränken, daß du noch solche höllische Kunstgriffe brauchst, um meine Marter zu schärfen? Geht deine unersättliche Völlerei so weit, daß du beim Todtenmahle schwelgen mußt, so trink und rede! Ich habe dich von jeher verabscheut, und noch kann ich mir Marianen nicht unschuldig denken, wenn ich dich, ihre Gesellschafterin, nur ansehe."

„Gemach, mein Herr!" versetzte die Alte; „Sie werden mich nicht aus meiner Fassung bringen. Sie sind uns noch sehr verschuldet, und von einem Schuldner läßt man sich nicht übel begegnen. Aber Sie haben Recht, auch meine einfachste Erzählung ist Strafe genug für Sie. So hören Sie denn den Kampf und den Sieg Marianens, um die Ihrige zu bleiben."

„Die Meinige?" rief Wilhelm aus; „welch ein Märchen willst du beginnen?"

„Unterbrechen Sie mich nicht!" fiel sie ein; „hören Sie mich, und dann glauben Sie, was Sie wollen; es ist ohnedem jetzt ganz einerlei. Haben Sie nicht am letzten Abend, als Sie bei uns waren, ein Billet gefunden und mitgenommen?"

„Ich fand das Blatt erst, als ich es mitgenommen hatte; es war in das Halstuch verwickelt, das ich aus inbrünstiger Liebe ergriff und zu mir steckte."

„Was enthielt das Papier?"

„Die Aussichten eines verdrießlichen Liebhabers, in der nächsten Nacht besser als gestern aufgenommen zu werden. Und daß man ihm Wort gehalten hat, habe ich mit eigenen Augen gesehen; denn er schlich früh vor Tage aus eurem Hause hinweg."

„Sie können ihn gesehen haben; aber was bei uns vorging, wie traurig Mariane diese Nacht, wie verdrießlich ich sie zubrachte, das werden Sie erst jetzt erfahren. Ich will ganz aufrichtig sein, weder leugnen noch beschönigen, daß ich Marianen beredete, sich einem gewissen Norberg zu ergeben; sie folgte, ja, ich kann sagen, sie gehorchte mir mit Widerwillen. Er war reich, er schien verliebt, und ich hoffte, er werde beständig sein. Gleich darauf mußte er eine Reise machen, und Mariane lernte Sie kennen. Was hatte ich

da nicht auszuſtehen! was zu hindern! was zu erdulden! ‚O!‘ rief ſie manchmal, ‚hätteſt du meiner Jugend, meiner Unſchuld nur noch vier Wochen geſchont, ſo hätte ich einen würdigen Gegenſtand meiner Liebe gefunden, ich wäre ſeiner würdig geweſen, und die Liebe hätte das mit einem ruhigen Bewußtſein geben dürfen, was ich jetzt wider Willen verkauft habe.‘ Sie überließ ſich ganz ihrer Neigung, und ich darf nicht fragen, ob Sie glücklich waren. Ich hatte eine uneingeſchränkte Gewalt über ihren Verſtand; denn ich kannte alle Mittel, ihre kleinen Neigungen zu befriedigen; ich hatte keine Macht über ihr Herz; denn niemals billigte ſie, was ich für ſie that, wozu ich ſie bewegte, wenn ihr Herz widerſprach: nur der unbezwinglichen Noth gab ſie nach, und die Noth erſchien ihr bald ſehr drückend. In den erſten Zeiten ihrer Jugend hatte es ihr an nichts gemangelt; ihre Familie verlor durch eine Verwicklung von Umſtänden ihr Vermögen; das arme Mädchen war an mancherlei Bedürfniſſe gewöhnt, und ihrem kleinen Gemüth waren gewiſſe gute Grundſätze eingeprägt, die ſie unruhig machten, ohne ihr viel zu helfen. Sie hatte nicht die mindeſte Gewandtheit in weltlichen Dingen, ſie war unſchuldig im eigentlichen Sinne; ſie hatte keinen Begriff, daß man kaufen könne, ohne zu bezahlen; für nichts war ihr mehr bange, als wenn ſie ſchuldig war; ſie hätte immer lieber gegeben als genommen, und nur eine ſolche Lage machte es möglich, daß ſie genöthigt ward, ſich ſelbſt hinzugeben, um eine Menge kleiner Schulden loszuwerden.“

„Und hätteſt du“, fuhr Wilhelm auf, „ſie nicht retten können?“

„O ja!“ verſetzte die Alte; „mit Hunger und Noth, mit Kummer und Entbehrung, und darauf war ich niemals eingerichtet.“

„Abſcheuliche, niederträchtige Kupplerin! ſo haſt du das unglückliche Geſchöpf geopfert? ſo haſt du ſie deiner Kehle, deinem unerſättlichen Heißhunger hingegeben?“

„Ihr thätet beſſer, euch zu mäßigen und mit Schimpfreden inne zu halten“, verſetzte die Alte. „Wenn ihr ſchimpfen wollt, ſo geht in eure großen, vornehmen Häuſer! da werdet ihr Mütter finden, die recht ängſtlich beſorgt ſind, wie ſie für ein liebenswürdiges, himmliſches Mädchen den allerabſcheulichſten Menſchen auffinden wollen, wenn er nur zugleich der reichſte iſt. Seht das arme Geſchöpf vor ſeinem Schickſale zittern und beben und nirgends

Troſt finden, als bis ihr irgend eine erfahrene Freundin begreiflich macht, daß ſie durch den Eheſtand das Recht erwerbe, über ihr Herz und ihre Perſon nach Gefallen disponiren zu können."

„Schweig!" rief Wilhelm; „glaubſt du denn, daß ein Verbrechen durch das andere entſchuldigt werden könne? Erzähle, ohne weitere Anmerkungen zu machen!"

„So hören Sie, ohne mich zu tadeln! Mariane ward wider meinen Willen die Ihre. Bei dieſem Abenteuer habe ich mir wenigſtens nichts vorzuwerfen. Norberg kam zurück; er eilte Marianen zu ſehen, die ihn kalt und verdrießlich aufnahm und ihm nicht einen Kuß erlaubte. Ich brauchte meine ganze Kunſt, um ihr Betragen zu entſchuldigen; ich ließ ihn merken, daß ein Beichtvater ihr das Gewiſſen geſchärft habe, und daß man ein Gewiſſen, ſo lange es ſpricht, reſpectiren müſſe. Ich brachte ihn dahin, daß er ging, und verſprach ihm, mein Beſtes zu thun. Er war reich und roh, aber er hatte einen Grund von Gutmüthigkeit und liebte Marianen auf das Aeußerſte. Er verſprach mir Geduld, und ich arbeitete deſto lebhafter, um ihn nicht zu ſehr zu prüfen. Ich hatte mit Marianen einen harten Stand; ich überredete ſie, ja, ich kann ſagen, ich zwang ſie endlich durch die Drohung, daß ich ſie verlaſſen würde, an ihren Liebhaber zu ſchreiben und ihn auf die Nacht einzuladen. Sie kamen und rafften zufälligerweiſe ſeine Antwort in dem Halstuch auf. Ihre unvermuthete Gegenwart hatte mir ein böſes Spiel gemacht. Kaum waren Sie weg, ſo ging die Qual von Neuem an; ſie ſchwur, daß ſie Ihnen nicht untreu werden könne, und war ſo leidenſchaftlich, ſo außer ſich, daß ſie mir ein herzliches Mitleid ablockte. Ich verſprach ihr endlich, daß ich auch dieſe Nacht Norbergen beruhigen und ihn unter allerlei Vorwänden entfernen wollte; ich bat ſie, zu Bette zu gehen, allein ſie ſchien mir nicht zu trauen: ſie blieb angezogen und ſchlief zuletzt, bewegt und ausgeweint, wie ſie war, in ihren Kleidern ein.

„Norberg kam; ich ſuchte ihn abzuhalten. Ich ſtellte ihm ihre Gewiſſensbiſſe, ihre Reue mit den ſchwärzeſten Farben vor; er wünſchte ſie nur zu ſehen, und ich ging in das Zimmer, um ſie vorzubereiten; er ſchritt mir nach, und wir traten Beide zu gleicher Zeit vor ihr Bette. Sie erwachte, ſprang mit Wuth auf und entriß ſich unſern Armen; ſie beſchwur und bat, ſie flehte, drohte und ver-

ſicherte, daß ſie nicht nachgeben würde. Sie war unvorſichtig genug, über ihre wahre Leidenſchaft einige Worte fallen zu laſſen, die der arme Norberg im geiſtlichen Sinne deuten mußte.[1]) Endlich verließ er ſie, und ſie ſchloß ſich ein. Ich behielt ihn noch lange bei mir und ſprach mit ihm über ihren Zuſtand, daß ſie guter Hoffnung ſei, und daß man das arme Mädchen ſchonen müſſe. Er fühlte ſich ſo ſtolz auf ſeine Vaterſchaft, er freute ſich ſo ſehr auf einen Knaben, daß er Alles einging, was ſie von ihm verlangte, und daß er verſprach, lieber einige Zeit zu verreiſen, als ſeine Geliebte zu ängſtigen und ihr durch dieſe Gemüthsbewegungen zu ſchaden. Mit dieſen Geſinnungen ſchlich er Morgens früh von mir weg, und Sie, mein Herr, wenn Sie Schildwache geſtanden haben, ſo hätte es zu Ihrer Glückſeligkeit nichts weiter bedurft, als in den Buſen Ihres Nebenbuhlers zu ſehen, den Sie ſo begünſtigt, ſo glücklich hielten, und deſſen Erſcheinung Sie zur Verzweiflung brachte."

„Redeſt du wahr?" ſagte Wilhelm.

„So wahr", ſagte die Alte, „als ich noch hoffe, Sie zur Verzweiflung zu bringen. Ja gewiß, Sie würden verzweifeln, wenn ich Ihnen das Bild unſers nächſten Morgens recht lebhaft darſtellen könnte. Wie heiter wachte ſie auf! wie freundlich rief ſie mich herein! wie lebhaft dankte ſie mir! wie herzlich drückte ſie mich an ihren Buſen! ‚Nun', ſagte ſie, indem ſie lächelnd vor den Spiegel trat, ‚darf ich mich wieder an mir ſelbſt, mich an meiner Geſtalt freuen, da ich wieder mir, da ich meinem einzig geliebten Freund angehöre. Wie iſt es ſo ſüß, überwunden zu haben! welch eine himmliſche Empfindung iſt es, ſeinem Herzen zu folgen! Wie dank' ich dir, daß du dich meiner angenommen, daß du deine Klugheit, deinen Verſtand auch einmal zu meinem Vortheil angewendet haſt! Steh mir bei und erſinne, was mich ganz glücklich machen kann!'

„Ich gab ihr nach, ich wollte ſie nicht reizen, ich ſchmeichelte ihrer Hoffnung, und ſie liebkoſte mich auf das Anmuthigſte. Entfernte ſie ſich einen Augenblick vom Fenſter, ſo mußte ich Wache ſtehen; denn Sie ſollten nun ein für allemal vorbei gehen, man wollte Sie wenigſtens ſehen: ſo ging der ganze Tag unruhig hin.

---

1) Daß nämlich die Liebe, von der ſie ſprach, dem Himmel gelte; daß ſie ins Kloſter gehen wolle.

Nachts, zur gewöhnlichen Stunde, erwarteten wir Sie ganz gewiß. Ich paßte ſchon an der Treppe; die Zeit ward mir lang, ich ging wieder zu ihr hinein. Ich fand ſie zu meiner Verwunderung in ihrer Offizierstracht, ſie ſah unglaublich heiter und reizend aus. ‚Verdien' ich nicht', ſagte ſie, ‚heute in Mannstracht zu erſcheinen? Habe ich mich nicht brav gehalten? Mein Geliebter ſoll mich heute wie das erſte Mal ſehen; ich will ihn ſo zärtlich und mit mehr Freiheit an mein Herz drücken als damals; denn bin ich jetzt nicht viel mehr die Seine als damals, da mich ein edler Entſchluß noch nicht frei gemacht hatte? Aber', fügte ſie nach einigem Nachdenken hinzu, ‚noch hab' ich nicht ganz gewonnen, noch muß ich erſt das Aeußerſte wagen, um ſeiner werth, um ſeines Beſitzes gewiß zu ſein; ich muß ihm Alles entdecken, meinen ganzen Zuſtand offenbaren und ihm alsdann überlaſſen, ob er mich behalten oder verſtoßen will. Dieſe Scene bereite ich ihm, bereite ich mir zu, und wäre ſein Gefühl mich zu verſtoßen fähig, ſo würde ich alsdann ganz wieder mir ſelbſt angehören, ich würde in meiner Strafe meinen Troſt finden, und Alles erdulden, was das Schickſal mir auferlegen wollte.' Mit dieſen Geſinnungen, mit dieſen Hoffnungen, mein Herr, erwartete Sie das liebenswürdige Mädchen; Sie kamen nicht. O! wie ſoll ich den Zuſtand des Wartens und Hoffens beſchreiben? Ich ſehe dich noch vor mir, mit welcher Liebe, mit welcher Inbrunſt du von dem Manne ſprachſt, deſſen Grauſamkeit du noch nicht erfahren hatteſt!"

„Gute, liebe Barbara!" rief Wilhelm, indem er aufſprang und die Alte bei der Hand faßte; „es iſt nun genug der Verſtellung, genug der Vorbereitung! Dein gleichgültiger, dein ruhiger, dein zufriedener Ton hat dich verrathen. Gieb mir Marianen wieder! ſie lebt, ſie iſt in der Nähe. Nicht umſonſt haſt du dieſe ſpäte einſame Stunde zu deinem Beſuche gewählt, nicht umſonſt haſt du mich durch dieſe entzückende Erzählung vorbereitet. Wo haſt du ſie? Wo verbirgſt du ſie? Ich glaube dir Alles, ich verſpreche dir, Alles zu glauben, wenn du mir ſie zeigſt, wenn du ſie meinen Armen wiedergiebſt. Ihren Schatten habe ich ſchon im Fluge geſehen, laß mich ſie wieder in meine Arme faſſen! Ich will vor ihr auf den Knien liegen, ich will ſie um Vergebung bitten, ich will ihr zu ihrem Kampfe, zu ihrem Siege über ſich und dich Glück

wünſchen, ich will ihr meinen Felix zuführen. Komm! Wo haſt du ſie verſteckt? Laß ſie, laß mich nicht länger in Ungewißheit! Dein Endzweck iſt erreicht. Wo haſt du ſie verborgen? Komm, daß ich ſie mit dieſem Licht beleuchte! daß ich wieder ihr holdes Angeſicht ſehe!"

Er hatte die Alte vom Stuhl aufgezogen; ſie ſah ihn ſtarr an, die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, und ein ungeheurer Schmerz ergriff ſie. „Welch ein unglücklicher Irrthum", rief ſie aus, „läßt Sie noch einen Augenblick hoffen! — Ja, ich habe ſie verborgen, aber unter der Erde; weder das Licht der Sonne noch eine vertrauliche Kerze wird ihr holdes Angeſicht jemals wieder erleuchten. Führen Sie den guten Felix an ihr Grab und ſagen Sie ihm: ‚Da liegt deine Mutter, die dein Vater ungehört verdammt hat.' Das liebe Herz ſchlägt nicht mehr vor Ungeduld, Sie zu ſehen; nicht etwa in einer benachbarten Kammer wartet ſie auf den Ausgang meiner Erzählung oder meines Märchens; die dunkle Kammer hat ſie aufgenommen, wohin kein Bräutigam folgt, woraus man keinem Geliebten entgegen geht."

Sie warf ſich auf die Erde an einem Stuhle nieder und weinte bitterlich; Wilhelm war zum erſten Male völlig überzeugt, daß Mariane todt ſei; er befand ſich in einem traurigen Zuſtande. Die Alte richtete ſich auf. „Ich habe Ihnen weiter nichts zu ſagen", rief ſie und warf ein Packet auf den Tiſch. „Hier dieſe Briefſchaften mögen völlig Ihre Grauſamkeit beſchämen; leſen Sie dieſe Blätter mit trockenen Augen durch, wenn es Ihnen möglich iſt."

Sie ſchlich leiſe fort, und Wilhelm hatte dieſe Nacht das Herz nicht, die Brieftaſche zu öffnen; er hatte ſie ſelbſt Marianen geſchenkt, er wußte, daß ſie jedes Blättchen, das ſie von ihm erhalten hatte, ſorgfältig darin aufhob. Den andern Morgen vermochte er es über ſich; er löſte das Band, und es fielen ihm kleine Zettelchen, mit Bleiſtift von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, entgegen und riefen ihm jede Situation, von dem erſten Tage ihrer anmuthigen Bekanntſchaft bis zu dem letzten ihrer grauſamen Trennung, wieder herbei. Allein nicht ohne die lebhafteſten Schmerzen durchlas er eine kleine Sammlung von Billeten, die an ihn geſchrieben waren, und die, wie er aus dem Inhalt ſah, von Wernern waren zurückgewieſen worden.

„Keines meiner Blätter hat bis zu Dir durchdringen können; mein Bitten und Flehen hat Dich nicht erreicht; haſt Du ſelbſt dieſe grauſamen Befehle gegeben? ſoll ich Dich nie wieder ſehen? Noch einmal verſuch' ich es, ich bitte Dich: komm, o, komm! ich verlange Dich nicht zu behalten, wenn ich Dich nur noch einmal an mein Herz drücken kann."

„Wenn ich ſonſt bei Dir ſaß, Deine Hände hielt, Dir in die Augen ſah und mit vollem Herzen der Liebe und des Zutrauens zu Dir ſagte: ‚Lieber, lieber guter Mann!' das hörteſt Du ſo gern, ich mußt' es Dir ſo oft wiederholen; ich wiederhole es noch einmal: Lieber, lieber guter Mann! ſei gut, wie Du warſt! komm und laß mich nicht in meinem Elende verderben!"

„Du hältſt mich für ſchuldig; ich bin es auch, aber nicht wie Du denkſt. Komm, damit ich nur den einzigen Troſt habe, von Dir ganz gekannt zu ſein, es gehe mir nachher, wie es wolle."

„Nicht um meinetwillen allein, auch um Dein ſelbſt willen fleh' ich Dich an, zu kommen. Ich fühle die unerträglichen Schmerzen, die Du leideſt, indem Du mich fliehſt; komm, daß unſere Trennung weniger grauſam werde! Ich war vielleicht nie Deiner würdig, als eben in dem Augenblick, da Du mich in ein grenzenloſes Elend zurückſtößeſt."

„Bei Allem, was heilig iſt, bei Allem, was ein menſchliches Herz rühren kann, ruf' ich Dich an. Es iſt um eine Seele, es iſt um ein Leben zu thun, um zwei Leben, von denen Dir eins ewig theuer ſein muß. Dein Argwohn wird auch das nicht glauben, und doch werde ich es in der Stunde des Todes ausſprechen: das Kind, das ich unter dem Herzen trage, iſt Dein. Seitdem ich Dich liebe, hat kein Anderer mir auch nur die Hand gedrückt; o daß Deine Liebe, daß Deine Rechtſchaffenheit die Gefährten meiner Jugend geweſen wären!"

„Du willſt mich nicht hören? ſo muß ich denn zuletzt wohl verſtummen; aber dieſe Blätter ſollen nicht untergehen; vielleicht können ſie noch zu Dir ſprechen, wenn das Leichentuch ſchon meine Lippe bedeckt, und wenn die Stimme Deiner Reue nicht mehr zu meinem Ohre reichen kann. Durch mein trauriges Leben bis an den letzten Augenblick wird das mein einziger Troſt ſein, daß ich ohne Schuld gegen Dich war, wenn ich mich auch nicht unſchuldig nennen durfte.“

Wilhelm konnte nicht weiter, er überließ ſich ganz ſeinem Schmerz; aber noch mehr war er bedrängt, als Laertes herein trat, dem er ſeine Empfindungen zu verbergen ſuchte. Dieſer brachte einen Beutel mit Ducaten hervor, zählte und rechnete und verſicherte Wilhelmen, es ſei nichts Schöneres in der Welt, als wenn man eben auf dem Wege ſei, reich zu werden; es könne uns auch alsdann nichts ſtören oder abhalten. Wilhelm erinnerte ſich ſeines Traums [1]) und lächelte; aber zugleich dachte er auch mit Schaudern, daß in jenem Traumgeſichte Mariane ihn verlaſſen, um ſeinem verſtorbenen Vater zu folgen, und daß Beide zuletzt wie Geiſter ſchwebend ſich um den Garten bewegt hatten.

Laertes riß ihn aus ſeinem Nachdenken und führte ihn auf ein Kaffeehaus, wo ſich ſogleich mehrere Perſonen um ihn verſammelten, die ihn ſonſt gern auf dem Theater geſehen hatten; ſie freuten ſich ſeiner Gegenwart, bedauerten aber, daß er, wie ſie hörten, die Bühne verlaſſen wolle; ſie ſprachen ſo beſtimmt und vernünftig von ihm und ſeinem Spiele, von dem Grade ſeines Talents, von ihren Hoffnungen, daß Wilhelm nicht ohne Rührung zuletzt ausrief: „O, wie unendlich werth wäre mir dieſe Theilnahme vor wenig Monaten geweſen! Wie belehrend und wie erfreuend! Niemals hätte ich mein Gemüth ſo ganz von der Bühne abgewendet, und niemals wäre ich ſo weit gekommen, am Publikum zu verzweifeln.“

„Dazu ſollte es überhaupt nicht kommen!“ ſagte ein ältlicher Mann, der hervortrat; „das Publikum iſt groß, wahrer Verſtand und wahres Gefühl ſind nicht ſo ſelten als man glaubt; nur muß der Künſtler niemals einen unbedingten Beifall für das, was er hervorbringt, verlangen; denn eben der unbedingte iſt am wenigſten werth,

1) Vgl. S. 406.

und den bedingten wollen die Herren nicht gerne. Ich weiß wohl, im Leben wie in der Kunst muß man mit sich zu Rathe gehen, wenn man etwas thun und hervorbringen soll; wenn es aber gethan oder vollendet ist, so darf man mit Aufmerksamkeit nur Viele hören, und man kann sich mit einiger Uebung aus d.esen vielen Stimmen gar bald ein ganzes Urtheil zusammensetzen; denn Diejenigen, die uns diese Mühe ersparen könnten, halten sich meist stille genug."

„Das sollten sie eben nicht!" sagte Wilhelm. „Ich habe so oft gehört, daß Menschen, die selbst über gute Werke schwiegen, doch beklagten und bedauerten, daß geschwiegen wird."

„So wollen wir heute laut werden!" rief ein junger Mann. „Sie müssen mit uns speisen, und wir wollen Alles einholen, was wir Ihnen und manchmal der guten Aurelie schuldig geblieben sind."

Wilhelm lehnte die Einladung ab und begab sich zu Madame Melina, die er wegen der Kinder sprechen wollte, indem er sie von ihr wegzunehmen gedachte.

Das Geheimniß der Alten war nicht zum Besten bei ihm verwahrt. Er verrieth sich, als er den schönen Felix wieder ansichtig ward. O, mein Kind!" rief er aus, „mein liebes Kind!" Er hub ihn auf und drückte ihn an sein Herz.

„Vater! was hast du mir mitgebracht?" rief das Kind. Mignon sah Beide an, als wenn sie warnen wollte, sich nicht zu verrathen.

„Was ist das für eine neue Erscheinung?" sagte Madame Melina. Man suchte die Kinder bei Seite zu bringen, und Wilhelm, der der Alten das strengste Geheimniß nicht schuldig zu sein glaubte, entdeckte seiner Freundin das ganze Verhältniß. Madame Melina sah ihn lächelnd an. „O! über die leichtgläubigen Männer!" rief sie aus; „wenn nur etwas auf ihrem Wege ist [1]), so kann man es ihnen sehr leicht aufbürden; aber dafür sehen sie sich auch ein andermal weder rechts noch links um und wissen nichts zu schätzen, als was sie vorher mit dem Stempel einer willkürlichen Leidenschaft bezeichnet haben." Sie konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, und wenn Wilhelm nicht ganz blind gewesen wäre, so hätte er eine nie ganz besiegte Neigung in ihrem Betragen erkennen müssen.

---

1) Zu ihrem Sinne paßt, ihrem Selbstgefühl schmeichelt.

Er ſprach nunmehr mit ihr von den Kindern, wie er Felix bei ſich zu behalten und Mignon auf das Land zu thun gedächte. Frau Melina, ob ſie ſich gleich ungerne von Beiden zugleich trennte, fand doch den Vorſchlag gut, ja nothwendig. Felix verwilderte bei ihr, und Mignon ſchien einer freien Luft und anderer Verhältniſſe zu bedürfen; das gute Kind war kränklich und konnte ſich nicht erholen.

„Laſſen Sie ſich nicht irren", fuhr Madame Melina fort, „daß ich einige Zweifel, ob Ihnen der Knabe wirklich zugehöre, leichtſinnig geäußert habe. Der Alten iſt freilich wenig zu trauen; doch wer Unwahrheit zu ſeinem Nutzen erſinnt, kann auch einmal wahr reden, wenn ihm die Wahrheiten nützlich ſcheinen. Aurelien hatte die Alte vorgeſpiegelt, Felix ſei ein Sohn Lothario's, und die Eigenheit haben wir Weiber, daß wir die Kinder unſerer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn wir ſchon die Mutter nicht kennen oder ſie von Herzen haſſen." Felix kam herein geſprungen; ſie drückte ihn an ſich, mit einer Lebhaftigkeit, die ihr ſonſt nicht gewöhnlich war.

Wilhelm eilte nach Hauſe und beſtellte die Alte, die ihn, jedoch nicht eher als in der Dämmerung, zu beſuchen verſprach; er empfing ſie verdrießlich und ſagte zu ihr: „Es iſt nichts Schändlicheres in der Welt, als ſich auf Lügen und Märchen einzurichten! Schon haſt du viel Böſes damit geſtiftet, und jetzt, da dein Wort das Glück meines Lebens entſcheiden könnte, jetzt ſteh' ich zweifelhaft und wage nicht, das Kind in meine Arme zu ſchließen, deſſen ungetrübter Beſitz mich äußerſt glücklich machen würde. Ich kann dich, ſchändliche Creatur, nicht ohne Haß und Verachtung anſehen."

„Euer Betragen kommt mir, wenn ich aufrichtig reden ſoll", verſetzte die Alte, „ganz unerträglich vor. Und wenn's nun euer Sohn nicht wäre, ſo iſt es das ſchönſte, angenehmſte Kind von der Welt, das man gern für jeden Preis kaufen möchte, um es nur immer um ſich zu haben. Iſt es nicht werth, daß ihr euch ſeiner annehmt? Verdiene ich für meine Sorgfalt, für meine Mühe mit ihm nicht einen kleinen Unterhalt für mein künftiges Leben? O! ihr Herren, denen nichts abgeht, ihr habt gut von Wahrheit und Geradheit reden; aber wie eine arme Creatur, deren geringſtem Bedürfniß nichts entgegen kommt, die in ihren Verlegenheiten keinen Freund,

keinen Rath, keine Hülfe ſieht, wie die ſich durch die ſelbſtiſchen Menſchen durchdrücken und im Stillen darben muß — davon würde Manches zu ſagen ſein, wenn ihr hören wolltet und könntet. Haben Sie Marianens Briefe geleſen? Es ſind dieſelben, die ſie zu jener unglücklichen Zeit ſchrieb. Vergebens ſuchte ich mich Ihnen zu nähern, vergebens Ihnen dieſe Blätter zuzuſtellen; Ihr grauſamer Schwager hatte Sie ſo umlagert, daß alle Liſt und Klugheit vergebens war, und zuletzt, als er mir und Marianen mit dem Gefängniß drohte, mußte ich wohl alle Hoffnung aufgeben. Trifft nicht Alles mit dem überein, was ich erzählt habe? Und ſetzt nicht Norberg's Brief die ganze Geſchichte außer allen Zweifel?"

„Was für ein Brief? fragte Wilhelm.

„Haben Sie ihn nicht in der Brieftaſche gefunden?" verſetzte die Alte.

„Ich habe noch nicht Alles durchgeleſen."

„Geben Sie nur die Brieftaſche her! auf dieſes Document kommt Alles an. Norberg's unglückliches Billet hat die traurige Verwirrung gemacht, ein anderes von ſeiner Hand mag auch den Knoten löſen, inſofern am Faden noch etwas gelegen iſt." Sie nahm ein Blatt aus der Brieftaſche; Wilhelm erkannte jene verhaßte Hand; er nahm ſich zuſammen und las:

„Sag' mir nur, Mädchen, wie vermagſt Du das über mich? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß eine Göttin ſelbſt mich zum ſeufzenden Liebhaber umſchaffen könnte. Anſtatt mir mit offenen Armen entgegen zu eilen, ziehſt Du Dich zurück; man hätte es wahrhaftig für Abſcheu nehmen können, wie Du Dich betrugſt. Iſt's erlaubt, daß ich die Nacht mit der alten Barbara auf einem Koffer in einer Kammer zubringen mußte? Und mein geliebtes Mädchen war nur zwei Thüren davon. Es iſt zu toll, ſag' ich Dir! Ich habe verſprochen, Dir einige Bedenkzeit zu laſſen, nicht gleich in Dich zu dringen, und ich möchte raſend werden über jede verlorne Viertelſtunde. Habe ich Dir nicht geſchenkt, was ich wußte und konnte? Zweifelſt Du noch an meiner Liebe? Was willſt Du haben? ſag' es nur! Es ſoll Dir an nichts fehlen. Ich wollte, der Pfaffe müßte verſtummen und verblinden, der Dir ſolches Zeug in den Kopf geſetzt hat. Mußteſt Du auch gerade an ſo einen kommen! Es giebt ſo viele, die jungen Leuten etwas nachzuſehen wiſſen.

Genug, ich ſage Dir, es muß anders werden, in ein paar Tagen muß ich Antwort wiſſen; denn ich gehe bald wieder weg, und wenn Du nicht wieder freundlich und gefällig biſt, ſo ſollſt Du mich nicht wieder ſehen. . . ."

In dieſer Art ging der Brief noch lange fort, drehte ſich zu Wilhelms ſchmerzlicher Zufriedenheit immer um denſelben Punkt herum und zeugte für die Wahrheit der Geſchichte, die er von Barbara vernommen hatte. Ein zweites Blatt bewies deutlich, daß Mariane auch in der Folge nicht nachgegeben hatte, und Wilhelm vernahm aus dieſen und mehreren Papieren nicht ohne tiefen Schmerz die Geſchichte des unglücklichen Mädchens bis zur Stunde ihres Todes.

Die Alte hatte den rohen Menſchen nach und nach zahm gemacht, indem ſie ihm den Tod Marianens meldete und ihm den Glauben ließ, als wenn Felix ſein Sohn ſei; er hatte ihr einigemal Geld geſchickt, das ſie aber für ſich behielt, da ſie Aurelien die Sorge für des Kindes Erziehung aufgeſchwatzt hatte. Aber leider dauerte dieſer heimliche Erwerb nicht lange. Norberg hatte durch ein wildes Leben den größten Theil ſeines Vermögens verzehrt, und wiederholte Liebesgeſchichten ſein Herz gegen ſeinen erſten, eingebildeten Sohn verhärtet.

So wahrſcheinlich das Alles lautete und ſo ſchön es zuſammentraf, traute Wilhelm doch noch nicht, ſich der Freude zu überlaſſen; er ſchien ſich vor einem Geſchenke zu fürchten, das ihm ein böſer Genius darreichte.

„Ihre Zweifelſucht", ſagte die Alte, die ſeine Gemüthsſtimmung errieth, „kann nur die Zeit heilen. Sehen Sie das Kind als ein fremdes an, und geben Sie deſto genauer auf ihn Acht; bemerken Sie ſeine Gaben, ſeine Natur, ſeine Fähigkeiten, und wenn Sie nicht nach und nach ſich ſelbſt wiedererkennen, ſo müſſen Sie ſchlechte Augen haben. Denn das verſichre ich Sie, wenn ich ein Mann wäre, mir ſollte Niemand ein Kind unterſchieben; aber es iſt ein Glück für die Weiber, daß die Männer in dieſen Fällen nicht ſo ſcharfſichtig ſind."

Nach allem Dieſem ſetzte ſich Wilhelm mit der Alten auseinander; er wollte den Felix mit ſich nehmen, ſie ſollte Mignon zu Thereſen bringen und hernach eine kleine Penſion, die er ihr verſprach, wo ſie wollte, verzehren.

Er ließ Mignon rufen, um ſie auf dieſe Veränderung vorzubereiten. „Meiſter!“ ſagte ſie, „behalte mich bei dir! es wird mir wohl thun und weh.“

Er ſtellte ihr vor, daß ſie nun herangewachſen ſei, und daß doch etwas für ihre weitere Bildung gethan werden müſſe. „Ich bin gebildet genug“, verſetzte ſie, „um zu lieben und zu trauern.“

Er machte ſie auf ihre Geſundheit aufmerkſam, daß ſie eine anhaltende Sorgfalt und die Leitung eines geſchickten Arztes bedürfe. „Warum ſoll man für mich ſorgen“, ſagte ſie, „da ſo viel zu ſorgen iſt?“

Nachdem er ſich viele Mühe gegeben, ſie zu überzeugen, daß er ſie jetzt nicht mit ſich nehmen könne, daß er ſie zu Perſonen bringen wolle, wo er ſie öfters ſehen werde, ſchien ſie von alle dem nichts gehört zu haben. „Du willſt mich nicht bei dir?“ ſagte ſie. „Vielleicht iſt es beſſer; ſchicke mich zum alten Harfenſpieler, der arme Mann iſt ſo allein.“

Wilhelm ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß der Alte gut aufgehoben ſei. „Ich ſehne mich jede Stunde nach ihm“, verſetzte das Kind.

„Ich habe aber nicht bemerkt“, ſagte Wilhelm, „daß du ihm ſo geneigt ſeiſt, als er noch mit uns lebte.“

„Ich fürchtete mich vor ihm, wenn er wachte; ich konnte nur ſeine Augen nicht ſehen; aber wenn er ſchlief, ſetzte ich mich gern zu ihm; ich wehrte ihm die Fliegen und konnte mich nicht ſatt an ihm ſehen. O! er hat mir in ſchrecklichen Augenblicken beigeſtanden; es weiß Niemand, was ich ihm ſchuldig bin. Hätt' ich nur den Weg gewußt, ich wäre ſchon zu ihm gelaufen.“

Wilhelm ſtellte ihr die Umſtände weitläufig vor und ſagte, ſie ſei ſo ein vernünftiges Kind, ſie möchte doch auch diesmal ſeinen Wünſchen folgen. „Die Vernunft iſt grauſam“, verſetzte ſie, „das Herz iſt beſſer. Ich will hingehen, wohin du willſt, aber laß mir deinen Felix!“

Nach vielem Hin- und Wiederreden war ſie immer auf ihrem Sinne geblieben, und Wilhelm mußte ſich zuletzt entſchließen, die beiden Kinder der Alten zu übergeben und ſie zuſammen an Fräulein Thereſe zu ſchicken. Es ward ihm das um ſo leichter, als er ſich noch immer fürchtete, den ſchönen Felix ſich als ſeinen Sohn

zuzueignen. Er nahm ihn auf den Arm und trug ihn herum; das Kind mochte gern vor den Spiegel gehoben sein, und ohne sich es zu gestehen, trug Wilhelm ihn gern vor den Spiegel und suchte dort Aehnlichkeiten zwischen sich und dem Kinde auszuspähen. Ward es ihm dann einen Augenblick recht wahrscheinlich, so drückte er den Knaben an seine Brust; aber auf einmal, erschreckt durch den Gedanken, daß er sich betrügen könnte, setzte er das Kind nieder und ließ es hinlaufen. „O!" rief er aus, „wenn ich mir dieses unschätzbare Gut zueignen könnte, und es würde mir dann entrissen, so wäre ich der unglücklichste aller Menschen!"

Die Kinder waren weggefahren, und Wilhelm wollte nun seinen förmlichen Abschied vom Theater nehmen, als er fühlte, daß er schon abgeschieden sei und nur zu gehen brauchte. Mariane war nicht mehr, seine zwei Schutzgeister hatten sich entfernt, und seine Gedanken eilten ihnen nach. Der schöne Knabe schwebte wie eine reizende ungewisse Erscheinung vor seiner Einbildungskraft; er sah ihn an Theresens Hand durch Felder und Wälder laufen, in der freien Luft und neben einer freien und heitern Begleiterin sich bilden; Therese war ihm noch viel werther geworden, seitdem er das Kind in ihrer Gesellschaft dachte. Selbst als Zuschauer im Theater erinnerte er sich ihrer mit Lächeln; beinahe war er in ihrem Falle, die Vorstellungen machten ihm keine Illusion mehr.

Serlo und Melina waren äußerst höflich gegen ihn, sobald sie merkten, daß er an seinen vorigen Platz keinen weitern Anspruch machte. Ein Theil des Publikums wünschte ihn nochmals auftreten zu sehen; es wäre ihm unmöglich gewesen, und bei der Gesellschaft wünschte es Niemand als allenfalls Frau Melina.

Er nahm nun wirklich Abschied von dieser Freundin; er war gerührt und sagte: „Wenn doch der Mensch sich nicht vermessen wollte, irgend etwas für die Zukunft zu versprechen! Das Geringste vermag er nicht zu halten, geschweige wenn sein Vorsatz von Bedeutung ist. Wie schäme ich mich, wenn ich denke, was ich Ihnen Allen zusammen in jener unglücklichen Nacht versprach, da wir beraubt, krank, verletzt und verwundet in eine elende Schenke zusammengedrängt waren. Wie erhöhte damals das Unglück meinen Muth, und welchen Schatz glaubte ich in meinem guten Willen zu finden! Nun ist aus allem Dem nichts, gar nichts geworden!

Ich verlaſſe Sie als Ihr Schuldner, und mein Glück iſt, daß man mein Verſprechen nicht mehr achtete, als es werth war, und daß Niemand mich jemals deshalb gemahnt hat."

„Sein Sie nicht ungerecht gegen ſich ſelbſt!" verſetzte Frau Melina; „wenn Niemand erkennt, was Sie für uns gethan hatten, ſo werde ich es nicht verkennen; denn unſer ganzer Zuſtand wäre völlig anders, wenn wir Sie nicht beſeſſen hätten. Geht es doch unſern Vorſätzen wie unſern Wünſchen. Sie ſehen ſich gar nicht mehr ähnlich, wenn ſie ausgeführt, wenn ſie erfüllt ſind, und wir glauben nichts gethan, nichts erlangt zu haben."

„Sie werden", verſetzte Wilhelm, „durch Ihre freundſchaftliche Auslegung mein Gewiſſen nicht beruhigen, und ich werde mir immer als Ihr Schuldner vorkommen."

„Es iſt auch wohl möglich, daß Sie es ſind", verſetzte Madame Melina, „nur nicht auf die Art, wie Sie es denken. Wir rechnen uns zur Schande, ein Verſprechen nicht zu erfüllen, das wir mit dem Munde gegeben haben. O, mein Freund, ein guter Menſch verſpricht durch ſeine Gegenwart nur immer zu viel! Das Vertrauen, das er hervorlockt, die Neigung, die er einflößt, die Hoffnungen, die er erregt, ſind unendlich; er wird und bleibt ein Schuldner, ohne es zu wiſſen. Leben Sie wohl! Wenn unſere äußern Umſtände ſich unter Ihrer Leitung recht glücklich hergeſtellt haben, ſo entſteht in meinem Innern durch Ihren Abſchied eine Lücke, die ſich ſo leicht nicht wieder ausfüllen wird."

Wilhelm ſchrieb vor ſeiner Abreiſe aus der Stadt noch einen weitläufigen Brief an Wernern. Sie hatten zwar einige Briefe gewechſelt, aber weil ſie nicht einig werden konnten, hörten ſie zuletzt auf, zu ſchreiben. Nun hatte ſich Wilhelm wieder genähert; er war im Begriff, dasjenige zu thun, was Jener ſo ſehr wünſchte; er konnte ſagen: „Ich verlaſſe das Theater und verbinde mich mit Männern, deren Umgang mich in jedem Sinne zu einer reinen und ſichern Thätigkeit führen muß." Er erkundigte ſich nach ſeinem Vermögen, und es ſchien ihm nunmehr ſonderbar, daß er ſo lange ſich nicht darum bekümmert hatte. Er wußte nicht, daß es die Art aller der Menſchen ſei, denen an ihrer innern Bildung viel gelegen iſt, daß ſie die äußern Verhältniſſe ganz und gar vernachläſſigen. Wilhelm hatte ſich in dieſem Falle befunden; er ſchien

nunmehr zum ersten Mal zu merken, daß er äußerer Hülfsmittel bedürfe, um nachhaltig zu wirken. Er reiste fort mit einem ganz andern Sinn, als das erste Mal; die Aussichten, die sich ihm zeigten, waren reizend, und er hoffte auf seinem Wege etwas Frohes zu erleben.

Neuntes Capitel.

Als er nach Lothario's Gut zurückkam, fand er eine große Veränderung. Jarno kam ihm entgegen mit der Nachricht, daß der Oheim gestorben, daß Lothario hingegangen sei, die hinterlassenen Güter in Besitz zu nehmen. „Sie kommen eben zur rechten Zeit", sagte er, „um mir und dem Abbé beizustehen. Lothario hat uns den Handel um wichtige Güter in unserer Nachbarschaft aufgetragen; es war schon lange vorbereitet, und nun finden wir Geld und Credit eben zur rechten Stunde. Das Einzige war dabei bedenklich, daß ein auswärtiges Handelshaus auch schon auf dieselben Güter Absicht hatte; nun sind wir kurz und gut entschlossen, mit jenem gemeine Sache zu machen; denn sonst hätten wir uns ohne Noth und Vernunft hinaufgetrieben. Wir haben, so scheint es, mit einem klugen Manne zu thun. Nun machen wir Calculs und Anschläge; auch muß ökonomisch überlegt werden, wie wir die Güter theilen können, so daß Jeder ein schönes Besitzthum erhält." Es wurden Wilhelmen die Papiere vorgelegt; man besah die Felder, Wiesen, Schlösser, und obgleich Jarno und der Abbé die Sache sehr gut zu verstehen schienen, so wünschte Wilhelm doch, daß Fräulein Therese von der Gesellschaft sein möchte.

Sie brachten mehrere Tage mit diesen Arbeiten zu, und Wilhelm hatte kaum Zeit, seine Abenteuer und seine zweifelhafte Vaterschaft den Freunden zu erzählen, die eine ihm so wichtige Begebenheit gleichgültig und leichtsinnig behandelten.

Er hatte bemerkt, daß sie manchmal in vertrauten Gesprächen, bei Tische und auf Spaziergängen, auf einmal inne hielten, ihren Worten eine andere Wendung gaben und dadurch wenigstens anzeigten, daß sie unter sich Manches abzuthun hatten, das ihm verborgen sei. Er erinnerte sich an das, was Lydie gesagt hatte, und

glaubte um ſo mehr daran, als eine ganze Seite des Schloſſes vor ihm immer unzugänglich geweſen war. Zu gewiſſen Galerien und beſonders zu dem alten Thurm, den er von außen recht gut kannte, hatte er bisher vergebens Weg und Eingang geſucht.

Eines Abends ſagte Jarno zu ihm: „Wir können Sie nun ſo ſicher als den Unſern anſehen, daß es unbillig wäre, wenn wir Sie nicht tiefer in unſere Geheimniſſe einführten. Es iſt gut, daß der Menſch, der erſt in die Welt tritt, viel von ſich halte, daß er ſich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er Alles möglich zu machen ſuche; aber wenn ſeine Bildung auf einem gewiſſen Grade ſteht, dann iſt es vortheilhaft, wenn er ſich in einer größern Maſſe verlieren lernt, wenn er lernt, um Anderer willen zu leben und ſeiner ſelbſt in einer pflichtmäßigen Thätigkeit zu vergeſſen. Da lernt er erſt ſich ſelbſt kennen; denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit Andern. Sie ſollen bald erfahren, welch eine kleine Welt ſich in Ihrer Nähe befindet, und wie gut Sie in dieſer kleinen Welt gekannt ſind; morgen früh, vor Sonnenaufgang, ſein Sie angezogen und bereit!“

Jarno kam zur beſtimmten Stunde und führte ihn durch bekannte und unbekannte Zimmer des Schloſſes, dann durch einige Galerien, und ſie gelangten endlich vor eine große alte Thüre, die ſtark mit Eiſen beſchlagen war. Jarno pochte, die Thüre that ſich ein wenig auf, ſo daß eben ein Menſch hineinſchlüpfen konnte. Jarno ſchob Wilhelmen hinein, ohne ihm zu folgen. Dieſer fand ſich in einem dunkeln und engen Behältniſſe; es war finſter um ihn, und als er einen Schritt vorwärts gehen wollte, ſtieß er ſchon wider. Eine nicht ganz unbekannte Stimme rief ihm zu: „Tritt herein!“ und nun bemerkte er erſt, daß die Seiten des Raums, in dem er ſich befand, nur mit Teppichen behangen waren, durch welche ein ſchwaches Licht hindurchſchimmerte. „Tritt herein!“ rief es nochmals; er hob den Teppich auf und trat hinein.

Der Saal, in dem er ſich nunmehr befand, ſchien ehemals eine Capelle geweſen zu ſein; anſtatt des Altars ſtand ein großer Tiſch auf einigen Stufen, mit einem grünen Teppich behangen, darüber ſchien ein zugezogener Vorhang ein Gemälde zu bedecken; an den Seiten waren ſchön gearbeitete Schränke, mit feinen Drahtgittern verſchloſſen, wie man ſie in Bibliotheken zu ſehen pflegt; nur ſah

er anſtatt der Bücher viele Rollen aufgeſtellt. Niemand befand ſich in dem Saal; die aufgehende Sonne fiel durch die farbigen Fenſter Wilhelmen gerade entgegen und begrüßte ihn freundlich.

„Setze dich!“ rief eine Stimme, die von dem Altare her zu tönen ſchien. Wilhelm ſetzte ſich auf einen kleinen Armſtuhl, der wider den Verſchlag des Eingangs ſtand; es war kein anderer Sitz im ganzen Zimmer, er mußte ſich darein ergeben, ob ihn ſchon die Morgenſonne blendete; der Seſſel ſtand feſt, er konnte nur die Hand vor die Augen halten.

Indem eröffnete ſich mit einem kleinen Geräuſche der Vorhang über dem Altar und zeigte innerhalb eines Rahmens eine leere, dunkle Oeffnung. Es trat ein Mann hervor in gewöhnlicher Kleidung, der ihn begrüßte und zu ihm ſagte: „Sollten Sie mich nicht wieder erkennen? Sollten Sie unter andern Dingen, die Sie wiſſen möchten, nicht auch zu erfahren wünſchen, wo die Kunſtſammlung Ihres Großvaters ſich gegenwärtig befindet? Erinnern Sie ſich des Gemäldes nicht mehr, das Ihnen ſo reizend war? Wo mag der kranke Königsſohn wohl jetzo ſchmachten?“ Wilhelm erkannte leicht den Fremden, der in jener bedeutenden Nacht ſich mit ihm im Gaſthauſe unterhalten hatte.[1]) „Vielleicht“, fuhr Dieſer fort, „können wir jetzt über Schickſal und Charakter eher einig werden.“

Wilhelm wollte eben antworten, als der Vorhang ſich wieder raſch zuſammenzog. „Sonderbar!“ ſagte er bei ſich ſelbſt, „ſollten zufällige Ereigniſſe einen Zuſammenhang haben? und das, was wir Schickſal nennen, ſollte es blos Zufall ſein? Wo mag ſich meines Großvaters Sammlung befinden? und warum erinnert man mich in dieſen feierlichen Augenblicken daran?“

Er hatte nicht Zeit weiter zu denken; denn der Vorhang öffnete ſich wieder, und ein Mann ſtand vor ſeinen Augen, den er ſogleich für den Landgeiſtlichen erkannte, der mit ihm und der luſtigen Geſellſchaft jene Waſſerfahrt gemacht hatte; er glich dem Abbé, ob er gleich nicht dieſelbe Perſon ſchien. Mit einem heitern Geſichte und einem würdigen Ausdruck fing der Mann an: „Nicht vor Irrthum

1) Wer dieſer Fremde ſowohl als der nachher in dem Rahmen erſcheinende Offizier eigentlich waren, bleibt unaufgeklärt. Der Mann in der Rüſtung des alten Königs von Dänemark ſoll, wie ſich aus einer ſpätern Aeußerung Jarno's zu Wilhelmen ergiebt, ein Zwillingsbruder des Abbé ſein.

zu bewahren, ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja, ihn seinen Irrthum aus vollen Bechern ausschlürfen zu lassen, das ist Weisheit der Lehrer. Wer seinen Irrthum nur kostet, hält lange damit Haus, er freuet sich dessen als eines seltenen Glücks; aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist." Der Vorhang schloß sich abermals, und Wilhelm hatte Zeit nachzudenken. „Von welchem Irrthum kann der Mann sprechen", sagte er zu sich selbst, „als von dem, der mich mein ganzes Leben verfolgt hat, daß ich da Bildung suchte, wo keine zu finden war, daß ich mir einbildete, ein Talent erwerben zu können, zu dem ich nicht die geringste Anlage hatte!"

Der Vorhang riß sich schneller auf; ein Offizier trat hervor und sagte nur im Vorbeigehen: „Lernen Sie die Menschen kennen, zu denen man Zutrauen haben kann!" Der Vorhang schloß sich, und Wilhelm brauchte sich nicht lange zu besinnen, um diesen Offizier für denjenigen zu erkennen, der ihn in des Grafen Park umarmt hatte und Schuld gewesen war, daß er Jarno für einen Werber hielt. Wie dieser hierher gekommen, und wer er sei, war Wilhelmen völlig ein Räthsel. „Wenn so viele Menschen an dir Theil nahmen, deinen Lebensweg kannten und wußten, was darauf zu thun sei, warum führten sie dich nicht strenger? warum nicht ernster? warum begünstigten sie deine Spiele, anstatt dich davon wegzuführen?"

„Rechte nicht mit uns!" rief eine Stimme. „Du bist gerettet und auf dem Wege zum Ziel. Du wirst keine deiner Thorheiten bereuen und keine zurück wünschen; kein glücklicheres Schicksal kann einem Menschen werden." Der Vorhang riß sich von einander, und in voller Rüstung stand der alte König von Dänemark in dem Raume. „Ich bin der Geist deines Vaters", sagte das Bildniß, „und scheide getrost, da meine Wünsche für dich, mehr als ich sie selbst begriff, erfüllt sind. Steile Gegenden lassen sich nur durch Umwege erklimmen, auf der Ebene führen gerade Wege von einem Orte zum andern. Lebe wohl und gedenke mein, wenn du genießest, was ich dir vorbereitet habe."

Wilhelm war äußerst betroffen; er glaubte die Stimme seines Vaters zu hören, und doch war sie es auch nicht; er befand sich durch die Gegenwart und die Erinnerung in der verworrensten Lage.

Nicht lange konnte er nachdenken, als der Abbé hervortrat und ſich hinter den grünen Tiſch ſtellte. „Treten Sie herbei!“ rief er ſeinem verwunderten Freunde zu. Er trat herbei und ſtieg die Stufen hinan. Auf dem Teppiche lag eine kleine Rolle. „Hier iſt Ihr Lehrbrief“, ſagte der Abbé; „beherzigen Sie ihn; er iſt von wichtigem Inhalt.“ Wilhelm nahm ihn auf, öffnete ihn und las:

Lehrbrief.

Die Kunſt iſt lang, das Leben kurz, das Urtheil ſchwierig, die Gelegenheit flüchtig.[1]) Handeln iſt leicht, denken ſchwer; nach dem Gedachten handeln unbequem. Aller Anfang iſt heiter, die Schwelle iſt der Platz der Erwartung. Der Knabe ſtaunt, der Eindruck beſtimmt ihn; er lernt ſpielend, der Ernſt überraſcht ihn. Die Nachahmung iſt uns angeboren, das Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, ſeltener geſchätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge, wandeln wir gerne auf der Ebene. Nur ein Theil der Kunſt kann gelehrt werden, der Künſtler braucht ſie ganz. Wer ſie halb kennt, iſt immer irre und redet viel; wer ſie ganz beſitzt, mag nur thun und redet ſelten oder ſpät. Jene haben keine Geheimniſſe und keine Kraft, ihre Lehre iſt wie gebackenes Brod ſchmackhaft und ſättigend für Einen Tag; aber Mehl kann man nicht ſäen, und die Saatfrüchte ſollen nicht vermahlen werden. Die Worte ſind gut, ſie ſind aber nicht das Beſte. Das Beſte wird nicht deutlich durch Worte. Der Geiſt, aus dem wir handeln, iſt das Höchſte. Die Handlung wird nur vom Geiſte begriffen und wieder dargeſtellt. Niemand weiß, was er thut, wenn er recht handelt; aber des Unrechten ſind wir uns immer bewußt. Wer blos mit Zeichen[2]) wirkt, iſt ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuſcher. Es ſind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zuſammen. Ihr Geſchwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängſtigt die Beſten. Des echten Künſtlers Lehre ſchließt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, ſpricht die That. Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert ſich dem Meiſter.

---

1) Dieſer Satz iſt auch der erſte in den „Aphorismen“ des Hippokrates. — 2) Durch äußere Merkmale anſtatt durch das innere Gefühl; dem Buchſtaben und nicht dem Geiſte nach.

„Genug!“ rief der Abbé; „das Uebrige zu ſeiner Zeit! Jetzt ſehen Sie ſich in jenen Schränken um!“

Wilhelm ging hin und las die Aufſchriften der Rollen. Er fand mit Verwunderung Lotharios Lehrjahre, Jarno's Lehrjahre und ſeine eignen Lehrjahre daſelbſt aufgeſtellt, unter vielen andern, deren Namen ihm unbekannt waren.

„Darf ich hoffen, in dieſe Rollen einen Blick zu werfen?“

„Es iſt für Sie nunmehr in dieſem Zimmer nichts verſchloſſen.“

„Darf ich eine Frage thun?“

„Ohne Bedenken! und Sie können entſcheidende Antwort erwarten, wenn es eine Angelegenheit betrifft, die Ihnen zunächſt am Herzen liegt und am Herzen liegen ſoll.“

„Gut denn! Ihr ſonderbaren und weiſen Menſchen, deren Blick in ſo viele Geheimniſſe dringt, könnt ihr mir ſagen, ob Felix wirklich mein Sohn iſt?“

„Heil Ihnen über dieſe Frage!“ rief der Abbé, indem er vor Freuden die Hände zuſammenſchlug; „Felix iſt Ihr Sohn! Bei dem Heiligſten, was unter uns verborgen liegt, ſchwör' ich Ihnen, Felix iſt Ihr Sohn! und der Geſinnung nach war ſeine abgeſchiedene Mutter Ihrer nicht unwerth. Empfangen Sie das liebliche Kind aus unſerer Hand! kehren Sie ſich um, und wagen Sie es, glücklich zu ſein!“

Wilhelm hörte ein Geräuſch hinter ſich; er kehrte ſich um und ſah ein Kindergeſicht ſchalkhaft durch die Teppiche des Eingangs hervor gucken: es war Felix. Der Knabe verſteckte ſich ſogleich ſcherzend, als er geſehen wurde. „Komm hervor!“ rief der Abbé. Er kam gelaufen, ſein Vater ſtürzte ihm entgegen, nahm ihn in die Arme und drückte ihn an ſein Herz. „Ja, ich fühl's“, rief er aus, „du biſt mein! Welche Gabe des Himmels habe ich meinen Freunden zu verdanken! Wo kommſt du her, mein Kind, gerade in dieſem Augenblick?“

„Fragen Sie nicht!“ ſagte der Abbé. „Heil dir, junger Mann! Deine Lehrjahre ſind vorüber; die Natur hat dich losgeſprochen.“

Achtes Buch.

Erstes Capitel.

Felix war in den Garten gesprungen, Wilhelm folgte ihm mit Entzücken; der schönste Morgen zeigte jeden Gegenstand mit neuen Reizen, und Wilhelm genoß den heitersten Augenblick. Felix war neu in der freien und herrlichen Welt, und sein Vater nicht viel bekannter mit den Gegenständen, nach denen der Kleine wiederholt und unermüdet fragte. Sie gesellten sich endlich zum Gärtner, der die Namen und den Gebrauch mancher Pflanzen hererzählen mußte; Wilhelm sah die Natur durch ein neues Organ, und die Neugierde, die Wißbegierde des Kindes ließen ihn erst fühlen, welch ein schwaches Interesse er an den Dingen außer sich genommen hatte, wie wenig er kannte und wußte. An diesem Tage, dem vergnügtesten seines Lebens, schien auch seine eigene Bildung erst anzufangen; er fühlte die Nothwendigkeit, sich zu belehren, indem er zu lehren aufgefordert ward.

Jarno und der Abbé hatten sich nicht wieder sehen lassen; Abends kamen sie und brachten einen Fremden mit. Wilhelm ging ihm mit Erstaunen entgegen; er traute seinen Augen nicht: es war Werner, der gleichfalls einen Augenblick anstand, ihn anzuerkennen. Beide umarmten sich aufs Zärtlichste, und Beide konnten nicht verbergen, daß sie sich wechselsweise verändert fanden. Werner behauptete, sein Freund sei größer, stärker, gerader, in seinem Wesen gebildeter und in seinem Betragen angenehmer geworden. „Etwas von seiner alten Treuherzigkeit vermiss' ich", setzte er hinzu. „Sie wird sich auch schon wieder zeigen, wenn wir uns nur von der ersten Verwunderung erholt haben", sagte Wilhelm.

Es fehlte viel, daß Werner einen gleich vortheilhaften Eindruck auf Wilhelmen gemacht hätte. Der gute Mann ſchien eher zurück als vorwärts gegangen zu ſein. Er war viel magerer als ehemals; ſein ſpitzes Geſicht ſchien feiner, ſeine Naſe länger zu ſein; ſeine Stirne und ſein Scheitel waren von Haaren entblößt, ſeine Stimme hell, heftig und ſchreiend, und ſeine eingedrückte Bruſt, ſeine vorfallenden Schultern, ſeine farbloſen Wangen ließen keinen Zweifel übrig, daß ein arbeitſamer Hypochondriſt gegenwärtig ſei.

Wilhelm war beſcheiden genug, um ſich über dieſe große Veränderung ſehr mäßig zu erklären, da der Andere hingegen ſeiner freundſchaftlichen Freude völligen Lauf ließ. „Wahrhaftig!“ rief er aus, „wenn du deine Zeit ſchlecht angewendet und, wie ich vermuthe, nichts gewonnen haſt, ſo biſt du doch indeſſen ein Perſönchen geworden, das ſein Glück machen kann und muß; verſchleudere und verſchleudere nur auch das nicht wieder! du ſollſt mir mit dieſer Figur eine reiche und ſchöne Erbin erkaufen.“

„Du wirſt doch“, verſetzte Wilhelm lächelnd, „deinen Charakter nicht verleugnen! Kaum findeſt du nach langer Zeit deinen Freund wieder, ſo ſiehſt du ihn ſchon als eine Waare, als einen Gegenſtand deiner Speculation an, mit dem ſich etwas gewinnen läßt.“

Jarno und der Abbé ſchienen über dieſe Erkennung keineswegs verwundert und ließen beide Freunde ſich nach Belieben über das Vergangene und Gegenwärtige ausbreiten. Werner ging um ſeinen Freund herum, drehte ihn hin und her, ſo daß er ihn faſt verlegen machte. „Nein! nein!“ rief er aus, „ſo was iſt mir noch nicht vorgekommen, und doch weiß ich wohl, daß ich mich nicht betrüge. Deine Augen ſind tiefer, deine Stirn iſt breiter, deine Naſe feiner und dein Mund liebreicher geworden. Seht nur einmal, wie er ſteht! wie das Alles paßt und zuſammenhängt! Wie doch das Faullenzen gedeiht! Ich armer Teufel dagegen“ — er beſah ſich im Spiegel — „wenn ich dieſe Zeit her nicht recht viel Geld gewonnen hätte, ſo wäre doch auch gar nichts an mir.“

Werner hatte Wilhelms letzten Brief nicht empfangen; ihre Handlung war das fremde Haus, mit welchem Lothario die Güter in Gemeinſchaft zu kaufen die Abſicht hatte. Dieſes Geſchäft führte Wernern hierher; er hatte keine Gedanken, Wilhelmen auf ſeinem Wege zu finden. Der Gerichtshalter kam, die Papiere wurden vor-

gelegt, und Werner fand die Vorſchläge billig. „Wenn Sie es mit dieſem jungen Manne, wie es ſcheint, gut meinen“, ſagte er, „ſo ſorgen Sie ſelbſt dafür, daß unſer Theil nicht verkürzt werde; es ſoll von meinem Freunde abhängen, ob er das Gut annehmen und einen Theil ſeines Vermögens daran wenden will.“ Jarno und der Abbé verſicherten, daß es dieſer Erinnerung nicht bedürfe. Man hatte die Sache kaum im Allgemeinen verhandelt, als Werner ſich nach einer Partie l'Hombre ſehnte, wozu ſich denn auch gleich der Abbé und Jarno mit hinſetzten; er war es nun einmal ſo gewohnt, er konnte des Abends ohne Spiel nicht leben.

Als die beiden Freunde nach Tiſche allein waren, befragten und beſprachen ſie ſich ſehr lebhaft über Alles, was ſie ſich mitzutheilen wünſchten. Wilhelm rühmte ſeine Lage und das Glück ſeiner Aufnahme unter ſo trefflichen Menſchen. Werner dagegen ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Man ſollte doch auch nichts glauben, als was man mit Augen ſieht! Mehr als Ein dienſtfertiger Freund hat mir verſichert, du lebteſt mit einem liederlichen jungen Edelmann, führteſt ihm Schauſpielerinnen zu, hälfeſt ihm ſein Geld durchbringen und ſeieſt Schuld, daß er mit ſeinen ſämmtlichen Anverwandten geſpannt ſei.“

„Es würde mich um meinet- und um der guten Menſchen willen verdrießen, daß wir ſo verkannt werden“, verſetzte Wilhelm, „wenn mich nicht meine theatraliſche Laufbahn mit jeder übeln Nachrede verſöhnt hätte. Wie ſollten die Menſchen unſere Handlungen beurtheilen, die ihnen nur einzeln und abgeriſſen erſcheinen, wovon ſie das Wenigſte ſehen, weil Gutes und Böſes im Verborgenen geſchieht, und eine gleichgültige Erſcheinung meiſtens nur an den Tag kommt. Bringt man ihnen doch Schauſpieler und Schauſpielerinnen auf erhöhte Bretter, zündet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk iſt in wenig Stunden abgeſchloſſen, und doch weiß ſelten Jemand eigentlich, was er daraus machen ſoll.“

Nun ging es an ein Fragen nach der Familie, nach den Jugendfreunden und der Vaterſtadt. Werner erzählte mit großer Haſt Alles, was ſich verändert hatte, und was noch beſtand und geſchah. „Die Frauen im Hauſe“, ſagte er, „ſind vergnügt und glücklich; es fehlt nie an Geld. Die eine Hälfte der Zeit bringen ſie zu, ſich zu putzen, und die andere Hälfte, ſich geputzt ſehen zu laſſen. Haus-

hältiſch ſind ſie, ſoviel als billig iſt. Meine Kinder laſſen ſich zu geſcheidten Jungen an. Ich ſehe ſie im Geiſte ſchon ſitzen und ſchreiben und rechnen, laufen, handeln und trödeln; einem jeden ſoll ſobald als möglich ein eigenes Gewerbe eingerichtet werden, und was unſer Vermögen betrifft, daran ſollſt du deine Luſt ſehen. Wenn wir mit den Gütern in Ordnung ſind, mußt du gleich mit nach Hauſe; denn es ſieht doch aus, als wenn du mit einiger Vernunft in die menſchlichen Unternehmungen eingreifen könnteſt. Deine neuen Freunde ſollen geprieſen ſein, daß ſie dich auf den rechten Weg gebracht haben. Ich bin ein närriſcher Teufel und merke erſt, wie lieb ich dich habe, da ich mich nicht ſatt an dir ſehen kann, daß du ſo wohl und ſo gut ausſiehſt. Das iſt doch noch eine andere Geſtalt als das Portrait, das du einmal an die Schweſter ſchickteſt, und worüber im Hauſe großer Streit war. Mutter und Tochter fanden den jungen Herrn allerliebſt, mit offenem Halſe, halbfreier Bruſt, großer Krauſe, herumhängendem Haar, rundem Hut, kurzem Weſtchen und ſchlotternden langen Hoſen, indeſſen ich behauptete, das Coſtüm ſei nur noch zwei Finger breit vom Hanswurſt. Nun ſiehſt du doch aus wie ein Menſch; nur fehlt der Zopf, in den ich deine Haare einzubinden bitte, ſonſt hält man dich denn doch einmal unterweges als Juden an und fordert Zoll und Geleite [1]) von dir."

Felix war indeſſen in die Stube gekommen und hatte ſich, als man auf ihn nicht achtete, aufs Canapé gelegt und war eingeſchlafen. „Was iſt das für ein Wurm?" fragte Werner. Wilhelm hatte in dem Augenblicke den Muth nicht, die Wahrheit zu ſagen, noch Luſt, eine doch immer zweideutige Geſchichte einem Manne zu erzählen, der von Natur nichts weniger als gläubig war.

Die ganze Geſellſchaft begab ſich nunmehr auf die Güter, um ſie zu beſehen und den Handel abzuſchließen. Wilhelm ließ ſeinen Felix nicht von der Seite und freute ſich um des Knaben willen recht lebhaft des Beſitzes, dem man entgegen ſah. Die Lüſternheit des Kindes nach den Kirſchen und Beeren, die bald reif werden

1) In einem großen Theile Deutſchlands mußten die Juden damals noch Leibzoll als eine ſtändige Kopfſteuer, und auf Reiſen Geleitgeld an den Staat zahlen. In Preußen wurde der Leibzoll 1787, in ganz Deutſchland erſt 1803 aufgehoben.

ſollten, erinnerten ihn an die Zeit ſeiner Jugend und an die vielfache Pflicht des Vaters, den Seinigen den Genuß vorzubereiten, zu verſchaffen und zu erhalten. Mit welchem Intereſſe betrachtete er die Baumſchulen und die Gebäude! Wie lebhaft ſann er darauf, das Vernachläſſigte wieder herzuſtellen und das Verfallene zu erneuern! Er ſah die Welt nicht mehr wie ein Zugvogel an, ein Gebäude nicht mehr für eine geſchwind zuſammengeſteckte Laube, die vertrocknet, ehe man ſie verläßt. Alles, was er anzulegen gedachte, ſollte dem Knaben entgegen wachſen, und Alles, was er herſtellte, ſollte eine Dauer auf einige Geſchlechter haben. In dieſem Sinne waren ſeine Lehrjahre geendigt, und mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. Er fühlte es, und ſeiner Freude konnte nichts gleichen. „O, der unnöthigen Strenge der Moral!“ rief er aus, „da die Natur uns auf ihre liebliche Weiſe zu Allem bildet, was wir ſein ſollen. O, der ſeltſamen Anforderungen der bürgerlichen Geſellſchaft, die uns erſt verwirrt und mißleitet und dann mehr als die Natur ſelbſt von uns fordert! Wehe jeder Art von Bildung, welche die wirkſamſten Mittel wahrer Bildung zerſtört und uns auf das Ende hinweiſt, anſtatt uns auf dem Wege ſelbſt zu beglücken!“

So Manches er auch in ſeinem Leben ſchon geſehen hatte, ſo ſchien ihm doch die menſchliche Natur erſt durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden. Das Theater war ihm, wie die Welt, nur als eine Menge ausgeſchütteter Würfel vorgekommen, deren jeder einzeln auf ſeiner Oberfläche bald mehr, bald weniger bedeutet, und die allenfalls zuſammengezählt eine Summe machen. Hier im Kinde lag ihm, konnte man ſagen, ein einzelner Würfel vor, auf deſſen vielfachen Seiten der Werth und der Unwerth der menſchlichen Natur ſo deutlich eingegraben war.

Das Verlangen des Kindes nach Unterſcheidung wuchs mit jedem Tage. Da es einmal erfahren hatte, daß die Dinge Namen haben, ſo wollte es auch den Namen von Allem hören; es glaubte nicht anders, als ſein Vater müſſe Alles wiſſen, quälte ihn oft mit Fragen und gab ihm Anlaß, ſich nach Gegenſtänden zu erkundigen, denen er ſonſt wenig Aufmerkſamkeit gewidmet hatte. Auch der eingeborne Trieb, die Herkunft und das Ende der Dinge zu erfahren, zeigte ſich frühe bei dem Knaben. Wenn er fragte, wo der Wind

herkomme und wo die Flamme hinkomme, war dem Vater ſeine eigene Beſchränkung erſt recht lebendig; er wünſchte zu erfahren, wie weit ſich der Menſch mit ſeinen Gedanken wagen, und wovon er hoffen dürfe, ſich und Andern jemals Rechenſchaft zu geben. Die Heftigkeit des Kindes, wenn es irgend einem lebendigen Weſen Unrecht geſchehen ſah, erfreute den Vater höchlich als das Zeichen eines trefflichen Gemüths. Das Kind ſchlug heftig nach dem Küchenmädchen, das einige Tauben abgeſchnitten hatte. Dieſer ſchöne Begriff wurde denn freilich bald wieder zerſtört, als er den Knaben fand, der ohne Barmherzigkeit Fröſche todtſchlug und Schmetterlinge zerrupfte. Es erinnerte ihn dieſer Zug an ſo viele Menſchen, die höchſt gerecht erſcheinen, wenn ſie ohne Leidenſchaft ſind und die Handlungen Anderer beobachten.

Dieſes angenehme Gefühl, daß der Knabe ſo einen ſchönen und wahren Einfluß auf ſein Daſein habe, ward einen Augenblick geſtört, als Wilhelm in Kurzem bemerkte, daß wirklich der Knabe mehr ihn, als er den Knaben erziehe. Er hatte an dem Kinde nichts auszuſetzen; er war nicht im Stande, ihm eine Richtung zu geben, die es nicht ſelbſt nahm, und ſogar die Unarten, gegen die Aurelie ſo viel gearbeitet hatte, waren, ſo ſchien es, nach dem Tode dieſer Freundin alle wieder in ihre alten Rechte getreten. Noch machte das Kind die Thüre niemals hinter ſich zu, noch wollte er ſeinen Teller nicht abeſſen, und ſein Behagen war niemals größer, als wenn man ihm nachſah, daß er den Biſſen unmittelbar aus der Schüſſel nehmen, das volle Glas ſtehen laſſen und aus der Flaſche trinken konnte. So war er auch ganz allerliebſt, wenn er ſich mit einem Buche in die Ecke ſetzte und ſehr ernſthaft ſagte: „Ich muß das gelehrte Zeug ſtudiren!“ ob er gleich die Buchſtaben noch lange weder unterſcheiden konnte noch wollte.

Bedachte nun Wilhelm, wie wenig er bisher für das Kind gethan hatte, wie wenig er zu thun fähig ſei, ſo entſtand eine Unruhe in ihm, die ſein ganzes Glück aufzuwiegen im Stande war. „Sind wir Männer denn“, ſagte er zu ſich, „ſo ſelbſtiſch geboren, daß wir unmöglich für ein Weſen außer uns Sorge tragen können? Bin ich mit dem Knaben nicht eben auf dem Wege, auf dem ich mit Mignon war? Ich zog das liebe Kind an, ſeine Gegenwart ergetzte mich, und dabei hab' ich es aufs Grauſamſte vernachläſſigt.

Was that ich zu ſeiner Bildung, nach der es ſo ſehr ſtrebte? Nichts! Ich überließ es ſich ſelbſt und allen Zufälligkeiten, denen es in einer ungebildeten Geſellſchaft nur ausgeſetzt ſein konnte; und dann für dieſen Knaben, der dir ſo merkwürdig war, ehe er dir ſo werth ſein konnte, hat dich denn dein Herz geheißen, auch nur jemals das Geringſte für ihn zu thun? Es iſt nicht mehr Zeit, daß du deine eigenen Jahre und die Jahre Anderer vergeudeſt; nimm dich zuſammen und denke, was du für dich und die guten Geſchöpfe zu thun haſt, welche Natur und Neigung ſo feſt an dich knüpfte."

Eigentlich war dieſes Selbſtgeſpräch nur eine Einleitung, ſich zu bekennen, daß er ſchon gedacht, geſorgt, geſucht und gewählt hatte; er konnte nicht länger zögern, ſich es ſelbſt zu geſtehen. Nach oft vergebens wiederholtem Schmerz über den Verluſt Marianens fühlte er nur zu deutlich, daß er eine Mutter für den Knaben ſuchen müſſe, und daß er ſie nicht ſicherer als in Thereſen finden werde. Er kannte dieſes vortreffliche Frauenzimmer ganz. Eine ſolche Gattin und Gehülfin ſchien die einzige zu ſein, der man ſich und die Seinen anvertrauen könnte. Ihre edle Neigung zu Lothario machte ihm keine Bedenklichkeit. Sie waren durch ein ſonderbares Schickſal auf ewig getrennt; Thereſe hielt ſich für frei und hatte von einer Heirath zwar mit Gleichgültigkeit, doch als von einer Sache geſprochen, die ſich von ſelbſt verſteht.

Nachdem er lange mit ſich zu Rathe gegangen war, nahm er ſich vor, ihr von ſich zu ſagen, ſo viel er nur wußte. Sie ſollte ihn kennen lernen, wie er ſie kannte, und er fing nun an, ſeine eigene Geſchichte durchzudenken; ſie ſchien ihm an Begebenheiten ſo leer und im Ganzen jedes Bekenntniß ſo wenig zu ſeinem Vortheil, daß er mehr als einmal von dem Vorſatz abzuſtehen im Begriff war. Endlich entſchloß er ſich, die Rolle ſeiner Lehrjahre aus dem Thurme von Jarno zu verlangen; Dieſer ſagte: „Es iſt eben zur rechten Zeit", und Wilhelm erhielt ſie.

Es iſt eine ſchauderhafte Empfindung, wenn ein edler Menſch mit Bewußtſein auf dem Punkte ſteht, wo er über ſich ſelbſt aufgeklärt werden ſoll. Alle Uebergänge ſind Kriſen; und iſt eine Kriſe nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel! Die Beſſerung fühlt man, und man ſieht nur die Wirkung des vergangenen Uebels. Wilhelm war indeſſen vor-

bereitet genug; die Umstände hatten schon lebhaft zu ihm gesprochen, seine Freunde hatten ihn eben nicht geschont, und wenn er gleich das Pergament mit einiger Hast aufrollte, so ward er doch immer ruhiger, je weiter er las. Er fand die umständliche Geschichte seines Lebens in großen scharfen Zügen geschildert; weder einzelne Begebenheiten, noch beschränkte Empfindungen verwirrten seinen Blick; allgemeine liebevolle Betrachtungen gaben ihm Fingerzeige, ohne ihn zu beschämen, und er sah zum ersten Mal sein Bild außer sich, zwar nicht wie im Spiegel ein zweites Selbst, sondern wie im Portrait ein anderes Selbst: man bekennt sich zwar nicht zu allen Zügen, aber man freut sich, daß ein denkender Geist uns so hat fassen, ein großes Talent uns so hat darstellen wollen, daß ein Bild von dem, was wir waren, noch besteht, und daß es länger als wir selbst dauern kann.

Wilhelm beschäftigte sich nunmehr, indem alle Umstände durch dies Manuscript in sein Gedächtniß zurück kamen, die Geschichte seines Lebens für Theresen aufzusetzen, und er schämte sich fast, daß er gegen ihre großen Tugenden nichts aufzustellen hatte, was eine zweckmäßige Thätigkeit beweisen konnte. So umständlich er in dem Aufsatze war, so kurz faßte er sich in dem Briefe, den er an sie schrieb; er bat sie um ihre Freundschaft, um ihre Liebe, wenn's möglich wäre; er bot ihr seine Hand an und bat sie um baldige Entscheidung.

Nach einigem innerlichen Streit, ob er diese wichtige Sache noch erst mit seinen Freunden, mit Jarno und dem Abbé, berathen solle, entschied er sich, zu schweigen. Er war zu fest entschlossen, die Sache war für ihn zu wichtig, als daß er sie noch hätte dem Urtheil des vernünftigsten und besten Mannes unterwerfen mögen; ja, sogar brauchte er die Vorsicht, seinen Brief auf der nächsten Post selbst zu bestellen. Vielleicht hatte ihm der Gedanke, daß er in so vielen Umständen seines Lebens, in denen er frei und im Verborgenen zu handeln glaubte, beobachtet, ja sogar geleitet worden war, wie ihm aus der geschriebenen Rolle nicht undeutlich erschien, eine Art von unangenehmer Empfindung gegeben, und nun wollte er wenigstens zu Theresens Herzen rein vom Herzen reden und ihrer Entschließung und Entscheidung sein Schicksal schuldig sein, und so machte er sich kein Gewissen, seine Wächter und Aufseher in diesem wichtigen Punkte wenigstens zu umgehen.

Zweites Capitel.

Kaum war der Brief abgeſendet, als Lothario zurückkam. Jedermann freute ſich, die vorbereiteten wichtigen Geſchäfte abgeſchloſſen und bald geendigt zu ſehen, und Wilhelm erwartete mit Verlangen, wie ſo viele Fäden theils neu geknüpft, theils aufgelöſt, und nun ſein eigenes Verhältniß auf die Zukunft beſtimmt werden ſollte. Lothario begrüßte ſie Alle aufs Beſte; er war völlig wieder hergeſtellt und heiter; er hatte das Anſehen eines Mannes, der weiß, was er thun ſoll, und dem in Allem, was er thun will, nichts im Wege ſteht.

Wilhelm konnte ihm ſeinen herzlichen Gruß nicht zurückgeben. „Dies iſt“, mußte er zu ſich ſelbſt ſagen, „der Freund, der Geliebte, der Bräutigam Thereſens, an deſſen Statt du dich einzudrängen denkſt. Glaubſt du denn jemals einen ſolchen Eindruck auszulöſchen oder zu verbannen?“ Wäre der Brief noch nicht fort geweſen, er hätte vielleicht nicht gewagt, ihn abzuſenden. Glücklicherweiſe war der Wurf ſchon gethan, vielleicht war Thereſe ſchon entſchieden; nur die Entfernung deckte noch eine glückliche Vollendung mit ihrem Schleier. Gewinn und Verluſt mußten ſich bald entſcheiden. Er ſuchte ſich durch alle dieſe Betrachtungen zu beruhigen, und doch waren die Bewegungen ſeines Herzens beinahe fieberhaft. Nur wenig Aufmerkſamkeit konnte er auf das wichtige Geſchäft wenden, woran gewiſſermaßen das Schickſal ſeines ganzen Vermögens hing. Ach! wie unbedeutend erſcheint dem Menſchen in leidenſchaftlichen Augenblicken Alles, was ihn umgiebt, Alles, was ihm angehört!

Zu ſeinem Glücke behandelte Lothario die Sache groß, und Werner mit Leichtigkeit. Dieſer hatte bei ſeiner heftigen Begierde zum Erwerb eine lebhafte Freude über den ſchönen Beſitz, der ihm oder vielmehr ſeinem Freunde werden ſollte. Lothario von ſeiner Seite ſchien ganz andere Betrachtungen zu machen. „Ich kann mich nicht ſowohl über einen Beſitz freuen“, ſagte er, „als über die Rechtmäßigkeit deſſelben.“

„Nun, beim Himmel!“ rief Werner, „wird denn dieſer unſer Beſitz nicht rechtmäßig genug?“

„Nicht ganz!“ verſetzte Lothario.

„Geben wir denn nicht unſer baares Geld dafür?“

„Recht gut!“ ſagte Lothario; „auch werden Sie dasjenige, was ich zu erinnern habe, vielleicht für einen leeren Scrupel halten. Mir kommt kein Beſitz ganz rechtmäßig, ganz rein vor, als der dem Staate ſeinen ſchuldigen Theil abträgt.“

„Wie?“ ſagte Werner, „ſo wollten Sie alſo lieber, daß unſere frei gekauften Güter ſteuerbar wären?“

„Ja“, verſetzte Lothario, „bis auf einen gewiſſen Grad; denn durch dieſe Gleichheit mit allen übrigen Beſitzungen entſteht ganz allein die Sicherheit des Beſitzes. Was hat der Bauer in den neuern Zeiten, wo ſo viele Begriffe ſchwankend werden, für einen Hauptanlaß, den Beſitz des Edelmanns für weniger gegründet anzuſehen als den ſeinigen? nur den, daß jener nicht belaſtet iſt und auf ihn laſtet.“

„Wie wird es aber mit den Zinſen unſeres Capitals ausſehen?“ verſetzte Werner.

„Um nichts ſchlimmer“, ſagte Lothario, „wenn uns der Staat gegen eine billige regelmäßige Abgabe das Lehns-Hokus-Pokus erlaſſen und uns mit unſern Gütern nach Belieben zu ſchalten erlauben wollte, daß wir ſie nicht in ſo großen Maſſen zuſammenhalten müßten, daß wir ſie unter unſere Kinder gleicher vertheilen könnten, um alle in eine lebhafte freie Thätigkeit zu verſetzen, ſtatt ihnen nur die beſchränkten und beſchränkenden Vorrechte zu hinterlaſſen, welche zu genießen wir immer die Geiſter unſerer Vorfahren hervorrufen müſſen. Wie viel glücklicher wären Männer und Frauen, wenn ſie mit freien Augen umherſehen und bald ein würdiges Mädchen, bald einen trefflichen Jüngling, ohne andere Rückſichten, durch ihre Wahl erheben könnten. Der Staat würde mehr, vielleicht beſſere Bürger haben und nicht ſo oft um Köpfe und Hände verlegen ſein.“

„Ich kann Sie verſichern“, ſagte Werner, „daß ich in meinem Leben nie an den Staat gedacht habe; meine Abgaben, Zölle und Geleite habe ich nur ſo bezahlt, weil es einmal hergebracht iſt.“

„Nun“, ſagte Lothario, „ich hoffe Sie noch zum guten Patrioten zu machen; denn wie Der nur ein guter Vater iſt, der bei Tiſche erſt ſeinen Kindern vorlegt, ſo iſt Der nur ein guter Bürger, der vor allen andern Ausgaben das, was er dem Staate zu entrichten hat, zurücklegt.“

Durch ſolche allgemeine Betrachtungen wurden ihre beſondern Geſchäfte nicht aufgehalten, vielmehr beſchleunigt. Als ſie ziemlich damit zu Stande waren, ſagte Lothario zu Wilhelmen: „Ich muß Sie nun an einen Ort ſchicken, wo Sie nöthiger ſind als hier; meine Schweſter läßt Sie erſuchen, ſo bald als möglich zu ihr zu kommen: die arme Mignon[1]) ſcheint ſich zu verzehren, und man glaubt, Ihre Gegenwart könnte vielleicht noch dem Uebel Einhalt thun. Meine Schweſter ſchickte mir dieſes Billet noch nach, woraus Sie ſehen können, wie viel ihr daran gelegen iſt.“ Lothario überreichte ihm ein Blättchen. Wilhelm, der ſchon in der größten Verlegenheit zugehört hatte, erkannte ſogleich an dieſen flüchtigen Bleiſtiftzügen die Hand der Gräfin und wußte nicht, was er antworten ſollte.

„Nehmen Sie Felix mit“, ſagte Lothario, „damit die Kinder ſich unter einander aufheitern. Sie müßten morgen früh bei Zeiten weg; der Wagen meiner Schweſter, in welchem meine Leute hergefahren ſind, iſt noch hier, ich gebe Ihnen Pferde bis auf halben Weg, dann nehmen Sie Poſt. Leben Sie recht wohl und richten viele Grüße von mir aus! Sagen Sie dabei meiner Schweſter, ich werde ſie bald wieder ſehen, und ſie ſoll ſich überhaupt auf einige Gäſte vorbereiten. Der Freund unſeres Großoheims, der Marcheſe Cipriani, iſt auf dem Wege, hierher zu kommen; er hoffte, den alten Mann noch am Leben anzutreffen, und ſie wollten ſich zuſammen an der Erinnerung früherer Verhältniſſe ergetzen und ſich ihrer gemeinſamen Kunſtliebhaberei erfreuen. Der Marcheſe war viel jünger als mein Oheim und verdankte ihm den beſten Theil ſeiner Bildung; wir müſſen Alles aufbieten, um einigermaßen die Lücke auszufüllen, die er finden wird, und das wird am beſten durch eine größere Geſellſchaft geſchehen.“

Lothario ging darauf mit dem Abbé in ſein Zimmer; Jarno war vorher weggeritten. Wilhelm eilte auf ſeine Stube; er hatte Niemanden, dem er ſich vertrauen, Niemanden, durch den er einen

---

1) Wie Mignon von Thereſen, an welche ſie mit Felix geſchickt worden war, zu des Grafen Schweſter gekommen, iſt nicht erwähnt Doch ergiebt es ſich aus dem Bund Thereſens mit Lothario's Schweſter, wonach letztere diejenigen Kinder zur Erziehung übernimmt, „an denen ſich ein ruhigeres und feineres Talent zeigt“. Vgl. S. 437.

Schritt, vor dem er sich so sehr fürchtete, hätte abwenden können. Der kleine Diener kam und ersuchte ihn, einzupacken, weil sie noch diese Nacht aufbinden wollten, um mit Anbruch des Tages wegzufahren. Wilhelm wußte nicht, was er thun sollte; endlich rief er aus: „Du willst nur machen, daß du aus diesem Hause kommst; unterwegs überlegst du, was zu thun ist, und bleibst allenfalls auf der Hälfte des Weges liegen, schickst einen Boten zurück, schreibst, was du dir nicht zu sagen getraust, und dann mag werden was will.“ Ungeachtet dieses Entschlusses brachte er eine schlaflose Nacht zu; nur ein Blick auf den so schön ruhenden Felix gab ihm einige Erquickung. „O!“ rief er aus, „wer weiß, was noch für Prüfungen auf mich warten, wer weiß, wie sehr mich begangene Fehler noch quälen, wie oft mir gute und vernünftige Pläne für die Zukunft mißlingen sollen; aber diesen Schatz, den ich einmal besitze, erhalte mir, du erbittliches oder unerbittliches Schicksal! Wäre es möglich, daß dieser beste Theil von mir selbst vor mir zerstört, daß dieses Herz von meinem Herzen gerissen werden könnte, so lebe wohl, Verstand und Vernunft, lebe wohl, jede Sorgfalt und Vorsicht, verschwinde, du Trieb zur Erhaltung! Alles, was uns vom Thiere unterscheidet, verliere sich! und wenn es nicht erlaubt ist, seine traurigen Tage freiwillig zu endigen, so hebe ein frühzeitiger Wahnsinn das Bewußtsein auf, ehe der Tod, der es auf immer zerstört, die lange Nacht herbeiführt!“

Er faßte den Knaben in seine Arme, küßte ihn, drückte ihn an sich und benetzte ihn mit reichlichen Thränen. Das Kind wachte auf; sein helles Auge, sein freundlicher Blick rührten den Vater aufs Innigste. „Welche Scene steht mir bevor“, rief er aus, „wenn ich dich der schönen unglücklichen Gräfin vorstellen soll, wenn sie dich an ihren Busen drückt, den dein Vater so tief verletzt hat! Muß ich nicht fürchten, sie stößt dich wieder von sich mit einem Schrei, sobald deine Berührung ihren wahren oder eingebildeten Schmerz erneuert!“

Der Kutscher ließ ihm nicht Zeit, weiter zu denken oder zu wählen, er nöthigte ihn vor Tage in den Wagen; nun wickelte er seinen Felix wohl ein; der Morgen war kalt, aber heiter, das Kind sah zum ersten Mal in seinem Leben die Sonne aufgehn. Sein Erstaunen über den ersten feurigen Blick, über die wachsende Gewalt

des Lichts, ſeine Freude und ſeine wunderlichen Bemerkungen erfreuten den Vater und ließen ihn einen Blick in das Herz thun, vor welchem die Sonne wie über einem reinen, ſtillen See empor ſteigt und ſchwebt.

In einer kleinen Stadt ſpannte der Kutſcher aus und ritt zurück. Wilhelm nahm ſogleich ein Zimmer in Beſitz und fragte ſich nun, ob er bleiben oder vorwärts gehen ſolle? In dieſer Unentſchloſſenheit wagte er das Blättchen wieder hervorzunehmen, das er bisher nochmals anzuſehen ſich nicht getraut hatte; es enthielt folgende Worte: „Schicke mir deinen jungen Freund ja bald! Mignon hat ſich dieſe beiden letzten Tage eher verſchlimmert. So traurig dieſe Gelegenheit iſt, ſo ſoll mich's doch freuen, ihn kennen zu lernen.“

Die letzten Worte hatte Wilhelm beim erſten Blick nicht bemerkt. Er erſchrak darüber und war ſogleich entſchieden, daß er nicht gehen wollte. „Wie?“ rief er aus, „Lothario, der das Verhältniß weiß, hat ihr nicht eröffnet, wer ich bin? Sie erwartet nicht mit geſetztem Gemüth einen Bekannten, den ſie lieber nicht wieder ſähe, ſie erwartet einen Fremden, und ich trete hinein! Ich ſehe ſie zurückſchaudern, ich ſehe ſie erröthen! Nein, es iſt mir unmöglich, dieſer Scene entgegenzugehen.“ Soeben wurden die Pferde herausgeführt und eingeſpannt; Wilhelm war entſchloſſen, abzupacken und hier zu bleiben. Er war in der größten Bewegung. Als er ein Mädchen zur Treppe heraufkommen hörte, die ihm anzeigen wollte, daß Alles fertig ſei, ſann er geſchwind auf eine Urſache, die ihn hier zu bleiben nöthigte, und ſeine Augen ruhten ohne Aufmerkſamkeit auf dem Billet, das er in der Hand hielt. „Um Gottes willen!“ rief er aus, „was iſt das? das iſt nicht die Hand der Gräfin, es iſt die Hand der Amazone!“

Das Mädchen trat herein, bat ihn, herunter zu kommen, und führte Felix mit ſich fort. „Iſt es möglich?“ rief er aus, „iſt es wahr? Was ſoll ich thun? bleiben und abwarten und aufklären? oder eilen? eilen und mich einer Entwicklung entgegenſtürzen? Du biſt auf dem Wege zu ihr, und kannſt zaudern? Dieſen Abend ſollſt du ſie ſehen, und willſt dich freiwillig ins Gefängniß einſperren? Es iſt ihre Hand, ja, ſie iſt's! dieſe Hand beruft dich, ihr Wagen iſt angeſpannt, dich zu ihr zu führen; nun löſt ſich das Räthſel: Lothario hat zwei Schweſtern. Er weiß mein Verhältniß zu der

einen; wie viel ich der andern ſchuldig bin, iſt ihm unbekannt. Auch ſie weiß nicht, daß der verwundete Vagabund, der ihr, wo nicht ſein Leben, doch ſeine Geſundheit verdankt, in dem Hauſe ihres Bruders ſo unverdient gütig aufgenommen worden iſt.“

Felix, der ſich unten im Wagen ſchaukelte, rief: „Vater, komm! o komm, ſieh die ſchönen Wolken, die ſchönen Farben!“

„Ja, ich komme“, rief Wilhelm, indem er die Treppe hinunter ſprang, „und alle Erſcheinungen des Himmels, die du gutes Kind noch ſehr bewunderſt, ſind nichts gegen den Anblick, den ich erwarte.“

Im Wagen ſitzend rief er nun alle Verhältniſſe in ſein Gedächtniß zurück. „So iſt alſo auch dieſe Natalie die Freundin Thereſens! welch eine Entdeckung, welche Hoffnung und welche Ausſichten! Wie ſeltſam, daß die Furcht, von der einen Schweſter reden zu hören, mir das Daſein der andern ganz und gar verbergen konnte!“ Mit welcher Freude ſah er ſeinen Felix an; er hoffte für den Knaben wie für ſich die beſte Aufnahme.

Der Abend kam heran, die Sonne war untergegangen, der Weg nicht der beſte, der Poſtillon fuhr langſam; Felix war eingeſchlafen, und neue Sorgen und Zweifel ſtiegen in dem Buſen unſers Freundes auf. „Von welchem Wahn, von welchen Einfällen wirſt du beherrſcht!“ ſagte er zu ſich ſelbſt; „eine ungewiſſe Aehnlichkeit der Handſchrift macht dich auf einmal ſicher und giebt dir Gelegenheit, das wunderlichſte Märchen auszudenken.“ Er nahm das Billet wieder vor, und bei dem abgehenden Tageslicht glaubte er wieder die Handſchrift der Gräfin zu erkennen; ſeine Augen wollten im Einzelnen nicht wieder finden, was ihm ſein Herz im Ganzen auf einmal geſagt hatte. „So ziehen dich denn doch dieſe Pferde zu einer ſchrecklichen Scene! wer weiß, ob ſie dich nicht in wenig Stunden ſchon wieder zurückführen werden? Und wenn du ſie nur noch allein anträfeſt! aber vielleicht iſt ihr Gemahl gegenwärtig, vielleicht die Baroneſſe! Wie verändert werde ich ſie finden! Werde ich vor ihr auf den Füßen ſtehen können?“

Nur eine ſchwache Hoffnung, daß er ſeiner Amazone entgegen gehe, konnte manchmal durch die trüben Vorſtellungen durchblicken. Es war Nacht geworden, der Wagen raſſelte in einen Hof hinein und hielt ſtill; ein Bedienter mit einer Wachsfackel trat aus einem

prächtigen Portal hervor und kam die breiten Stufen hinunter bis an den Wagen. „Sie werden schon lange erwartet", sagte er, indem er das Leder aufschlug. Wilhelm, nachdem er ausgestiegen war, nahm den schlafenden Felix auf den Arm, und der erste Bediente rief einem zweiten, der mit einem Lichte in der Thüre stand: „Führe den Herrn gleich zur Baronesse!"

Blitzschnell fuhr Wilhelmen durch die Seele: „Welch ein Glück! es sei vorsätzlich oder zufällig, die Baronesse ist hier! ich soll sie zuerst sehen! wahrscheinlich schläft die Gräfin schon! Ihr guten Geister, helft, daß der Augenblick der größten Verlegenheit leidlich vorübergehe!"

Er trat in das Haus und fand sich an dem ernsthaftesten, seinem Gefühle nach, dem heiligsten Orte, den er je betreten hatte. Eine herabhängende blendende Laterne erleuchtete eine breite sanfte Treppe, die ihm entgegenstand und sich oben beim Umwenden in zwei Theile theilte. Marmorne Statuen und Büsten standen auf Piedestalen und in Nischen geordnet; einige schienen ihm bekannt. Jugendeindrücke verlöschen nicht, auch in ihren kleinsten Theilen. Er erkannte eine Muse, die seinem Großvater gehört hatte, zwar nicht an ihrer Gestalt und an ihrem Werth, doch an einem restaurirten Arme und an den neueingesetzten Stücken des Gewandes. Es war, als wenn er ein Märchen erlebte. Das Kind ward ihm schwer; er zauderte auf den Stufen und kniete nieder, als ob er es bequemer fassen wollte. Eigentlich aber bedurfte er einer augenblicklichen Erholung. Er konnte kaum sich wieder aufheben. Der vorleuchtende Bediente wollte ihm das Kind abnehmen, er konnte es nicht von sich lassen. Darauf trat er in den Vorsaal, und zu seinem noch größern Erstaunen erblickte er das wohlbekannte Bild vom kranken Königssohn an der Wand. Er hatte kaum Zeit, einen Blick darauf zu werfen, der Bediente nöthigte ihn durch ein paar Zimmer in ein Cabinet.

Dort, hinter einem Lichtschirme, der sie beschattete, saß ein Frauenzimmer und las. „O daß sie es wäre!" sagte er zu sich selbst in diesem entscheidenden Augenblick. Er setzte das Kind nieder, das aufzuwachen schien, und dachte sich der Dame zu nähern; aber das Kind sank schlaftrunken zusammen, das Frauenzimmer stand auf und kam ihm entgegen. Die Amazone war's! Er konnte sich nicht

halten, ſtürzte auf ſeine Knie und rief aus: „Sie iſt's!“ Er faßte ihre Hand und küßte ſie mit unendlichem Entzücken. Das Kind lag zwiſchen ihnen Beiden auf dem Teppich und ſchlief ſanft.[1])

Felix ward auf das Canapé gebracht, Natalie ſetzte ſich zu ihm; ſie hieß Wilhelmen auf den Seſſel ſitzen, der zunächſt dabei ſtand. Sie bot ihm einige Erfriſchungen an, die er ausſchlug, indem er nur beſchäftigt war, ſich zu verſichern, daß ſie es ſei, und ihre durch den Lichtſchirm beſchatteten Züge genau wieder zu ſehen und ſicher wieder zu erkennen. Sie erzählte ihm von Mignons Krankheit im Allgemeinen, daß das Kind von wenigen tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrt werde, daß es bei ſeiner großen Reizbarkeit, die es verberge, von einem Krampf an ſeinem armen Herzen oft heftig und gefährlich leide, daß dieſes erſte Organ des Lebens bei unvermutheten Gemüthsbewegungen manchmal plötzlich ſtill ſtehe, und keine Spur der heilſamen Lebensregung in dem Buſen des guten Kindes gefühlt werden könne. Sei dieſer ängſtliche Krampf vorbei, ſo äußere ſich die Kraft der Natur wieder in gewaltſamen Pulſen und ängſtige das Kind nunmehr durch Uebermaß, wie es vorher durch Mangel gelitten habe.

Wilhelm erinnerte ſich einer ſolchen krampfhaften Scene und Natalie bezog ſich auf den Arzt, der weiter mit ihm über die Sache ſprechen und die Urſache, warum man den Freund und Wohlthäter des Kindes gegenwärtig herbeigerufen, umſtändlicher vorlegen würde. „Eine ſonderbare Veränderung“, fuhr Natalie fort, „werden Sie an ihr finden; ſie geht nunmehr in Frauenkleidern, vor denen ſie ſonſt einen ſo großen Abſcheu zu haben ſchien.“

„Wie haben Sie das erreicht?“ fragte Wilhelm.

„Wenn es wünſchenswerth war, ſo ſind wir es nur dem Zufall ſchuldig. Hören Sie, wie es zugegangen iſt. Sie wiſſen vielleicht, daß ich immer eine Anzahl junger Mädchen um mich habe, deren Geſinnungen ich, indem ſie neben mir aufwachſen, zum Guten und Rechten zu bilden wünſche. Aus meinem Munde hören ſie nichts,

---

1) Es iſt merkwürdig, daß Natalie bei dieſer Begegnung nichts darüber verlauten läßt, ob ſie Wilhelmen, den ſie nach ihrem Briefe für einen Unbekannten gehalten, wiedererkennt. Erſt viel ſpäter erwähnt ſie die Erinnerung an ihr früheres Zuſammentreffen mit dem verwundeten Wilhelm wie etwas ganz Selbſtverſtändliches.

als was ich ſelber für wahr halte; doch kann ich und will ich nicht hindern, daß ſie nicht auch von Andern Manches vernehmen, was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt gäng und gäbe iſt. Fragen ſie mich darüber, ſo ſuche ich, ſo viel nur möglich iſt, jene fremden, ungehörigen Begriffe irgendwo an einen richtigen anzuknüpfen, um ſie dadurch, wo nicht nützlich, doch unſchädlich zu machen. Schon ſeit einiger Zeit hatten meine Mädchen aus dem Munde der Bauernkinder gar Manches von Engeln, vom Knechte Ruprecht, vom heiligen Chriſte vernommen, die zu gewiſſen Zeiten in Perſon erſcheinen, gute Kinder beſchenken und unartige beſtrafen ſollten. Sie hatten eine Vermuthung, daß es verkleidete Perſonen ſein müßten, worin ich ſie denn auch beſtärkte und, ohne mich viel auf Deutungen einzulaſſen, mir vornahm, ihnen bei der erſten Gelegenheit ein ſolches Schauſpiel zu geben. Es fand ſich eben, daß der Geburtstag von Zwillingsſchweſtern, die ſich immer ſehr gut betragen hatten, nahe war; ich verſprach, daß ihnen diesmal ein Engel die kleinen Geſchenke bringen ſollte, die ſie ſo wohl verdient hätten. Sie waren äußerſt geſpannt auf dieſe Erſcheinung. Ich hatte mir Mignon zu dieſer Rolle ausgeſucht, und ſie ward an dem beſtimmten Tage in ein langes, leichtes, weißes Gewand anſtändig gekleidet. Es fehlte nicht an einem goldenen Gürtel um die Bruſt und an einem gleichen Diadem in den Haaren. Anfangs wollte ich die Flügel weglaſſen; doch beſtanden die Frauenzimmer, die ſie anputzten, auf ein Paar große goldne Schwingen, an denen ſie recht ihre Kunſt zeigen wollten. So trat, mit einer Lilie in der einen Hand und mit einem Körbchen in der andern, die wunderſame Erſcheinung in die Mitte der Mädchen und überraſchte mich ſelbſt. „Da kommt der Engel!“ ſagte ich. Die Kinder traten alle wie zurück; endlich riefen ſie aus: „Es iſt Mignon!“ und getrauten ſich doch nicht, dieſem wunderſamen Bilde näher zu treten.

„Hier ſind eure Gaben“, ſagte ſie und reichte das Körbchen hin. Man verſammelte ſich um ſie, man betrachtete, man befühlte, man befragte ſie.

„Biſt du ein Engel?“ fragte das eine Kind.

„Ich wollte, ich wär' es“, verſetzte Mignon.

„Warum trägſt du eine Lilie?“

„So rein und offen ſollte mein Herz ſein, dann wär' ich glücklich.“

„Wie iſt's mit den Flügeln? Laß ſie ſehen!"

„Sie ſtellen ſchönere vor, die noch nicht entfaltet ſind."

Und ſo antwortete ſie bedeutend auf jede unſchuldige, leichte Frage. Als die Neugierde der kleinen Geſellſchaft befriedigt war, und der Eindruck dieſer Erſcheinung ſtumpf zu werden anfing, wollte man ſie wieder auskleiden. Sie verwehrte es, nahm ihre Cither, ſetzte ſich hier auf dieſen hohen Schreibtiſch hinauf und ſang ein Lied mit unglaublicher Anmuth.

So laßt mich ſcheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet ſich der friſche Blick;
Ich laſſe dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmliſchen Geſtalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung!

„Ich entſchloß mich ſogleich", fuhr Natalie fort, „ihr das Kleid zu laſſen und ihr noch einige der Art anzuſchaffen, in denen ſie nun auch geht, und in denen, wie es mir ſcheint, ihr Weſen einen ganz andern Ausdruck hat."

Da es ſchon ſpät war, entließ Natalie den Ankömmling, der nicht ohne einige Bangigkeit ſich von ihr trennte. „Iſt ſie verheirathet oder nicht?" dachte er bei ſich ſelbſt. Er hatte gefürchtet, ſo oft ſich etwas regte, eine Thür möchte ſich aufthun, und der

Gemahl hereintreten. Der Bediente, der ihn in sein Zimmer einließ, entfernte sich schneller, als er Muth gefaßt hatte, nach diesem Verhältniß zu fragen. Die Unruhe hielt ihn noch eine Zeit lang wach, und er beschäftigte sich, das Bild der Amazone mit dem Bilde seiner neuen gegenwärtigen Freundin zu vergleichen. Sie wollten noch nicht mit einander zusammenfließen; jenes hatte er sich gleichsam geschaffen, und dieses schien fast ihn umschaffen zu wollen.

Drittes Capitel.

Den andern Morgen, da noch Alles still und ruhig war, ging er, sich im Hause umzusehen. Es war die reinste, schönste, würdigste Baukunst, die er gesehen hatte. „Ist doch wahre Kunst", rief er aus, „wie gute Gesellschaft: sie nöthigt uns auf die angenehmste Weise, das Maß zu erkennen, nach dem und zu dem unser Innerstes gebildet ist." Unglaublich angenehm war der Eindruck, den die Statuen und Büsten seines Großvaters auf ihn machten. Mit Verlangen eilte er dem Bilde vom kranken Königssohn entgegen, und noch immer fand er es reizend und rührend. Der Bediente öffnete ihm verschiedene andere Zimmer; er fand eine Bibliothek, eine Naturaliensammlung, ein physikalisches Cabinet. Er fühlte sich so fremd vor allen diesen Gegenständen. Felix war indessen erwacht und ihm nachgesprungen; der Gedanke, wie und wann er Theresens Brief erhalten werde, machte ihm Sorge; er fürchtete sich vor dem Anblick Mignons, gewissermaßen vor dem Anblick Nataliens. Wie ungleich war sein gegenwärtiger Zustand mit jenen Augenblicken, als er den Brief an Theresen gesiegelt hatte und mit frohem Muth sich ganz einem so edlen Wesen hingab!

Natalie ließ ihn zum Frühstück einladen. Er trat in ein Zimmer, in welchem verschiedene reinlich gekleidete Mädchen, alle, wie es schien, unter zehn Jahren, einen Tisch zurechte machten, indem eine ältliche Person verschiedene Arten von Getränken hereinbrachte.

Wilhelm beschaute ein Bild, das über dem Canapé hing, mit Aufmerksamkeit: er mußte es für das Bild Nataliens erkennen, so wenig es ihm genug thun wollte. Natalie trat herein, und die

Aehnlichkeit ſchien ganz zu verſchwinden. Zu ſeinem Troſte[1]) hatte es ein Ordenskreuz an der Bruſt, und er ſah ein gleiches an der Bruſt Nataliens.

„Ich habe das Portrait hier angeſehen", ſagte er zu ihr, „und mich verwundert, wie ein Maler zugleich ſo wahr und ſo falſch ſein kann. Das Bild gleicht Ihnen im Allgemeinen recht ſehr gut, und doch ſind es weder Ihre Züge noch Ihr Charakter."

„Es iſt vielmehr zu verwundern", verſetzte Natalie, „daß es ſo viel Aehnlichkeit hat; denn es iſt gar mein Bild nicht; es iſt das Bild einer Tante, die mir noch in ihrem Alter glich, da ich erſt ein Kind war. Es iſt gemalt, als ſie ungefähr meine Jahre hatte, und beim erſten Anblick glaubt Jedermann, mich zu ſehen. Sie hätten dieſe treffliche Perſon kennen ſollen! Ich bin ihr ſo viel ſchuldig. Eine ſehr ſchwache Geſundheit, vielleicht zu viel Beſchäftigung mit ſich ſelbſt und dabei eine ſittliche und religiöſe Aengſtlichkeit ließen ſie das der Welt nicht ſein, was ſie unter andern Umſtänden hätte werden können. Sie war ein Licht, das nur wenigen Freunden und mir beſonders leuchtete."

„Wäre es möglich", verſetzte Wilhelm, der ſich einen Augenblick beſonnen hatte, indem nun auf einmal ſo vielerlei Umſtände ihm zuſammentreffend erſchienen, „wäre es möglich, daß jene ſchöne, herrliche Seele, deren ſtille Bekenntniſſe auch mir mitgetheilt worden ſind, Ihre Tante ſei?"

„Sie haben das Heft geleſen?" fragte Natalie.

„Ja!" verſetzte Wilhelm, „mit der größten Theilnahme und nicht ohne Wirkung auf mein ganzes Leben. Was mir am meiſten aus dieſer Schrift entgegen leuchtete, war, ich möchte ſo ſagen, die Reinlichkeit des Daſeins, nicht allein ihrer ſelbſt, ſondern auch alles deſſen, was ſie umgab, dieſe Selbſtändigkeit ihrer Natur und die Unmöglichkeit, etwas in ſich aufzunehmen, was mit der edlen liebevollen Stimmung nicht harmoniſch war."

„So ſind Sie", verſetzte Natalie, „billiger, ja, ich darf wohl ſagen gerechter gegen dieſe ſchöne Natur, als manche Andere, denen man auch dieſes Manuſcript mitgetheilt hat. Jeder gebildete Menſch weiß, wie ſehr er an ſich und Andern mit einer gewiſſen Rohheit

---

1) Zur Beruhigung ſeines Zweifels.

zu kämpfen hat, wie viel ihn ſeine Bildung koſtet, und wie ſehr er doch in gewiſſen Fällen nur an ſich ſelbſt denkt und vergißt, was er Andern ſchuldig iſt. Wie oft macht der gute Menſch ſich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe! und doch, wenn nun eine ſchöne Natur ſich allzu zart, ſich allzu gewiſſenhaft bildet, ja, wenn man will, ſich überbildet, für dieſe ſcheint keine Duldung, keine Nachſicht in der Welt zu ſein. Dennoch ſind die Menſchen dieſer Art außer uns, was die Ideale im Innern ſind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, ſondern zum Nachſtreben. Man lacht über die Reinlichkeit der Holländerinnen; aber wäre Freundin Thereſe, was ſie iſt, wenn ihr nicht eine ähnliche Idee in ihrem Hausweſen immer vorſchwebte?"

„So finde ich alſo", rief Wilhelm aus, „in Thereſens Freundin jene Natalie vor mir, an welcher das Herz jener köſtlichen Verwandten hing, jene Natalie, die von Jugend an ſo theilnehmend, ſo liebevoll und hülfreich war! Nur aus einem ſolchen Geſchlecht konnte eine ſolche Natur entſtehen! Welch eine Ausſicht eröffnet ſich vor mir, da ich auf einmal Ihre Voreltern und den ganzen Kreis, dem Sie angehören, überſchaue!"

„Ja!" verſetzte Natalie, „Sie könnten in einem gewiſſen Sinne nicht beſſer von uns unterrichtet ſein als durch den Aufſatz unſerer Tante; freilich hat ihre Neigung zu mir ſie zu viel Gutes von dem Kinde ſagen laſſen. Wenn man von einem Kinde redet, ſpricht man niemals den Gegenſtand, immer nur ſeine Hoffnungen aus."

Wilhelm hatte indeſſen ſchnell überdacht, daß er nun auch von Lothario's Herkunft und früher Jugend unterrichtet ſei; die ſchöne Gräfin erſchien ihm als Kind mit den Perlen ihrer Tante um den Hals; auch er war dieſen Perlen ſo nahe geweſen, als ihre zarten liebevollen Lippen ſich zu den ſeinigen herunter neigten; er ſuchte dieſe ſchönen Erinnerungen durch andere Gedanken zu entfernen. Er lief die Bekanntſchaften durch, die ihm jene Schrift verſchafft hatte. „So bin ich denn", rief er aus, „in dem Hauſe des würdigen Oheims! Es iſt kein Haus, es iſt ein Tempel, und Sie ſind die würdige Prieſterin, ja der Genius ſelbſt; ich werde mich des Eindrucks von geſtern Abend zeitlebens erinnern, als ich hereintrat und die alten Kunſtbilder der früheſten Jugend wieder vor mir ſtanden. Ich erinnerte mich der mitleidigen Marmorbilder

in Mignons Lied; aber dieſe Bilder hatten über mich nicht zu trauern, ſie ſahen mich mit hohem Ernſt an und ſchloſſen meine früheſte Zeit unmittelbar an dieſen Augenblick. Dieſen unſern alten Familienſchatz, dieſe Lebensfreude meines Großvaters, finde ich hier zwiſchen ſo vielen andern würdigen Kunſtwerken aufgeſtellt, und mich, den die Natur zum Liebling dieſes guten alten Mannes gemacht hatte, mich Unwürdigen, finde ich nun auch hier, o Gott! in welchen Verbindungen, in welcher Geſellſchaft!"

Die weibliche Jugend hatte nach und nach das Zimmer verlaſſen, um ihren kleinen Beſchäftigungen nachzugehn. Wilhelm, der mit Natalien allein geblieben war, mußte ihr ſeine letzten Worte deutlicher erklären. Die Entdeckung, daß ein ſchätzbarer Theil der aufgeſtellten Kunſtwerke ſeinem Großvater angehört hatte, gab eine ſehr heitere geſellige Stimmung. So wie er durch jenes Manuſcript mit dem Hauſe bekannt worden war, ſo fand er ſich nun auch gleichſam in ſeinem Erbtheile wieder. Nun wünſchte er Mignon zu ſehen; die Freundin bat ihn, ſich noch ſo lange zu gedulden, bis der Arzt, der in die Nachbarſchaft gerufen worden, wieder zurück käme. Man kann leicht denken, daß es derſelbe kleine thätige Mann war, den wir ſchon kennen, und deſſen auch die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele erwähnten.

„Da ich mich", fuhr Wilhelm fort, „mitten in jenem Familienkreis befinde, ſo iſt ja wohl der Abbé, deſſen jene Schrift erwähnt, auch der wunderbare, unerklärliche Mann, den ich in dem Hauſe Ihres Bruders nach den ſeltſamſten Ereigniſſen wiedergefunden habe? Vielleicht geben Sie mir einige nähere Aufſchlüſſe über ihn?"

Natalie verſetzte: „Ueber ihn wäre Vieles zu ſagen; wovon ich am genaueſten unterrichtet bin, iſt der Einfluß, den er auf unſere Erziehung gehabt hat. Er war, wenigſtens eine Zeit lang, überzeugt, daß die Erziehung ſich nur an die Neigung anſchließen müſſe; wie er jetzt denkt, kann ich nicht ſagen. Er behauptete, das Erſte und Letzte am Menſchen ſei Thätigkeit, und man könne nichts thun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Inſtinct, der uns dazu treibe. ‚Man giebt zu', pflegte er zu ſagen, ‚daß Poeten geboren werden, man giebt es bei allen Künſten zu, weil man muß, und weil jene Wirkungen der menſchlichen Natur kaum ſcheinbar nachgeäfft werden können; aber wenn man es genau betrachtet, ſo

wird jede, auch nur die geringste Fähigkeit uns angeboren, und es giebt keine unbestimmte Fähigkeit. Nur unsere zweideutige, zerstreute Erziehung macht die Menschen ungewiß; sie erregt Wünsche, statt Triebe zu beleben, und anstatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen. Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, sind mir lieber als Manche, die auf fremdem Wege recht wandeln. Finden Jene, entweder durch sich selbst oder durch Anleitung, den rechten Weg, das ist *den*, der ihrer Natur gemäß ist, so werden sie ihn nie verlassen, anstatt daß Diese jeden Augenblick in Gefahr sind, ein fremdes Joch abzuschütteln und sich einer unbedingten Freiheit zu übergeben.'"

„Es ist sonderbar", sagte Wilhelm, „daß dieser merkwürdige Mann auch an mir Theil genommen und mich, wie es scheint, nach seiner Weise, wo nicht geleitet, doch wenigstens eine Zeit lang in meinen Irrthümern gestärkt hat. Wie er es künftig verantworten will, daß er, in Verbindung mit Mehreren, mich gleichsam zum Besten hatte, muß ich wohl mit Geduld erwarten."

„Ich habe mich nicht über diese Grille, wenn sie eine ist, zu beklagen", sagte Natalie; denn ich bin freilich unter meinen Geschwistern am besten dabei gefahren. Auch seh' ich nicht, wie mein Bruder Lothario hätte schöner ausgebildet werden können; nur hätte vielleicht meine gute Schwester, die Gräfin, anders behandelt werden sollen; vielleicht hätte man ihrer Natur etwas mehr Ernst und Stärke einflößen können. Was aus Bruder Friedrich werden soll, läßt sich gar nicht denken; ich fürchte, er wird das Opfer dieser pädagogischen Versuche werden."

„Sie haben noch einen Bruder?" rief Wilhelm.

„Ja!" versetzte Natalie, „und zwar eine sehr lustige, leichtfertige Natur, und da man ihn nicht abgehalten hatte, in der Welt herumzufahren, so weiß ich nicht, was aus diesem losen, lockern Wesen werden soll. Ich habe ihn seit langer Zeit nicht gesehen. Das Einzige beruhigt mich, daß der Abbé, und überhaupt die Gesellschaft meines Bruders, jederzeit unterrichtet sind, wo er sich aufhält und was er treibt."

Wilhelm war eben im Begriff, Nataliens Gedanken sowohl

über dieſe Paradoxen zu erforſchen, als auch über die geheimnißvolle Geſellſchaft von ihr Aufſchlüſſe zu begehren, als der Medicus hereintrat und nach dem erſten Willkommen ſogleich von Mignons Zuſtande zu ſprechen anfing. Natalie, die darauf den Felix bei der Hand nahm, ſagte, ſie wolle ihn zu Mignon führen und das Kind auf die Erſcheinung ſeines Freundes vorbereiten.

Der Arzt war nunmehr mit Wilhelmen allein und fuhr fort: „Ich habe Ihnen wunderbare Dinge zu erzählen, die Sie kaum vermuthen. Natalie läßt uns Raum, damit wir freier von Dingen ſprechen können, die, ob ich ſie gleich nur durch ſie ſelbſt erfahren konnte, doch in ihrer Gegenwart ſo frei nicht abgehandelt werden dürften. Die ſonderbare Natur des guten Kindes, von dem jetzt die Rede iſt, beſteht beinah nur aus einer tiefen Sehnſucht; das Verlangen, ihr Vaterland wieder zu ſehen, und das Verlangen nach Ihnen, mein Freund, iſt, möchte ich faſt ſagen, das einzige Irdiſche an ihr; Beides greift nur in eine unendliche Ferne, beide Gegenſtände liegen unerreichbar vor dieſem einzigen Gemüth. Sie mag in der Gegend von Mailand zu Hauſe ſein und iſt in ſehr früher Jugend durch eine Geſellſchaft Seiltänzer ihren Eltern entführt worden. Näheres kann man von ihr nicht erfahren, theils weil ſie zu jung war, um Ort und Namen genau angeben zu können, beſonders aber, weil ſie einen Schwur gethan hat, keinem lebendigen Menſchen ihre Wohnung und Herkunft näher zu bezeichnen[1]). Denn eben jene Leute, die ſie in der Irre fanden, und denen ſie ihre Wohnung ſo genau beſchrieb, mit ſo dringenden Bitten, ſie nach Hauſe zu führen, nahmen ſie nur deſto eiliger mit ſich fort und ſcherzten Nachts in der Herberge, da ſie glaubten, das Kind ſchlafe ſchon, über den guten Fang und betheuerten, daß es den Weg zurück nicht wieder finden ſollte. Da überfiel das arme Geſchöpf eine gräßliche Verzweiflung, in der ihm zuletzt die Mutter Gottes erſchien und ihm verſicherte, daß ſie ſich ſeiner annehmen wolle. Es ſchwur darauf bei ſich ſelbſt einen heiligen Eid, daß ſie künftig Niemandem mehr vertrauen, Niemandem ihre Geſchichte erzählen und in der Hoffnung einer unmittelbaren göttlichen Hülfe leben und ſterben wolle. Selbſt dieſes, was ich Ihnen hier erzähle, hat ſie Natalien

1) Vgl die letzten Zeilen ihres Liedes S. 389.

nicht ausdrücklich vertraut; unſere werthe Freundin hat es aus einzelnen Aeußerungen, aus Liedern und kindlichen Unbeſonnenheiten, die gerade das verrathen, was ſie verſchweigen wollen, zuſammengereiht."

Wilhelm konnte ſich nunmehr manches Lied, manches Wort dieſes guten Kindes erklären. Er bat ſeinen Freund aufs Dringendſte, ihm ja nichts vorzuenthalten, was ihm von den ſonderbaren Geſängen und Bekenntniſſen des einzigen Weſens bekannt worden ſei.

„O!" ſagte der Arzt, „bereiten Sie ſich auf ein ſonderbares Bekenntniß, auf eine Geſchichte, an der Sie, ohne ſich zu erinnern, viel Antheil haben, die, wie ich fürchte, für Tod und Leben dieſes guten Geſchöpfs entſcheidend iſt."

„Laſſen Sie mich hören!" verſetzte Wilhelm, „ich bin äußerſt ungeduldig."

„Erinnern Sie ſich", ſagte der Arzt, „eines geheimen, nächtlichen, weiblichen Beſuchs nach der Aufführung des Hamlet?"

„Ja, ich erinnere mich deſſen wohl!" rief Wilhelm beſchämt, „aber ich glaubte nicht in dieſem Augenblick daran erinnert zu werden."

„Wiſſen Sie, wer es war?"

„Nein! Sie erſchrecken mich! ums Himmels willen, doch nicht Mignon? Wer war's? ſagen Sie mir's!"

„Ich weiß es ſelbſt nicht."

„Alſo nicht Mignon?"

„Nein, gewiß nicht! aber Mignon war im Begriff, ſich zu Ihnen zu ſchleichen, und mußte aus einem Winkel mit Entſetzen ſehen, daß eine Nebenbuhlerin ihr zuvorkam."

„Eine Nebenbuhlerin!" rief Wilhelm aus; „reden Sie weiter, Sie verwirren mich ganz und gar."

„Sein Sie froh", ſagte der Arzt, „daß Sie dieſe Reſultate ſo ſchnell von mir erfahren können. Natalie und ich, die wir doch nur einen entferntern Antheil nehmen, wir waren genug gequält, bis wir den verworrenen Zuſtand dieſes guten Weſens, dem wir zu helfen wünſchten, nur ſo deutlich einſehen konnten. Durch leichtſinnige Reden Philinens und der andern Mädchen, durch ein gewiſſes Liedchen[1]) aufmerkſam gemacht, war ihr der Gedanke ſo reizend ge-

1) Gemeint iſt wohl das Liedchen Philinens S. 300; allein als ſie es ſang, war Mignon nicht gegenwärtig.

worden, eine Nacht bei dem Geliebten zuzubringen, ohne daß sie dabei etwas weiter als eine vertrauliche, glückliche Ruhe zu denken wußte. Die Neigung für Sie, mein Freund, war in dem guten Herzen schon lebhaft und gewaltsam; in Ihren Armen hatte das gute Kind schon von manchem Schmerz ausgeruht, sie wünschte sich nun dieses Glück in seiner ganzen Fülle. Bald nahm sie sich vor, Sie freundlich darum zu bitten, bald hielt sie ein heimlicher Schauder wieder davon zurück. Endlich gab ihr der lustige Abend und die Stimmung des häufig genossenen Weins den Muth, das Wagestück zu versuchen und sich jene Nacht bei Ihnen einzuschleichen. Schon war sie vorausgelaufen, um sich in der unverschlossenen Stube zu verbergen; allein als sie eben die Treppe hinaufgekommen war, hörte sie ein Geräusch; sie verbarg sich und sah ein weißes weibliches Wesen in Ihr Zimmer schleichen. Sie kamen selbst bald darauf, und sie hörte den großen Riegel zuschieben. Mignon empfand unerhörte Qual; alle die heftigen Empfindungen einer leidenschaftlichen Eifersucht mischten sich zu dem unerkannten Verlangen einer dunkeln Begierde und griffen die halb entwickelte Natur gewaltsam an. Ihr Herz, das bisher vor Sehnsucht und Erwartung lebhaft geschlagen hatte, fing auf einmal an zu stocken und drückte wie eine bleierne Last ihren Busen; sie konnte nicht zu Athem kommen, sie wußte sich nicht zu helfen, sie hörte die Harfe des Alten, eilte zu ihm unter das Dach und brachte die Nacht zu seinen Füßen unter entsetzlichen Zuckungen hin."

Der Arzt hielt einen Augenblick inne, und da Wilhelm stille schwieg, fuhr er fort: „Natalie hat mir versichert, es habe sie in ihrem Leben nichts so erschreckt und angegriffen als der Zustand des Kindes bei dieser Erzählung; ja, unsere edle Freundin machte sich Vorwürfe, daß sie durch ihre Fragen und Anleitungen diese Bekenntnisse hervorgelockt und durch die Erinnerung die lebhaften Schmerzen des guten Mädchens so grausam erneuert habe. ‚Das gute Geschöpf', so erzählte mir Natalie, ‚war kaum auf diesem Punkte seiner Erzählung oder vielmehr seiner Antworten auf meine steigenden Fragen, als es auf einmal vor mir niederstürzte und, mit der Hand am Busen, über den wiederkehrenden Schmerz jener schrecklichen Nacht sich beklagte. Es wand sich wie ein Wurm an der Erde, und ich mußte alle meine Fassung zusammennehmen, um

die Mittel, die mir für Geiſt und Körper unter dieſen Umſtänden bekannt waren, zu denken und anzuwenden.'"

„Sie ſetzen mich in eine bängliche Lage", rief Wilhelm, „indem Sie mich eben im Augenblicke, da ich das liebe Geſchöpf wieder ſehen ſoll, mein vielfaches Unrecht gegen daſſelbe ſo lebhaft fühlen laſſen. Soll ich ſie ſehen, warum nehmen Sie mir den Muth, ihr mit Freiheit entgegen zu treten? Und ſoll ich Ihnen geſtehen: da ihr Gemüth ſo geſtimmt iſt, ſo ſeh' ich nicht ein, was meine Gegenwart helfen ſoll. Sind Sie als Arzt überzeugt, daß jene doppelte Sehnſucht ihre Natur ſo weit untergraben hat, daß ſie ſich vom Leben abzuſcheiden droht, warum ſoll ich durch meine Gegenwart ihre Schmerzen erneuern und vielleicht ihr Ende beſchleunigen?"

„Mein Freund!" verſetzte der Arzt, „wo wir nicht helfen können, ſind wir doch ſchuldig, zu lindern, und wie ſehr die Gegenwart eines geliebten Gegenſtandes der Einbildungskraft ihre zerſtörende Gewalt nimmt und die Sehnſucht in ein ruhiges Schauen verwandelt, davon habe ich die wichtigſten Beiſpiele. Alles mit Maß und Ziel! Denn eben ſo kann die Gegenwart eine verlöſchende Leidenſchaft wieder anfachen. Sehen Sie das gute Kind, betragen Sie ſich freundlich, und laſſen Sie uns abwarten, was daraus entſteht."

Natalie kam eben zurück und verlangte, daß Wilhelm ihr zu Mignon folgen ſollte. „Sie ſcheint mit Felix ganz glücklich zu ſein und wird den Freund, hoffe ich, gut empfangen." Wilhelm folgte nicht ohne einiges Widerſtreben; er war tief gerührt von dem, was er vernommen hatte, und fürchtete eine leidenſchaftliche Scene. Als er hereintrat, ergab ſich gerade das Gegentheil.

Mignon, im langen weißen Frauengewande, theils mit lockigen, theils aufgebundenen reichen, braunen Haaren, ſaß, hatte Felix auf dem Schooße und drückte ihn an ihr Herz; ſie ſah völlig aus wie ein abgeſchiedener Geiſt, und der Knabe wie das Leben ſelbſt; es ſchien, als wenn Himmel und Erde ſich umarmten. Sie reichte Wilhelmen lächelnd die Hand und ſagte: „Ich danke dir, daß du mir das Kind wieder bringſt; ſie hatten ihn, Gott weiß wie, entführt, und ich konnte nicht leben zeither. So lange mein Herz auf der Erde noch etwas bedarf, ſoll Dieſer die Lücke ausfüllen."

Die Ruhe, womit Mignon ihren Freund empfangen hatte, verſetzte die Geſellſchaft in große Zufriedenheit. Der Arzt verlangte,

daß Wilhelm ſie öfters ſehen, und daß man ſie ſowohl körperlich als geiſtig im Gleichgewicht erhalten ſollte. Er ſelbſt entfernte ſich und verſprach, in kurzer Zeit wieder zu kommen.

Wilhelm konnte nun Natalien in ihrem Kreiſe beobachten: man hätte ſich nichts Beſſeres gewünſcht, als neben ihr zu leben. Ihre Gegenwart hatte den reinſten Einfluß auf junge Mädchen und Frauenzimmer von verſchiedenem Alter, die theils in ihrem Hauſe wohnten, theils aus der Nachbarſchaft ſie mehr oder weniger zu beſuchen kamen.

„Der Gang Ihres Lebens", ſagte Wilhelm einmal zu ihr, „iſt wohl immer ſehr gleich geweſen? denn die Schilderung, die Ihre Tante von Ihnen als Kind macht, ſcheint, wenn ich nicht irre, noch immer zu paſſen. Sie haben ſich, man fühlt es Ihnen wohl an, nie verwirrt. Sie waren nie genöthigt, einen Schritt zurückzuthun."

„Das bin ich meinem Oheim und dem Abbé ſchuldig", verſetzte Natalie, „die meine Eigenheiten ſo gut zu beurtheilen wußten. Ich erinnere mich von Jugend an kaum eines lebhaftern Eindrucks, als daß ich überall die Bedürfniſſe der Menſchen ſah und ein unüberwindliches Verlangen empfand, ſie auszugleichen. Das Kind, das noch nicht auf ſeinen Füßen ſtehen konnte, der Alte, der ſich nicht mehr auf den ſeinigen erhielt, das Verlangen einer reichen Familie nach Kindern, die Unfähigkeit einer armen, die ihrigen zu erhalten, jedes ſtille Verlangen nach einem Gewerbe, den Trieb zu einem Talente, die Anlagen zu hundert kleinen nothwendigen Fähigkeiten: dieſe überall zu entdecken, ſchien mein Auge von der Natur beſtimmt. Ich ſah, worauf mich Niemand aufmerkſam gemacht hatte; ich ſchien aber auch nur geboren, um das zu ſehen. Die Reize der lebloſen Natur, für die ſo viele Menſchen äußerſt empfänglich ſind, hatten keine Wirkung auf mich, beinah noch weniger die Reize der Kunſt; meine angenehmſte Empfindung war und iſt es noch, wenn ſich mir ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darſtellte, ſogleich im Geiſte einen Erſatz, ein Mittel, eine Hülfe aufzufinden. Sah ich einen Armen in Lumpen, ſo fielen mir die überflüſſigen Kleider ein, die ich in den Schränken der Meinigen hatte hängen ſehen; ſah ich Kinder, die ſich ohne Sorgfalt und ohne Pflege verzehrten, ſo erinnerte ich mich dieſer oder jener Frau, der ich, bei Reichthum und Bequemlichkeit, Langeweile abgemerkt hatte; ſah ich viele

Menſchen in einem engen Raume eingeſperrt, ſo dachte ich, ſie müßten in die großen Zimmer mancher Häuſer und Paläſte einquartiert werden. Dieſe Art, zu ſehen, war bei mir ganz natürlich, ohne die mindeſte Reflexion, ſo daß ich darüber als Kind das wunderlichſte Zeug von der Welt machte und mehr als einmal durch die ſonderbarſten Anträge die Menſchen in Verlegenheit ſetzte. Noch eine Eigenheit war es, daß ich das Geld nur mit Mühe und ſpät als ein Mittel, die Bedürfniſſe zu befriedigen, anſehen konnte; alle meine Wohlthaten beſtanden in Naturalien, und ich weiß, daß oft genug über mich gelacht worden iſt. Nur der Abbé ſchien mich zu verſtehen; er kam mir überall entgegen, er machte mich mit mir ſelbſt, mit dieſen Wünſchen und Neigungen bekannt und lehrte mich, ſie zweckmäßig befriedigen."

„Haben Sie denn", fragte Wilhelm, „bei der Erziehung Ihrer kleinen weiblichen Welt auch die Grundſätze jener ſonderbaren Männer angenommen? laſſen Sie denn auch jede Natur ſich ſelbſt ausbilden? laſſen Sie denn auch die Ihrigen ſuchen und irren, Mißgriffe thun, ſich glücklich am Ziele finden oder unglücklich in die Irre verlieren?"

„Nein!" ſagte Natalie; „dieſe Art, mit Menſchen zu handeln, würde ganz gegen meine Geſinnungen ſein. Wer nicht im Augenblicke hilft, ſcheint mir nie zu helfen; wer nicht im Augenblicke Rath giebt, nie zu rathen. Eben ſo nöthig ſcheint es mir, gewiſſe Geſetze auszuſprechen und den Kindern einzuſchärfen, die dem Leben einen gewiſſen Halt geben. Ja, ich möchte beinah behaupten, es ſei beſſer, nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unſerer Natur hin und her treibt, und wie ich die Menſchen ſehe, ſcheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entſchieden ausgeſprochenes Geſetz ausgefüllt werden kann."

„So iſt alſo Ihre Handlungsweiſe", ſagte Wilhelm, „völlig von jener verſchieden, welche unſere Freunde beobachten?"

„Ja!" verſetzte Natalie; „Sie können aber hieraus die unglaubliche Toleranz jener Männer ſehen, daß ſie eben auch mich auf meinem Wege, gerade deswegen, weil es mein Weg iſt, keineswegs ſtören, ſondern mir in Allem, was ich nur wünſchen kann, entgegenkommen."

Einen umſtändlichern Bericht, wie Natalie mit ihren Kindern verfuhr, verſparen wir auf eine andere Gelegenheit.

Mignon verlangte oft in der Gesellschaft zu sein, und man vergönnte es ihr um so lieber, als sie sich nach und nach wieder an Wilhelmen zu gewöhnen, ihr Herz gegen ihn aufzuschließen und überhaupt heiterer und lebenslustiger zu werden schien. Sie hing sich beim Spazierengehen, da sie leicht müde ward, gern an seinen Arm. „Nun", sagte sie, „Mignon klettert und springt nicht mehr, und doch fühlt sie noch immer die Begierde, über die Gipfel der Berge wegzuspazieren, von einem Hause aufs andere, von einem Baume auf den andern zu schreiten. Wie beneidenswerth sind die Vögel, besonders wenn sie so artig und vertraulich ihre Nester bauen!"

Es ward nun bald zur Gewohnheit, daß Mignon ihren Freund mehr als einmal in den Garten lud. War Dieser beschäftigt oder nicht zu finden, so mußte Felix die Stelle vertreten, und wenn das gute Mädchen in manchen Augenblicken ganz von der Erde los schien, so hielt sie sich in andern gleichsam wieder fest an Vater und Sohn und schien eine Trennung von Diesen mehr als Alles zu fürchten.

Natalie schien nachdenklich. „Wir haben gewünscht, durch Ihre Gegenwart", sagte sie, „das arme gute Herz wieder aufzuschließen; ob wir wohlgethan haben, weiß ich nicht." Sie schwieg und schien zu erwarten, daß Wilhelm etwas sagen sollte. Auch fiel ihm ein, daß durch seine Verbindung mit Theresen Mignon unter den gegenwärtigen Umständen aufs Aeußerste gekränkt werden müsse; allein er getraute sich in seiner Ungewißheit nicht, von diesem Vorhaben zu sprechen; er vermuthete nicht, daß Natalie davon unterrichtet sei.

Eben so wenig konnte er mit Freiheit des Geistes die Unterredung verfolgen, wenn seine edle Freundin von ihrer Schwester sprach, ihre guten Eigenschaften rühmte und ihren Zustand bedauerte. Er war nicht wenig verlegen, als Natalie ihm ankündigte, daß er die Gräfin bald hier sehen werde. „Ihr Gemahl", sagte sie, „hat nun keinen andern Sinn, als den abgeschiedenen Grafen [1]) in der Gemeinde zu ersetzen, durch Einsicht und Thätigkeit diese große Anstalt zu unterstützen und weiter aufzubauen. Er kommt mit ihr zu uns, um eine Art von Abschied zu nehmen; er wird nachher die verschiedenen Orte besuchen, wo die Gemeinde sich niedergelassen hat; man scheint ihn nach seinen Wünschen zu behandeln, und fast glaub'

1) Graf Zinzendorf war bereits den 9. Mai 1760 zu Herrnhut gestorben.

ich, er wagt mit meiner armen Schweſter eine Reiſe nach Amerika, um ja ſeinem Vorgänger recht ähnlich zu werden; und da er einmal ſchon beinah überzeugt iſt, daß ihm nicht viel fehle, ein Heiliger zu ſein, ſo mag ihm der Wunſch manchmal vor der Seele ſchweben, wo möglich zuletzt auch noch als Märtyrer zu glänzen."

Viertes Capitel.

Oft genug hatte man bisher von Fräulein Thereſe geſprochen, oft genug ihrer im Vorbeigehen erwähnt, und faſt jedesmal war Wilhelm im Begriff, ſeiner neuen Freundin zu bekennen, daß er jenem trefflichen Frauenzimmer ſein Herz und ſeine Hand angeboten habe. Ein gewiſſes Gefühl, das er ſich nicht erklären konnte, hielt ihn zurück; er zauderte ſo lange, bis endlich Natalie ſelbſt mit dem himmliſchen, beſcheidenen, heitern Lächeln, das man an ihr zu ſehen gewohnt war, zu ihm ſagte: „So muß ich denn doch zuletzt das Stillſchweigen brechen und mich in Ihr Vertrauen gewaltſam eindrängen! Warum machen Sie mir ein Geheimniß, mein Freund, aus einer Angelegenheit, die Ihnen ſo wichtig iſt, und die mich ſelbſt ſo nahe angeht? Sie haben meiner Freundin Ihre Hand angeboten; ich miſche mich nicht ohne Beruf in die Sache; hier iſt meine Legitimation! hier iſt der Brief, den ſie Ihnen ſchreibt, den ſie durch mich Ihnen ſendet."

„Einen Brief von Thereſen!" rief er aus.

„Ja, mein Herr! und Ihr Schickſal iſt entſchieden, Sie ſind glücklich. Laſſen Sie mich Ihnen und meiner Freundin Glück wünſchen!"

Wilhelm verſtummte und ſah vor ſich hin. Natalie ſah ihn an; ſie bemerkte, daß er blaß ward. „Ihre Freude iſt ſtark", fuhr ſie fort; „ſie nimmt die Geſtalt des Schreckens an, ſie raubt Ihnen die Sprache. Mein Antheil iſt darum nicht weniger herzlich, weil er mich noch zum Worte kommen läßt. Ich hoffe, Sie werden dankbar ſein; denn ich darf Ihnen ſagen: mein Einfluß auf Thereſens Entſchließung war nicht gering; ſie fragte mich um Rath, und ſonderbarerweiſe waren Sie eben hier; ich konnte die wenigen Zweifel, die meine Freundin noch hegte, glücklich beſiegen. Die Boten gingen lebhaft hin und wieder; hier iſt ihr Entſchluß! hier

iſt die Entwicklung! Und nun ſollen Sie alle ihre Briefe leſen, Sie ſollen in das ſchöne Herz Ihrer Braut einen freien, reinen Blick thun."

Wilhelm entfaltete das Blatt, das ſie ihm unverſiegelt überreichte; es enthielt die freundlichen Worte:

„Ich bin die Ihre, wie ich bin, und wie Sie mich kennen. Ich nenne Sie den Meinen, wie Sie ſind, und wie ich Sie kenne. Was an uns ſelbſt, was an unſern Verhältniſſen der Eheſtand verändert, werden wir durch Vernunft, frohen Muth und guten Willen zu übertragen wiſſen. Da uns keine Leidenſchaft, ſondern Neigung und Zutrauen zuſammenführt, ſo wagen wir weniger als tauſend Andere. Sie verzeihen mir gewiß, wenn ich mich manchmal meines alten Freundes herzlich erinnere; dafür will ich Ihren Sohn als Mutter an meinen Buſen drücken. Wollen Sie mein kleines Haus ſogleich mit mir theilen, ſo ſind Sie Herr und Meiſter; indeſſen wird der Gutskauf abgeſchloſſen. Ich wünſchte, daß dort keine neue Einrichtung ohne mich gemacht würde, um ſogleich zu zeigen, daß ich das Zutrauen verdiene, das Sie mir ſchenken. Leben Sie wohl, lieber, lieber Freund! geliebter Bräutigam, verehrter Gatte! Thereſe drückt Sie an ihre Bruſt mit Hoffnung und Lebensfreude. Meine Freundin wird Ihnen mehr, wird Ihnen Alles ſagen."

Wilhelm, dem dieſes Blatt ſeine Thereſe wieder völlig vergegenwärtigt hatte, war auch wieder völlig zu ſich ſelbſt gekommen. Unter dem Leſen wechſelten die ſchnellſten Gedanken in ſeiner Seele. Mit Entſetzen fand er lebhafte Spuren einer Neigung gegen Natalien in ſeinem Herzen; er ſchalt ſich, er erklärte jeden Gedanken der Art für Unſinn; er ſtellte ſich Thereſen in ihrer ganzen Vollkommenheit vor, er las den Brief wieder, er ward heiter, oder vielmehr er erholte ſich ſo weit, daß er heiter ſcheinen konnte Natalie legte ihm die gewechſelten Briefe vor, aus denen wir einige Stellen ausziehen wollen.

Nachdem Thereſe ihren Bräutigam nach ihrer Art geſchildert hatte, fuhr ſie fort:

„So ſtelle ich mir den Mann vor, der mir jetzt ſeine Hand anbietet. Wie er von ſich ſelbſt denkt, wirſt Du künftig aus den Papieren ſehen, in welchen er ſich mir ganz offen beſchreibt; ich bin überzeugt, daß ich mit ihm glücklich ſein werde."

„Was den Stand betrifft, so weißt Du, wie ich von jeher drüber gedacht habe. Einige Menschen fühlen die Mißverhältnisse der äußern Zustände fürchterlich und können sie nicht übertragen. Ich will Niemanden überzeugen, so wie ich nach meiner Ueberzeugung handeln will. Ich denke kein Beispiel zu geben, wie ich doch nicht ohne Beispiel handle. Mich ängstigen nur die innern Mißverhältnisse, ein Gefäß, das sich zu dem, was es enthalten soll, nicht schickt; viel Prunk und wenig Genuß, Reichthum und Geiz, Adel und Rohheit, Jugend und Pedanterei, Bedürfniß und Ceremonien; diese Verhältnisse wären's, die mich vernichten könnten, die Welt mag sie stempeln und schätzen wie sie will."

„Wenn ich hoffe, daß wir zusammen passen werden, so gründe ich meinen Ausspruch vorzüglich darauf, daß er Dir, liebe Natalie, die ich so unendlich schätze und verehre, daß er Dir ähnlich ist. Ja, er hat von Dir das edle Suchen und Streben nach dem Bessern, wodurch wir das Gute, das wir zu finden glauben, selbst hervorbringen. Wie oft habe ich Dich nicht im Stillen getadelt, daß Du diesen oder jenen Menschen anders behandelst, daß Du in diesem oder jenem Fall Dich anders betrugst, als ich würde gethan haben; und doch zeigte der Ausgang meist, daß Du Recht hattest. ‚Wenn wir', sagtest Du, ‚die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind.' Ich kann weder so sehen noch handeln, das weiß ich recht gut. Einsicht, Ordnung, Zucht, Befehl, das ist meine Sache. Ich erinnere mich noch wohl, was Jarno sagte: ‚Therese dressirt ihre Zöglinge, Natalie bildet sie.' Ja, er ging so weit, daß er mir einst die drei schönen Eigenschaften, Glaube, Liebe und Hoffnung, völlig absprach. ‚Statt des Glaubens', sagte er, ‚hat sie die Einsicht, statt der Liebe die Beharrlichkeit und statt der Hoffnung das Zutrauen.' Auch will ich Dir gerne gestehen, ehe ich Dich kannte, kannte ich nichts Höheres in der Welt als Klarheit und Klugheit; nur Deine Gegenwart hat mich überzeugt, belebt, überwunden, und Deiner schönen, hohen Seele tret' ich gerne den Rang ab. Auch meinen Freund verehre ich in eben demselben Sinn; seine Lebensbeschreibung ist

ein ewiges Suchen und Nichtfinden; aber nicht das leere Suchen, ſondern das wunderbare, gutmüthige Suchen begabt ihn; er wähnt, man könne ihm das geben, was nur von ihm kommen kann. So, meine Liebe, ſchadet mir auch diesmal meine Klarheit nicht; ich kenne meinen Gatten beſſer, als er ſich ſelbſt kennt, und ich achte ihn nur um deſto mehr. Ich ſehe ihn, aber ich überſehe ihn nicht, und alle meine Einſicht reicht nicht hin, zu ahnen, was er wirken kann. Wenn ich an ihn denke, vermiſcht ſich ſein Bild immer mit dem Deinigen, und ich weiß nicht, wie ich es werth bin, zwei ſolchen Menſchen anzugehören. Aber ich will es werth ſein dadurch, daß ich meine Pflicht thue, dadurch, daß ich erfülle, was man von mir erwarten und hoffen kann."

„Ob ich Lothario's gedenke? Lebhaft und täglich. Ihn kann ich in der Geſellſchaft, die mich im Geiſte umgiebt, nicht einen Augenblick miſſen. O, wie bedaure ich den trefflichen Mann, der durch einen Jugendfehler mit mir verwandt iſt, daß die Natur ihn Dir ſo nahe gewollt hat. Wahrlich, ein Weſen, wie Du, wäre ſeiner mehr werth als ich. Dir könnt' ich, Dir müßt' ich ihn abtreten. Laß uns ihm ſein, was nur möglich iſt, bis er eine würdige Gattin findet, und auch dann laß uns zuſammen ſein und zuſammen bleiben!"

„Was werden nun aber unſere Freunde ſagen?" begann Natalie.

„Ihr Bruder weiß nichts davon?"

„Nein! ſo wenig als die Ihrigen; die Sache iſt diesmal nur unter uns Weibern verhandelt worden. Ich weiß nicht, was Lydie Thereſen für Grillen in den Kopf geſetzt hat; ſie ſcheint dem Abbé und Jarno zu mißtrauen. Lydie hat ihr gegen gewiſſe geheime Verbindungen und Plane, von denen ich wohl im Allgemeinen weiß, in die ich aber niemals einzudringen gedachte, wenigſtens einigen Argwohn eingeflößt, und bei dieſem entſcheidenden Schritt ihres Lebens wollte ſie Niemandem als mir einigen Einfluß verſtatten. Mit meinem Bruder war ſie ſchon früher übereingekommen, daß ſie ſich wechſelsweiſe ihre Heirath nur melden, ſich darüber nicht zu Rathe ziehen wollten."

Natalie ſchrieb nun einen Brief an ihren Bruder; ſie lud Wilhelmen ein, einige Worte dazu zu ſetzen; Thereſe hatte ſie darum gebeten. Man wollte eben ſiegeln, als Jarno ſich unvermuthet anmelden ließ. Aufs Freundlichſte ward er empfangen; auch ſchien er ſehr munter und ſcherzhaft und konnte endlich nicht unterlaſſen zu ſagen: „Eigentlich komme ich hierher, um Ihnen eine ſehr wunderbare, doch angenehme Nachricht zu bringen; ſie betrifft unſere Thereſe. Sie haben uns manchmal getadelt, ſchöne Natalie, daß wir uns um ſo Vieles bekümmern; nun aber ſehen Sie, wie gut es iſt, überall ſeine Spione zu haben. Rathen Sie, und laſſen Sie uns einmal Ihre Sagacität ſehen!“

Die Selbſtgefälligkeit, womit er dieſe Worte ausſprach, die ſchalkhafte Miene, womit er Wilhelmen und Natalien anſah, überzeugten Beide, daß ihr Geheimniß entdeckt ſei. Natalie antwortete lächelnd: „Wir ſind viel künſtlicher, als Sie denken; wir haben die Auflöſung des Räthſels, noch ehe es uns aufgegeben wurde, ſchon zu Papier gebracht.“

Sie überreichte ihm mit dieſen Worten den Brief an Lothario und war zufrieden, der kleinen Ueberraſchung und Beſchämung, die man ihnen zugedacht hatte, auf dieſe Weiſe zu begegnen. Jarno nahm das Blatt mit einiger Verwunderung, überlief es nur, ſtaunte, ließ es aus der Hand ſinken und ſah ſie Beide mit großen Augen, mit einem Ausdruck der Ueberraſchung, ja des Entſetzens an, den man auf ſeinem Geſichte nicht gewohnt war. Er ſagte kein Wort.

Wilhelm und Natalie waren nicht wenig betroffen. Jarno ging in der Stube auf und ab. „Was ſoll ich ſagen?“ rief er aus, „oder ſoll ich's nicht ſagen? Es kann kein Geheimniß bleiben, die Verwirrung iſt nicht zu vermeiden. Alſo denn Geheimniß gegen Geheimniß! Ueberraſchung gegen Ueberraſchung! Thereſe iſt nicht die Tochter ihrer Mutter! das Hinderniß iſt gehoben: ich komme hierher, Sie zu bitten, das edle Mädchen zu einer Verbindung mit Lothario vorzubereiten.“

Jarno ſah die Beſtürzung der beiden Freunde, welche die Augen zur Erde niederſchlugen. „Dieſer Fall iſt einer von denen“, ſagte er, „die ſich in Geſellſchaft am ſchlechteſten ertragen laſſen. Was Jedes dabei zu denken hat, denkt es am beſten in der Einſamkeit;

ich wenigstens erbitte mir auf eine Stunde Urlaub.“ Er eilte in den Garten; Wilhelm folgte ihm mechanisch, aber in der Ferne.

Nach Verlauf einer Stunde fanden sie sich wieder zusammen. Wilhelm nahm das Wort und sagte: „Sonst, da ich ohne Zweck und Plan leicht, ja leichtfertig lebte, kamen mir Freundschaft, Liebe, Neigung, Zutrauen mit offenen Armen entgegen, ja, sie drängten sich zu mir; jetzt, da es Ernst wird, scheint das Schicksal mit mir einen andern Weg zu nehmen. Der Entschluß, Theresen meine Hand anzubieten, ist vielleicht der erste, der ganz rein aus mir selbst kommt. Mit Ueberlegung machte ich meinen Plan, meine Vernunft war völlig damit einig, und durch die Zusage des trefflichen Mädchens wurden alle meine Hoffnungen erfüllt. Nun drückt das sonderbarste Geschick meine ausgestreckte Hand nieder. Therese reicht mir die ihrige von ferne, wie im Traume, ich kann sie nicht fassen, und das schöne Bild verläßt mich auf ewig. So lebe denn wohl, du schönes Bild! und ihr Bilder der reichsten Glückseligkeit, die ihr euch darum her versammeltet!“

Er schwieg einen Augenblick still', sah vor sich hin, und Jarno wollte reden. „Lassen Sie mich noch etwas sagen!“ fiel Wilhelm ihm ein; „denn um mein ganzes Geschick wird ja doch diesmal das Loos geworfen. In diesem Augenblicke kommt mir der Eindruck zu Hülfe, den Lothario's Gegenwart beim ersten Anblick mir einprägte, und der mir beständig geblieben ist. Dieser Mann verdient jede Art von Neigung und Freundschaft, und ohne Aufopferung läßt sich keine Freundschaft denken. Um seinetwillen war es mir leicht, ein unglückliches Mädchen zu bethören; um seinetwillen soll mir möglich werden, der würdigen Braut zu entsagen. Gehen Sie hin, erzählen Sie ihm die sonderbare Geschichte, und sagen Sie ihm, wozu ich bereit bin.“

Jarno versetzte hierauf: „In solchen Fällen, halte ich dafür, ist schon Alles gethan, wenn man sich nur nicht übereilt. Lassen Sie uns keinen Schritt ohne Lothario's Einwilligung thun! Ich will zu ihm, erwarten Sie meine Zurückkunft oder seine Briefe ruhig!“

Er ritt weg und hinterließ die beiden Freunde in der größten Wehmuth. Sie hatten Zeit, sich diese Begebenheit auf mehr als eine Weise zu wiederholen und ihre Bemerkungen darüber zu machen. Nun fiel es ihnen erst auf, daß sie diese wunderbare Erklärung so

gerade von Jarno angenommen und ſich nicht um die nähern Umſtände erkundigt hatten. Ja, Wilhelm wollte ſogar einigen Zweifel hegen; aber aufs Höchſte ſtieg ihr Erſtaunen, ja ihre Verwirrung, als den andern Tag ein Bote von Thereſen ankam, der folgenden ſonderbaren Brief an Natalien mitbrachte:

„So ſeltſam es auch ſcheinen mag, ſo muß ich doch meinem vorigen Briefe ſogleich noch einen nachſenden und Dich erſuchen, mir meinen Bräutigam eilig zu ſchicken. Er ſoll mein Gatte werden, was man auch für Plane macht, mir ihn zu rauben. Gieb ihm inliegenden Brief! Nur vor keinem Zeugen, es mag gegenwärtig ſein, wer will.“

Der Brief an Wilhelmen enthielt Folgendes: „Was werden Sie von Ihrer Thereſe denken, wenn ſie auf einmal leidenſchaftlich auf eine Verbindung dringt, die der ruhigſte Verſtand nur eingeleitet zu haben ſchien? Laſſen Sie ſich durch nichts abhalten, gleich nach dem Empfang des Briefes abzureiſen! Kommen Sie, lieber, lieber Freund, nun dreifach Geliebter, da man mir Ihren Beſitz rauben oder wenigſtens erſchweren will“

„Was iſt zu thun?“ rief Wilhelm aus, als er dieſen Brief geleſen hatte.

„Noch in keinem Fall“, verſetzte Natalie nach einigem Nachdenken, „hat mein Herz und mein Verſtand ſo geſchwiegen, als in dieſem; ich wüßte nichts zu thun, ſo wie ich nichts zu rathen weiß.“

„Wäre es möglich“, rief Wilhelm mit Heftigkeit aus, „daß Lothario ſelbſt nichts davon wüßte, oder wenn er davon weiß, daß er mit uns das Spiel verſteckter Plane wäre? Hat Jarno, indem er unſern Brief geſehen, das Märchen aus dem Stegreife erfunden? Würde er uns was Anderes geſagt haben, wenn wir nicht zu voreilig geweſen wären? Was kann man wollen? Was für Abſichten kann man haben? Was kann Thereſe für einen Plan meinen? Ja, es läßt ſich nicht leugnen, Lothario iſt von geheimen Wirkungen und Verbindungen umgeben; ich habe ſelbſt erfahren, daß man thätig iſt, daß man ſich in einem gewiſſen Sinne um die Handlungen, um die Schickſale mehrerer Menſchen bekümmert und ſie zu leiten weiß. Von den Endzwecken dieſer Geheimniſſe verſtehe ich nichts; aber dieſe neueſte Abſicht, mir Thereſen zu entreißen, ſehe ich nur allzu deutlich. Auf einer Seite malt man mir das mögliche

Glück Lothario's, vielleicht nur zum Scheine, vor; auf der andern ſehe ich meine Geliebte, meine verehrte Braut, die mich an ihr Herz ruft. Was ſoll ich thun? Was ſoll ich unterlaſſen?"

„Nur ein wenig Geduld!" ſagte Natalie, „nur eine kurze Bedenkzeit! In dieſer ſonderbaren Verknüpfung weiß ich nur ſo viel, daß wir das, was unwiederbringlich iſt, nicht übereilen ſollen. Gegen ein Märchen, gegen einen künſtlichen Plan ſtehen Behgrrlichkeit und Klugheit uns bei; es muß ſich bald aufklären, ob die Sache wahr, oder ob ſie erfunden iſt. Hat mein Bruder wirklich Hoffnung, ſich mit Thereſen zu verbinden, ſo wäre es grauſam, ihm ein Glück auf ewig zu entreißen, in dem Augenblicke, da es ihm ſo freundlich erſcheint. Laſſen Sie uns nur abwarten, ob er etwas davon weiß, ob er ſelbſt glaubt, ob er ſelbſt hofft."

Dieſen Gründen ihres Raths kam glücklicherweiſe ein Brief von Lothario zu Hülfe: „Ich ſchicke Jarno nicht wieder zurück", ſchrieb er; „von meiner Hand eine Zeile iſt Dir mehr als die umſtändlichſten Worte eines Boten. Ich bin gewiß, daß Thereſe nicht die Tochter ihrer Mutter iſt, und ich kann die Hoffnung, ſie zu beſitzen, nicht aufgeben, bis ſie auch überzeugt iſt und alsdann zwiſchen mir und dem Freunde mit ruhiger Ueberlegung entſcheidet. Laß ihn, ich bitte dich, nicht von deiner Seite! Das Glück, das Leben eines Bruders hängt davon ab. Ich verſpreche Dir, dieſe Ungewißheit ſoll nicht lange dauern."

„Sie ſehen, wie die Sache ſteht", ſagte ſie freundlich zu Wilhelmen; „geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nicht aus dem Hauſe zu gehen!"

„Ich gebe es!" rief er aus, indem er ihr die Hand reichte; „ich will dieſes Haus wider Ihren Willen nicht verlaſſen. Ich danke Gott und meinem guten Geiſt, daß ich diesmal geleitet werde, und zwar von Ihnen."

Natalie ſchrieb Thereſen den ganzen Verlauf und erklärte, daß ſie ihren Freund nicht von ſich laſſen werde; ſie ſchickte zugleich Lothario's Brief mit.

Thereſe antwortete: „Ich bin nicht wenig verwundert, daß Lothario ſelbſt überzeugt iſt; denn gegen ſeine Schweſter wird er ſich nicht auf dieſen Grad verſtellen. Ich bin verdrießlich, ſehr verdrießlich. Es iſt beſſer, ich ſage nichts weiter. Am beſten iſt's, ich

komme zu Dir, wenn ich nur erſt die arme Lydie untergebracht habe, mit der man grauſam umgeht. Ich fürchte, wir ſind Alle betrogen und werden ſo betrogen, um nie ins Klare zu kommen. Wenn der Freund meinen Sinn hätte, ſo entſchlüpfte er Dir doch und würfe ſich an das Herz ſeiner Thereſe, die ihm dann Niemand entreißen ſollte; aber ich fürchte, ich ſoll ihn verlieren und Lothario nicht wieder gewinnen. Dieſem entreißt man Lydien, indem man ihm die Hoffnung, mich beſitzen zu können, von Weitem zeigt. Ich will nichts weiter ſagen, die Verwirrung wird noch größer werden. Ob nicht indeſſen die ſchönſten Verhältniſſe ſo verſchoben, ſo untergraben und ſo zerrüttet werden, daß auch dann, wenn Alles im Klaren ſein wird, doch nicht wieder zu helfen iſt, mag die Zeit lehren. Reißt ſich mein Freund nicht los, ſo komme ich in wenigen Tagen, um ihn bei Dir aufzuſuchen und feſtzuhalten. Du wunderſt Dich, wie dieſe Leidenſchaft ſich Deiner Thereſe bemächtigt hat. Es iſt keine Leidenſchaft, es iſt Ueberzeugung, daß, da Lothario nicht mein werden konnte, dieſer neue Freund das Glück meines Lebens machen wird. Sag' ihm das im Namen des kleinen Knaben, der mit ihm unter der Eiche ſaß und ſich ſeiner Theilnahme freute! Sag' ihm das im Namen Thereſens, die ſeinem Antrage mit einer herzlichen Offenheit entgegen kam! Mein erſter Traum, wie ich mit Lothario leben würde, iſt weit von meiner Seele weggerückt; der Traum, wie ich mit meinem neuen Freund zu leben gedachte, ſteht noch ganz gegenwärtig vor mir. Achtet man mich ſo wenig, daß man glaubt, es ſei ſo was Leichtes, Dieſen mit Jenem aus dem Stegreife wieder umzutauſchen?"

„Ich verlaſſe mich auf Sie", ſagte Natalie zu Wilhelmen, indem ſie ihm den Brief Thereſens gab; „Sie entfliehen mir nicht, Bedenken Sie, daß Sie das Glück meines Lebens in Ihrer Hand haben! Mein Daſein iſt mit dem Daſein meines Bruders ſo innig verbunden und verwurzelt, daß er keine Schmerzen fühlen kann, die ich nicht empfinde, keine Freude, die nicht auch mein Glück macht. Ja, ich kann wohl ſagen, daß ich allein durch ihn empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl ſein kann, das über alles Bedürfniß hinaus befriedigt."

Sie hielt inne; Wilhelm nahm ihre Hand und rief: „O, fahren

Sie fort! es ist die rechte Zeit zu einem wahren wechselseitigen Vertrauen; wir haben nie nöthiger gehabt, uns genauer zu kennen."

„Ja, mein Freund!" sagte sie lächelnd, mit ihrer ruhigen, sanften, unbeschreiblichen Hoheit, „es ist vielleicht nicht außer der Zeit, wenn ich Ihnen sage, daß Alles, was uns so manches Buch, was uns die Welt als Liebe nennt und zeigt, mir immer nur als ein Märchen erschienen sei."

„Sie haben nicht geliebt?" rief Wilhelm aus.

„Nie oder immer!" versetzte Natalie.

Fünftes Capitel.

Sie waren unter diesem Gespräch im Garten auf und ab gegangen; Natalie hatte verschiedene Blumen von seltsamer Gestalt gebrochen, die Wilhelmen völlig unbekannt waren, und nach deren Namen er fragte.

„Sie vermuthen wohl nicht", sagte Natalie, „für wen ich diesen Strauß pflücke? Er ist für meinen Oheim bestimmt, dem wir einen Besuch machen wollen. Die Sonne scheint eben so lebhaft nach dem Saale der Vergangenheit; ich muß Sie diesen Augenblick hineinführen, und ich gehe niemals hin, ohne einige von den Blumen, die mein Oheim besonders begünstigte, mitzubringen. Er war ein sonderbarer Mann und der eigensten Eindrücke fähig. Für gewisse Pflanzen und Thiere, für gewisse Menschen und Gegenden, ja sogar zu einigen Steinarten hatte er eine entschiedene Neigung. die selten erklärlich war. ‚Wenn ich nicht', pflegte er oft zu sagen, ‚mir von Jugend auf so sehr widerstanden hätte, wenn ich nicht gestrebt hätte, meinen Verstand ins Weite und Allgemeine auszubilden, so wäre ich der beschränkteste und unerträglichste Mensch geworden; denn nichts ist unerträglicher als abgeschnittene Eigenheit an Demjenigen, von dem man eine reine, gehörige Thätigkeit fordern kann.' Und doch mußte er selbst gestehen, daß ihm gleichsam Leben und Athem ausgehen würde, wenn er sich nicht von Zeit zu Zeit nachsähe und sich erlaubte, das mit Leidenschaft zu genießen, was er eben nicht immer loben und entschuldigen konnte. ‚Meine Schuld ist es nicht', sagte er, ‚wenn ich meine Triebe und meine Vernunft

nicht völlig habe in Einſtimmung bringen können.' Bei ſolchen Gelegenheiten pflegte er meiſt über mich zu ſcherzen und zu ſagen: ‚Natalien kann man bei Leibesleben ſelig preiſen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünſcht und braucht.'"

Unter dieſen Worten waren ſie wieder in das Hauptgebäude gelangt. Sie führte ihn durch einen geräumigen Gang auf eine Thüre zu, vor der zwei Sphinxe von Granit lagen. Die Thüre ſelbſt war auf ägyptiſche Weiſe oben ein wenig enger als unten, und ihre ehernen Flügel bereiteten zu einem ernſthaften, ja zu einem ſchauerlichen Anblick vor. Wie angenehm ward man daher überraſcht, als dieſe Erwartung ſich in die reinſte Heiterkeit auflöſte, indem man in einen Saal trat, in welchem Kunſt und Leben jede Erinnerung an Tod und Grab aufhoben. In die Wände waren verhältnißmäßige Bogen vertieft, in denen größere Sarkophagen ſtanden; in den Pfeilern dazwiſchen ſah man kleinere Oeffnungen, mit Aſchenkäſtchen und Gefäßen geſchmückt; die übrigen Flächen der Wände und des Gewölbes ſah man regelmäßig abgetheilt, und zwiſchen heitern und mannigfaltigen Einfaſſungen, Kränzen und Zierrathen heitere und bedeutende Geſtalten in Feldern von verſchiedener Größe gemalt. Die architektoniſchen Glieder waren mit dem ſchönen gelben Marmor, der ins Röthliche hinüberblickt, bekleidet; hellblaue Streifen von einer glücklichen chemiſchen Compoſition ahmten den Laſurſtein nach und gaben, indem ſie gleichſam in einem Gegenſatz das Auge befriedigten, dem Ganzen Einheit und Verbindung. Alle dieſe Pracht und Zierde ſtellte ſich in reinen architektoniſchen Verhältniſſen dar, und ſo ſchien Jeder, der hereintrat, über ſich ſelbſt erhoben zu ſein, indem er durch die zuſammentreffende Kunſt erſt erfuhr, was der Menſch ſei, und was er ſein könne.

Der Thüre gegenüber ſah man auf einem prächtigen Sarkophagen das Marmorbild eines würdigen Mannes, an ein Polſter gelehnt. Er hielt eine Rolle vor ſich und ſchien mit ſtiller Aufmerkſamkeit darauf zu blicken. Sie war ſo gerichtet, daß man die Worte, die ſie enthielt, bequem leſen konnte. Es ſtand darauf: „Gedenke zu leben."

Natalie, indem ſie einen verwelkten Strauß wegnahm, legte den friſchen vor das Bild des Oheims; denn er ſelbſt war in der Figur vorgeſtellt, und Wilhelm glaubte ſich noch der Züge des alten Herrn

zu erinnern, den er damals im Walde gesehen hatte. „Hier brachten wir manche Stunde zu", sagte Natalie, „bis dieser Saal fertig war. In seinen letzten Jahren hatte er einige geschickte Künstler an sich gezogen, und seine beste Unterhaltung war, die Zeichnungen und Cartone zu diesen Gemälden auszusinnen und bestimmen zu helfen."

Wilhelm konnte sich nicht genug der Gegenstände freuen, die ihn umgaben. „Welch ein Leben", rief er aus, „in diesem Saale der Vergangenheit! Man könnte ihn eben so gut den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen. So war Alles, und so wird Alles sein! Nichts ist vergänglich, als der Eine, der genießt und zuschaut. Hier dieses Bild der Mutter, die ihr Kind ans Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben. Nach Jahrhunderten vielleicht erfreut sich ein Vater dieses bärtigen Mannes, der seinen Ernst ablegt und sich mit seinem Sohne neckt. So verschämt wird durch alle Zeiten die Braut sitzen und bei ihren stillen Wünschen noch bedürfen, daß man sie tröste, daß man ihr zurede; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er hereintreten darf."

Wilhelms Augen schweiften auf unzählige Bilder umher. Vom ersten frohen Triebe der Kindheit, jedes Glied im Spiele nur zu brauchen und zu üben, bis zum ruhigen abgeschiedenen Ernste des Weisen konnte man in schöner lebendiger Folge sehen, wie der Mensch keine angeborne Neigung und Fähigkeit besitzt, ohne sie zu brauchen und zu nutzen. Von dem ersten zarten Selbstgefühl, wenn das Mädchen verweilt, den Krug aus dem klaren Wasser wieder heraufzuheben, und indessen ihr Bild gefällig betrachtet, bis zu jenen hohen Feierlichkeiten, wenn Könige und Völker zu Zeugen ihrer Verbindungen die Götter am Altare anrufen, zeigte sich Alles bedeutend und kräftig.

Es war eine Welt, es war ein Himmel, der den Beschauenden an dieser Stätte umgab, und außer den Gedanken, welche jene gebildeten Gestalten erregten, außer den Empfindungen, welche sie einflößten, schien noch etwas Anderes gegenwärtig zu sein, wovon der ganze Mensch sich angegriffen fühlte. Auch Wilhelm bemerkte es, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können. „Was ist das", rief er aus, „das, unabhängig von aller Bedeutung, frei von allem Mit-

gefühl, das uns menſchliche Begebenheiten und Schickſale einflößen, ſo ſtark und zugleich ſo anmuthig auf mich zu wirken vermag? Es ſpricht aus dem Ganzen, es ſpricht aus jedem Theile mich an, ohne daß ich jenes begreifen, ohne daß ich dieſe mir beſonders zueignen könnte. Welchen Zauber ahn' ich in dieſen Flächen, dieſen Linien, dieſen Höhen und Breiten, dieſen Maſſen und Farben! Was iſt es, das dieſe Figuren, auch nur obenhin betrachtet, ſchon als Zierrath ſo erfreulich macht? Ja, ich fühle, man könnte hier verweilen, ruhen, Alles mit den Augen faſſen, ſich glücklich finden und ganz etwas Anderes fühlen und denken als das, was vor Augen ſteht."

Und gewiß! könnten wir beſchreiben, wie glücklich Alles eingetheilt war, wie an Ort und Stelle durch Verbindung oder Gegenſatz, durch Einfärbigkeit oder Buntheit Alles beſtimmt, ſo und nicht anders erſchien, als es erſcheinen ſollte, und eine ſo vollkommene als deutliche Wirkung hervorbrachte, ſo würden wir den Leſer an einen Ort verſetzen, von dem er ſich ſo bald nicht zu entfernen wünſchte.

Vier große marmorne Candelaber ſtanden in den Ecken des Saals, vier kleinere in der Mitte um einen ſehr ſchön gearbeiteten Sarkophag, der ſeiner Größe nach eine junge Perſon von mittlerer Geſtalt konnte enthalten haben.

Natalie blieb bei dieſem Monumente ſtehen, und indem ſie die Hand darauf legte, ſagte ſie: „Mein guter Oheim hatte große Vorliebe zu dieſem Werke des Alterthums. Er ſagte manchmal: ‚Nicht allein die erſten Blüthen fallen ab, die ihr da oben in jenen kleinen Räumen verwahren könnt, ſondern auch Früchte, die am Zweige hängend uns noch lange die ſchönſte Hoffnung geben, indeß ein heimlicher Wurm ihre frühere Reife und ihre Zerſtörung vorbereitet.' Ich fürchte", fuhr ſie fort, „er hat auf das liebe Mädchen geweiſſagt, das ſich unſerer Pflege nach und nach zu entziehen und zu dieſer ruhigen Wohnung zu neigen ſcheint."

Als ſie im Begriff waren, wegzugehen, ſagte Natalie: „Ich muß Sie noch auf etwas aufmerkſam machen. Bemerken Sie dieſe halbrunden Oeffnungen in der Höhe auf beiden Seiten! Hier können die Chöre der Sänger verborgen ſtehen, und dieſe ehernen Zierrathen unter dem Geſimſe dienen, die Teppiche zu befeſtigen, die nach der Verordnung meines Oheims bei jeder Beſtattung aufgehängt werden ſollen. Er konnte nicht ohne Muſik, beſonders nicht ohne Geſang

leben und hatte dabei die Eigenheit, daß er die Sänger nicht sehen wollte. Er pflegte zu sagen: ‚Das Theater verwöhnt uns gar zu sehr: die Musik dient dort nur gleichsam dem Auge, sie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen. Bei Oratorien und Concerten stört uns immer die Gestalt des Musicus; die wahre Musik ist allein fürs Ohr; eine schöne Stimme ist das Allgemeinste, was sich denken läßt, und indem das eingeschränkte Individuum, das sie hervorbringt, sich vors Auge stellt, zerstört es den reinen Effect jener Allgemeinheit. Ich will Jeden sehen, mit dem ich reden soll; denn es ist ein einzelner Mensch, dessen Gestalt und Charakter die Rede werth oder unwerth macht; hingegen wer mir singt, soll unsichtbar sein; seine Gestalt soll mich nicht bestechen oder irre machen. Hier spricht nur ein Organ zum Organe, nicht der Geist zum Geiste, nicht eine tausendfältige Welt zum Auge, nicht ein Himmel zum Menschen.‘ Eben so wollte er auch bei Instrumentalmusiken die Orchester so viel als möglich versteckt haben, weil man durch die mechanischen Bemühungen und durch die nothdürftigen, immer seltsamen Geberden der Instrumentenspieler so sehr zerstreut und verwirrt werde. Er pflegte daher eine Musik nicht anders als mit zugeschlossenen Augen anzuhören, um sein ganzes Dasein auf den einzigen, reinen Genuß des Ohrs zu concentriren.“

Sie wollten eben den Saal verlassen, als sie die Kinder in dem Gange heftig laufen und den Felix rufen hörten: „Nein, ich! nein, ich!“

Mignon warf sich zuerst zur geöffneten Thüre herein; sie war außer Athem und konnte kein Wort sagen; Felix, noch in einiger Entfernung, rief: „Mutter Therese ist da!“ Die Kinder hatten, so schien es, die Nachricht zu überbringen, einen Wettlauf angestellt. Mignon lag in Nataliens Armen: ihr Herz pochte gewaltsam.

„Böses Kind!“ sagte Natalie, „ist dir nicht alle heftige Bewegung untersagt? Sieh, wie dein Herz schlägt!“

„Laß es brechen!“ sagte Mignon mit einem tiefen Seufzer; „es schlägt schon zu lange.“

Man hatte sich von dieser Verwirrung, von dieser Art von Bestürzung kaum erholt, als Therese hereintrat. Sie flog auf Natalien zu, umarmte sie und das gute Kind. Dann wendete sie sich zu Wilhelmen, sah ihn mit ihren klaren Augen an und sagte:

„Nun, mein Freund, wie ſteht es? Sie haben ſich doch nicht irre machen laſſen?“ Er that einen Schritt gegen ſie, ſie ſprang auf ihn zu und hing an ſeinem Halſe. „O meine Thereſe!“ rief er aus.

„Mein Freund! mein Geliebter! mein Gatte! ja, auf ewig die Deine!“ rief ſie unter den lebhafteſten Küſſen.

Felix zog ſie am Rocke und rief: „Mutter Thereſe, ich bin auch da!“ Natalie ſtand und ſah vor ſich hin; Mignon fuhr auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen, und indem ſie den rechten Arm heftig ausſtreckte, fiel ſie mit einem Schrei zu Nataliens Füßen für todt nieder.

Der Schrecken war groß: keine Bewegung des Herzens noch des Pulſes war zu ſpüren. Wilhelm nahm ſie auf ſeinen Arm und trug ſie eilig hinauf; der ſchlotternde Körper hing über ſeine Schultern. Die Gegenwart des Arztes gab wenig Troſt; er und der junge Wundarzt, den wir ſchon kennen, bemühten ſich vergebens. Das liebe Geſchöpf war nicht ins Leben zurückzurufen.

Natalie winkte Thereſen. Dieſe nahm ihren Freund bei der Hand und führte ihn aus dem Zimmer. Er war ſtumm und ohne Sprache und hatte den Muth nicht, ihren Augen zu begegnen. So ſaß er neben ihr auf dem Canapé, auf dem er Natalien zuerſt angetroffen hatte. Er dachte mit großer Schnelle eine Reihe von Schickſalen durch, oder vielmehr er dachte nicht, er ließ das auf ſeine Seele wirken, was er nicht entfernen konnte. Es giebt Augenblicke des Lebens, in welchen die Begebenheiten, gleich geflügelten Weberſchiffchen, vor uns ſich hin und wieder bewegen und unaufhaltſam ein Gewebe vollenden, das wir mehr oder weniger ſelbſt geſponnen und angelegt haben. „Mein Freund!“ ſagte Thereſe, „mein Geliebter!“ indem ſie das Stillſchweigen unterbrach und ihn bei der Hand nahm, „laß uns dieſen Augenblick feſt zuſammenhalten, wie wir noch öfters, vielleicht in ähnlichen Fällen, werden zu thun haben. Dies ſind die Ereigniſſe, welche zu ertragen man zu Zweien in der Welt ſein muß. Bedenke, mein Freund, fühle, daß du nicht allein biſt! zeige, daß du deine Thereſe liebſt, zuerſt dadurch, daß du deine Schmerzen ihr mittheilſt!“ Sie umarmte ihn und ſchloß ihn ſanft an ihren Buſen; er faßte ſie in ſeine Arme und drückte ſie mit Heftigkeit an ſich. „Das arme Kind“, rief er aus, „ſuchte in traurigen Augenblicken Schutz und Zuflucht an meinem unſichern

Busen; laß die Sicherheit des deinigen mir in dieser schrecklichen Stunde zu Gute kommen!" Sie hielten sich fest umschlossen, er fühlte ihr Herz an seinem Busen schlagen, aber in seinem Geiste war es öde und leer; nur die Bilder Mignons und Nataliens schwebten wie Schatten vor seiner Einbildungskraft.

Natalie trat herein. „Gieb uns deinen Segen!" rief Therese, „laß uns in diesem traurigen Augenblicke vor dir verbunden sein." Wilhelm hatte sein Gesicht an Theresens Halse verborgen; er war glücklich genug, weinen zu können. Er hörte Natalien nicht kommen, er sah sie nicht; nur bei dem Klang ihrer Stimme verdoppelten sich seine Thränen. „Was Gott zusammenfügt, will ich nicht scheiden", sagte Natalie lächelnd; „aber verbinden kann ich euch nicht und kann nicht loben, daß Schmerz und Neigung die Erinnerung an meinen Bruder völlig aus euren Herzen zu verbannen scheint." Wilhelm riß sich bei diesen Worten aus den Armen Theresens. „Wo wollen Sie hin?" riefen beide Frauen.

„Lassen Sie mich das Kind sehen", rief er aus, „das ich getödtet habe! Das Unglück, das wir mit Augen sehen, ist geringer, als wenn unsere Einbildungskraft das Uebel gewaltsam in unser Gemüth einsenkt; lassen Sie uns den abgeschiedenen Engel sehen! Seine heitere Miene wird uns sagen, daß ihm wohl ist!" Da die Freundinnen den bewegten Jüngling nicht abhalten konnten, folgten sie ihm; aber der gute Arzt, der mit dem Chirurgus ihnen entgegen kam, hielt sie ab, sich der Verblichenen zu nähern, und sagte: „Halten Sie sich von diesem traurigen Gegenstande entfernt, und erlauben Sie mir, daß ich den Resten dieses sonderbaren Wesens, so viel meine Kunst vermag, einige Dauer gebe. Ich will die schöne Kunst, einen Körper nicht allein zu balsamiren, sondern ihm auch ein lebendiges Ansehn zu erhalten, bei diesem geliebten Geschöpfe sogleich anwenden. Da ich ihren Tod voraussah, habe ich Anstalten gemacht, und mit diesem Gehülfen hier soll mir's gewiß gelingen. Erlauben Sie mir nur noch einige Tage Zeit, und verlangen Sie das liebe Kind nicht wieder zu sehen, bis wir es in den Saal der Vergangenheit gebracht haben."

Der junge Chirurgus hatte jene merkwürdige Instrumententasche wieder in Händen. „Von wem kann er sie wohl haben?" fragte Wilhelm den Arzt. „Ich kenne sie sehr gut", versetzte Natalie; „er hat sie von seinem Vater, der Sie damals im Walde verband."

„O, ſo habe ich mich nicht geirrt", rief Wilhelm, „ich erkannte das Band ſogleich! Treten Sie mir es ab! Es brachte mich zuerſt wieder auf die Spur meiner Wohlthäterin. Wie viel Wohl und Wehe überdauert nicht ein ſolches lebloſes Weſen! Bei wie viel Schmerzen war dies Band nicht ſchon gegenwärtig, und ſeine Fäden halten noch immer! Wie vieler Menſchen letzten Augenblick hat es ſchon begleitet, und ſeine Farben ſind noch nicht verblichen! Es war gegenwärtig in einem der ſchönſten Augenblicke meines Lebens, da ich verwundet auf der Erde lag, und Ihre hülfreiche Geſtalt vor mir erſchien, als das Kind mit blutigen Haaren, mit der zärtlichſten Sorgfalt für mein Leben beſorgt war, deſſen frühzeitigen Tod wir nun beweinen."

Die Freunde hatten nicht lange Zeit, ſich über dieſe traurige Begebenheit zu unterhalten und Fräulein Thereſen über das Kind und über die wahrſcheinliche Urſache ſeines unerwarteten Todes aufzuklären; denn es wurden Fremde gemeldet, die, als ſie ſich zeigten, keineswegs fremd waren. Lothario, Jarno, der Abbé traten herein. Natalie ging ihrem Bruder entgegen; unter den Uebrigen entſtand ein augenblickliches Stillſchweigen. Thereſe ſagte lächelnd zu Lothario: „Sie glaubten wohl kaum, mich hier zu finden; wenigſtens iſt es eben nicht räthlich, daß wir uns in dieſem Augenblick aufſuchen; indeſſen ſein Sie mir nach einer ſo langen Abweſenheit herzlich gegrüßt!"

Lothario reichte ihr die Hand und verſetzte: „Wenn wir einmal leiden und entbehren ſollen, ſo mag es immerhin auch in der Gegenwart des geliebten, wünſchenswerthen Gutes geſchehen. Ich verlange keinen Einfluß auf Ihre Entſchließung, und mein Vertrauen auf Ihr Herz, auf Ihren Verſtand und reinen Sinn iſt noch immer ſo groß, daß ich Ihnen mein Schickſal und das Schickſal meines Freundes gerne in die Hand lege."

Das Geſpräch wendete ſich ſogleich zu allgemeinen, ja, man darf ſagen, zu unbedeutenden Gegenſtänden. Die Geſellſchaft trennte ſich bald zum Spazierengehen in einzelne Paare. Natalie war mit Lothario, Thereſe mit dem Abbé gegangen, und Wilhelm war mit Jarno auf dem Schloſſe geblieben.

Die Erſcheinung der drei Freunde in dem Augenblick, da Wilhelmen ein ſchwerer Schmerz auf der Bruſt lag, hatte, ſtatt ihn zu

zerſtreuen, ſeine Laune gereizt und verſchlimmert; er war verdrießlich und argwöhniſch und konnte und wollte es nicht verhehlen, als Jarno ihn über ſein mürriſches Stillſchweigen zur Rede ſetzte. „Was braucht's da weiter?“ rief Wilhelm aus. „Lothario kommt mit ſeinen Beiſtänden, und es wäre wunderbar, wenn jene geheimnißvollen Mächte des Thurms, die immer ſo geſchäftig ſind, jetzt nicht auf uns wirken und ich weiß nicht was für einen ſeltſamen Zweck mit und an uns ausführen ſollten. So viel ich dieſe heiligen Männer kenne, ſcheint es jederzeit ihre löbliche Abſicht, das Verbundene zu trennen und das Getrennte zu verbinden. Was daraus für ein Gewebe entſtehen kann, mag wohl unſern unheiligen Augen ewig ein Räthſel bleiben.“

„Sie ſind verdrießlich und bitter“, ſagte Jarno; „das iſt recht ſchön und gut. Wenn Sie nur erſt einmal recht böſe werden, wird es noch beſſer ſein.“

„Dazu kann auch Rath werden“, verſetzte Wilhelm, „und ich fürchte ſehr, daß man Luſt hat, meine angeborne und angebildete Geduld diesmal aufs Aeußerſte zu reizen.“

„So möchte ich Ihnen denn doch“, ſagte Jarno, „indeſſen, bis wir ſehen, wo unſere Geſchichten hinaus wollen, etwas von dem Thurme erzählen, gegen den Sie ein ſo großes Mißtrauen zu hegen ſcheinen.“

„Es ſteht bei Ihnen“, verſetzte Wilhelm, „wenn Sie es auf meine Zerſtreuung hin wagen wollen. Mein Gemüth iſt ſo vielfach beſchäftigt, daß ich nicht weiß, ob es an dieſen würdigen Abenteuern den ſchuldigen Theil nehmen kann.“

„Ich laſſe mich“, ſagte Jarno, „durch Ihre angenehme Stimmung nicht abſchrecken, Sie über dieſen Punkt aufzuklären. Sie halten mich für einen geſcheidten Kerl, und Sie ſollen mich auch noch für einen ehrlichen halten, und, was mehr iſt, diesmal hab' ich Auftrag.“

„Ich wünſchte“, verſetzte Wilhelm, „Sie ſprächen aus eigener Bewegung und aus gutem Willen, mich aufzuklären; und da ich Sie nicht ohne Mißtrauen hören kann, warum ſoll ich Sie anhören?“

„Wenn ich jetzt nichts Beſſeres zu thun habe“, ſagte Jarno, „als Märchen zu erzählen, ſo haben Sie ja auch wohl Zeit, ihnen einige Aufmerkſamkeit zu widmen; vielleicht ſind Sie dazu geneigter, wenn ich Ihnen gleich anfangs ſage: Alles, was Sie im Thurme geſehen haben, ſind eigentlich nur noch Reliquien von einem jugendlichen

Unternehmen, bei dem es anfangs den meiſten Eingeweihten großer Ernſt war, und über das nun Alle gelegentlich nur lächeln.“[1])

„Alſo mit dieſen würdigen Zeichen und Worten ſpielt man nur!“ rief Wilhelm aus. „Man führt uns mit Feierlichkeit an einen Ort, der uns Ehrfurcht einflößt, man läßt uns die wunderlichſten Erſcheinungen ſehen, man giebt uns Rollen voll herrlicher, geheimnißreicher Sprüche, davon wir freilich das Wenigſte verſtehen, man eröffnet uns, daß wir bisher Lehrlinge waren, man ſpricht uns los: und wir ſind ſo klug wie vorher.“

„Haben Sie das Pergament nicht bei der Hand?“ fragte Jarno; „es enthält viel Gutes; denn jene allgemeinen Sprüche ſind nicht aus der Luft gegriffen; freilich ſcheinen ſie Demjenigen leer und dunkel, der ſich keiner Erfahrung dabei erinnert. Geben Sie mir den ſogenannten Lehrbrief doch, wenn er in der Nähe iſt.“

„Gewiß, ganz nah!“ verſetzte Wilhelm; „ſo ein Amulet ſollte man immer auf der Bruſt tragen.“

„Nun“, ſagte Jarno lächelnd, „wer weiß, ob der Inhalt nicht einmal in Ihrem Kopf und Herzen Platz findet.“

Jarno blickte hinein und überlief die erſte Hälfte mit den Augen. „Dieſe“, ſagte er, „bezieht ſich auf die Ausbildung des Kunſtſinnes, wovon Andere ſprechen mögen; die zweite handelt vom Leben, und da bin ich beſſer zu Hauſe.“

Er fing darauf an, Stellen zu leſen, ſprach dazwiſchen und knüpfte Anmerkungen und Erzählungen mit ein. „Die Neigung der Jugend zum Geheimniß, zu Ceremonien und großen Worten iſt außerordentlich und oft ein Zeichen einer gewiſſen Tiefe des Charakters. Man will in dieſen Jahren ſein ganzes Weſen, wenn auch nur dunkel und unbeſtimmt, ergriffen und berührt fühlen. Der Jüngling, der Vieles ahnt, glaubt in einem Geheimniſſe viel zu finden, in ein Geheimniß viel legen und durch daſſelbe wirken zu müſſen. In dieſen Geſinnungen beſtärkte der Abbé eine junge Geſellſchaft, theils nach ſeinen Grundſätzen, theils aus Neigung und Gewohnheit, da er wohl ehemals mit einer Geſellſchaft in Verbin-

1) Wie über die Förmlichkeiten der Freimaurerei, bei aller Anerkennung ihres menſchlich bildenden Einfluſſes, Goethe ſelbſt, welcher, obgleich Mitglied des Ordens, in Rom zu ſeinem Freunde K. Ph. Moritz äußerte: „Mein Gott! und auch Sie können noch ſo ſchwach ſein, darin etwas zu ſuchen?“

dung ſtand, die ſelbſt viel im Verborgenen gewirkt haben mochte. Ich konnte mich am wenigſten in dieſes Weſen finden. Ich war älter als die Andern, ich hatte von Jugend auf klar geſehen und wünſchte in allen Dingen nichts als Klarheit; ich hatte kein anderes Intereſſe, als die Welt zu kennen, wie ſie war, und ſteckte mit dieſer Liebhaberei die übrigen beſten Gefährten an, und faſt hätte darüber unſere ganze Bildung eine falſche Richtung genommen; denn wir fingen an, nur die Fehler der Andern und ihre Beſchränkung zu ſehen und uns ſelbſt für treffliche Weſen zu halten. Der Abbé kam uns zu Hülfe und lehrte uns, daß man die Menſchen nicht beobachten müſſe, ohne ſich für ihre Bildung zu intereſſiren, und daß man ſich ſelbſt eigentlich nur in der Thätigkeit zu beobachten und zu erlauſchen im Stande ſei. Er rieth uns, jene erſten Formen der Geſellſchaft beizubehalten; es blieb daher etwas Geſetzliches in unſern Zuſammenkünften; man ſah wohl die erſten myſtiſchen Eindrücke auf die Einrichtung des Ganzen; nachher nahm es, wie durch ein Gleichniß, die Geſtalt eines Handwerks an, das ſich bis zur Kunſt erhob. Daher kamen die Benennungen von Lehrlingen, Gehülfen und Meiſtern. Wir wollten mit eigenen Augen ſehen und uns ein eigenes Archiv unſerer Weltkenntniß bilden; daher entſtanden die vielen Confeſſionen, die wir theils ſelbſt ſchrieben, theils wozu wir Andere veranlaßten, und aus denen nachher die Lehrjahre zuſammengeſetzt wurden. Nicht allen Menſchen iſt es eigentlich um ihre Bildung zu thun; viele wünſchen nur ſo ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Recepte zum Reichthum und zu jeder Art von Glückſeligkeit. Alle Dieſe, die nicht auf ihre Füße geſtellt ſein wollten, wurden mit Myſtificationen und anderm Hokus-Pokus theils aufgehalten, theils bei Seite gebracht. Wir ſprachen nach unſerer Art nur Diejenigen los, die lebhaft fühlten und deutlich bekannten, wozu ſie geboren ſeien, und die ſich genug geübt hatten, um mit einer gewiſſen Fröhlichkeit und Leichtigkeit ihren Weg zu verfolgen.“

„So haben Sie ſich mit mir ſehr übereilt“, verſetzte Wilhelm; „denn was ich kann, will oder ſoll, weiß ich gerade ſeit jenem Augenblick am allerwenigſten.“

„Wir ſind ohne Schuld in dieſe Verwirrung gerathen; das gute Glück mag uns wieder heraushelfen. Indeſſen hören Sie nur: ‚Derjenige, an dem viel zu entwickeln iſt, wird ſpäter über ſich und

die Welt aufgeklärt. Es ſind nur Wenige, die den Sinn haben und zugleich zur That fähig ſind. Der Sinn erweitert, aber lähmt; die That belebt, aber beſchränkt.'"

„Ich bitte Sie", fiel Wilhelm ein, „leſen Sie mir von dieſen wunderlichen Worten nichts mehr! Dieſe Phraſen haben mich ſchon verwirrt genug gemacht."

„So will ich bei der Erzählung bleiben", ſagte Jarno, indem er die Rolle halb zuwickelte und nur manchmal einen Blick hinein that. „Ich ſelbſt habe der Geſellſchaft und den Menſchen am wenigſten genutzt; ich bin ein ſehr ſchlechter Lehrmeiſter; es iſt mir unerträglich, zu ſehen, wenn Jemand ungeſchickte Verſuche macht; einem Irrenden muß ich gleich zurufen, und wenn es ein Nachtwandler wäre, den ich in Gefahr ſähe, geraden Weges den Hals zu brechen. Darüber hatte ich nun immer meine Noth mit dem Abbé, der behauptet, der Irrthum könne nur durch das Irren geheilt werden. Auch über Sie haben wir uns oft geſtritten; er hatte Sie beſonders in Gunſt genommen, und es will ſchon etwas heißen, in dem hohen Grade ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Sie müſſen mir nachſagen, daß ich Ihnen, wo ich Sie antraf, die reine Wahrheit ſagte."

„Sie haben mich wenig geſchont", ſagte Wilhelm, „und Sie ſcheinen Ihren Grundſätzen treu zu bleiben."

„Was iſt denn da zu ſchonen", verſetzte Jarno, „wenn ein junger Menſch von mancherlei guten Anlagen eine ganz falſche Richtung nimmt?"

„Verzeihen Sie", ſagte Wilhelm, „Sie haben mir ſtreng genug alle Fähigkeit zum Schauſpieler abgeſprochen; ich geſtehe Ihnen, daß, ob ich gleich dieſer Kunſt ganz entſagt habe, ſo kann ich mich doch unmöglich bei mir ſelbſt dazu für ganz unfähig erklären."

„Und bei mir", ſagte Jarno, „iſt es doch ſo rein entſchieden, daß wer ſich nur ſelbſt ſpielen kann, kein Schauſpieler iſt. Wer ſich nicht dem Sinn und der Geſtalt nach in viele Geſtalten verwandeln kann, verdient nicht dieſen Namen. So haben Sie zum Beiſpiel den Hamlet und einige andere Rollen recht gut geſpielt, bei denen Ihr Charakter, Ihre Geſtalt und die Stimmung des Augenblicks Ihnen zu Gute kamen. Das wäre nun für ein Liebhabertheater und für einen Jeden gut genug, der keinen andern Weg vor ſich ſähe. ‚Man ſoll ſich', fuhr Jarno fort, indem er auf die Rolle ſah,

‚vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin ſo weit bringen, als man will, ſo wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienſt des Meiſters klar wird, den Verluſt von Zeit und Kräften, die man auf eine ſolche Pfuſcherei gewendet hat, ſchmerzlich bedauern.‘“

„Leſen Sie nichts!“ ſagte Wilhelm, „ich bitte Sie inſtändig, ſprechen Sie fort, erzählen Sie mir, klären Sie mich auf! Und ſo hat alſo der Abbé mir zum Hamlet geholfen, indem er einen Geiſt herbeiſchaffte?“

„Ja! denn er verſicherte, daß es der einzige Weg ſei, Sie zu heilen, wenn Sie heilbar wären.“

„Und darum ließ er mir den Schleier zurück und hieß mich fliehen?“

„Ja! er hoffte ſogar, mit der Vorſtellung des Hamlet's ſollte Ihre ganze Luſt gebüßt ſein. Sie würden nachher das Theater nicht wieder betreten, behauptete er; ich glaubte das Gegentheil und behielt Recht. Wir ſtritten noch ſelbigen Abend nach der Vorſtellung darüber.“

„Und Sie haben mich alſo ſpielen ſehen?“

„O gewiß!“

„Und wer ſtellte denn den Geiſt vor?“

„Das kann ich ſelbſt nicht ſagen; entweder der Abbé oder ſein Zwillingsbruder[1]), doch glaub' ich, Dieſer; denn er iſt um ein Weniges größer.“

„Sie haben alſo auch Geheimniſſe unter einander?“

„Freunde können und müſſen Geheimniſſe vor einander haben; ſie ſind einander doch kein Geheimniß.“

„Es verwirrt mich ſchon das Andenken dieſer Verworrenheit. Klären Sie mich über den Mann auf, dem ich ſo viel ſchuldig bin, und dem ich ſo viel Vorwürfe zu machen habe!“

„Was ihn uns ſo ſchätzbar macht“, verſetzte Jarno, „was ihm gewiſſermaßen die Herrſchaft über uns Alle erhält, iſt der freie und ſcharfe Blick, den ihm die Natur über alle Kräfte, die im Menſchen nur wohnen, und wovon ſich jede in ihrer Art ausbilden läßt, gegeben hat. Die meiſten Menſchen, ſelbſt die vorzüglichen, ſind nur beſchränkt; Jeder ſchätzt gewiſſe Eigenſchaften an ſich und Andern;

1) Von einem ſolchen iſt ſonſt nicht wieder die Rede.

nur die begünſtigt er, nur die will er ausgebildet wiſſen. Ganz entgegengeſetzt wirkt der Abbé; er hat Sinn für Alles, Luſt an Allem, es zu erkennen und zu befördern. Da muß ich doch wieder in die Rolle ſehen!“ fuhr Jarno fort: „„Nur alle Menſchen machen die Menſchheit aus, nur alle Kräfte zuſammengenommen die Welt. Dieſe ſind unter ſich oft im Widerſtreit, und indem ſie ſich zu zerſtören ſuchen, hält ſie die Natur zuſammen und bringt ſie wieder hervor. Von dem geringſten thieriſchen Handwerkstriebe bis zur höchſten Ausübung der geiſtigſten Kunſt, vom Lallen und Jauchzen des Kindes bis zur trefflichſten Aeußerung des Redners und Sängers, vom erſten Balgen der Knaben bis zu den ungeheuren Anſtalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichteſten Wohlwollen und der flüchtigſten Liebe bis zur heftigſten Leidenſchaft und zum ernſteſten Bunde, von dem reinſten Gefühl der ſinnlichen Gegenwart bis zu den leiſeſten Ahnungen und Hoffnungen der entfernteſten geiſtigen Zukunft, Alles das und weit mehr liegt im Menſchen und muß ausgebildet werden; aber nicht in Einem, ſondern in Vielen. Jede Anlage iſt wichtig, und ſie muß entwickelt werden. Wenn Einer nur das Schöne, der Andere nur das Nützliche befördert, ſo machen Beide zuſammen erſt einen Menſchen aus. Das Nützlichſte befördert ſich ſelbſt, denn die Menge bringt es hervor, und Alle können's nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden; denn Wenige ſtellen's dar, und Viele bedürfen's.““

„Halten Sie inne!“ rief Wilhelm, „ich habe das Alles geleſen.“

„Nur noch einige Zeilen!“ verſetzte Jarno; „hier find' ich den Abbé ganz wieder: ‚Eine Kraft beherrſcht die andere, aber keine kann die andere bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft, ſich zu vollenden; das verſtehen ſo wenig Menſchen, die doch lehren und wirken wollen.‘“

„Und ich verſtehe es auch nicht“, verſetzte Wilhelm.

„Sie werden über dieſen Text den Abbé noch oft genug hören; und ſo laſſen Sie uns nur immer recht deutlich ſehen und feſthalten, was an *uns* iſt, und was wir an *uns* ausbilden können: laſſen Sie uns gegen die Andern gerecht ſein; denn wir ſind nur inſofern zu achten, als wir zu ſchätzen wiſſen.“

„Um Gottes willen! keine Sentenzen weiter! ich fühle, ſie ſind ein ſchlechtes Heilmittel für ein verwundetes Herz. Sagen Sie mir

lieber mit Ihrer grauſamen Beſtimmtheit, was Sie von mir erwarten, und wie und auf welche Weiſe Sie mich aufopfern wollen."

„Jeden Verdacht, ich verſichere Sie, werden Sie uns künftig abbitten. Es iſt Ihre Sache, zu prüfen und zu wählen, und die unſere, Ihnen beizuſtehen. Der Menſch iſt nicht eher glücklich, als bis ſein unbedingtes Streben ſich ſelbſt ſeine Begrenzung beſtimmt. Nicht an mich halten Sie ſich, ſondern an den Abbé; nicht an ſich denken Sie, ſondern an das, was Sie umgiebt. Lernen Sie zum Beiſpiel Lothario's Trefflichkeit einſehen: wie ſein Ueberblick und ſeine Thätigkeit unzertrennlich mit einander verbunden ſind, wie er immer im Fortſchreiten iſt, wie er ſich ausbreitet und Jeden mit fortreißt. Er führt, wo er auch ſei, eine Welt mit ſich; ſeine Gegenwart belebt und feuert an. Sehen Sie unſern guten Medicus dagegen! Es ſcheint gerade die entgegengeſetzte Natur zu ſein. Wenn Jener nur ins Ganze und auch in die Ferne wirkt, ſo richtet Dieſer ſeinen hellen Blick nur auf die nächſten Dinge; er verſchafft mehr die Mittel zur Thätigkeit, als daß er die Thätigkeit hervorbrächte und belebte; ſein Handeln ſieht einem guten Wirthſchaften vollkommen ähnlich, ſeine Wirkſamkeit iſt ſtill, indem er einen Jeden in ſeinem Kreis befördert; ſein Wiſſen iſt ein beſtändiges Sammeln und Ausſpenden, ein Nehmen und Mittheilen im Kleinen. Vielleicht könnte Lothario in einem Tage zerſtören, woran dieſer Jahre lang gebaut hat; aber vielleicht theilt auch Lothario in Einem Augenblick Andern die Kraft mit, das Zerſtörte hundertfältig wieder herzuſtellen."

„Es iſt ein trauriges Geſchäft", ſagte Wilhelm, „wenn man über die reinen Vorzüge der Andern in einem Augenblicke denken ſoll, da man mit ſich ſelbſt uneins iſt; ſolche Betrachtungen ſtehen dem ruhigen Manne wohl an, nicht dem, der von Leidenſchaft und Ungewißheit bewegt iſt."

„Ruhig und vernünftig zu betrachten, iſt zu keiner Zeit ſchädlich, und indem wir uns gewöhnen, über die Vorzüge Anderer zu denken, ſtellen ſich die unſern unvermerkt ſelbſt an ihren Platz, und jede falſche Thätigkeit, wozu uns die Phantaſie lockt, wird alsdann gern von uns aufgegeben. Befreien Sie wo möglich Ihren Geiſt von allem Argwohn und von aller Aengſtlichkeit! Dort kommt der

Abbé; ſein Sie ja freundlich gegen ihn, bis Sie noch mehr erfahren, wie viel Dank Sie ihm ſchuldig ſind. Der Schalk! da geht er zwiſchen Natalien und Thereſen; ich wollte wetten, er denkt ſich was aus. So wie er überhaupt gern ein wenig das Schickſal ſpielt, ſo läßt er auch nicht von der Liebhaberei, manchmal eine Heirath zu ſtiften."

Wilhelm, deſſen leidenſchaftliche und verdrießliche Stimmung durch alle die klugen und guten Worte Jarno's nicht verbeſſert worden war, fand höchſt undelicat, daß ſein Freund gerade in dieſem Augenblicke eines ſolchen Verhältniſſes erwähnte, und ſagte zwar lächelnd, doch nicht ohne Bitterkeit: „Ich dächte, man überließe die Liebhaberei, Heirathen zu ſtiften, Perſonen, die ſich lieb haben."

Sechstes Capitel.

Die Geſellſchaft hatte ſich eben wieder begegnet, und unſere Freunde ſahen ſich genöthigt, das Geſpräch abzubrechen. Nicht lange, ſo ward ein Courier gemeldet, der einen Brief in Lothario's eigene Hände übergeben wollte; der Mann ward vorgeführt; er ſah rüſtig und tüchtig aus, ſeine Livree war ſehr reich und geſchmackvoll. Wilhelm glaubte ihn zu kennen, und er irrte ſich nicht; es war derſelbe Mann, den er damals Philinen und der vermeinten Mariane nachgeſchickt hatte, und der nicht wieder zurückgekommen war. Eben wollte er ihn anreden, als Lothario, der den Brief geleſen hatte, ernſthaft und faſt verdrießlich fragte: „Wie heißt Sein Herr?"

„Das iſt unter allen Fragen", verſetzte der Courier mit Beſcheidenheit, „auf die ich am wenigſten zu antworten weiß; ich hoffe, der Brief wird das Nöthige vermelden; mündlich iſt mir nichts aufgetragen."

„Es ſei, wie ihm ſei", verſetzte Lothario mit Lächeln, „da Sein Herr das Zutrauen zu mir hat, mir ſo haſenfüßig zu ſchreiben, ſo ſoll er uns willkommen ſein."

„Er wird nicht lange auf ſich warten laſſen", verſetzte der Courier mit einer Verbeugung und entfernte ſich.

„Vernehmet nur", ſagte Lothario, „die tolle, abgeſchmackte Bot-

ſchaft! ‚Da unter allen Gäſten‘, ſo ſchreibt der Unbekannte, ein guter Humor der angenehmſte Gaſt ſein ſoll, wenn er ſich einſtellt, und ich denſelben als Reiſegefährten beſtändig mit mir herumführe, ſo bin ich überzeugt, der Beſuch, den ich Ew. Gnaden und Liebden zugedacht habe, wird nicht übel vermerkt werden; vielmehr hoffe ich mit der ſämmtlichen hohen Familie vollkommener Zufriedenheit anzulangen und gelegentlich mich wieder zu entfernen. Der ich mich, und ſo weiter, Graf von Schneckenfuß.‘“

„Das iſt eine neue Familie“, ſagte der Abbé.

„Es mag ein Vicariatsgraf[1]) ſein“, verſetzte Jarno.

„Das Geheimniß iſt leicht zu errathen“, ſagte Natalie; „ich wette, es iſt Bruder Friedrich, der uns ſchon ſeit dem Tode des Oheims mit einem Beſuche droht.“

„Getroffen, ſchöne und weiſe Schweſter!“ rief Jemand aus einem nahen Buſche, und zugleich trat ein angenehmer, heiterer junger Mann hervor. Wilhelm konnte ſich kaum eines Schreies enthalten. „Wie?“ rief er, „unſer blonder Schelm, der ſoll mir auch hier noch erſcheinen?“

Friedrich ward aufmerkſam, ſah Wilhelmen an und rief: „Wahrlich, weniger erſtaunt wär’ ich geweſen, die berühmten Pyramiden, die doch in Aegypten ſo feſt ſtehen, oder das Grab des Königs Mauſolus, das, wie man mir verſichert hat, gar nicht mehr exiſtirt, hier in dem Garten meines Oheims zu finden, als euch, meinen alten Freund und vielfachen Wohlthäter. Seid mir beſonders und ſchönſtens gegrüßt!“

Nachdem er rings herum Alles bewillkommt und geküßt hatte, ſprang er wieder auf Wilhelmen los, und rief: „Haltet mir ihn ja warm, dieſen Helden, Heerführer und dramatiſchen Philoſophen! Ich habe ihn bei unſerer erſten Bekanntſchaft ſchlecht, ja, ich darf wohl ſagen, mit der Hechel friſirt, und er hat mir doch nachher eine tüchtige Tracht Schläge erſpart. Er iſt großmüthig wie Scipio, freigebig wie Alexander, gelegentlich auch verliebt, doch ohne ſeine Nebenbuhler zu haſſen. Nicht etwa, daß er ſeinen Feinden Kohlen

---

1) Oder Vicegraf: in früherer Zeit ein Beamter, der als Stellvertreter des regierenden Grafen auf ſeiner Herrſchaft fungirte, ein Gerichtsverwalter; im Mittelalter lat. vicecomes, woraus ſpäter der zwiſchen Graf und Baron rangirende Adelstitel Vicomte entſtanden iſt.

aufs Haupt ſammelte, welches, wie man ſagt, ein ſchlechter Dienſt ſein ſoll, den man Jemandem erzeigen kann, nein, er ſchickt vielmehr den Freunden, die ihm ſein Mädchen entführen, gute und treue Diener nach, damit ihr Fuß an keinen Stein ſtoße."

In dieſem Geſchmack fuhr er unaufhaltſam fort, ohne daß Jemand ihm Einhalt zu thun im Stande geweſen wäre, und da Niemand in dieſer Art ihm erwidern konnte, ſo behielt er das Wort ziemlich allein. „Verwundert euch nicht", rief er aus, „über meine große Beleſenheit in heiligen und Profan-Scribenten! ihr ſollt erfahren, wie ich zu dieſen Kenntniſſen gelangt bin." Man wollte von ihm wiſſen, wie es ihm gehe, wo er herkomme; allein er konnte vor lauter Sittenſprüchen und alten Geſchichten nicht zur deutlichen Erklärung gelangen.

Natalie ſagte zu Thereſen: „Seine Art von Luſtigkeit thut mir wehe; ich wollte wetten, daß ihm dabei nicht wohl iſt."

Da Friedrich, außer einigen Späßen, die ihm Jarno erwiderte, keinen Anklang für ſeine Poſſen in der Geſellſchaft fand, ſagte er: „Es bleibt mir nichts übrig, als mit der ernſthaften Familie auch ernſthaft zu werden, und weil mir unter ſolchen bedenklichen Umſtänden ſogleich meine ſämmtliche Sündenlaſt ſchwer auf die Seele fällt, ſo will ich mich kurz und gut zu einer Generalbeichte entſchließen, wovon ihr aber, meine werthen Herren und Damen, nichts vernehmen ſollt. Dieſer edle Freund hier, dem ſchon Einiges von meinem Leben und Thun bekannt iſt, ſoll es allein erfahren, um ſo mehr, als er allein darnach zu fragen einige Urſache hat. Wäret ihr nicht neugierig zu wiſſen", fuhr er gegen Wilhelm fort, „wie und wo? wer? wann und warum? Wie ſieht's mit der Conjugation des griechiſchen Verbi Phileo, Philô und mit den Derivativis [1]) dieſes allerliebſten Zeitwortes aus?" Somit nahm er Wilhelmen beim Arme, führte ihn fort, indem er ihn auf alle Weiſe drückte und küßte.

Kaum war Friedrich auf Wilhelms Zimmer gekommen, als er im Fenſter ein Pudermeſſer liegen fand, mit der Inſchrift: Gedenke mein. „Ihr hebt eure werthen Sachen gut auf!" ſagte

1) Den abgeleiteten Worten. Phileo bedeutet: ich liebe. Der Name Philine iſt davon abgeleitet.

er; „wahrlich, das ist Philinens Pudermesser, das sie euch jenen Tag schenkte, als ich euch so gerauft hatte. Ich hoffe, ihr habt des schönen Mädchens fleißig dabei gedacht, und ich versichere euch, sie hat euch auch nicht vergessen, und wenn ich nicht jede Spur von Eifersucht schon lange aus meinem Herzen verbannt hätte, so würde ich euch nicht ohne Neid ansehen."

„Reden Sie nichts von diesem Geschöpfe!" versetzte Wilhelm. „Ich leugne nicht, daß ich den Eindruck ihrer angenehmen Gegenwart lange nicht los werden konnte; aber das war auch Alles."

„Pfui! schämt euch!" rief Friedrich; „wer wird eine Geliebte verleugnen? Und ihr habt sie so complet geliebt, als man es nur wünschen konnte. Es verging kein Tag, daß ihr dem Mädchen nicht etwas schenktet, und wenn der Deutsche schenkt, liebt er gewiß. Es blieb mir nichts übrig, als sie euch zuletzt wegzuputzen, und dem rothen Offizierchen ist es denn auch endlich geglückt."

„Wie? Sie waren der Offizier, den wir bei Philinen antrafen, und mit dem sie wegreiste?"

„Ja!" versetzte Friedrich, „den Sie für Marianen hielten. Wir haben genug über den Irrthum gelacht."

„Welche Grausamkeit!" rief Wilhelm, „mich in einer solchen Ungewißheit zu lassen!"

„Und noch dazu den Courier, den Sie uns nachschickten, gleich in Dienste zu nehmen!" versetzte Friedrich. „Es ist ein tüchtiger Kerl, und ist diese Zeit nicht von unserer Seite gekommen. Und das Mädchen lieb' ich noch immer so rasend, wie jemals. Mir hat sie's ganz eigens angethan, daß ich mich ganz nahezu in einem mythologischen Falle befinde und alle Tage befürchte, verwandelt zu werden."

„Sagen Sie mir nur", fragte Wilhelm, „wo haben Sie Ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit her? Ich höre mit Verwunderung der seltsamen Manier zu, die Sie angenommen haben, immer mit Beziehung auf alte Geschichten und Fabeln zu sprechen."

„Auf die lustigste Weise", sagte Friedrich, „bin ich gelehrt und zwar sehr gelehrt worden. Philine ist nun bei mir; wir haben einem Pachter das alte Schloß eines Rittergutes abgemiethet, worin wir wie die Kobolde aufs Lustigste leben. Dort haben wir eine zwar compendiöse, aber doch ausgesuchte Bibliothek gefunden, ent-

haltend eine Bibel in Folio, Gottfried's Chronik[1]), zwei Bände Theatrum Europaeum[2]), die Acerra Philologica[3]), Gryphii[4]) Schriften und noch einige minder wichtige Bücher. Nun hatten wir denn doch, wenn wir ausgetobt hatten, manchmal Langeweile; wir wollten lesen, und ehe wir's uns versahen, ward unsere Weile noch länger. Endlich hatte Philine den herrlichen Einfall, die sämmtlichen Bücher auf einem großen Tisch aufzuschlagen; wir setzten uns gegen einander und lasen gegen einander, und immer nur stellenweise, aus einem Buche wie aus dem andern. Das war nun eine rechte Lust! Wir glaubten wirklich in guter Gesellschaft zu sein, wo man für unschicklich hält, irgend eine Materie zu lange fortsetzen oder wohl gar gründlich erörtern zu wollen; wir glaubten in lebhafter Gesellschaft zu sein, wo Keins das Andere zum Wort kommen läßt. Diese Unterhaltung geben wir uns regelmäßig alle Tage und werden dadurch nach und nach so gelehrt, daß wir uns selbst darüber verwundern. Schon finden wir nichts Neues mehr unter der Sonne, zu Allem bietet uns unsere Wissenschaft einen Beleg an. Wir variiren diese Art, uns zu unterrichten, auf gar vielerlei Weise. Manchmal lesen wir nach einer alten verdorbenen Sanduhr, die in einigen Minuten ausgelaufen ist. Schnell dreht sie das Andere herum und fängt aus einem Buche zu lesen an, und kaum ist wieder der Sand im untern Glase, so beginnt das Andere schon wieder seinen Spruch, und so studiren wir wirklich auf wahrhaft akademische Weise, nur daß wir kürzere Stunden haben, und unsere Studien äußerst mannichfaltig sind."

„Diese Tollheit begreife ich wohl", sagte Wilhelm, „wenn einmal so ein lustiges Paar beisammen ist; wie aber das lockere Paar so lange beisammen bleiben kann, das ist mir nicht so bald begreiflich."

---

1) J. S Gottfried's (J. Ph. Abelin) „Historische Chronika" 3 Bde in Folio, 1743—1749. — 2) „Oder wahrhaftige Beschreibung aller denkwürdigen Geschichten", ebenfalls von Abelin herausgegeben. Das ganze Werk besteht aus 21 Bänden in Folio und umfaßt die Jahre 1617—1718. — 3) Acerra Philologica von 300 Historien, 1743, eine vermehrte Auflage dieser von Peter Lauremberg 1633 herausgegebenen Sammlung. Die drei genannten Werke nebst der Foliobibel erwähnt Goethe unter anderen im ersten Buche von „Wahrheit und Dichtung" als Lieblingslectüre seiner Knabenjahre. — 4) Des überaus gelehrten und namentlich durch seine Dramen bekannten Dichters Andreas Gryphius (1616—1664), dessen Schriften in nicht ganz vollständigen Sammlungen 1657, 1663 und, von seinem Sohn besorgt, in 2 Bänden 1698 erschienen.

„Das iſt", rief Friedrich, „eben das Glück und das Unglück; Philine darf ſich nicht ſehen laſſen, ſie mag ſich ſelbſt nicht ſehen, ſie iſt guter Hoffnung. Unförmlicher und lächerlicher iſt nichts in der Welt als ſie. Noch kurz, ehe ich weg ging, kam ſie zufälligerweiſe vor den Spiegel. ‚Pfui Teufel!' ſagte ſie und wendete das Geſicht ab, ‚die leibhafte Frau Melina! das garſtige Bild! Man ſieht doch ganz niederträchtig aus!'"

„Ich muß geſtehen", verſetzte Wilhelm lächelnd, „daß es ziemlich komiſch ſein mag, euch als Vater und Mutter beiſammen zu ſehen."

„Es iſt ein recht närriſcher Streich", ſagte Friedrich, „daß ich noch zuletzt als Vater gelten ſoll. Sie behauptet's, und die Zeit trifft auch. Anfangs machte mich der verwünſchte Beſuch, den ſie euch nach dem Hamlet abgeſtattet hatte, ein wenig irre."

„Was für ein Beſuch?"

„Ihr werdet das Andenken daran doch nicht ganz und gar verſchlafen haben? Das allerliebſte, fühlbare Geſpenſt jener Nacht, wenn ihr's noch nicht wißt, war Philine. Die Geſchichte war mir freilich eine harte Mitgift; doch wenn man ſich ſo etwas nicht mag gefallen laſſen, ſo muß man gar nicht lieben. Die Vaterſchaft beruht überhaupt nur auf der Ueberzeugung; ich bin überzeugt, und alſo bin ich Vater. Da ſeht ihr, daß ich die Logik auch am rechten Orte zu brauchen weiß. Und wenn das Kind ſich nicht gleich nach der Geburt auf der Stelle zu Tode lacht, ſo kann es, wo nicht ein nützlicher, doch angenehmer Weltbürger werden."

Indeſſen die Freunde ſich auf dieſe luſtige Weiſe von leichtfertigen Gegenſtänden unterhielten, hatte die übrige Geſellſchaft ein ernſthaftes Geſpräch angefangen. Kaum hatten Friedrich und Wilhelm ſich entfernt, als der Abbé die Freunde unvermerkt in einen Gartenſaal führte und, als ſie Platz genommen hatten, ſeinen Vortrag begann.

„Wir haben", ſagte er, „im Allgemeinen behauptet, daß Fräulein Thereſe nicht die Tochter ihrer Mutter ſei; es iſt nöthig, daß wir uns hierüber auch nun im Einzelnen erklären. Hier iſt die Geſchichte, die ich ſodann auf alle Weiſe zu belegen und zu beweiſen mich erbiete.

„Frau von *** lebte die erſten Jahre ihres Eheſtandes mit ihrem Gemahl in dem beſten Vernehmen; nur hatten ſie das Unglück, daß die Kinder, zu denen einigemal Hoffnung war, todt zur Welt kamen,

und bei dem dritten die Aerzte der Mutter beinahe den Tod verkündigten und ihn bei einem folgenden als ganz unvermeidlich weissagten. Man war genöthigt, sich zu entschließen: man wollte das Eheband nicht aufheben; man befand sich, bürgerlich genommen, zu wohl. Frau von *** suchte in der Ausbildung ihres Geistes, in einer gewissen Repräsentation, in den Freuden der Eitelkeit eine Art von Entschädigung für das Mutterglück, das ihr versagt war. Sie sah ihrem Gemahl mit sehr viel Heiterkeit nach, als er Neigung zu einem Frauenzimmer faßte, welche die ganze Haushaltung versah, eine schöne Gestalt und einen sehr soliden Charakter hatte. Frau von *** bot nach kurzer Zeit einer Einrichtung selbst die Hände, nach welcher das gute Mädchen sich Theresens Vater überließ, in der Besorgung des Hauswesens fortfuhr und gegen die Frau vom Hause fast noch mehr Dienstfertigkeit und Ergebung als vorher bezeigte.

„Nach einiger Zeit erklärte sie sich guter Hoffnung, und die beiden Eheleute kamen bei dieser Gelegenheit, obwohl aus ganz verschiedenen Anlässen, auf einerlei Gedanken. Herr von *** wünschte das Kind seiner Geliebten als sein rechtmäßiges im Hause einzuführen, und Frau von ***, verdrießlich, daß durch die Indiscretion ihres Arztes ihr Zustand in der Nachbarschaft hatte verlauten wollen, dachte durch ein untergeschobenes Kind sich wieder in Ansehn zu setzen und durch eine solche Nachgiebigkeit ein Uebergewicht im Hause zu erhalten, das sie unter den übrigen Umständen zu verlieren fürchtete. Sie war zurückhaltender als ihr Gemahl; sie merkte ihm seinen Wunsch ab und wußte, ohne ihm entgegen zu gehen, eine Erklärung zu erleichtern. Sie machte ihre Bedingungen und erhielt fast Alles, was sie verlangte, und so entstand das Testament, worin so wenig für das Kind gesorgt zu sein schien. Der alte Arzt war gestorben; man wendete sich an einen jungen, thätigen, gescheidten Mann, er ward gut belohnt; und er konnte selbst eine Ehre darin suchen, die Unschicklichkeit und Uebereilung seines abgeschiedenen Collegen ins Licht zu setzen und zu verbessern. Die wahre Mutter willigte nicht ungern ein; man spielte die Verstellung sehr gut; Therese kam zur Welt und wurde einer Stiefmutter zugeeignet, indeß ihre wahre Mutter ein Opfer dieser Verstellung ward, indem sie sich zu früh wieder herauswagte, starb und den guten Mann trostlos hinterließ.

„Frau von *** hatte indeſſen ganz ihre Abſicht erreicht; ſie hatte vor den Augen der Welt ein liebenswürdiges Kind, mit dem ſie übertrieben paradirte; ſie war zugleich eine Nebenbuhlerin losgeworden, deren Verhältniß ſie denn doch mit neidiſchen Augen anſah, und deren Einfluß ſie, für die Zukunft wenigſtens, heimlich fürchtete. Sie überhäufte das Kind mit Zärtlichkeit und wußte ihren Gemahl in vertraulichen Stunden durch eine ſo lebhafte Theilnahme an ſeinem Verluſt dergeſtalt an ſich zu ziehen, daß er ſich ihr, man kann wohl ſagen, ganz ergab, ſein Glück und das Glück ſeines Kindes in ihre Hände legte und kaum kurze Zeit vor ſeinem Tode, und noch gewiſſermaßen nur durch ſeine erwachſene Tochter, wieder Herr im Hauſe ward. Das war, ſchöne Thereſe, das Geheimniß, das Ihnen Ihr kranker Vater wahrſcheinlich ſo gern entdeckt hätte; das iſt's, was ich Ihnen jetzt, eben da der junge Freund, der durch die ſonderbarſte Verknüpfung von der Welt Ihr Bräutigam geworden iſt, in der Geſellſchaft fehlt, umſtändlich vorlegen wollte. Hier ſind die Papiere, die aufs Strengſte beweiſen, was ich behauptet habe. Sie werden daraus zugleich erfahren, wie lange ich ſchon dieſer Entdeckung auf der Spur war, und wie ich doch erſt jetzt zur Gewißheit kommen konnte; wie ich nicht wagte, meinem Freund etwas von der Möglichkeit des Glücks zu ſagen, da es ihn zu tief gekränkt haben würde, wenn dieſe Hoffnung zum zweiten Male verſchwunden wäre. Sie werden Lydiens Argwohn begreifen; denn ich geſtehe gern, daß ich die Neigung unſeres Freundes zu dieſem guten Mädchen keineswegs begünſtigte, ſeitdem ich ſeiner Verbindung mit Thereſen wieder entgegen ſah."

Niemand erwiderte etwas auf dieſe Geſchichte. Die Frauenzimmer gaben die Papiere nach einigen Tagen zurück, ohne derſelben weiter zu erwähnen.

Man hatte Mittel genug in der Nähe, die Geſellſchaft, wenn ſie beiſammen war, zu beſchäftigen; auch bot die Gegend ſo manche Reize dar, daß man ſich gern darin, theils einzeln, theils zuſammen, zu Pferde, zu Wagen oder zu Fuße umſah. Jarno richtete bei einer ſolchen Gelegenheit ſeinen Auftrag an Wilhelmen aus, legte ihm die Papiere vor, ſchien aber weiter keine Entſchließung von ihm zu verlangen.

„In dieſem höchſt ſonderbaren Zuſtand, in dem ich mich befinde",

ſagte Wilhelm darauf, „brauche ich Ihnen nur das zu wiederholen, was ich ſogleich anfangs, in Gegenwart Nataliens, und gewiß mit einem reinen Herzen geſagt habe: Lothario und ſeine Freunde können jede Art von Entſagung von mir fordern; ich lege Ihnen hiermit alle meine Anſprüche an Thereſen in die Hand, verſchaffen Sie mir dagegen meine förmliche Entlaſſung! O! es bedarf, mein Freund, keines großen Bedenkens, mich zu entſchließen. Schon dieſe Tage hab' ich gefühlt, daß Thereſe Mühe hat, nur einen Schein der Lebhaftigkeit, mit der ſie mich hier zuerſt begrüßte, zu erhalten. Ihre Neigung iſt mir entwendet, oder vielmehr ich habe ſie nie beſeſſen."

„Solche Fälle möchten ſich wohl beſſer nach und nach, unter Schweigen und Erwarten aufklären", verſetzte Jarno, „als durch vieles Reden, wodurch immer eine Art von Verlegenheit und Gährung entſteht."

„Ich dächte vielmehr", ſagte Wilhelm, „daß gerade dieſer Fall der ruhigſten und der reinſten Entſcheidung fähig ſei. Man hat mir ſo oft den Vorwurf des Zauderns und der Ungewißheit gemacht; warum will man jetzt, da ich entſchloſſen bin, geradezu einen Fehler, den man an mir tadelte, gegen mich ſelbſt begehen? Giebt ſich die Welt nur darum ſo viel Mühe, uns zu bilden, um uns fühlen zu laſſen, daß ſie ſich nicht bilden mag? Ja, gönnen Sie mir recht bald das heitere Gefühl, ein Mißverhältniß los zu werden, in das ich mit den reinſten Geſinnungen von der Welt gerathen bin."

Ungeachtet dieſer Bitte vergingen einige Tage, in denen er nichts von dieſer Sache hörte, noch auch eine weitere Veränderung an ſeinen Freunden bemerkte; die Unterhaltung war vielmehr blos allgemein und gleichgültig.

Siebentes Capitel.

Einſt ſaßen Natalie, Jarno und Wilhelm zuſammen, und Natalie begann: „Sie ſind nachdenklich, Jarno; ich kann es Ihnen ſchon einige Zeit abmerken."

„Ich bin es", verſetzte der Freund, „und ich ſehe ein wichtiges Geſchäft vor mir, das bei uns ſchon lange vorbereitet iſt und jetzt nothwendig angegriffen werden muß. Sie wiſſen ſchon etwas im

Allgemeinen davon, und ich darf wohl vor unſerm jungen Freunde davon reden, weil es auf ihn ankommen ſoll, ob er Theil daran zu nehmen Luſt hat. Sie werden mich nicht lange mehr ſehen; denn ich bin im Begriff, nach Amerika überzuſchiffen."

„Nach Amerika?" verſetzte Wilhelm lächelnd; „ein ſolches Abenteuer hätte ich nicht von Ihnen erwartet, noch weniger, daß Sie mich zum Gefährten auserſehen würden."

„Wenn Sie unſern Plan ganz kennen", verſetzte Jarno, „ſo werden Sie ihm einen beſſern Namen geben und vielleicht für ihn eingenommen werden. Hören Sie mich an! Man darf nur ein wenig mit den Welthändeln bekannt ſein, um zu bemerken, daß uns große Veränderungen bevorſtehn, und daß die Beſitzthümer beinah nirgends mehr recht ſicher ſind."

„Ich habe keinen deutlichen Begriff von den Welthändeln", fiel Wilhelm ein, „und habe mich erſt vor Kurzem um meine Beſitzthümer bekümmert. Vielleicht hätte ich wohl gethan, ſie mir noch länger aus dem Sinne zu ſchlagen, da ich bemerken muß, daß die Sorge für ihre Erhaltung ſo hypochondriſch macht."

„Hören Sie mich aus!" ſagte Jarno; „die Sorge geziemt dem Alter, damit die Jugend eine Zeit lang ſorglos ſein könne. Das Gleichgewicht in den menſchlichen Handlungen kann leider nur durch Gegenſätze hergeſtellt werden. Es iſt gegenwärtig nichts weniger als räthlich, nur an Einem Ort zu beſitzen, nur Einem Platze ſein Geld anzuvertrauen, und es iſt wieder ſchwer, an vielen Orten Aufſicht darüber zu führen; wir haben uns deswegen etwas Anderes ausgedacht: aus unſerm alten Thurm ſoll eine Societät ausgehen, die ſich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt eintreten kann. Wir aſſecuriren uns unter einander unſere Exiſtenz, auf den einzigen Fall, daß eine Staatsrevolution den Einen oder den Andern von ſeinen Beſitzthümern völlig vertriebe. Ich gehe nun hinüber nach Amerika, um die guten Verhältniſſe zu benutzen, die ſich unſer Freund bei ſeinem dortigen Aufenthalt gemacht hat. Der Abbé will nach Rußland gehen, und Sie ſollen die Wahl haben, wenn Sie ſich an uns anſchließen wollen, ob Sie Lothario in Deutſchland beiſtehen, oder mit mir gehen wollen. Ich dächte, Sie wählten das Letzte; denn eine große Reiſe zu thun, iſt für einen jungen Mann äußerſt nützlich."

Wilhelm nahm ſich zuſammen und antwortete: „Der Antrag iſt aller Ueberlegung werth; denn mein Wahlſpruch wird doch nächſtens ſein: Je weiter weg, je beſſer! Sie werden mich, hoffe ich, mit Ihrem Plane näher bekannt machen. Es kann von meiner Unbekanntſchaft mit der Welt herrühren, mir ſcheinen aber einer ſolchen Verbindung ſich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzuſetzen."

„Davon ſich die meiſten nur dadurch heben werden", verſetzte Jarno, „daß unſer bis jetzt nur Wenig ſind, redliche, geſcheidte und entſchloſſene Leute, die einen gewiſſen allgemeinen Sinn haben, aus dem allein der geſellige Sinn entſtehen kann."

Friedrich, der bisher nur zugehört hatte[1]), verſetzte darauf: „Und wenn ihr mir ein gutes Wort gebt, gehe ich auch mit."

Jarno ſchüttelte den Kopf.

„Nun, was habt ihr an mir auszuſetzen?" fuhr Friedrich fort. „Bei einer neuen Colonie werden auch junge Coloniſten erfordert, und die bring' ich gleich mit; auch luſtige Coloniſten, das verſichere ich euch. Und dann wüßte ich noch ein gutes junges Mädchen, das hierhüben nicht mehr am Platz iſt: die ſüße reizende Lydie. Wo ſoll das arme Kind mit ſeinem Schmerz und Jammer hin, wenn ſie ihn nicht gelegentlich in die Tiefe des Meeres werfen kann, und wenn ſich nicht ein braver Mann ihrer annimmt? Ich dächte, mein Jugendfreund, da ihr doch im Gange ſeid, Verlaſſene zu tröſten, ihr entſchlößt euch, Jeder nähme ſein Mädchen unter den Arm, und wir folgten dem alten Herrn."

Dieſer Antrag verdroß Wilhelmen. Er antwortete mit verſtellter Ruhe: „Weiß ich doch nicht einmal, ob ſie frei iſt, und da ich überhaupt im Werben nicht glücklich zu ſein ſcheine, ſo möchte ich einen ſolchen Verſuch nicht machen."

Natalie ſagte darauf: „Bruder Friedrich, du glaubſt, weil du für dich ſo leichtſinnig handelſt, auch für Andere gelte deine Geſinnung. Unſer Freund verdient ein weibliches Herz, das ihm ganz angehöre, das nicht an ſeiner Seite von fremden Erinnerungen bewegt werde; nur mit einem höchſt vernünftigen und reinen Charakter, wie Thereſens, war ein Wageſtück dieſer Art zu rathen."

---

1) Daß auch er bei der Unterredung gegenwärtig war, iſt vorhin nicht erwähnt.

„Was Wageſtück!“ rief Friedrich; „in der Liebe iſt Alles Wageſtück. Unter der Laube oder vor dem Altar, mit Umarmungen oder goldenen Ringen, beim Geſange der Heimchen oder bei Trompeten und Pauken, es iſt Alles nur ein Wageſtück, und der Zufall thut Alles.“

„Ich habe immer geſehen“, verſetzte Natalie, „daß unſere Grundſätze ein Supplement zu unſern Exiſtenzen ſind. Wir hängen unſern Fehlern gar zu gern das Gewand eines gültigen Geſetzes um. Gieb nur Acht, welchen Weg dich die Schöne noch führen wird, die dich auf eine ſo gewaltſame Weiſe angezogen hat und feſthält.“

„Sie iſt ſelbſt auf einem ſehr guten Wege“, verſetzte Friedrich, „auf dem Wege zur Heiligkeit. Es iſt freilich ein Umweg, aber deſto luſtiger und ſicherer; Maria von Magdala[1]) iſt ihn auch gegangen, und wer weiß, wie viel Andere. Ueberhaupt, Schweſter, wenn von Liebe die Rede iſt, ſollteſt du dich gar nicht drein miſchen. Ich glaube, du heiratheſt nicht eher, als bis einmal irgendwo eine Braut fehlt, und du giebſt dich alsdann, nach deiner gewohnten Gutherzigkeit, auch als Supplement irgend einer Exiſtenz hin. Alſo laß uns nur jetzt mit dieſem Seelenverkäufer da unſern Handel ſchließen und über unſere Reiſegeſellſchaft einig werden.“

„Sie kommen mit Ihren Vorſchlägen zu ſpät“, ſagte Jarno; „für Lydien iſt geſorgt.“

„Und wie?“ fragte Friedrich.

„Ich habe ihr ſelbſt meine Hand angeboten“, verſetzte Jarno.

„Alter Herr“, ſagte Friedrich, „da macht ihr einen Streich zu dem man, wenn man ihn als ein Subſtantivum betrachtet, verſchiedene Adjectiva, und folglich, wenn man ihn als Subject betrachtet, verſchiedene Prädicate finden könnte.“

„Ich muß aufrichtig geſtehen“, verſetzte Natalie, „es iſt ein gefährlicher Verſuch, ſich ein Mädchen zuzueignen in dem Augenblicke, da ſie aus Liebe zu einem Andern verzweifelt.“

„Ich habe es gewagt“, verſetzte Jarno; „ſie wird unter einer gewiſſen Bedingung mein. Und, glauben Sie mir, es iſt in der Welt nichts ſchätzbarer als ein Herz, das der Liebe und der Leiden-

---

1) Maria Magdalena, welcher viel vergeben wurde, weil ſie viel geliebt hatte.

ſchaft fähig iſt. Ob es geliebt habe? ob es noch liebe? darauf kommt es nicht an. Die Liebe, mit der ein Anderer geliebt wird, iſt mir beinah reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich ſehe die Kraft, die Gewalt eines ſchönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt."

„Haben Sie Lydien in dieſen Tagen ſchon geſprochen?" verſetzte Natalie.

Jarno nickte lächelnd; Natalie ſchüttelte den Kopf und ſagte, indem ſie aufſtand: „Ich weiß gar nicht mehr, was ich aus euch machen ſoll; aber mich ſollt ihr gewiß nicht irre machen."

Sie wollte ſich eben entfernen, als der Abbé mit einem Brief in der Hand hereintrat, und zu ihr ſagte: „Bleiben Sie! ich habe hier einen Vorſchlag, bei dem Ihr Rath willkommen ſein wird. Der Marcheſe, der Freund Ihres verſtorbenen Oheims, den wir ſeit einiger Zeit erwarten, muß in dieſen Tagen hier ſein. Er ſchreibt mir, daß ihm doch die deutſche Sprache nicht ſo geläufig ſei, als er geglaubt, daß er eines Geſellſchafters bedürfe, der ſie vollkommen nebſt einigen andern beſitze; da er mehr wünſche in wiſſenſchaftliche als politiſche Verbindungen zu treten, ſo ſei ihm ein ſolcher Dolmetſcher unentbehrlich. Ich wüßte Niemanden geſchickter dazu als unſern jungen Freund. Er kennt die Sprache, iſt ſonſt in Vielem unterrichtet, und es wird für ihn ſelbſt ein großer Vortheil ſein, in ſo guter Geſellſchaft und unter ſo vortheilhaften Umſtänden Deutſchland zu ſehen. Wer ſein Vaterland nicht kennt, hat keinen Maßſtab für fremde Länder. Was ſagen Sie, meine Freunde? was ſagen Sie, Natalie?"

Niemand wußte gegen den Antrag etwas einzuwenden; Jarno ſchien ſeinen Vorſchlag, nach Amerika zu reiſen, ſelbſt als kein Hinderniß anzuſehen, indem er ohnehin nicht ſogleich aufbrechen würde; Natalie ſchwieg, und Friedrich führte verſchiedene Sprüchwörter über den Nutzen des Reiſens an.

Wilhelm war über dieſen neuen Vorſchlag im Herzen ſo entrüſtet, daß er es kaum verbergen konnte. Er ſah eine Verabredung, ihn baldmöglichſt loszuwerden, nur gar zu deutlich, und was das Schlimmſte war, man ließ ſie ſo offenbar, ſo ganz ohne Schonung ſehen. Auch der Verdacht, den Lydie bei ihm erregt, Alles, was er ſelbſt erfahren hatte, wurde wieder aufs Neue vor ſeiner Seele

lebendig, und die natürliche Art, wie Jarno ihm Alles ausgelegt hatte, ſchien ihm auch nur eine künſtliche Darſtellung zu ſein.

Er nahm ſich zuſammen und antwortete: „Dieſer Antrag verdient allerdings eine reifliche Ueberlegung.“

„Eine geſchwinde Entſchließung möchte nöthig ſein“, verſetzte der Abbé.

„Dazu bin ich jetzt nicht gefaßt“, antwortete Wilhelm. „Wir können die Ankunft des Mannes abwarten und dann ſehen, ob wir zuſammen paſſen. Eine Hauptbedingung aber muß man zum voraus eingehen, daß ich meinen Felix mitnehmen und ihn überall mit hinführen darf.“

„Dieſe Bedingung wird ſchwerlich zugeſtanden werden“, verſetzte der Abbé.

„Und ich ſehe nicht“, rief Wilhelm aus, „warum ich mir von irgend einem Menſchen ſollte Bedingungen vorſchreiben laſſen? und warum ich, wenn ich einmal mein Vaterland ſehen will, einen Italiener zur Geſellſchaft brauche?“

„Weil ein junger Menſch“, verſetzte der Abbé mit einem gewiſſen imponirenden Ernſte, „immer Urſache hat, ſich anzuſchließen.“

Wilhelm, der wohl merkte, daß er länger an ſich zu halten nicht im Stande ſei, da ſein Zuſtand nur durch die Gegenwart Nataliens noch einigermaßen gelindert ward, ließ ſich hierauf mit einiger Haſt vernehmen: „Man vergönne mir nur noch kurze Bedenkzeit, und ich vermuthe, es wird ſich geſchwind entſcheiden, ob ich Urſache habe, mich weiter anzuſchließen, oder ob nicht vielmehr Herz und Klugheit mir unwiderſtehlich gebieten, mich von ſo mancherlei Banden loszureißen, die mir eine ewige, elende Gefangenſchaft drohen.“

So ſprach er mit einem lebhaft bewegten Gemüth. Ein Blick auf Natalien beruhigte ihn einigermaßen, indem ſich in dieſem leidenſchaftlichen Augenblick ihre Geſtalt und ihr Werth nur deſto tiefer ihm eindrückten.

„Ja!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er ſich allein fand, „geſtehe dir nur, du liebſt ſie, und du fühlſt wieder, was es heiße, wenn der Menſch mit allen Kräften lieben kann. So liebte ich Marianen und ward ſo ſchrecklich an ihr irre; ich liebte Philinen und mußte ſie verachten. Aurelien achtete ich und konnte ſie nicht lieben; ich

verehrte Thereſen, und die väterliche Liebe nahm die Geſtalt einer Neigung zu ihr an; und jetzt, da in deinem Herzen alle Empfindungen zuſammentreffen, die den Menſchen glücklich machen ſollten, jetzt biſt du genöthigt, zu fliehen! Ach! warum muß ſich zu dieſen Empfindungen, zu dieſen Erkenntniſſen das unüberwindliche Verlangen des Beſitzes geſellen? und warum richten, ohne Beſitz, eben dieſe Empfindungen, dieſe Ueberzeugungen jede andere Art von Glückſeligkeit völlig zu Grunde? Werde ich künftig der Sonne und der Welt, der Geſellſchaft oder irgend eines Glücksgutes genießen? wirſt du nicht immer zu dir ſagen: ‚Natalie iſt nicht da!‘ und doch wird leider Natalie dir immer gegenwärtig ſein. Schließeſt du die Augen, ſo wird ſie ſich dir darſtellen; öffneſt du ſie, ſo wird ſie vor allen Gegenſtänden hinſchweben, wie die Erſcheinung, die ein blendendes Bild im Auge zurückläßt. War nicht ſchon früher die ſchnell vorübergegangene Geſtalt der Amazone deiner Einbildungskraft immer gegenwärtig? und du hatteſt ſie nur geſehen, du kannteſt ſie nicht. Nun, da du ſie kennſt, da du ihr ſo nahe warſt, da ſie ſo vielen Antheil an dir gezeigt hat, nun ſind ihre Eigenſchaften ſo tief in dein Gemüth geprägt, als ihr Bild jemals in deine Sinne. Aengſtlich iſt es, immer zu ſuchen, aber viel ängſtlicher, gefunden zu haben und verlaſſen zu müſſen. Wornach ſoll ich in der Welt nun weiter fragen? wornach ſoll ich mich weiter umſehen? welche Gegend, welche Stadt verwahrt einen Schatz, der dieſem gleich iſt? und ich ſoll reiſen, um nur immer das Geringere zu finden? Iſt denn das Leben blos wie eine Rennbahn, wo man ſogleich ſchnell wieder umkehren muß, wenn man das äußerſte Ende erreicht hat? Und ſteht das Gute, das Vortreffliche nur wie ein feſtes, unverrücktes Ziel da, von dem man ſich eben ſo ſchnell mit raſchen Pferden wieder entfernen muß, als man es erreicht zu haben glaubt? anſtatt daß jeder Andere, der nach irdiſchen Waaren ſtrebt, ſie ſich in den verſchiedenen Himmelsgegenden oder wohl gar auf der Meſſe und dem Jahrmarkt anſchaffen kann.“

„Komm, lieber Knabe!“ rief er ſeinem Sohn entgegen, der eben daher geſprungen kam, „ſei und bleibe du mir Alles! Du warſt mir zum Erſatz deiner geliebten Mutter gegeben, du ſollteſt mir die zweite Mutter erſetzen, die ich dir beſtimmt hatte, und nun haſt du noch die größere Lücke auszufüllen. Beſchäftige mein Herz, be-

ſchäftige meinen Geiſt mit deiner Schönheit, deiner Liebenswürdigkeit, deiner Wißbegierde und deinen Fähigkeiten!"

Der Knabe war mit einem neuen Spielwerke beſchäftigt; der Vater ſuchte es ihm beſſer, ordentlicher, zweckmäßiger einzurichten; aber in dem Augenblicke verlor auch das Kind die Luſt daran. „Du biſt ein wahrer Menſch!" rief Wilhelm aus; „komm, mein Sohn! komm, mein Bruder! laß uns in der Welt zwecklos hinſpielen, ſo gut wir können."

Sein Entſchluß, ſich zu entfernen, das Kind mit ſich zu nehmen und ſich an den Gegenſtänden der Welt zu zerſtreuen, war nun ſein feſter Vorſatz. Er ſchrieb an Wernern, erſuchte ihn um Geld und Creditbriefe und ſchickte Friedrich's Courier mit dem geſchärften Auftrage weg, bald wieder zu kommen. So ſehr er gegen die übrigen Freunde auch verſtimmt war, ſo rein blieb ſein Verhältniß zu Natalien. Er vertraute ihr ſeine Abſicht; auch ſie nahm für bekannt an, daß er gehen könne und müſſe, und wenn ihn auch gleich dieſe ſcheinbare Gleichgültigkeit an ihr ſchmerzte, ſo beruhigte ihn doch ihre gute Art und ihre Gegenwart vollkommen. Sie rieth ihm, verſchiedene Städte zu beſuchen, um dort einige ihrer Freunde und Freundinnen kennen zu lernen.

Der Courier kam zurück, brachte, was Wilhelm verlangt hatte, obgleich Werner mit dieſem neuen Ausflug nicht zufrieden zu ſein ſchien. „Meine Hoffnung, daß du vernünftig werden würdeſt", ſchrieb Dieſer, „iſt nun wieder eine gute Weile hinaus geſchoben. Wo ſchweift ihr nun Alle zuſammen herum? und wo bleibt denn das Frauenzimmer, zu deſſen wirthſchaftlichem Beiſtande du mir Hoffnung machteſt? Auch die übrigen Freunde ſind nicht gegenwärtig; dem Gerichtshalter und mir iſt das ganze Geſchäft aufgewälzt. Ein Glück, daß er eben ein ſo guter Rechtsmann iſt, als ich ein Finanzmann bin, und daß wir Beide etwas zu ſchleppen gewohnt ſind. Lebe wohl! Deine Ausſchweifungen ſollen dir verziehen ſein, da doch ohne ſie unſer Verhältniß in dieſer Gegend nicht hätte ſo gut werden können."

Was das Aeußere betraf, hätte er nun immer abreiſen können; allein ſein Gemüth war noch durch zwei Hinderniſſe gebunden. Man wollte ihm ein- für allemal Mignons Körper nicht zeigen, als bei den Exequien, welche der Abbé zu halten gedachte, zu welcher

Feierlichkeit noch nicht Alles bereit war. Auch war der Arzt durch einen ſonderbaren Brief des Landgeiſtlichen abgerufen worden. Es betraf den Harfenſpieler, von deſſen Schickſalen Wilhelm näher unterrichtet ſein wollte.

In dieſem Zuſtande fand er weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe der Seele oder des Körpers. Wenn Alles ſchlief, ging er in dem Hauſe hin und her. Die Gegenwart der alten bekannten Kunſtwerke zog ihn an und ſtieß ihn ab. Er konnte nichts, was ihn umgab, weder ergreifen noch laſſen, Alles erinnerte ihn an Alles; er überſah den ganzen Ring ſeines Lebens, nur lag er leider zerbrochen vor ihm und ſchien ſich auf ewig nicht ſchließen zu wollen. Dieſe Kunſtwerke, die ſein Vater verkauft hatte, ſchienen ihm ein Symbol, daß auch er von einem ruhigen und gründlichen Beſitz des Wünſchenswerthen in der Welt theils ausgeſchloſſen, theils deſſelben durch eigene oder fremde Schuld beraubt werden ſollte. Er verlor ſich ſo weit in dieſen ſonderbaren und traurigen Betrachtungen, daß er ſich ſelbſt manchmal wie ein Geiſt vorkam und, ſelbſt wenn er die Dinge außer ſich befühlte und betaſtete, ſich kaum des Zweifels erwehren konnte, ob er denn auch wirklich lebe und da ſei.

Nur der lebhafte Schmerz, der ihn manchmal ergriff, daß er alles das Gefundene und Wiedergefundene ſo freventlich und doch ſo nothwendig verlaſſen müſſe, nur ſeine Thränen gaben ihm das Gefühl ſeines Daſeins wieder. Vergebens rief er ſich den glücklichen Zuſtand, in dem er ſich doch eigentlich befand, vors Gedächtniß. „So iſt denn Alles nichts“, rief er aus, „wenn das Eine fehlt, das dem Menſchen alles Uebrige werth iſt!“

Der Abbé verkündigte der Geſellſchaft die Ankunft des Marcheſe. „Sie ſind zwar, wie es ſcheint“, ſagte er zu Wilhelmen, „mit Ihrem Knaben allein abzureiſen entſchloſſen; lernen Sie jedoch wenigſtens dieſen Mann kennen, der Ihnen, wo Sie ihn auch unterwegs antreffen, auf alle Fälle nützlich ſein kann.“ Der Marcheſe erſchien; es war ein Mann noch nicht hoch in Jahren, eine von den wohlgeſtalteten, gefälligen lombardiſchen Figuren. Er hatte als Jüngling mit dem Oheim, der ſchon um Vieles älter war, bei der Armee, dann in Geſchäften Bekanntſchaft gemacht; ſie hatten nachher einen großen Theil von Italien zuſammen durchreiſt, und die Kunſtwerke, die der Marcheſe hier wiederfand, waren zum großen Theil in ſeiner

Gegenwart und unter manchen glücklichen Umſtänden, deren er ſich noch wohl erinnerte, gekauft und angeſchafft worden.

Der Italiener hat überhaupt ein tieferes Gefühl für die hohe Würde der Kunſt als andere Nationen; Jeder, der nur irgend etwas treibt, will Künſtler, Meiſter und Profeſſor heißen und bekennt wenigſtens durch dieſe Titelſucht, daß es nicht genug ſei, nur etwas durch Ueberlieferung zu erhaſchen oder durch Uebung irgend eine Gewandtheit zu erlangen; er geſteht, daß Jeder vielmehr über das, was er thut, auch fähig ſein ſolle, zu denken, Grundſätze aufzuſtellen und die Urſachen, warum Dieſes oder Jenes zu thun ſei, ſich ſelbſt und Andern deutlich zu machen.

Der Fremde ward gerührt, ſo ſchöne Beſitzthümer ohne den Beſitzer wieder zu finden, und erfreut, den Geiſt ſeines Freundes aus den vortrefflichen Hinterlaſſenen ſprechen zu hören. Sie gingen die verſchiedenen Werke durch und fanden eine große Behaglichkeit, ſich einander verſtändlich machen zu können. Der Marcheſe und der Abbé führten das Wort; Natalie, die ſich wieder in die Gegenwart ihres Oheims verſetzt fühlte, wußte ſich ſehr gut in ihre Meinungen und Geſinnungen zu finden; Wilhelm mußte ſich's in theatraliſche Terminologie überſetzen, wenn er etwas davon verſtehen wollte. Man hatte Noth, Friedrichs Scherze in Schranken zu halten. Jarno war ſelten zugegen.

Bei der Betrachtung, daß vortreffliche Kunſtwerke in der neuern Zeit ſo ſelten ſeien, ſagte der Marcheſe: „Es läßt ſich nicht leicht denken und überſehen, was die Umſtände für den Künſtler thun müſſen, und dann ſind bei dem größten Genie, bei dem entſchiedenſten Talente noch immer die Forderungen unendlich, die er an ſich ſelbſt zu machen hat, unſäglich der Fleiß, der zu ſeiner Ausbildung nöthig iſt. Wenn nun die Umſtände wenig für ihn thun, wenn er bemerkt, daß die Welt ſehr leicht zu befriedigen iſt und ſelbſt nur einen leichten, gefälligen, behaglichen Schein begehrt, ſo wäre es zu verwundern, wenn nicht Bequemlichkeit und Eigenliebe ihn bei dem Mittelmäßigen feſthielten; es wäre ſeltſam, wenn er nicht lieber für Modewaaren Geld und Lob eintauſchen, als den rechten Weg wählen ſollte, der ihn mehr oder weniger zu einem kümmerlichen Märtyrerthum führt. Deswegen bieten die Künſtler unſerer Zeit nur immer an, um niemals zu geben. Sie wollen immer

reizen, um niemals zu befriedigen: Alles ist nur angedeutet, und man findet nirgends Grund noch Ausführung. Man darf aber auch nur eine Zeit lang ruhig in einer Galerie verweilen und beobachten, nach welchen Kunstwerken sich die Menge zieht, welche gepriesen, und welche vernachlässigt werden, so hat man wenig Lust an der Gegenwart und für die Zukunft wenig Hoffnung."

„Ja!" versetzte der Abbé, „und so bilden sich Liebhaber und Künstler wechselsweise; der Liebhaber sucht nur einen allgemeinen, unbestimmten Genuß; das Kunstwerk soll ihm ungefähr wie ein Naturwerk behagen, und die Menschen glauben, die Organe, ein Kunstwerk zu genießen, bildeten sich eben so von selbst aus wie die Zunge und der Gaum, man urtheile über ein Kunstwerk wie über eine Speise. Sie begreifen nicht, was für einer andern Cultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenusse zu erheben. Das Schwerste finde ich die Art von Absonderung, die der Mensch in sich selbst bewirken muß, wenn er sich überhaupt bilden will; deswegen finden wir so viel einseitige Culturen, wovon doch jede sich anmaßt, über das Ganze abzusprechen."

„Was Sie da sagen, ist mir nicht ganz deutlich", sagte Jarno, der eben hinzutrat.

„Auch ist es schwer", versetzte der Abbé, „sich in der Kürze bestimmt hierüber zu erklären. Ich sage nur so viel: sobald der Mensch an mannichfaltige Thätigkeit oder mannichfaltigen Genuß Anspruch macht, so muß er auch fähig sein, mannichfaltige Organe an sich, gleichsam unabhängig von einander, auszubilden. Wer Alles und Jedes in seiner ganzen Menschheit thun oder genießen will, wer Alles außer sich zu einer solchen Art von Genuß verknüpfen will, der wird seine Zeit nur mit einem ewig unbefriedigten Streben hinbringen. Wie schwer ist es, was so natürlich scheint, eine gute Statue, ein treffliches Gemälde an und für sich zu beschauen, den Gesang um des Gesangs willen zu vernehmen, den Schauspieler im Schauspieler zu bewundern, sich eines Gebäudes um seiner eigenen Harmonie und seiner Dauer willen zu erfreuen! Nun sieht man aber meist die Menschen entschiedene Werke der Kunst geradezu behandeln, als wenn es ein weicher Thon wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen soll sich der gebildete Marmor sogleich wieder ummodeln, das festgemauerte Gebäude sich ausdehnen oder zusammen-

ziehen, ein Gemälde ſoll lehren, ein Schauſpiel beſſern, und Alles ſoll Alles werden. Eigentlich aber weil die meiſten Menſchen ſelbſt formlos ſind, weil ſie ſich und ihrem Weſen ſelbſt keine Geſtalt geben können, ſo arbeiten ſie, den Gegenſtänden ihre Geſtalt zu nehmen, damit ja Alles loſer und lockerer Stoff werde, wozu ſie auch gehören. Alles reduciren ſie zuletzt auf den ſogenannten Effect, Alles iſt relativ, und ſo wird auch Alles relativ, außer dem Unſinn und der Abgeſchmacktheit, die denn auch ganz abſolut regiert."

„Ich verſtehe Sie", verſetzte Jarno, „oder vielmehr ich ſehe wohl ein, wie das, was Sie ſagen, mit den Grundſätzen zuſammenhängt, an denen Sie ſo feſt halten; ich kann es aber mit den armen Teufeln von Menſchen unmöglich ſo genau nehmen. Ich kenne freilich ihrer genug, die ſich bei den größten Werken der Kunſt und der Natur ſogleich ihres armſeligſten Bedürfniſſes erinnern, ihr Gewiſſen und ihre Moral mit in die Oper nehmen, ihre Liebe und Haß vor einem Säulengange nicht ablegen und das Beſte und Größte, was ihnen von außen gebracht werden kann, in ihrer Vorſtellungsart erſt möglichſt verkleinern müſſen, um es mit ihrem kümmerlichen Weſen nur einigermaßen verbinden zu können."

Achtes Capitel.

Am Abend lud der Abbé zu den Exequien Mignons ein. Die Geſellſchaft begab ſich in den Saal der Vergangenheit und fand denſelben auf das Sonderbarſte erhellt und ausgeſchmückt. Mit himmelblauen Teppichen waren die Wände faſt von oben bis unten bekleidet, ſo daß nur Sockel und Frieß hervorſchienen. Auf den vier Candelabern in den Ecken brannten große Wachsfackeln, und ſo nach Verhältniß auf den vier kleinern, die den mittlern Sarkophagen umgaben. Neben dieſem ſtanden vier Knaben, himmelblau mit Silber gekleidet und ſchienen einer Figur, die auf dem Sarkophagen ruhte, mit breiten Fächern von Straußenfedern Luft zuzuwehen. Die Geſellſchaft ſetzte ſich, und zwei unſichtbare Chöre fingen mit holdem Geſang an zu fragen: „Wen bringt ihr uns zur ſtillen Geſellſchaft?" Die vier Kinder antworteten mit lieblicher Stimme:

„Einen müden Geſpielen bringen wir euch; laßt ihn unter euch ruhen, bis das Jauchzen himmliſcher Geſchwiſter ihn dereinſt wieder aufweckt.“

Chor.

„Erſtling der Jugend in unſerm Kreiſe, ſei willkommen! mit Trauer willkommen! Dir folge kein Knabe, kein Mädchen nach! Nur das Alter nahe ſich willig und gelaſſen der ſtillen Halle, und in ernſter Geſellſchaft ruhe das liebe, liebe Kind!“

Knaben.

„Ach! wie ungern brachten wir ihn her! Ach! und er ſoll hier bleiben! Laßt uns auch bleiben! laßt uns weinen, weinen an ſeinem Sarge!“

Chor.

„Seht die mächtigen Flügel doch an! ſeht das leichte, reine Gewand! wie blinkt die goldene Binde vom Haupt! Seht die ſchöne, die würdige Ruh!“

Knaben.

„Ach! die Flügel heben ſie nicht; im leichten Spiele flattert das Gewand nicht mehr; als wir mit Roſen kränzten ihr Haupt, blickte ſie hold und freundlich nach uns.“

Chor.

„Schaut mit den Augen des Geiſtes hinan! In euch lebe die bildende Kraft, die das Schönſte, das Höchſte hinauf über die Sterne das Leben trägt.“

Knaben.

„Aber ach! wir vermiſſen ſie hier; in den Gärten wandelt ſie nicht, ſammelt der Wieſe Blumen nicht mehr. Laßt uns weinen, wir laſſen ſie hier! Laßt uns weinen und bei ihr bleiben!“

Chor.

„Kinder, kehret ins Leben zurück! Eure Thränen trockne die friſche Luft, die um das ſchlängelnde Waſſer ſpielt. Entflieht der Nacht! Tag und Luſt und Dauer iſt das Loos der Lebendigen.“

Knaben.

„Auf! wir kehren ins Leben zurück. Gebe der Tag uns Arbeit und Luſt, bis der Abend uns Ruhe bringt, und der nächtliche Schlaf uns erquickt.“

Chor.

„Kinder! eilet ins Leben hinan! In der Schönheit reinem Gewande begegn' euch die Liebe mit himmliſchem Blick und dem Kranz der Unſterblichkeit!“

Die Knaben waren ſchon fern; der Abbé ſtand von ſeinem Seſſel auf und trat hinter den Sarg. „Es iſt die Verordnung“, ſagte er, „des Mannes, der dieſe ſtille Wohnung bereitet hat, daß jeder neue Ankömmling mit Feierlichkeit empfangen werden ſoll. Nach ihm, dem Erbauer dieſes Hauſes, dem Errichter dieſer Stätte, haben wir zuerſt einen jungen Fremdling hierher gebracht, und ſo faßt ſchon dieſer kleine Raum zwei ganz verſchiedene Opfer der ſtrengen, willkürlichen und unerbittlichen Todesgöttin. Nach beſtimmten Geſetzen treten wir ins Leben ein, die Tage ſind gezählt, die uns zum Anblicke des Lichts reif machen, aber für die Lebensdauer iſt kein Geſetz. Der ſchwächſte Lebensfaden zieht ſich in unerwartete Länge, und den ſtärkſten zerſchneidet gewaltſam die Scheere einer Parze, die ſich in Widerſprüchen zu gefallen ſcheint. Von dem Kinde, das wir hier beſtatten, wiſſen wir wenig zu ſagen. Noch iſt uns unbekannt, woher es kam; ſeine Eltern kennen wir nicht, und die Zahl ſeiner Lebensjahre vermuthen wir nur. Sein tiefes, verſchloſſenes Herz ließ uns ſeine innerſten Angelegenheiten kaum errathen; nichts war deutlich an ihm, nichts offenbar, als die Liebe zu dem Manne, der es aus den Händen eines Barbaren rettete. Dieſe zärtliche Neigung, dieſe lebhafte Dankbarkeit ſchien die Flamme zu ſein, die das Oel ihres Lebens aufzehrte; die Geſchicklichkeit des Arztes konnte das ſchöne Leben nicht erhalten, die ſorgfältigſte Freundſchaft vermochte nicht, es zu friſten. Aber wenn die Kunſt den ſcheidenden Geiſt nicht zu feſſeln vermochte, ſo hat ſie alle ihre Mittel angewandt, den Körper zu erhalten und ihn der Vergänglichkeit zu entziehen. Eine balſamiſche Maſſe iſt durch alle Adern gedrungen und färbt nun an der Stelle des Bluts die ſo früh verblichenen Wangen. Treten Sie näher, meine Freunde, und ſehen Sie das Wunder der Kunſt und Sorgfalt!“

Er hob den Schleier auf, und das Kind lag in seinen Engelkleidern, wie schlafend, in der angenehmsten Stellung. Alle traten herbei und bewunderten diesen Schein des Lebens. Nur Wilhelm blieb in seinem Sessel sitzen, er konnte sich nicht fassen; was er empfand, durfte er nicht denken, und jeder Gedanke schien seine Empfindung zerstören zu wollen.

Die Rede war um des Marchese willen französisch gesprochen worden. Dieser trat mit den Andern herbei und betrachtete die Gestalt mit Aufmerksamkeit. Der Abbé fuhr fort: „Mit einem heiligen Vertrauen war auch dieses gute, gegen die Menschen so verschlossene Herz beständig zu seinem Gott gewendet. Die Demuth, ja eine Neigung, sich äußerlich zu erniedrigen, schien ihm angeboren. Mit Eifer hing es an der katholischen Religion, in der es geboren und erzogen war. Oft äußerte sie den stillen Wunsch, auf geweihtem Boden zu ruhen, und wir haben, nach den Gebräuchen der Kirche, dieses marmorne Behältniß und die wenige Erde geweiht, die in ihrem Kopfkissen verborgen ist. Mit welcher Inbrunst küßte sie in ihren letzten Augenblicken das Bild des Gekreuzigten [1]), das auf ihren zarten Armen mit vielen hundert Punkten sehr zierlich abgebildet steht!“ Er streifte zugleich, indem er das sagte, ihren rechten Arm auf, und ein Crucifix, von verschiedenen Buchstaben und Zeichen begleitet, sah man blaulich auf der weißen Haut.

Der Marchese betrachtete diese neue Erscheinung ganz in der Nähe. „O Gott!“ rief er aus, indem er sich aufrichtete und seine Hände gen Himmel hob, „armes Kind! Unglückliche Nichte! Finde ich dich hier wieder! Welche schmerzliche Freude, dich, auf die wir schon lange Verzicht gethan hatten, diesen guten, lieben Körper, den wir lange im See einen Raub der Fische glaubten, hier wieder zu finden, zwar todt, aber erhalten! Ich wohne deiner Bestattung bei, die so herrlich durch ihr Aeußeres und noch herrlicher durch die guten Menschen wird, die dich zu deiner Ruhestätte begleiten. Und wenn ich werde reden können“, sagte er mit gebrochner Stimme, „werde ich ihnen danken.“

Die Thränen verhinderten ihn, etwas weiter hervorzubringen. Durch den Druck einer Feder versenkte der Abbé den Körper in die

---

1) Dieser Umstand ist bei der Schilderung ihres Todes nicht erwähnt.

Tiefe des Marmors. Vier Jünglinge, gekleidet wie jene Knaben, traten hinter den Teppichen hervor, hoben den schweren, schön verzierten Deckel auf den Sarg und fingen zugleich ihren Gesang an.

Die Jünglinge.

„Wohl verwahrt ist nun der Schatz, das schöne Gebild der Vergangenheit! hier im Marmor ruht es unverzehrt; auch in euren Herzen lebt es, wirkt es fort. Schreitet, schreitet ins Leben zurück! Nehmet den heiligen Ernst mit hinaus! denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit."

Das unsichtbare Chor fiel in die letzten Worte mit ein; aber Niemand von der Gesellschaft vernahm die stärkenden Worte, Jedes war zu sehr mit den wunderbaren Entdeckungen und seinen eigenen Empfindungen beschäftigt. Der Abbé und Natalie führten den Marchese, Wilhelmen Therese und Lothario hinaus, und erst als der Gesang ihnen völlig verhallte, fielen die Schmerzen, die Betrachtungen, die Gedanken, die Neugierde sie mit aller Gewalt wieder an, und sehnlich wünschten sie sich in jenes Element[1]) wieder zurück.

Neuntes Capitel.

Der Marchese vermied von der Sache zu reden, hatte aber heimliche und lange Gespräche mit dem Abbé. Er erbat sich, wenn die Gesellschaft beisammen war, öfters Musik; man sorgte gern dafür, weil Jedermann zufrieden war, des Gesprächs überhoben zu sein. So lebte man einige Zeit fort, als man bemerkte, daß er Anstalt zur Abreise mache.

Eines Tages sagte er zu Wilhelmen: „Ich verlange nicht, die Reste des guten Kindes zu beunruhigen; es bleibe an dem Orte zurück, wo es geliebt und gelitten hat; aber seine Freunde müssen mir versprechen, mich in seinem Vaterlande, an dem Platze zu besuchen, wo das arme Geschöpf geboren und erzogen wurde; sie müssen die Säulen und Statuen sehen, von denen ihm noch eine dunkle Idee übrig geblieben ist. Ich will sie in die Buchten führen, wo

1) In die durch den Gesang erregte feierliche Stimmung, welche ihr Inneres bis dahin im Gleichgewicht erhalten hatte. Vgl. S. 65: „Die Musik hörte auf, und es war ihm, als wär' er aus dem Elemente gefallen, in dem seine Empfindungen bisher empor getragen wurden."

ſie ſo gern die Steinchen zuſammenlas. Sie werden ſich, lieber junger Mann, der Dankbarkeit einer Familie nicht entziehen, die Ihnen ſo viel ſchuldig iſt. Morgen reiſe ich weg. Ich habe dem Abbé die ganze Geſchichte vertraut; er wird ſie Ihnen wieder erzählen; er konnte mir verzeihen, wenn mein Schmerz mich unterbrach, und er wird als ein Dritter die Begebenheiten mit mehr Zuſammenhang vortragen. Wollen Sie mir noch, wie der Abbé vorſchlug, auf meiner Reiſe durch Deutſchland folgen, ſo ſind Sie willkommen. Laſſen Sie Ihren Knaben nicht zurück! bei jeder kleinen Unbequemlichkeit, die er uns macht, wollen wir uns Ihrer Vorſorge für meine arme Nichte wieder erinnern."

Noch ſelbigen Abend ward man durch die Ankunft der Gräfin überraſcht. Wilhelm bebte an allen Gliedern, als ſie hereintrat, und ſie, obgleich vorbereitet, hielt ſich an ihrer Schweſter, die ihr bald einen Stuhl reichte. Wie ſonderbar einfach war ihr Anzug, und wie verändert ihre Geſtalt! Wilhelm durfte kaum auf ſie hinblicken; ſie begrüßte ihn mit Freundlichkeit, und einige allgemeine Worte konnten ihre Geſinnung und Empfindungen nicht verbergen.

Der Marcheſe war bei Zeiten zu Bette gegangen, und die Geſellſchaft hatte noch keine Luſt, ſich zu trennen; der Abbé brachte ein Manuſcript hervor. „Ich habe", ſagte er, „ſogleich die ſonderbare Geſchichte, wie ſie mir anvertraut wurde, zu Papiere gebracht. Wo man am wenigſten Tinte und Feder ſparen ſoll, das iſt beim Aufzeichnen einzelner Umſtände merkwürdiger Begebenheiten." Man unterrichtete die Gräfin, wovon die Rede ſei, und der Abbé las:

„Meinen Vater", ſagte der Marcheſe, „muß ich, ſo viel Welt ich auch geſehen habe, immer für einen der wunderbarſten Menſchen halten. Sein Charakter war edel und gerade, ſeine Ideen weit, und man darf ſagen groß; er war ſtreng gegen ſich ſelbſt; in allen ſeinen Planen fand man eine unbeſtechliche Folge, an allen ſeinen Handlungen eine ununterbrochene Schrittmäßigkeit. So gut ſich daher von einer Seite mit ihm umgehen und ein Geſchäft verhandeln ließ, ſo wenig konnte er, um eben dieſer Eigenſchaften willen, ſich in die Welt finden, da er vom Staate, von ſeinen Nachbarn, von Kindern und Geſinde die Beobachtung aller der Geſetze forderte, die er ſich ſelbſt auferlegt hatte. Seine mäßigſten Forderungen wurden übertrieben durch ſeine Strenge, und er konnte nie zum Genuß gelangen.

weil nichts auf die Weiſe entſtand, wie er ſich's gedacht hatte. Ich habe ihn in dem Augenblicke, da er einen Palaſt baute, einen Garten anlegte, ein großes neues Gut in der ſchönſten Lage erwarb, innerlich mit dem ernſteſten Ingrimm überzeugt geſehen, das Schickſal habe ihn verdammt, enthaltſam zu ſein und zu dulden. In ſeinem Aeußerlichen beobachtete er die größte Würde; wenn er ſcherzte, zeigte er nur die Ueberlegenheit ſeines Verſtandes; es war ihm unerträglich, getadelt zu werden, und ich habe ihn nur einmal in meinem Leben ganz außer aller Faſſung geſehen, da er hörte, daß man von einer ſeiner Anſtalten wie von etwas Lächerlichem ſprach. In eben dieſem Geiſte hatte er über ſeine Kinder und ſein Vermögen disponirt. Mein älteſter Bruder ward als ein Mann erzogen, der künftig große Güter zu hoffen hatte. Ich ſollte den geiſtlichen Stand ergreifen, und der Jüngſte Soldat werden. Ich war lebhaft, feurig, thätig, ſchnell, zu allen körperlichen Uebungen geſchickt. Der Jüngſte ſchien zu einer Art von ſchwärmeriſcher Ruhe geneigter, den Wiſſenſchaften, der Muſik und der Dichtkunſt ergeben. Nur nach dem härteſten Kampf, nach der völligſten Ueberzeugung der Unmöglichkeit gab der Vater, wiewohl mit Widerwillen, nach, daß wir unſern Beruf umtauſchen dürften, und ob er gleich Jeden von uns Beiden zufrieden ſah, ſo konnte er ſich doch nicht drein finden und verſicherte, daß nichts Gutes daraus entſtehen werde. Je älter er ward, deſto abgeſchnittener fühlte er ſich von aller Geſellſchaft. Er lebte zuletzt faſt ganz allein. Nur ein alter Freund, der unter den Deutſchen gedient, im Feldzuge ſeine Frau verloren und eine Tochter mitgebracht hatte, die ungefähr zehn Jahre alt war, blieb ſein einziger Umgang. Dieſer kaufte ſich ein artiges Gut in der Nachbarſchaft, ſah meinen Vater zu beſtimmten Tagen und Stunden der Woche, in denen er auch manchmal ſeine Tochter mitbrachte. Er widerſprach meinem Vater niemals, der ſich zuletzt völlig an ihn gewöhnte und ihn als den einzigen erträglichen Geſellſchafter duldete. Nach dem Tode unſers Vaters merkten wir wohl, daß dieſer Mann von unſerm Alten trefflich ausgeſtattet worden war und ſeine Zeit nicht umſonſt zugebracht hatte; er erweiterte ſeine Güter, ſeine Tochter konnte eine ſchöne Mitgift erwarten. Das Mädchen wuchs heran und war von ſonderbarer Schönheit; mein älterer Bruder ſcherzte oft mit mir, daß ich mich um ſie bewerben ſollte.

„Indeſſen hatte Bruder Auguſtin im Kloſter ſeine Jahre in dem ſonderbarſten Zuſtande zugebracht; er überließ ſich ganz dem Genuß einer heiligen Schwärmerei, jenen halb geiſtigen, halb phyſiſchen Empfindungen, die, wie ſie ihn eine Zeit lang in den dritten Himmel erhuben, bald darauf in einen Abgrund von Ohnmacht und leeres Elend verſinken ließen. Bei meines Vaters Lebzeiten war an keine Veränderung zu denken, und was hätte man wünſchen oder vorſchlagen ſollen? Nach dem Tode unſers Vaters beſuchte er uns fleißig; ſein Zuſtand, der uns im Anfang jammerte, ward nach und nach um Vieles erträglicher; denn die Vernunft hatte geſiegt. Allein je ſicherer ſie ihm völlige Zufriedenheit und Heilung auf dem reinen Wege der Natur verſprach, deſto lebhafter verlangte er von uns, daß wir ihn von ſeinen Gelübden befreien ſollten; er gab zu verſtehen, daß ſeine Abſicht auf Sperata, unſere Nachbarin, gerichtet ſei

„Mein älterer Bruder hatte zu viel durch die Härte unſeres Vaters gelitten, als daß er ungerührt bei dem Zuſtande des jüngſten hätte bleiben können. Wir ſprachen mit dem Beichtvater unſerer Familie, einem alten würdigen Manne, entdeckten ihm die doppelte Abſicht unſeres Bruders und baten ihn, die Sache einzuleiten und zu befördern. Wider ſeine Gewohnheit zögerte er, und als endlich unſer Bruder in uns drang, und wir die Angelegenheit dem Geiſtlichen lebhafter empfahlen, mußte er ſich entſchließen, uns die ſonderbare Geſchichte zu entdecken.

„Sperata war unſere Schweſter, und zwar ſowohl von Vater als Mutter; Neigung und Sinnlichkeit hatten den Mann in ſpäteren Jahren nochmals überwältigt, in welchen das Recht der Ehegatten ſchon verloſchen zu ſein ſcheint; über einen ähnlichen Fall hatte man ſich kurz vorher in der Gegend luſtig gemacht, und mein Vater, um ſich nicht gleichfalls dem Lächerlichen auszuſetzen, beſchloß, dieſe ſpäte, geſetzmäßige Frucht der Liebe mit eben der Sorgfalt zu verheimlichen, als man ſonſt die früheren zufälligen Früchte der Neigung zu verbergen pflegt. Unſere Mutter kam heimlich nieder; das Kind wurde aufs Land gebracht, und der alte Hausfreund, der nebſt dem Beichtvater allein um das Geheimniß wußte, ließ ſich leicht bereden, ſie für ſeine Tochter auszugeben. Der Beichtvater hatte ſich nur ausbedungen, im äußerſten Fall das Geheimniß entdecken zu dürfen. Der Vater war geſtorben, das zarte Mädchen lebte unter der Auf-

ſicht einer alten Frau; wir wußten, daß Geſang und Muſik unſern Bruder ſchon bei ihr eingeführt hatten, und da er uns wiederholt aufforderte, ſeine alten Bande zu trennen, um das neue zu knüpfen, ſo war es nöthig, ihn ſo bald als möglich von der Gefahr zu unterrichten, in der er ſchwebte.

„Er ſah uns mit wilden, verachtenden Blicken an. ‚Spart eure unwahrſcheinlichen Märchen‘, rief er aus, ‚für Kinder und leichtgläubige Thoren! mir werdet ihr Speraten nicht vom Herzen reißen; ſie iſt mein! Verleugnet ſogleich euer ſchreckliches Geſpenſt, das mich nur vergebens ängſtigen würde. Sperata iſt nicht meine Schweſter, ſie iſt mein Weib!‘ Er beſchrieb uns mit Entzücken, wie ihn das himmliſche Mädchen aus dem Zuſtande der unnatürlichen Abſonderung von den Menſchen in das wahre Leben geführt, wie beide Gemüther gleich beiden Kehlen zuſammenſtimmten, und wie er alle ſeine Leiden und Verirrungen ſegnete, weil ſie ihn von allen Frauen bis dahin entfernt gehalten, und weil er nun ganz und gar ſich dem liebenswürdigſten Mädchen ergeben könne. Wir entſetzten uns über die Entdeckung; uns jammerte ſein Zuſtand, wir wußten uns nicht zu helfen; er verſicherte uns mit Heftigkeit, daß Sperata ein Kind von ihm im Buſen trage. Unſer Beichtvater that Alles, was ihm ſeine Pflicht eingab; aber dadurch ward das Uebel nur ſchlimmer. Die Verhältniſſe der Natur und der Religion, der ſittlichen Rechte und der bürgerlichen Geſetze wurden von meinem Bruder aufs Heftigſte durchgefochten. Nichts ſchien ihm heilig, als das Verhältniß zu Sperata; nichts ſchien ihm würdig, als der Name Vater und Gattin. ‚Dieſe allein‘, rief er aus, ‚ſind der Natur gemäß, alles Andere ſind Grillen und Meinungen. Gab es nicht edle Völker, die eine Heirath mit der Schweſter billigten? Nennt eure Götter nicht!‘ rief er aus; ‚ihr braucht die Namen nie, als wenn ihr uns bethören, uns von dem Wege der Natur abführen und die edelſten Triebe durch ſchändlichen Zwang zu Verbrechen entſtellen wollt. Zur größten Verwirrung des Geiſtes, zum ſchändlichſten Mißbrauche des Körpers nöthigt ihr die Schlachtopfer, die ihr lebendig begrabt. Ich darf reden; denn ich habe gelitten wie Keiner, von der höchſten, ſüßeſten Fülle der Schwärmerei bis zu den fürchterlichen Wüſten der Ohnmacht, der Leerheit, der Vernichtung und Verzweiflung, von den höchſten Ahnungen überirdiſcher Weſen bis zu dem völligſten

Unglauben, dem Unglauben an mich ſelbſt. Allen dieſen entſetzlichen Bodenſatz des am Rande ſchmeichelnden Kelchs habe ich ausgetrunken, und mein ganzes Weſen war bis in ſein Innerſtes vergiftet. Nun, da mich die gütige Natur durch ihre größten Gaben, durch die Liebe, wieder geheilt hat, da ich an dem Buſen eines himmliſchen Mädchens wieder fühle, daß ich bin, daß ſie iſt, daß wir Eins ſind, daß aus dieſer lebendigen Verbindung ein Drittes entſtehen und uns entgegenlächeln ſoll, nun eröffnet ihr die Flammen eurer Höllen, eurer Fegefeuer, die nur eine kranke Einbildungskraft verſengen können, und ſtellt ſie dem lebhaften, wahren, unzerſtörlichen Genuß der reinen Liebe entgegen! Begegnet uns unter jenen Cypreſſen, die ihre ernſthaften Gipfel gen Himmel wenden, beſucht uns an jenen Spalieren, wo die Citronen und Pomeranzen neben uns blühen, wo die zierliche Myrte uns ihre zarten Blumen darreicht, und dann wagt es, uns mit euren trüben, grauen, von Menſchen geſponnenen Netzen zu ängſtigen!'

„So beſtand er lange Zeit auf einem hartnäckigen Unglauben unſerer Erzählung, und zuletzt, da wir ihm die Wahrheit derſelben betheuerten, da ſie ihm der Beichtvater ſelbſt verſicherte, ließ er ſich doch dadurch nicht irre machen, vielmehr rief er aus: ‚Fragt nicht den Wiederhall eurer Kreuzgänge, nicht euer vermodertes Pergament, nicht eure beſchränkten Grillen und Verordnungen! Fragt die Natur und euer Herz! ſie wird euch lehren, vor was ihr zu ſchaudern habt; ſie wird euch mit dem ſtrengſten Finger zeigen, worüber ſie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausſpricht. Seht die Lilien an! entſpringt nicht Gatte und Gattin auf Einem Stengel? Verbindet beide nicht die Blume, die beide gebar, und iſt die Lilie nicht das Bild der Unſchuld, und ihre geſchwiſterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Wenn die Natur verabſcheut, ſo ſpricht ſie es laut aus; das Geſchöpf, das nicht ſein ſoll, kann nicht werden; das Geſchöpf, das falſch lebt, wird früh zerſtört. Unfruchtbarkeit, kümmerliches Daſein, frühzeitiges Verfallen: das ſind ihre Flüche, die Kennzeichen ihrer Strenge. Nur durch unmittelbare Folgen ſtraft ſie. Da, ſeht um euch her! und was verboten, was verflucht iſt, wird euch in die Augen fallen. In der Stille des Kloſters und im Geräuſche der Welt ſind tauſend Handlungen geheiligt und geehrt, auf denen ihr Fluch ruht. Auf bequemen Müßiggang ſo gut als überſtrengte

Arbeit, auf Willkür und Ueberfluß, wie auf Noth und Mangel ſieht ſie mit traurigen Augen nieder; zur Mäßigkeit ruft ſie; wahr ſind alle ihre Verhältniſſe, und ruhig alle ihre Wirkungen. Wer gelitten hat, wie ich, hat das Recht, frei zu ſein. Sperata iſt mein; nur der Tod ſoll mir ſie nehmen. Wie ich ſie behalten kann? wie ich glücklich werden kann? Das iſt eure Sorge! Jetzt gleich geh' ich zu ihr, um mich nicht wieder von ihr zu trennen.'

„Er wollte nach dem Schiffe, um zu ihr überzuſetzen; wir hielten ihn ab und baten ihn, daß er keinen Schritt thun möchte, der die ſchrecklichſten Folgen haben könnte. Er ſolle überlegen, daß er nicht in der freien Welt ſeiner Gedanken und Vorſtellungen, ſondern in einer Verfaſſung lebe, deren Geſetze und Verhältniſſe die Unbezwinglichkeit eines Naturgeſetzes angenommen haben. Wir mußten dem Beichtvater verſprechen, daß wir den Bruder nicht aus den Augen, noch weniger aus dem Schloſſe laſſen wollten; darauf ging er weg, und verſprach, in einigen Tagen wiederzukommen. Was wir vorausgeſehen hatten, traf ein; der Verſtand hatte unſern Bruder ſtark gemacht, aber ſein Herz war weich; die frühern Eindrücke der Religion wurden lebhaft, und die entſetzlichſten Zweifel bemächtigten ſich ſeiner. Er brachte zwei fürchterliche Tage und Nächte zu; der Beichtvater kam ihm wieder zu Hülfe, umſonſt! Der ungebundene freie Verſtand ſprach ihn los; ſein Gefühl, ſeine Religion, alle gewohnten Begriffe erklärten ihn für einen Verbrecher.

„Eines Morgens fanden wir ſein Zimmer leer; ein Blatt lag auf dem Tiſche, worin er uns erklärte, daß er, da wir ihn mit Gewalt gefangen hielten berechtigt ſei, ſeine Freiheit zu ſuchen; er entfliehe, er gehe zu Sperata, er hoffe mit ihr zu entkommen; er ſei auf Alles gefaßt, wenn man ſie trennen wollte.

„Wir erſchraken nicht wenig; allein der Beichtvater bat uns, ruhig zu ſein. Unſer armer Bruder war nahe genug beobachtet worden; die Schiffer, anſtatt ihn überzuſetzen, führten ihn in ſein Kloſter. Ermüdet von einem vierzigſtündigen Wachen, ſchlief er ein, ſobald ihn der Kahn im Mondenſchein ſchaukelte, und er erwachte nicht früher, als bis er ſich in den Händen ſeiner geiſtlichen Brüder ſah; er erholte ſich nicht eher, als bis er die Kloſterpforte hinter ſich zuſchlagen hörte.

„Schmerzlich gerührt von dem Schickſal unſeres Bruders,

machten wir unſerem Beichtvater die lebhafteſten Vorwürfe; allein dieſer ehrwürdige Mann wußte uns bald mit den Gründen des Wundarztes zu überreden, daß unſer Mitleid für den armen Kranken tödtlich ſei; er handle nicht aus eigener Willkür, ſondern auf Befehl des Biſchofs und des hohen Rathes. Die Abſicht war, alles öffentliche Aergerniß zu vermeiden und den traurigen Fall mit dem Schleier einer geheimen Kirchenzucht zu verdecken. Sperata ſollte geſchont werden, ſie ſollte nicht erfahren, daß ihr Geliebter zugleich ihr Bruder ſei. Sie ward einem Geiſtlichen anempfohlen, dem ſie vorher ſchon ihren Zuſtand vertraut hatte. Man wußte ihre Schwangerſchaft und Niederkunft zu verbergen. Sie war als Mutter in dem kleinen Geſchöpfe ganz glücklich. So wie die meiſten unſerer Mädchen konnte ſie weder ſchreiben noch Geſchriebenes leſen; ſie gab daher dem Pater Aufträge, was er ihrem Geliebten ſagen ſollte. Dieſer glaubte den frommen Betrug einer ſäugenden Mutter ſchuldig zu ſein; er brachte ihr Nachrichten von unſerem Bruder, den er niemals ſah, ermahnte ſie in ſeinem Namen zur Ruhe, bat ſie, für ſich und das Kind zu ſorgen und wegen der Zukunft Gott zu vertrauen.

„Sperata war von Natur zur Religioſität geneigt. Ihr Zuſtand, ihre Einſamkeit vermehrten dieſen Zug; der Geiſtliche unterhielt ihn, um ſie nach und nach auf eine ewige Trennung vorzubereiten. Kaum war das Kind entwöhnt, kaum glaubte er ihren Körper ſtark genug, die ängſtlichſten Seelenleiden zu ertragen, ſo fing er an, das Vergehen mit ſchrecklichen Farben vorzumalen, das Vergehen, ſich einem Geiſtlichen ergeben zu haben, das er als eine Art von Sünde gegen die Natur, als einen Inceſt behandelte. Denn er hatte den ſonderbaren Gedanken, ihre Reue jener Reue gleich zu machen, die ſie empfunden haben würde, wenn ſie das wahre Verhältniß ihres Fehltritts erfahren hätte. Er brachte dadurch ſo viel Jammer und Kummer in ihr Gemüth, er erhöhte die Idee der Kirche und ihres Oberhauptes ſo ſehr vor ihr, er zeigte ihr die ſchrecklichen Folgen für das Heil aller Seelen, wenn man in ſolchen Fällen nachgeben und die Straffälligen durch eine rechtmäßige Verbindung noch gar belohnen wolle, er zeigte ihr, wie heilſam es ſei, einen ſolchen Fehler in der Zeit abzubüßen und dafür dereinſt die Krone der Herrlichkeit zu erwerben, daß ſie endlich wie eine arme

Sünderin ihren Nacken dem Beil willig darreichte und inſtändig bat, daß man ſie auf ewig von unſerem Bruder entfernen möchte. Als man ſo viel von ihr erlangt hatte, ließ man ihr, doch unter einer gewiſſen Aufſicht, die Freiheit, bald in ihrer Wohnung, bald in dem Kloſter zu ſein, je nachdem ſie es für gut hielte.

„Ihr Kind wuchs heran und zeigte bald eine ſonderbare Natur. Es konnte ſehr früh laufen und ſich mit aller Geſchicklichkeit bewegen, es ſang bald ſehr artig und lernte die Zither gleichſam von ſich ſelbſt. Nur mit Worten konnte es ſich nicht ausdrücken, und es ſchien das Hinderniß mehr in ſeiner Denkungsart als in den Sprachwerkzeugen zu liegen. Die arme Mutter fühlte indeſſen ein trauriges Verhältniß zu dem Kinde; die Behandlung des Geiſtlichen hatte ihre Vorſtellungsart ſo verwirrt, daß ſie, ohne wahnſinnig zu ſein, ſich in den ſeltſamſten Zuſtänden befand. Ihr Vergehen ſchien ihr immer ſchrecklicher und ſtraffälliger zu werden; das oft wiederholte Gleichniß des Geiſtlichen vom Inceſt hatte ſich ſo tief bei ihr eingeprägt, daß ſie einen ſolchen Abſcheu empfand, als wenn ihr das Verhältniß ſelbſt bekannt geweſen wäre. Der Beichtvater dünkte ſich nicht wenig über das Kunſtſtück, wodurch er das Herz eines unglücklichen Geſchöpfes zerriß. Jämmerlich war es anzuſehen, wie die Mutterliebe, die über das Daſein des Kindes ſich ſo herzlich zu erfreuen geneigt war, mit dem ſchrecklichen Gedanken ſtritt, daß dieſes Kind nicht da ſein ſollte. Bald ſtritten dieſe beiden Gefühle zuſammen, bald war der Abſcheu über die Liebe gewaltig.

„Man hatte das Kind ſchon lange von ihr weggenommen und zu guten Leuten unten am See gegeben, und in der mehrern Freiheit, die es hatte, zeigte ſich bald ſeine beſondere Luſt zum Klettern. Die höchſten Gipfel zu erſteigen, auf den Rändern der Schiffe wegzulaufen und den Seiltänzern, die ſich manchmal in dem Orte ſehen ließen, die wunderlichſten Kunſtſtücke nachzumachen, war ein natürlicher Trieb.

„Um das Alles leichter zu üben, liebte ſie mit den Knaben die Kleider zu wechſeln, und ob es gleich von ihren Pflegeeltern höchſt unanſtändig und unzuläſſig gehalten wurde, ſo ließen wir ihr doch ſo viel als möglich nachſehen. Ihre wunderlichen Wege und Sprünge führten ſie manchmal weit; ſie verirrte ſich, ſie blieb aus und kam immer wieder. Meiſtentheils wenn ſie zurückkehrte, ſetzte ſie ſich

unter die Säulen des Portals vor einem Landhauſe in der Nachbarſchaft; man ſuchte ſie nicht mehr, man erwartete ſie. Dort ſchien ſie auf den Stufen auszuruhen; dann lief ſie in den großen Saal, beſah die Statuen, und wenn man ſie nicht beſonders aufhielt, eilte ſie nach Hauſe.

„Zuletzt ward denn doch unſer Hoffen getäuſcht und unſere Nachſicht beſtraft. Das Kind blieb aus; man fand ſeinen Hut auf dem Waſſer ſchwimmen, nicht weit von dem Orte, wo ein Gießbach ſich in den See ſtürzt. Man vermuthete, daß es bei ſeinem Klettern zwiſchen den Felſen verunglückt ſei; bei allem Nachforſchen konnte man den Körper nicht finden.

„Durch das unvorſichtige Geſchwätz ihrer Geſellſchafterinnen erfuhr Sperata bald den Tod ihres Kindes; ſie ſchien ruhig und heiter und gab nicht undeutlich zu verſtehen, ſie freue ſich, daß Gott das arme Geſchöpf zu ſich genommen und ſo bewahrt habe, ein größeres Unglück zu erdulden oder zu ſtiften.

„Bei dieſer Gelegenheit kamen alle Märchen zur Sprache, die man von unſern Waſſern zu erzählen pflegt. Es hieß, der See müſſe alle Jahre ein unſchuldiges Kind haben; er leide keinen todten Körper und werfe ihn früh oder ſpät ans Ufer, ja ſogar das letzte Knöchelchen, wenn es zu Grunde geſunken ſei, müſſe wieder heraus. Man erzählte die Geſchichte einer untröſtlichen Mutter, deren Kind im See ertrunken ſei, und die Gott und ſeine Heiligen angerufen habe, ihr nur wenigſtens die Gebeine zum Begräbniß zu gönnen; der nächſte Sturm habe den Schädel, der folgende den Rumpf ans Ufer gebracht, und nachdem Alles beiſammen geweſen, habe ſie ſämmtliche Gebeine in einem Tuch zur Kirche getragen; aber, o Wunder! als ſie in den Tempel getreten, ſei das Packet immer ſchwerer geworden, und endlich, als ſie es auf die Stufen des Altars gelegt, habe das Kind zu ſchreien angefangen und ſich zu Jedermanns Erſtaunen aus dem Tuche losgemacht; nur ein Knöchelchen des kleinen Fingers an der rechten Hand habe gefehlt, welches denn die Mutter nachher noch ſorgfältig aufgeſucht und gefunden, das denn auch noch zum Gedächtniß unter andern Reliquien in der Kirche aufgehoben werde.

„Auf die arme Mutter machten dieſe Geſchichten großen Eindruck; ihre Einbildungskraft fühlte einen neuen Schwung und

begünſtigte die Empfindung ihres Herzens. Sie nahm an, daß das Kind nunmehr für ſich und ſeine Eltern abgebüßt habe, daß Fluch und Strafe, die bisher auf ihnen geruht, nunmehr gänzlich gehoben ſei, daß es nur darauf ankomme, die Gebeine des Kindes wiederzufinden, um ſie nach Rom zu bringen, ſo würde das Kind auf den Stufen des großen Altars der Peterskirche wieder, mit ſeiner ſchönen friſchen Haut umgeben, vor dem Volke daſtehen. Es werde mit ſeinen eigenen Augen wieder Vater und Mutter ſchauen, und der Papſt, von der Einſtimmung Gottes und ſeiner Heiligen überzeugt, werde unter dem lauten Zuruf des Volks den Eltern die Sünde vergeben, ſie losſprechen und ſie verbinden.

„Nun waren ihre Augen und ihre Sorgfalt immer nach dem See und dem Ufer gerichtet. Wenn Nachts im Mondglanz ſich die Wellen umſchlugen, glaubte ſie, jeder blinkende Saum treibe ihr Kind hervor; es mußte zum Scheine Jemand hinablaufen, um es am Ufer aufzufangen. So war ſie auch des Tages unermüdet an den Stellen, wo das kieſige Ufer flach in den See ging; ſie ſammelte in ein Körbchen alle Knochen, die ſie fand. Niemand durfte ihr ſagen, daß es Thierknochen ſeien; die großen begrub ſie, die kleinen hob ſie auf. In dieſer Beſchäftigung lebte ſie unabläſſig fort. Der Geiſtliche, der durch die unerläßliche Ausübung ſeiner Pflicht ihren Zuſtand verurſacht hatte, nahm ſich auch ihrer nun aus allen Kräften an. Durch ſeinen Einfluß ward ſie in der Gegend für eine Entzückte, nicht für eine Verrückte gehalten; man ſtand mit gefalteten Händen, wenn ſie vorbeiging, und die Kinder küßten ihr die Hand.

„Ihrer alten Freundin und Begleiterin war von dem Beichtvater die Schuld, die ſie bei der unglücklichen Verbindung beider Perſonen gehabt haben mochte, nur unter der Bedingung erlaſſen, daß ſie unabläſſig treu ihr ganzes künftiges Leben die Unglückliche begleiten ſolle, und ſie hat mit einer bewundernswürdigen Geduld und Gewiſſenhaftigkeit ihre Pflichten bis zuletzt ausgeübt.

„Wir hatten unterdeſſen unſern Bruder nicht aus den Augen verloren; weder die Aerzte noch die Geiſtlichkeit ſeines Kloſters wollten uns erlauben, vor ihm zu erſcheinen; allein um uns zu überzeugen, daß es ihm nach ſeiner Art wohl gehe, konnten wir ihn, ſo oft wir wollten, in dem Garten, in den Kreuzgängen, ja durch ein Fenſter an der Decke ſeines Zimmers belauſchen.

„Nach vielen ſchrecklichen und ſonderbaren Epochen, die ich übergehe, war er in einen ſeltſamen Zuſtand der Ruhe des Geiſtes und der Unruhe des Körpers gerathen. Er ſaß faſt niemals, als wenn er ſeine Harfe nahm und darauf ſpielte, da er ſie denn meiſtens mit Geſang begleitete. Uebrigens war er immer in Bewegung und in Allem äußerſt lenkſam und folgſam; denn alle ſeine Leidenſchaften ſchienen ſich in der einzigen Furcht des Todes aufgelöſt zu haben. Man konnte ihn zu Allem in der Welt bewegen, wenn man ihm mit einer gefährlichen Krankheit oder mit dem Tode drohte.

„Außer dieſer Sonderbarkeit, daß er unermüdet im Kloſter hin und her ging und nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß es noch beſſer ſein würde, über Berg und Thäler ſo zu wandeln, ſprach er auch von einer Erſcheinung, die ihn gewöhnlich ängſtigte. Er behauptete nämlich, daß bei ſeinem Erwachen, zu jeder Stunde der Nacht, ein ſchöner Knabe unten an ſeinem Bette ſtehe und ihm mit einem blanken Meſſer drohe. Man verſetzte ihn in ein anderes Zimmer; allein er behauptete, auch da, und zuletzt ſogar an andern Stellen des Kloſters ſtehe der Knabe im Hinterhalt. Sein Auf- und Abwandeln ward unruhiger, ja, man erinnerte ſich nachher, daß er in der Zeit öfter als ſonſt an dem Fenſter geſtanden und über den See hinüber geſehen habe.

„Unſere arme Schweſter indeſſen ſchien von dem einzigen Gedanken, von der beſchränkten Beſchäftigung nach und nach aufgerieben zu werden, und unſer Arzt ſchlug vor, man ſollte ihr nach und nach unter ihre übrigen Gebeine die Knochen eines Kinderſkelets miſchen, um dadurch ihre Hoffnung zu vermehren. Der Verſuch war zweifelhaft, doch ſchien wenigſtens ſo viel dabei gewonnen, daß man ſie, wenn alle Theile beiſammen wären, von dem ewigen Suchen abbringen und ihr zu einer Reiſe nach Rom Hoffnung machen könnte.

„Es geſchah, und ihre Begleiterin vertauſchte unmerklich die ihr anvertrauten kleinen Reſte mit den gefundenen, und eine unglaubliche Wonne verbreitete ſich über die arme Kranke, als die Theile ſich nach und nach zuſammenfanden, und man diejenigen bezeichnen konnte, die noch fehlten. Sie hatte mit großer Sorgfalt jeden Theil, wo er hingehörte, mit Fäden und Bändern befeſtigt; ſie hatte, wie man die Körper der Heiligen zu ehren pflegt, mit Seide und Stickerei die Zwiſchenräume ausgefüllt.

„So hatte man die Glieder zuſammenkommen laſſen; es fehlten nur wenige der äußeren Enden. Eines Morgens, als ſie noch ſchlief, und der Medicus gekommen war, nach ihrem Befinden zu fragen, nahm die Alte die verehrten Reſte aus dem Käſtchen weg, das in der Schlafkammer ſtand, um dem Arzte zu zeigen, wie ſich die gute Kranke beſchäftige. Kurz darauf hörte man ſie aus dem Bette ſpringen; ſie hob das Tuch auf und fand das Käſtchen leer. Sie warf ſich auf ihre Knie; man kam und hörte ihr freudiges, inbrünſtiges Gebet. ‚Ja! es iſt wahr‘, rief ſie aus, ‚es war kein Traum, es iſt wirklich! Freut euch, meine Freunde, mit mir! Ich habe das gute, ſchöne Geſchöpf wieder lebendig geſehen. Es ſtand auf und warf den Schleier von ſich; ſein Glanz erleuchtete das Zimmer, ſeine Schönheit war verklärt; es konnte den Boden nicht betreten, ob es gleich wollte. Leicht ward es empor gehoben und konnte mir nicht einmal ſeine Hand reichen. Da rief es mich zu ſich und zeigte mir den Weg, den ich gehen ſoll. Ich werde ihm folgen, und bald folgen, ich fühl' es, und es wird mir ſo leicht ums Herz. Mein Kummer iſt verſchwunden, und ſchon das Anſchauen meines wieder Auferſtandenen hat mir einen Vorſchmack der himmliſchen Freude gegeben.‘

„Von der Zeit an war ihr ganzes Gemüth mit den heiterſten Ausſichten beſchäftigt; auf keinen irdiſchen Gegenſtand richtete ſie ihre Aufmerkſamkeit mehr, ſie genoß nur wenige Speiſen, und ihr Geiſt machte ſich nach und nach von den Banden des Körpers los. Auch fand man ſie zuletzt unvermuthet erblaßt und ohne Empfindung; ſie öffnete die Augen nicht wieder, ſie war, was wir todt nennen.

„Der Ruf ihrer Viſion hatte ſich bald unter das Volk verbreitet, und das ehrwürdige Anſehn, das ſie in ihrem Leben genoß, verwandelte ſich nach ihrem Tode ſchnell in den Gedanken, daß man ſie ſogleich für ſelig, ja für heilig halten müſſe.

„Als man ſie zu Grabe beſtatten wollte, drängten ſich viele Menſchen mit unglaublicher Heftigkeit hinzu; man wollte ihre Hand, man wollte wenigſtens ihr Kleid berühren. In dieſer leidenſchaftlichen Erhöhung fühlten verſchiedene Kranke die Uebel nicht, von denen ſie ſonſt gequält wurden; ſie hielten ſich für geheilt, ſie bekannten's, ſie prieſen Gott und ſeine neue Heilige. Die Geiſt-

lichkeit war genöthigt, den Körper in eine Capelle zu ſtellen; das Volk verlangte Gelegenheit, ſeine Andacht zu verrichten, der Zudrang war unglaublich; die Bergbewohner, die ohnedies zu lebhaften religiöſen Gefühlen geſtimmt ſind, drangen aus ihren Thälern herbei; die Andacht, die Wunder, die Anbetung vermehrten ſich mit jedem Tage. Die biſchöflichen Verordnungen, die einen ſolchen neuen Dienſt einſchränken und nach und nach niederſchlagen ſollten, konnten nicht zur Ausführung gebracht werden; bei jedem Widerſtand war das Volk heftig, und gegen jeden Ungläubigen bereit, in Thätlichkeit auszubrechen. ‚Wandelte nicht auch‘, riefen ſie, ‚der heilige Borromäus unter unſern Vorfahren?[1]) Erlebte ſeine Mutter nicht die Wonne ſeiner Seligſprechung? Hat man nicht durch jenes große Bildniß auf dem Felſen bei Arona[2]) uns ſeine geiſtige Größe ſinnlich vergegenwärtigen wollen? Leben die Seinigen nicht noch unter uns? Und hat Gott nicht zugeſagt, unter einem gläubigen Volke ſeine Wunder ſtets zu erneuern?‘

„Als der Körper nach einigen Tagen keine Zeichen der Fäulniß von ſich gab und eher weißer und gleichſam durchſichtig ward, erhöhte ſich das Zutrauen der Menſchen immer mehr, und es zeigten ſich unter der Menge verſchiedene Curen, die der aufmerkſame Beobachter ſelbſt nicht erklären und auch nicht geradezu als Betrug anſprechen konnte. Die ganze Gegend war in Bewegung, und wer nicht ſelbſt kam, hörte wenigſtens eine Zeit lang von nichts Anderem reden.

„Das Kloſter, worin mein Bruder ſich befand, erſcholl ſo gut als die übrige Gegend von dieſen Wundern, und man nahm ſich um ſo weniger in Acht, in ſeiner Gegenwart davon zu ſprechen, als er ſonſt auf nichts aufzumerken pflegte, und ſein Verhältniß Niemandem bekannt war. Diesmal ſchien er aber mit großer Genauigkeit gehört zu haben; er führte ſeine Flucht mit ſolcher Schlauheit aus, daß niemals Jemand hat begreifen können, wie er

1) Graf Carlo Borromeo, 1538 auf dem Schloß Arona am Lago Maggiore geboren, als Erzbiſchof von Mailand beſonders durch ſeine aufopfernde Thätigkeit während der Hungersnoth 1570 und der Peſt 1576 berühmt (vgl die Schilderung in Manzoni's „Promessi Sposi“). Er ſtarb 1584 und wurde 1610 von Papſt Paul V. heilig geſprochen. — 2) Eine koloſſale Bronzeſtatue von dem Bildhauer Cerani, welche die Verwandten des Heiligen und die Bewohner der Umgegend 1697 dort errichten ließen.

aus dem Kloſter herausgekommen ſei. Man erfuhr nachher, daß er ſich mit einer Anzahl Wallfahrer überſetzen laſſen, und daß er die Schiffer, die weiter nichts Verkehrtes an ihm wahrnahmen, nur um die größte Sorgfalt gebeten, daß das Schiff nicht umſchlagen möchte. Tief in der Nacht kam er in jene Capelle, wo ſeine unglückliche Geliebte von ihrem Leiden ausruhte; nur wenige Andächtige knieten in den Winkeln; ihre alte Freundin ſaß zu ihren Häupten. Er trat hinzu und grüßte ſie und fragte, wie ſich ihre Gebieterin befinde. ‚Ihr ſeht es‘, verſetzte Dieſe nicht ohne Verlegenheit. Er blickte den Leichnam nur von der Seite an. Nach einigem Zaudern nahm er ihre Hand. Erſchreckt von der Kälte, ließ er ſie ſogleich wieder fahren; er ſah ſich unruhig um und ſagte zu der Alten: „Ich kann jetzt nicht bei ihr bleiben, ich habe noch einen ſehr weiten Weg zu machen, ich will aber zur rechten Zeit ſchon wieder da ſein; ſag' ihr das, wenn ſie aufwacht!‘

„So ging er hinweg; wir wurden nur ſpät von dieſem Vorgange benachrichtigt; man forſchte nach, wo er hingekommen ſei, aber vergebens! Wie er ſich durch Berge und Thäler durchgearbeitet haben mag, iſt unbegreiflich. Endlich nach langer Zeit fanden wir in Graubünden eine Spur von ihm wieder, allein zu ſpät, und ſie verlor ſich bald. Wir vermutheten, daß er nach Deutſchland ſei; allein der Krieg hatte ſolche ſchwache Fußtapfen gänzlich verwiſcht.“

Zehntes Capitel.

Der Abbé hörte zu leſen auf, und Niemand hatte ohne Thränen zugehört. Die Gräfin brachte ihr Tuch nicht von den Augen; zuletzt ſtand ſie auf und verließ mit Natalien das Zimmer. Die Uebrigen ſchwiegen, und der Abbé ſprach: „Es entſteht nun die Frage, ob man den guten Marcheſe ſoll abreiſen laſſen, ohne ihm unſer Geheimniß zu entdecken. Denn wer zweifelt wohl einen Augenblick daran, daß Anguſtin und unſer Harfenſpieler Eine Perſon iſt? Ueberlegen wir, was zu thun ſei, ſowohl um des unglücklichen Mannes als der Familie willen. Mein Rath wäre, nichts zu übereilen, abzuwarten, was uns der Arzt, den wir eben von dort zurückerwarten, für Nachrichten bringt.“

Jedermann war derſelben Meinung, und der Abbé fuhr fort:

„Eine andere Frage, die vielleicht ſchneller abzuthun iſt, entſteht zu gleicher Zeit. Der Marcheſe iſt unglaublich gerührt über die Gaſtfreundſchaft, die ſeine arme Nichte bei uns, beſonders bei unſerm jungen Freunde gefunden hat. Ich habe ihm die ganze Geſchichte umſtändlich, ja wiederholt erzählen müſſen, und er zeigt ſeine lebhafteſte Dankbarkeit. ‚Der junge Mann‘, ſagte er, ‚hat ausgeſchlagen, mit mir zu reiſen, ehe er das Verhältniß kannte, das unter uns beſteht. Ich bin ihm nun kein Fremder mehr, von deſſen Art, zu ſein, und von deſſen Laune er etwa nicht gewiß wäre; ich bin ſein Verbundener, wenn Sie wollen, ſein Verwandter, und da ſein Knabe, den er nicht zurücklaſſen wollte, erſt das Hinderniß war, das ihn abhielt, ſich zu mir zu geſellen, ſo laſſen Sie jetzt dieſes Kind zum ſchönern Bande werden, das uns nur deſto feſter an einander knüpft. Ueber die Verbindlichkeit, die ich nun ſchon habe, ſei er mir noch auf der Reiſe nützlich; er kehre mit mir zurück, mein älterer Bruder wird ihn mit Freuden empfangen; er verſchmähe die Erbſchaft ſeines Pflegekindes nicht; denn nach einer geheimen Abrede unſers Vaters mit ſeinem Freunde iſt das Vermögen, das er ſeiner Tochter zugewendet hatte, wieder an uns zurückgefallen, und wir wollen dem Wohlthäter unſerer Nichte gewiß das nicht vorenthalten, was er verdient hat.‘“

Thereſe nahm Wilhelmen bei der Hand und ſagte: „Wir erleben abermals hier ſo einen ſchönen Fall, daß uneigennütziges Wohlthun die höchſten und ſchönſten Zinſen bringt. Folgen Sie dieſem ſonderbaren Ruf, und indem Sie ſich um den Marcheſe doppelt verdient machen, eilen Sie einem ſchönen Lande entgegen, das Ihre Einbildungskraft und Ihr Herz mehr als einmal an ſich gezogen hat.“

„Ich überlaſſe mich ganz meinen Freunden und ihrer Führung“, ſagte Wilhelm; „es iſt vergebens, in dieſer Welt nach eigenem Willen zu ſtreben. Was ich feſt zu halten wünſchte, muß ich fahren laſſen, und eine unverdiente Wohlthat drängt ſich mir auf.“

Mit einem Druck auf Thereſens Hand machte Wilhelm die ſeinige los. „Ich überlaſſe Ihnen ganz“, ſagte er zu dem Abbé, „was Sie über mich beſchließen; wenn ich meinen Felix nicht von mir zu laſſen brauche, ſo bin ich zufrieden, überall hinzugehen und Alles, was man für recht hält, zu unternehmen.“

Auf dieſe Erklärung entwarf der Abbé ſogleich ſeinen Plan:

man ſolle, ſagte er, den Marcheſe abreiſen laſſen, Wilhelm ſolle die Nachricht des Arztes abwarten, und alsdann, wenn man überlegt habe, was zu thun ſei, könne Wilhelm mit Felix nachreiſen. So bedeutete er auch den Marcheſe unter einem Vorwand, daß die Einrichtungen des jungen Freundes zur Reiſe ihn nicht abhalten müßten, die Merkwürdigkeiten der Stadt indeſſen zu beſehen. Der Marcheſe ging ab, nicht ohne wiederholte lebhafte Verſicherung ſeiner Dankbarkeit, wovon die Geſchenke, die er zurückließ, und die aus Juwelen, geſchnittenen Steinen und geſtickten Stoffen beſtanden, einen genugſamen Beweis gaben.

Wilhelm war nun auch völlig reiſefertig, und man war um ſo mehr verlegen, daß keine Nachrichten von dem Arzt kommen wollten; man befürchtete, dem armen Harfenſpieler möchte ein Unglück begegnet ſein, zu eben der Zeit, als man hoffen konnte, ihn durchaus in einen beſſern Zuſtand zu verſetzen. Man ſchickte den Courier fort, der kaum weggeritten war, als am Abend der Arzt mit einem Fremden hereintrat, deſſen Geſtalt und Weſen bedeutend, ernſthaft und auffallend war, und den Niemand kannte. Beide Ankömmlinge ſchwiegen eine Zeit lang ſtill; endlich ging der Fremde auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand und ſagte: „Kennen Sie Ihren alten Freund nicht mehr?“ Es war die Stimme des Harfenſpielers; aber von ſeiner Geſtalt ſchien keine Spur übrig geblieben zu ſein. Er war in der gewöhnlichen Tracht eines Reiſenden, reinlich und anſtändig gekleidet; ſein Bart war verſchwunden, ſeinen Locken ſah man einige Kunſt an, und was ihn eigentlich ganz unkenntlich machte, war, daß an ſeinem bedeutenden Geſichte die Züge des Alters nicht mehr erſchienen. Wilhelm umarmte ihn mit der lebhafteſten Freude; er ward den Andern vorgeſtellt und betrug ſich ſehr vernünftig und wußte nicht, wie bekannt er der Geſellſchaft noch vor Kurzem geworden war. „Sie werden Geduld mit einem Menſchen haben“, fuhr er mit großer Gelaſſenheit fort, „der, ſo erwachſen er auch ausſieht, nach einem langen Leiden erſt wie ein unerfahrenes Kind in die Welt tritt. Dieſem wackern Mann bin ich ſchuldig, daß ich wieder in einer menſchlichen Geſellſchaft erſcheinen kann.“ Man hieß ihn willkommen, und der Arzt veranlaßte ſogleich einen Spaziergang, um das Geſpräch abzubrechen und ins Gleichgültige zu lenken.

Als man allein war, gab der Arzt folgende Erklärung: „Die Geneſung dieſes Mannes iſt uns durch den ſonderbarſten Zufall geglückt. Wir hatten ihn lange nach unſerer Ueberzeugung moraliſch und phyſiſch behandelt; es ging auch bis auf einen gewiſſen Grad ganz gut, allein die Todesfurcht war noch immer groß bei ihm, und ſeinen Bart und ſein langes Kleid wollte er uns nicht aufopfern; übrigens nahm er mehr Theil an den weltlichen Dingen, und ſeine Geſänge ſchienen, wie ſeine Vorſtellungsart, wieder dem Leben ſich zu nähern. Sie wiſſen, welch ein ſonderbarer Brief des Geiſtlichen mich von hier abrief. Ich kam, ich fand unſern Mann ganz verändert; er hatte freiwillig ſeinen Bart hergegeben, er hatte erlaubt, ſeine Locken in eine hergebrachte Form zuzuſchneiden, er verlangte gewöhnliche Kleider und ſchien auf einmal ein anderer Menſch geworden zu ſein. Wir waren neugierig, die Urſache dieſer Verwandlung zu ergründen, und wagten doch nicht, uns mit ihm ſelbſt darüber einzulaſſen; endlich entdeckten wir zufällig die ſonderbare Bewandtniß. Ein Glas flüſſiges Opium fehlte in der Hausapotheke des Geiſtlichen; man hielt für nöthig, die ſtrengſte Unterſuchung anzuſtellen; Jedermann ſuchte ſich des Verdachtes zu erwehren; es gab unter den Hausgenoſſen heftige Scenen. Endlich trat dieſer Mann auf und geſtand, daß er es beſitze; man fragte ihn, ob er davon genommen habe; er ſagte Nein, fuhr aber fort: ‚Ich danke dieſem Beſitz die Wiederkehr meiner Vernunft. Es hängt von euch ab, mir dieſes Fläſchchen zu nehmen, und ihr werdet mich ohne Hoffnung in meinen alten Zuſtand wieder zurückfallen ſehen. Das Gefühl, daß es wünſchenswerth ſei, die Leiden dieſer Erde durch den Tod geendigt zu ſehen, brachte mich zuerſt auf den Weg der Geneſung; bald darauf entſtand der Gedanke, ſie durch einen freiwilligen Tod zu endigen, und ich nahm in dieſer Abſicht das Glas hinweg; die Möglichkeit, ſogleich die großen Schmerzen auf ewig aufzuheben, gab mir Kraft, die Schmerzen zu ertragen, und ſo habe ich, ſeitdem ich den Talisman beſitze, mich durch die Nähe des Todes wieder in das Leben zurückgedrängt. Sorgt nicht‘, ſagte er, ‚daß ich Gebrauch davon mache, ſondern entſchließt euch, als Kenner des menſchlichen Herzens, mich, indem ihr mir die Unabhängigkeit vom Leben zugeſteht, erſt vom Leben recht abhängig zu machen.‘ Nach reiflicher Ueberlegung drangen wir nicht weiter in ihn, und er führt

nun in einem feſten, geſchliffenen Glasfläſchchen dieſes Gift als das ſonderbarſte Gegengift bei ſich."

Man unterrichtete den Arzt von Allem, was indeſſen entdeckt worden war, und man beſchloß, gegen Auguſtin das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten. Der Abbé nahm ſich vor, ihn nicht von ſeiner Seite zu laſſen und ihn auf dem guten Wege, den er betreten hatte, fortzuführen.

Indeſſen ſollte Wilhelm die Reiſe durch Deutſchland mit dem Marcheſe vollenden. Schien es möglich, Auguſtinen eine Neigung zu ſeinem Vaterlande wieder einzuflößen, ſo wollte man ſeinen Verwandten den Zuſtand entdecken, und Wilhelm ſollte ihn den Seinigen wieder zuführen.

Dieſer hatte nun alle Anſtalten zu ſeiner Reiſe gemacht, und wenn es im Anfang wunderbar ſchien, daß Auguſtin ſich freute, als er vernahm, wie ſein alter Freund und Wohlthäter ſich gleich wieder entfernen ſollte, ſo entdeckte doch der Abbé bald den Grund dieſer ſeltſamen Gemüthsbewegung. Auguſtin konnte ſeine alte Furcht, die er vor Felix hatte, nicht überwinden, und wünſchte den Knaben je eher je lieber entfernt zu ſehen.

Nun waren nach und nach ſo viele Menſchen angekommen, daß man ſie im Schloß und in den Seitengebäuden kaum alle unterbringen konnte, um ſo mehr, da man nicht gleich anfangs auf den Empfang ſo vieler Gäſte die Einrichtung gemacht hatte. Man frühſtückte, man ſpeiſte zuſammen und hätte ſich gern beredet, man lebe in einer vergnüglichen Uebereinſtimmung, wenn ſchon in der Stille die Gemüther ſich gewiſſermaßen auseinander ſehnten. Thereſe war manchmal mit Lothario, noch öfter allein ausgeritten; ſie hatte in der Nachbarſchaft ſchon alle Landwirthe und Landwirthinnen kennen lernen; es war ihr Haushaltungsprincip, und ſie mochte nicht Unrecht haben, daß man mit Nachbarn und Nachbarinnen im beſten Vernehmen und immer in einem ewigen Gefälligkeitswechſel ſtehen müſſe. Von einer Verbindung zwiſchen ihr und Lothario ſchien gar die Rede nicht zu ſein. Die beiden Schweſtern hatten ſich viel zu ſagen, der Abbé ſchien den Umgang des Harfenſpielers zu ſuchen, Jarno hatte mit dem Arzt öftere Conferenzen, Friedrich hielt ſich an Wilhelmen, und Felix war überall, wo es ihm gut ging. So vereinigten ſich auch meiſtentheils die Paare auf dem Spaziergang,

indem die Gesellschaft sich trennte, und wenn sie zusammen sein mußten, so nahm man geschwind seine Zuflucht zur Musik, um Alle zu verbinden, indem man Jeden sich selbst wiedergab.

Unversehens vermehrte der Graf die Gesellschaft, seine Gemahlin abzuholen und, wie es schien, einen feierlichen Abschied von seinen weltlichen Verwandten zu nehmen. Jarno eilte ihm bis an den Wagen entgegen, und als der Ankommende fragte, was er für Gesellschaft finde, so sagte Jener in einem Anfall von toller Laune, die ihn immer ergriff, sobald er den Grafen gewahr ward: „Sie finden den ganzen Adel der Welt beisammen, Marchesen, Marquis, Mylords und Baronen; es hat nur noch an einem Grafen gefehlt." So ging man die Treppe hinauf, und Wilhelm war die erste Person, die ihm im Vorsaal entgegen kam. „Mylord!" sagte der Graf zu ihm auf Französisch, nachdem er ihn einen Augenblick betrachtet hatte, „ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft unvermuthet zu erneuern; denn ich müßte mich sehr irren, wenn ich Sie nicht im Gefolge des Prinzen sollte in meinem Schlosse gesehen haben."

„Ich hatte das Glück, Ew. Excellenz damals aufzuwarten", versetzte Wilhelm; „nur erzeigen Sie mir zu viel Ehre, wenn Sie mich für einen Engländer, und zwar vom ersten Range, halten; ich bin ein Deutscher, und —"

„Zwar ein sehr braver junger Mann", fiel Jarno sogleich ein.

Der Graf sah Wilhelmen lächelnd an und wollte eben etwas erwidern, als die übrige Gesellschaft herbei kam, und ihn aufs Freundlichste begrüßte. Man entschuldigte sich, daß man ihm nicht sogleich ein anständiges Zimmer anweisen könne, und versprach den nöthigen Raum ungesäumt zu verschaffen.

„Ei, ei!" sagte er lächelnd, „ich sehe wohl, daß man dem Zufalle überlassen hat, den Fourierzettel zu machen; mit Vorsicht und Einrichtung, wie viel ist da nicht möglich! Jetzt bitte ich euch, rührt mir keinen Pantoffel vom Platze! denn sonst, seh' ich wohl, giebt es eine große Unordnung. Jedermann wird unbequem wohnen, und das soll Niemand um meinetwillen wo möglich auch nur eine Stunde. Sie waren Zeuge", sagte er zu Jarno, „und auch Sie, Meister", indem er sich zu Wilhelmen wandte, „wie viele Menschen ich damals auf meinem Schlosse bequem untergebracht habe. Man gebe mir die Liste der Personen und Bedienten, man zeige mir an,

wie Jedermann gegenwärtig einquartiert ist; ich will einen Dislocationsplan machen, daß mit der wenigsten Bemühung Jedermann eine geräumige Wohnung finde, und daß noch Platz für einen Gast bleiben soll, der sich zufälliger Weise bei uns einstellen könnte."

Jarno machte sogleich den Adjutanten des Grafen, verschaffte ihm alle nöthigen Notizen und hatte nach seiner Art den größten Spaß, wenn er den alten Herrn mitunter irre machen konnte. Dieser gewann aber bald einen großen Triumph. Die Einrichtung war fertig; er ließ in seiner Gegenwart die Namen über alle Thüren schreiben, und man konnte nicht leugnen, daß mit wenig Umständen und Veränderungen der Zweck völlig erreicht war. Auch hatte es Jarno unter Anderem so geleitet, daß die Personen, die in dem gegenwärtigen Augenblick ein Interesse an einander nahmen, zusammen wohnten.

Nachdem Alles eingerichtet war, sagte der Graf zu Jarno: „Helfen Sie mir auf die Spur wegen des jungen Mannes, den Sie da Meister nennen, und der ein Deutscher sein soll." Jarno schwieg still; denn er wußte recht gut, daß der Graf einer von den Leuten war, die, wenn sie fragen, eigentlich belehren wollen; auch fuhr Dieser, ohne Antwort abzuwarten, in seiner Rede fort: „Sie hatten mir ihn damals vorgestellt und im Namen des Prinzen bestens empfohlen. Wenn seine Mutter auch eine Deutsche war, so hafte ich dafür, daß sein Vater ein Engländer ist, und zwar von Stande; wer wollte das englische Blut alles berechnen, das seit dreißig Jahren in deutschen Adern herumfließt! Ich will weiter nicht darauf dringen, ihr habt immer solche Familiengeheimnisse; doch mir wird man in solchen Fällen nichts aufbinden." Darauf erzählte er noch Verschiedenes, was damals mit Wilhelmen auf seinem Schlosse vorgegangen sein sollte, wozu Jarno gleichfalls schwieg, obgleich der Graf ganz irrig war und Wilhelmen mit einem jungen Engländer in des Prinzen Gefolge mehr als einmal verwechselte. Der gute Herr hatte in frühern Zeiten ein vortreffliches Gedächtniß gehabt und war noch immer stolz darauf, sich der geringsten Umstände seiner Jugend erinnern zu können; nun bestimmte er aber mit eben der Gewißheit wunderbare Combinationen und Fabeln als wahr, die ihm bei zunehmender Schwäche seines Gedächtnisses seine Einbildungskraft einmal vorgespiegelt hatte. Uebrigens war er sehr mild und gefällig geworden,

und ſeine Gegenwart wirkte recht günſtig auf die Geſellſchaft. Er verlangte, daß man etwas Nützliches zuſammen leſen ſollte, ja ſogar gab er manchmal kleine Spiele an, die er, wo nicht mitſpielte, doch mit großer Sorgfalt dirigirte, und da man ſich über ſeine Herablaſſung verwunderte, ſagte er, es ſei die Pflicht eines Jeden, der ſich in Hauptſachen von der Welt entferne, daß er in gleichgültigen Dingen ſich ihr deſto mehr gleichſtelle.

Wilhelm hatte unter dieſen Spielen mehr als einen bänglichen und verdrießlichen Augenblick; der leichtſinnige Friedrich ergriff manche Gelegenheit, um auf eine Neigung Wilhelms gegen Natalien zu deuten. Wie konnte er darauf fallen? Wodurch war er dazu berechtigt? Und mußte nicht die Geſellſchaft glauben, daß, weil Beide viel mit einander umgingen, Wilhelm ihm eine ſo unvorſichtige und unglückliche Confidenz gemacht habe?

Eines Tages waren ſie bei einem ſolchen Scherze heiterer als gewöhnlich, als Auguſtin auf einmal zur Thüre, die er aufriß, mit gräßlicher Geberde hereinſtürzte; ſein Angeſicht war blaß, ſein Auge wild, er ſchien reden zu wollen, die Sprache verſagte ihm. Die Geſellſchaft entſetzte ſich; Lothario und Jarno, die eine Rückkehr des Wahnſinns vermutheten, ſprangen auf ihn los und hielten ihn feſt. Stotternd und dumpf, dann heftig und gewaltſam ſprach und rief er: „Nicht mich haltet! eilt! helft! rettet das Kind! Felix iſt vergiftet!“

Sie ließen ihn los; er eilte zur Thüre hinaus, und voll Entſetzen drängte ſich die Geſellſchaft ihm nach. Man rief nach dem Arzte; Auguſtin richtete ſeine Schritte nach dem Zimmer des Abbés; man fand das Kind, das erſchrocken und verlegen ſchien, als man ihm ſchon von Weitem zurief: „Was haſt du angefangen?“

„Lieber Vater!“ rief Felix, „ich habe nicht aus der Flaſche, ich habe aus dem Glaſe getrunken; ich war ſo durſtig!“

Auguſtin ſchlug die Hände zuſammen, rief: „Er iſt verloren!“ drängte ſich durch die Umſtehenden und eilte davon.

Sie fanden ein Glas Mandelmilch auf dem Tiſche ſtehen und eine Caravine daneben, die über die Hälfte leer war. Der Arzt kam; er erfuhr, was man wußte, und ſah mit Entſetzen das wohlbekannte Fläſchchen, worin ſich das flüſſige Opium befunden hatte, leer auf dem Tiſche liegen; er ließ Eſſig herbei ſchaffen und rief alle Mittel ſeiner Kunſt zu Hülfe.

Natalie ließ den Knaben in ein Zimmer bringen; ſie bemühte ſich ängſtlich um ihn. Der Abbé war fortgerannt, Auguſtinen aufzuſuchen und einige Aufklärungen von ihm zu erdringen. Ebenſo hatte ſich der unglückliche Vater vergebens bemüht und fand, als er zurückkam, auf allen Geſichtern Bangigkeit und Sorge. Der Arzt hatte indeſſen die Mandelmilch im Glaſe unterſucht; es entdeckte ſich die ſtärkſte Beimiſchung von Opium. Das Kind lag auf dem Ruhebette und ſchien ſehr krank; es bat den Vater, daß man ihm nur nichts mehr einſchütten, daß man es nur nicht mehr quälen möchte. Lothario hatte ſeine Leute ausgeſchickt und war ſelbſt weggeritten, um der Flucht Auguſtins auf die Spur zu kommen. Natalie ſaß bei dem Kinde; es flüchtete auf ihren Schooß und bat ſie flehentlich um Schutz, flehentlich um ein Stückchen Zucker, der Eſſig ſei gar zu ſauer! Der Arzt gab es zu; man müſſe das Kind, das in der entſetzlichſten Bewegung war, einen Augenblick ruhen laſſen, ſagte er; es ſei alles Räthliche geſchehen, er wolle das Mögliche thun. Der Graf trat mit einigem Unwillen, wie es ſchien, herbei; er ſah ernſt, ja feierlich aus, legte die Hände auf das Kind, blickte gen Himmel und blieb einige Augenblicke in dieſer Stellung. Wilhelm, der troſtlos in einem Seſſel lag, ſprang auf, warf einen Blick voll Verzweiflung auf Natalien und ging zur Thüre hinaus. Kurz darauf verließ auch der Graf das Zimmer.

„Ich begreife nicht“, ſagte der Arzt nach einiger Pauſe, „daß ſich auch nicht die geringſte Spur eines gefährlichen Zuſtandes am Kinde zeigt. Auch nur mit einem Schluck muß es eine ungeheure Doſis Opium zu ſich genommen haben, und nun finde ich an ſeinem Pulſe keine weitere Bewegung, als die ich meinen Mitteln und der Furcht zuſchreiben kann, in die wir das Kind verſetzt haben.“

Bald darauf trat Jarno mit der Nachricht herein, daß man Auguſtinen auf dem Oberboden in ſeinem Blute gefunden habe; ein Scheermeſſer habe neben ihm gelegen, wahrſcheinlich habe er ſich die Kehle abgeſchnitten. Der Arzt eilte fort und begegnete den Leuten, welche den Körper die Treppe herunterbrachten. Er ward auf ein Bett gelegt und genau unterſucht; der Schnitt war in die Luftröhre gegangen, auf einen ſtarken Blutverluſt war eine Ohnmacht gefolgt; doch ließ ſich bald bemerken, daß noch Leben, daß noch Hoffnung

übrig sei. Der Arzt brachte den Körper in die rechte Lage, fügte die getrennten Theile zusammen und legte den Verband auf.

Die Nacht ging Allen schlaflos und sorgenvoll vorüber. Das Kind wollte sich nicht von Natalien trennen lassen. Wilhelm saß vor ihr auf einem Schemel; er hatte die Füße des Knaben auf seinem Schooße, Kopf und Brust lagen auf dem ihrigen; so theilten sie die angenehme Last und die schmerzlichen Sorgen und verharrten, bis der Tag anbrach, in der unbequemen und traurigen Lage. Natalie hatte Wilhelmen ihre Hand gegeben; sie sprachen kein Wort, sahen auf das Kind und sahen einander an. Lothario und Jarno saßen am andern Ende des Zimmers und führten ein sehr bedeutendes Gespräch, das wir gern, wenn uns die Begebenheiten nicht zu sehr drängten, unsern Lesern hier mittheilen würden. Der Knabe schlief sanft, erwachte am frühen Morgen ganz heiter, sprang auf und verlangte ein Butterbrod.

Sobald Augustin sich einigermaßen erholt hatte, suchte man einige Aufklärung von ihm zu erhalten. Man erfuhr nicht ohne Mühe und nur nach und nach, daß, als er bei der unglücklichen Dislocation des Grafen in Ein Zimmer mit dem Abbé versetzt worden, er das Manuscript und darin seine Geschichte gefunden habe; sein Entsetzen sei ohne Gleichen gewesen, und er habe sich nun überzeugt, daß er nicht länger leben dürfe; sogleich habe er seine gewöhnliche Zuflucht zum Opium genommen, habe es in ein Glas Mandelmilch geschüttet und habe doch, als er es an den Mund gesetzt, geschaudert; darauf habe er es stehen lassen, um nochmals durch den Garten zu laufen und die Welt zu sehen; bei seiner Zurückkunft habe er das Kind gefunden, eben beschäftigt, das Glas, woraus es getrunken, wieder voll zu gießen.

Man bat den Unglücklichen, ruhig zu sein; er faßte Wilhelmen krampfhaft bei der Hand: „Ach!“ sagte er, „warum habe ich dich nicht längst verlassen! Ich wußte wohl, daß ich den Knaben tödten würde und er mich.“

„Der Knabe lebt!“ sagte Wilhelm.

Der Arzt, der aufmerksam zugehört hatte, fragte Augustinen, ob alles Getränke vergiftet gewesen. „Nein!“ versetzte er, „nur das Glas.“

„So hat durch den glücklichsten Zufall“, rief der Arzt, „das

Kind aus der Flaſche getrunken! Ein guter Genius hat ſeine Hand geführt, daß es nicht nach dem Tode griff, der ſo nahe zubereitet ſtand!“

„Nein! nein!“ rief Wilhelm mit einem Schrei, indem er die Hände vor die Augen hielt, „wie fürchterlich iſt dieſe Ausſage! Ausdrücklich ſagte das Kind, daß es nicht aus der Flaſche, ſondern aus dem Glaſe getrunken habe. Seine Geſundheit iſt nur ein Schein, es wird uns unter den Händen wegſterben.“

Er eilte fort; der Arzt ging hinunter und fragte, indem er das Kind liebkoſte: „Nicht wahr, Felix, du haſt aus der Flaſche getrunken und nicht aus dem Glaſe?“ Das Kind fing an zu weinen. Der Arzt erzählte Natalien im Stillen, wie ſich die Sache verhalte; auch ſie bemühte ſich vergebens, die Wahrheit von dem Kinde zu erfahren; es weinte nur heftiger und ſo lange, bis es einſchlief.

Wilhelm wachte bei ihm; die Nacht verging ruhig. Den andern Morgen fand man Auguſtinen todt in ſeinem Bette; er hatte die Aufmerkſamkeit ſeiner Wärter durch eine ſcheinbare Ruhe betrogen, den Verband ſtill aufgelöſt und ſich verblutet.

Natalie ging mit dem Kinde ſpazieren; es war munter wie in ſeinen glücklichſten Tagen. „Du biſt doch gut“, ſagte Felix zu ihr; „du zankſt nicht, du ſchlägſt mich nicht; ich will dir's nur ſagen, ich habe aus der Flaſche getrunken. Mutter Aurelie ſchlug mich immer auf die Finger, wenn ich nach der Caravine griff; der Vater ſah ſo bös aus, ich dachte, er würde mich ſchlagen.“

Mit beflügelten Schritten eilte Natalie zu dem Schloſſe; Wilhelm kam ihr, noch voller Sorgen, entgegen. „Glücklicher Vater!“ rief ſie laut, indem ſie das Kind aufhob und es ihm in die Arme warf, „da haſt du deinen Sohn! Er hat aus der Flaſche getrunken, ſeine Unart hat ihn gerettet.“

Man erzählte den glücklichen Ausgang dem Grafen, der aber nur mit lächelnder, ſtiller, beſcheidener Gewißheit zuhörte, mit der man den Irrthum guter Menſchen ertragen mag. Jarno, aufmerkſam auf Alles, konnte diesmal eine ſolche hohe Selbſtgenügſamkeit nicht erklären, bis er endlich nach manchen Umſchweifen erfuhr, der Graf ſei überzeugt, das Kind habe wirklich Gift genommen, er habe es aber durch ſein Gebet und durch das Auflegen ſeiner Hände wunderbar am Leben erhalten. Nun beſchloß er auch ſogleich wegzugehen; gepackt war bei ihm Alles wie gewöhnlich in Einem Augenblicke,

und beim Abſchiede faßte die ſchöne Gräfin Wilhelms Hand, ehe ſie noch die Hand der Schweſter losließ, drückte alle vier Hände zuſammen, kehrte ſich ſchnell um und ſtieg in den Wagen.

So viel ſchreckliche und wunderbare Begebenheiten, die ſich eine über die andere drängten, zu einer ungewohnten Lebensart nöthigten und Alles in Unordnung und Verwirrung ſetzten, hatten eine Art von fieberhafter Schwingung in das Haus gebracht. Die Stunden des Schlafens und Wachens, des Eſſens, Trinkens und geſelligen Zuſammenſeins waren verrückt und umgekehrt. Außer Thereſen war Niemand in ſeinem Gleiſe geblieben; die Männer ſuchten durch geiſtige Getränke ihre gute Laune wieder herzuſtellen, und indem ſie ſich eine künſtliche Stimmung gaben, entfernten ſie die natürliche, die allein uns wahre Heiterkeit und Thätigkeit gewährt.

Wilhelm war durch die heftigſten Leidenſchaften bewegt und zerrüttet; die unvermutheten und ſchreckhaften Anfälle hatten ſein Innerſtes ganz außer aller Faſſung gebracht, einer Leidenſchaft zu widerſtehen, die ſich des Herzens ſo gewaltſam bemächtigt hatte. Felix war ihm wiedergegeben, und doch ſchien ihm Alles zu fehlen; die Briefe von Wernern mit den Anweiſungen waren da; ihm mangelte nichts zu ſeiner Reiſe als der Muth, ſich zu entfernen. Alles drängte ihn zu dieſer Reiſe. Er konnte vermuthen, daß Lothario und Thereſe nur auf ſeine Entfernung warteten, um ſich trauen zu laſſen. Jarno war wider ſeine Gewohnheit ſtill, und man hätte beinahe ſagen können, er habe etwas von ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit verloren. Glücklicherweiſe half der Arzt unſerm Freunde einigermaßen aus der Verlegenheit, indem er ihn für krank erklärte und ihm Arznei gab.

Die Geſellſchaft kam immer Abends zuſammen, und Friedrich, der ausgelaſſene Menſch, der gewöhnlich mehr Wein als billig trank, bemächtigte ſich des Geſprächs und brachte nach ſeiner Art mit hundert Citaten und eulenſpiegelhaften Anſpielungen die Geſellſchaft zum Lachen und ſetzte ſie auch nicht ſelten in Verlegenheit, indem er laut zu denken ſich erlaubte.

An die Krankheit ſeines Freundes ſchien er gar nicht zu glauben. Einſt, als ſie Alle beiſammen waren, rief er aus: „Wie nennt ihr das Uebel, Doctor, das unſern Freund angefallen hat? Paßt hier keiner von den dreitauſend Namen, mit denen ihr eure Unwiſſenheit

ausputzt? An ähnlichen Beispielen wenigstens hat es nicht gefehlt. Es kommt", fuhr er mit einem emphatischen Tone fort, „ein solcher Casus in der ägyptischen oder babylonischen Geschichte vor." Die Gesellschaft sah einander an und lächelte.

„Wie hieß der König?" rief er aus und hielt einen Augenblick inne. „Wenn ihr mir nicht einhelfen wollt", fuhr er fort, „so werde ich mir selbst zu helfen wissen." Er riß die Thürflügel auf und wies nach dem großen Bilde im Vorsaal. „Wie heißt der Ziegenbart mit der Krone dort, der sich am Fuße des Bettes um seinen kranken Sohn abhärmt? Wie heißt die Schöne, die hereintritt und in ihren sittsamen Schelmenaugen Gift und Gegengift zugleich führt? Wie heißt der Pfuscher von Arzt, dem erst in diesem Augenblicke ein Licht aufgeht, der das erste Mal in seinem Leben Gelegenheit findet, ein vernünftiges Recept zu verordnen, eine Arznei zu reichen, die aus dem Grunde curirt, und die eben so wohlschmeckend als heilsam ist?"

In diesem Tone fuhr er fort zu schwadroniren. Die Gesellschaft nahm sich so gut als möglich zusammen und verbarg ihre Verlegenheit hinter einem gezwungenen Lächeln. Eine leichte Röthe überzog Nataliens Wangen und verrieth die Bewegungen ihres Herzens. Glücklicherweise ging sie mit Jarno auf und nieder; als sie an die Thüre kam, schritt sie mit einer klugen Bewegung hinaus, einigemal in dem Vorsaale hin und wieder und ging sodann auf ihr Zimmer.

Die Gesellschaft war still. Friedrich fing an zu tanzen und zu singen:

„O, ihr werdet Wunder sehn!
Was geschehn ist, ist geschehn;
Was gesagt ist, ist gesagt.
Eh' es tagt,
Sollt ihr Wunder sehn."

Therese war Natalien nachgegangen; Friedrich zog den Arzt vor das große Gemälde, hielt eine lächerliche Lobrede auf die Medicin und schlich davon.

Lothario hatte bisher in einer Fenstervertiefung gestanden und sah, ohne sich zu rühren, in den Garten hinunter. Wilhelm war in der schrecklichsten Lage. Selbst da er sich nun mit seinem Freunde

allein ſah, blieb er eine Zeit lang ſtill; er überlief mit flüchtigem Blick ſeine Geſchichte und ſah zuletzt mit Schaudern auf ſeinen gegenwärtigen Zuſtand; endlich ſprang er auf und rief: „Bin ich Schuld an dem, was vorgeht, an dem, was mir und Ihnen begegnet, ſo ſtrafen Sie mich! Zu meinen übrigen Leiden entziehen Sie mir Ihre Freundſchaft, und laſſen Sie mich ohne Troſt in die weite Welt hinaus gehen, in der ich mich lange hätte verlieren ſollen! Sehen Sie aber in mir das Opfer einer grauſamen zufälligen Verwicklung, aus der ich mich heraus zu winden unfähig war, ſo geben Sie mir die Verſicherung Ihrer Liebe, Ihrer Freundſchaft auf eine Reiſe mit, die ich nicht länger verſchieben darf. Es wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen werde ſagen können, was dieſe Tage in mir vorgegangen iſt. Vielleicht leide ich eben jetzt dieſe Strafe, weil ich mich Ihnen nicht früh genug entdeckte, weil ich gezaudert habe, mich Ihnen ganz zu zeigen, wie ich bin; Sie hätten mir beigeſtanden, Sie hätten mir zur rechten Zeit los geholfen. Aber- und abermal gehen mir die Augen über mich ſelbſt auf, immer zu ſpät und immer umſonſt. Wie ſehr verdiente ich die Strafrede Jarno's! Wie glaubte ich ſie gefaßt zu haben, wie hoffte ich ſie zu nutzen, ein neues Leben zu gewinnen! Konnte ich's? Sollte ich's? Vergebens klagen wir Menſchen uns ſelbſt, vergebens das Schickſal an! Wir ſind elend und zum Elend beſtimmt; und iſt es nicht völlig einerlei, ob eigene Schuld, höherer Einfluß oder Zufall, Tugend oder Laſter, Weisheit oder Wahnſinn uns ins Verderben ſtürzen? Leben Sie wohl! ich werde keinen Augenblick länger in dem Hauſe verweilen, in welchem ich das Gaſtrecht wider meinen Willen ſo ſchrecklich verletzt habe. Die Indiscretion Ihres Bruders iſt unverzeihlich; ſie treibt mein Unglück auf den höchſten Grad, ſie macht mich verzweifeln."

„Und wenn nun", verſetzte Lothario, indem er ihn bei der Hand nahm, „Ihre Verbindung mit meiner Schweſter die geheime Bedingung wäre, unter welcher ſich Thereſe entſchloſſen hat, mir ihre Hand zu geben? Eine ſolche Entſchädigung hat Ihnen das edle Mädchen zugedacht; ſie ſchwur, daß dieſes doppelte Paar an Einem Tage zum Altare gehen ſollte. ‚Sein Verſtand hat mich gewählt', ſagte ſie, ‚ſein Herz fordert Natalien, und mein Verſtand wird ſeinem Herzen zu Hülfe kommen.' Wir wurden einig, Natalien und Sie zu beobachten; wir machten den Abbé zu unſerm Vertrauten, dem

wir verſprechen mußten, keinen Schritt zu dieſer Verbindung zu thun, ſondern Alles ſeinen Gang gehen zu laſſen. Wir haben es gethan. Die Natur hat gewirkt, und der tolle Bruder hat nur die reife Frucht abgeſchüttelt. Laſſen Sie uns, da wir einmal ſo wunderbar zuſammen kommen, nicht ein gemeines Leben führen; laſſen Sie uns zuſammen auf eine würdige Weiſe thätig ſein! Unglaublich iſt es, was ein gebildeter Menſch für ſich und Andere thun kann, wenn er, ohne herrſchen zu wollen, das Gemüth hat, Vormund von Vielen zu ſein, ſie leitet, dasjenige zur rechten Zeit zu thun, was ſie doch Alle gerne thun möchten, und ſie zu ihren Zwecken führt, die ſie meiſt recht gut im Auge haben und nur die Wege dazu verfehlen. Laſſen Sie uns hierauf einen Bund ſchließen! es iſt keine Schwärmerei, es iſt eine Idee, die recht gut ausführbar iſt, und die öfters, nur nicht immer mit klarem Bewußtſein, von guten Menſchen ausgeführt wird. Meine Schweſter Natalie iſt hiervon ein lebhaftes Beiſpiel. Unerreichbar wird immer die Handlungsweiſe bleiben, welche die Natur dieſer ſchönen Seele vorgeſchrieben hat. Ja, ſie verdient dieſen Ehrennamen vor vielen Andern, mehr, wenn ich ſagen darf, als unſere edle Tante ſelbſt, die zu der Zeit, als unſer guter Arzt jenes Manuſcript ſo rubricirte[1]), die ſchönſte Natur war, die wir in unſerm Kreiſe kannten. Indeß hat Natalie ſich entwickelt, und die Menſchheit freut ſich einer ſolchen Erſcheinung."

Er wollte weiter reden, aber Friedrich ſprang mit großem Geſchrei herein. „Welch einen Kranz verdien' ich?" rief er aus, und wie werdet ihr mich belohnen? Myrten, Lorbeer, Epheu, Eichenlaub, das friſcheſte, das ihr finden könnt, windet zuſammen! ſo viel Verdienſte habt ihr in mir zu krönen. Natalie iſt dein! ich bin der Zauberer, der dieſen Schatz gehoben hat."

„Er ſchwärmt", ſagte Wilhelm, „und ich gehe."

„Haſt du Auftrag?" ſagte der Baron, indem er Wilhelmen feſt hielt.

„Aus eigener Macht und Gewalt", verſetzte Friedrich, „auch von Gottes Gnaden, wenn ihr wollt; ſo war ich Freiersmann, ſo bin ich jetzt Geſandter; ich habe an der Thür gehorcht, ſie hat ſich ganz dem Abbé entdeckt."

---

1) Mit dieſer Ueberſchrift verſah.

„Unverſchämter!“ ſagte Lothario, „wer heißt dich horchen!“

„Wer heißt ſie ſich einſchließen!“ verſetzte Friedrich; „ich hörte Alles ganz genau, Natalie war ſehr bewegt. In der Nacht, da das Kind ſo krank ſchien und halb auf ihrem Schooße ruhte, als du troſtlos vor ihr ſaßeſt und die geliebte Bürde mit ihr theilteſt, that ſie das Gelübde, wenn das Kind ſtürbe, dir ihre Liebe zu bekennen und dir ſelbſt die Hand anzubieten; jetzt, da das Kind lebt, warum ſoll ſie ihre Geſinnung verändern? Was man einmal ſo verſpricht, hält man unter jeder Bedingung. Nun wird der Pfaffe kommen und Wunder denken, was er für Neuigkeiten bringt.“

Der Abbé trat ins Zimmer. „Wir wiſſen Alles!“ rief Friedrich ihm entgegen; „macht es kurz! denn ihr kommt blos um der Formalität willen; zu weiter nichts werden die Herren verlangt.“

„Er hat gehorcht.“, ſagte der Baron.

„Wie ungezogen!“ rief der Abbé.

„Nun geſchwind!“ verſetzte Friedrich, „wie ſieht's mit den Ceremonien aus? Die laſſen ſich an den Fingern herzählen; ihr müßt reiſen, die Einladung des Marcheſe kommt euch herrlich zu Statten. Seid ihr nur einmal über die Alpen, ſo findet ſich zu Hauſe Alles; die Menſchen wiſſen's euch Dank, wenn ihr etwas Wunderliches unternehmt; ihr verſchafft ihnen eine Unterhaltung, die ſie nicht zu bezahlen brauchen. Es iſt eben, als wenn ihr eine Freiredoute gäbt; es können alle Stände daran Theil nehmen.“

„Ihr habt euch freilich mit ſolchen Volksfeſten ſchon ſehr ums Publikum verdient gemacht“, verſetzte der Abbé, „und ich komme, ſo ſcheint es, heute nicht mehr zum Wort.“

„Iſt nicht Alles, wie ich's ſage“, verſetzte Friedrich, „ſo belehrt uns eines Beſſern. Kommt herüber, kommt herüber! wir müſſen ſie ſehen und uns freuen.“

Lotharío umarmte ſeinen Freund und führte ihn zu der Schweſter; ſie kam mit Thereſen ihnen entgegen; Alles ſchwieg.

„Nicht gezaudert!“ rief Friedrich. „In zwei Tagen könnt ihr reiſefertig ſein. Wie meint ihr, Freund?“ fuhr er fort, indem er ſich zu Wilhelmen wendete, „als wir Bekanntſchaft machten, als ich euch den ſchönen Strauß abforderte, wer konnte denken, daß ihr jemals eine ſolche Blume aus meiner Hand empfangen würdet?“

„Erinnern Sie mich nicht in dieſem Augenblicke des höchſten Glückes an jene Zeiten!“

„Deren ihr euch nicht ſchämen ſollt, ſo wenig man ſich ſeiner Abkunft zu ſchämen hat. Die Zeiten waren gut, und ich muß lachen, wenn ich dich anſehe: du kommſt mir vor, wie Saul, der Sohn Kis', der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und ein Königreich fand.“[1])

„Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht“, verſetzte Wilhelm, „aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauſchen möchte.“

1) Vgl. 1. Buch Samuelis, Cap. 9.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung. Seite

Wilhelm Meisters Lehrjahre V

Wilhelm Meisters Lehrjahre. Erster Theil 1

Wilhelm Meisters Lehrjahre. Zweiter Theil 265

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google